

Concordia Seminary - Saint Louis

Scholarly Resources from Concordia Seminary

Lehre und Wehre

Print Publications

1-1-1901

Lehre und Wehre Volume 47

Concordia Seminary Faculty

Concordia Seminary, St. Louis, ir_csf@csl.edu

Follow this and additional works at: <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre>



Part of the [Biblical Studies Commons](#), [Christian Denominations and Sects Commons](#), [Christianity Commons](#), [History of Christianity Commons](#), [Liturgy and Worship Commons](#), [Missions and World Christianity Commons](#), [Practical Theology Commons](#), and the [Religious Thought, Theology and Philosophy of Religion Commons](#)

Recommended Citation

Concordia Seminary Faculty, "Lehre und Wehre Volume 47" (1901). *Lehre und Wehre*. 47. <https://scholar.csl.edu/lehreundwehre/47>

This Book is brought to you for free and open access by the Print Publications at Scholarly Resources from Concordia Seminary. It has been accepted for inclusion in Lehre und Wehre by an authorized administrator of Scholarly Resources from Concordia Seminary. For more information, please contact seitzw@csl.edu.

Lehre und Wehre.

Theologisches und kirchlich=zeitgeschichtliches

Monatsblatt.

Herausgegeben

von der

deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigirt vom

Lehrer-Collegium des Seminars zu St. Louis.

Luther: „Ein Prediger muß nicht allein weiden, also, daß er die Schafe unterweise, wie sie rechte Christen sollen sein, sondern auch daneben den Wölfen wehren, daß sie die Schafe nicht angreifen und mit falscher Lehre verführen und Irrthum einführen, wie denn der Teufel nicht ruht. Nun findet man jetzt viele Leute, die wohl leiden mögen, daß man das Evangelium predige, wenn man nur nicht wider die Wölfe schreiet und wider die Prälaten predigt. Aber wenn ich schon recht predige und die Schafe wohl weide und lehre, so ist's dennoch nicht genug der Schafe geschützt und sie verwohret, daß nicht die Wölfe kommen und sie wieder davonführen. Denn was ist das gebauet, wenn ich Steine aufwerfe, und ich sehe einem andern zu, der sie wieder einwirft? Der Wolf kann wohl leiden, daß die Schafe gute Weide haben, er hat sie desto lieber, daß sie fett sind; aber das kann er nicht leiden, daß die Hunde feindlich bellen.“

Siebenundvierzigster Band.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1901.

Inhalt.

Januar.

	Seite
Vorwort	1
Gal. 3, 15—22.	6
Der gefangene Simson am Mühlrade der Philister.....	13
Literatur	20
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	21

Februar.

Eine Studie über den Kreuzestod unsers Herrn.....	33
Gal. 3, 15—22.	38
Der gefangene Simson am Mühlrade der Philister.....	48
Literatur	53
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	53

März.

Eine Stimme aus dem Council.....	65
Der gefangene Simson am Mühlrade der Philister.....	77
Literatur	84
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	85

April.

Was lehrt der Epheserbrief von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?.....	97
Eine Studie über den Kreuzestod unsers Herrn.....	108
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	118

Mai.

Was lehrt der Epheserbrief von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?	129
5 Mos. 5, 18.....	137
Der gefangene Simson am Mühlrade der Philister.....	147
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	152

Juni.

Eine Studie über den Kreuzestod unsers Herrn.....	161
Das Tridentinum.....	169
Der gefangene Simson am Mühlrade der Philister.....	175
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	184

Juli und August.

	Seite
Ueber die Selbstverleugnung, die sich an einem Diener Christi finden soll.....	198
Was lehrt der Epheserbrief von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?.....	195
Eine Studie über den Kreuzestod unsers HErrn.....	203
Röm. 2, 11—16.....	213
Das Tridentinum.....	225
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	231

September.

Die Stellung unserer Väter zu Offenb. Joh. 20.....	257
Zur Ehrenrettung des alten Kostoder Theologen D. Johann Fecht.....	269
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	274

October.

Ueber die Grenzen der menschlichen Wissenschaft.....	289
Was lehrt der Epheserbrief von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?.....	295
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	303

November.

Das Wesen des Christenthums nach Professor Harnad.....	321
Was lehrt der Epheserbrief von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?.....	328
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	334

December.

Das Wesen des Christenthums nach Professor Harnad.....	353
Die Chronologie der babylonischen Gefangenschaft.....	359
Kirchlich-Zeitgeschichtliches.....	368

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

Januar 1901.

No. 1.

Vorwort.

Was braucht die Kirche für das zwanzigste Jahrhundert?

Schier endlos sind die Rathschläge, die man der Kirche für das zwanzigste Jahrhundert auf den Weg gibt. Sowohl die deutschländischen, als die americanischen kirchlichen Zeitschriften sind angefüllt mit Betrachtungen über die Bedürfnisse der Kirche, wenn die Kirche im neuen Jahrhundert ihrer Aufgabe gerecht werden, und zwar besser als bisher, gerecht werden wolle. Die Einen verlangen mehr christliche Lehre, die meisten aber sind dafür, daß die „Dogmatik“ noch entschiedener als bisher in den Hintergrund verwiesen werde. Die Kirche müsse vornehmlich die „practische Seite des Christenthums“ hervorkehren. Die alte Dogmatik stehe der erfolgreichen Wirksamkeit der Kirche noch immer im Wege. Die Kirche müsse „diesseitiger“ werden, das heißt, sie müsse vornehmlich leibliches und irdisches Elend zu bekämpfen suchen und weniger von Hölle und Himmel reden. Andere betonen besonders, daß die Kirche sich mehr mit dem „Fortschritt“ und der „Bildung“ der Zeit in Einklang zu bringen habe, wenn sie größeren Erfolg bei den Massen erzielen wolle. Die große Masse des Volkes sei nun einmal „aufgeklärt“. Hiermit hängt zusammen, daß noch andere als ein Universalmittel eine „bessere Ausbildung der Pastoren“ betonen, worunter man eine Schulung in der „modernen Wissenschaft“, namentlich in den Grundsätzen der „höheren Kritik“ und der „vergleichenden Religionswissenschaft“ versteht. Andere reden noch anders.

Die Kirche braucht nur Eins zu ihrem Wohlsein und zu ihrer erfolgreichen Thätigkeit — das Evangelium. Hat sie dieses Eine, dann kommt sie auch mit all den andern Dingen zurecht und weist sie jedem Dinge, z. B. auch der „Wissenschaft“, dem „Fortschritt“ u. c., die richtige Stelle an. Der Herr Christus nennt, wenn er Marc. 16, 15. seiner Kirche ihre Aufgabe in der Welt zuweist, nicht zwei, vier oder ein halbes Duzend Dinge, sondern nur dies eine: das Evangelium. Er sagt: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur.“ Das Evan-

gelium ist demnach die Ausrüstung der Kirche bis an den jüngsten Tag, also auch für das zwanzigste Jahrhundert.

Freilich, es muß auch das eine, alte Evangelium sein, außer dem es kein anderes gibt.¹⁾ Nicht das Evangelium, das man heutzutage so nennt, das aber kein Evangelium mehr ist, nämlich die Forderung, nach Christi Vorbild die Gebote Gottes zu halten, „das Evangelium der Bergpredigt“, die Forderung, ein „besseres Leben zu führen“ zc., sondern „das Evangelium Gottes“,²⁾ „das Evangelium von der Gnade Gottes“,³⁾ das Evangelium „des Friedens“,⁴⁾ das „ewige Evangelium“,⁵⁾ das Gott nach der Finsterniß des Papstthums durch die Reformation denen, die auf Erden sitzen und wohnen, wieder hat verkündigen lassen, nämlich das Evangelium, das den vom Gesetze Gottes verdamnten Sündern ohne jegliche Werke und Würdigkeit ihrerseits die Gnade verkündigt, die Christus mit seinem Leben, Leiden und Sterben allen Sündern ein für alle Mal erworben hat. Das ist das Evangelium, dessen die Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts bedarf und womit sie ihre Aufgabe in der Welt völlig erfüllen kann. Wir wollen hier keine Untersuchung anstellen, ob und in welcher Hinsicht die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts im Vergleich mit den früheren Jahrhunderten „fortgeschritten“ sind. Es ist dies durchaus unwesentlich. So viel steht fest: „sie sind allzumal Sünder“ — auch die Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts — „und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten, und werden“ — wenn sie überhaupt gerecht und selig werden — „ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist.“⁶⁾ Das Evangelium wird es thun, und nichts anderes.

Da hören wir sagen: ist dann die Sache nicht sehr einfach? Ja und nein! Das Evangelium hat zwei Eigenschaften. Es ist das offenbarste und zugleich das verborgenste Ding in der Welt. Es ist das offenbarste Ding, denn Gott hat, damit es ein Evangelium gebe, seinen Sohn Mensch werden lassen und diese Thatsache durch seine Propheten und Apostel und durch die von ihm eingegebene Heilige Schrift der Welt bekannt gemacht. Gott hat auch dafür gesorgt, daß die Heilige Schrift das verbreitetste Buch in der Welt ist. Dabei aber ist und bleibt das Evangelium zugleich das verborgenste Ding in der Welt. Der natürliche Mensch vernimmt, auch wenn es vor ihn kommt, rein nichts davon. Es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen. Der natürliche Mensch vermag sonst viel und mancherlei

1) Gal. 1, 8.

2) 1 Theff. 2, 9.: τὸ εὐαγγέλιον τοῦ θεοῦ.

3) Apost. 20, 24.: τὸ εὐαγγέλιον τῆς χάριτος τοῦ θεοῦ.

4) Röm. 10, 15.: εὐαγγελίσεσθαι εἰρήνην.

5) Offenb. 14, 6.: εὐαγγέλιον αἰώνιον.

6) Röm. 8, 23. 24.

Dinge, auch in „religiöser“ Hinsicht. Er kann — in der Meinung, sich dadurch Gottes Gnade zu erwerben — Geld geben, bis in die Millionen; er kann äußerlich ehrbar leben; er kann sich martern und peinigen; er kann sich das Leben nehmen. Aber Eins kann der Mensch nicht aus natürlichen Kräften: er kann nicht an Christum glauben, er kann sich vor Gott nicht auf die Gnade verlassen, die Christus, der Heiland der Welt, den Menschen erworben hat. Der natürliche Mensch kann sich tausendmal mit Worten vorsagen: „ich glaube an Christum“, „ich glaube an Christum“. Er glaubt es nicht. Der Glaube bleibt bei ihm „in den Worten“, wie Luther sagt, und kommt nicht eher in das Herz, als bis der Heilige Geist das Herz wandelt. Der Heilige Geist muß Christum, der für die Menschen gestorben ist, in jedem einzelnen Menschenherzen verkünden,¹⁾ sonst bleibt das „Christus für uns“ jedem Menschen ein verdecktes Geheimniß. „Es kann“ — bezeugt Christus selbst²⁾ — „niemand zu mir kommen, es sei denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat.“

Und wie mit dem Glauben an das Evangelium, so steht es auch mit dem Predigen des Evangeliums. Nur die können es predigen, die vom Heiligen Geist gelehrt werden, die Wohn- und Werkstätten des Heiligen Geistes sind. Dies drückt der Apostel sehr bestimmt aus, wenn er von sich und allen Predigern sagt: „Nicht, daß wir tüchtig sind von uns selber, etwas zu denken, als von uns selber, sondern daß wir tüchtig sind, ist von Gott, welcher auch uns tüchtig gemacht hat, das Amt zu führen des neuen Testaments, nicht des Buchstabens, sondern des Geistes.“³⁾ Das Amt des neuen Testaments, das Amt des Geistes — das ist die Predigt des Evangeliums, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht. Dazu ist kein Prediger von Natur tüchtig; der Heilige Geist muß diese Tüchtigkeit geben und jedes Mal in Thätigkeit setzen. Ein Pastor kann aus natürlichen Kräften Kirchen (nämlich Kirchgebäude) bauen, ein Duzend Vereine ins Leben rufen, die Gemeinde finanziell heben, „beliebt“, „populär“, „wonderfully efficient“ sein, einen großen Haufen durch seine Liebenswürdigkeit zusammenbringen: nur Eins kann er nicht aus natürlichen Kräften — das Evangelium predigen. Das Evangelium ist jedem natürlichen, unwiedergeborenen Menschen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Geheimniß. Er hält es für eine Thorheit. Wie sollte er es also für das einzige Kirchbaumittel halten und demgemäß predigen! Freilich, wenn jemand in orthodoxer Umgebung aufgewachsen und geschult ist, dann kann er es dahin bringen, daß er das Evangelium in so weit recht vorträgt, als er Worte der Heiligen Schrift und das Zeugniß anderer seinem Gedächtniß eingepreßt hat. So können auch Leute durch seine „Predigt“, die eigentlich nicht seine Predigt ist, zum Glauben kommen und im Glauben gefördert werden. Aber er für seine Person traut dem Dinge nicht. Er hat

1) Joh. 16, 14.

2) Joh. 6, 44.

3) 2 Cor. 3, 5, 6.

kein Zutrauen zur Wirksamkeit des Evangeliums, weil er dessen Kraft nicht an seinem Herzen erfahren hat. Er wundert sich im Stillen darüber, daß man auf die Predigt des Evangeliums so viel Gewicht legt. Sobald er es wagt, sich etwas selbständig zu bewegen, schiebt er das Evangelium bei Seite und fängt an, andere Dinge in den Vordergrund zu stellen. Oder, wenn er noch „Evangelium“ predigen will, dann „schmieret er“ — mit Luther zu reden — „seinen Geifer daran, dadurch er Christo seine Ehre nimmt“. Luther sagt ausführlicher darüber, daß kein Unchrist das Evangelium recht predigen könne: ¹⁾ „So kannst du nun selbst schließen, daß St. Matthäus hier nicht zu verstehen ist von den gemeinen Werken, die ein jeglicher gegen dem andern thun soll aus der Liebe, davon er Matth. 25, 35. ff. redet, sondern allermeist von dem rechten christlichen Werk, als rechtschaffen lehren, den Glauben treiben und darin unterrichten, stärken, und erhalten, damit wir bezeugen, daß wir rechtschaffene Christen sind. Denn die andern sind nicht so gewiß, weil auch wohl falsche Christen sich können schmücken und decken unter großen, schönen Werken der Liebe. Aber Christum recht lehren und bekennen ist nicht möglich ohne den Glauben. Wie St. Paulus 1 Cor. 12, 3. sagt: ‚Niemand kann Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den Heiligen Geist.‘ Denn kein falscher Christ noch Kottengeist kann diese Lehre verstehen, wie viel weniger wird er sie recht predigen und bekennen, ob er gleich die Worte mit nimmt und nachredet, aber doch nicht dabei bleibt noch rein läßt! predigt immer also, daß man greift, daß er's nicht recht habe; schmiert doch seinen Geifer daran, dadurch er Christo seine Ehre nimmt, und ihm selbst zumißt.“

So steht es, wie mit dem Glauben an das Evangelium, so auch mit dem Predigen des Evangeliums: es ist „einfaches Ding“, in der Schrift wahrlich klar genug geoffenbart. Aber es wird's niemand glauben, verstehen und recht lehren, er habe denn den Heiligen Geist. Luther fragt daher, indem er die Bedürfnisse der Kirche ansieht: „Wie wollen wir ihm nun thun?“ und antwortet: „Ich weiß hie keinen andern Rath, denn ein demüthiges Gebet zu Gott, daß uns derselbe Doctores Theologiae gebe. Doctores der Kunst, der Arznei, der Rechten, der Sententien mögen der Pabst, Kaiser und Universitäten machen; aber sei nur gewiß, einen Doctor der Heiligen Schrift wird dir niemand machen, denn allein der Heilige Geist vom Himmel, wie Christus saget Joh. 6, 45.: ‚Sie müssen alle von Gott selber gelehret sein.‘“ ²⁾

So auch wir zu unserer Zeit. Wollen wir für das zwanzigste Jahrhundert rechte Prediger des „einfachen“, schlichten Evangeliums haben, so bedarf es nicht nur des sorgfältigen und treuen Lehrens und Lernens auf unseren theologischen Anstalten, sowie des fleißigen Weiterstudiums Seitens

1) Zu Matth. 5, 16. St. Louiser Ausg., VII, 420.

2) St. Louiser Ausg., X, 339 f.

der Pastoren, sondern vor allen Dingen auch des anhaltenden „demüthigen Gebetes zu Gott“, daß Er uns gnädiglich rechte Prediger des Evangeliums geben und erhalten wolle.

Haben und behalten wir aber das Evangelium, dann kommt von hier aus auch alles andere in Ordnung. Dann kommt das Leben in Ordnung, denn der Apostel sagt: „Die Sünde wird nicht herrschen können über euch, sintemal ihr nicht unter dem Gesetz seid, sondern unter der Gnade.“¹⁾ Dann nehmen wir auch die rechte Stellung zu den „neuen Maßregeln“, „verbesserten Methoden“ zc. ein: wir verwerfen als Kirchbaumittel alles, was nicht Predigt des Evangeliums ist oder doch der Predigt des Evangeliums dient. Wir gewinnen dann auch die rechte Stellung zur menschlichen Wissenschaft. Wir pflegen aufs sorgsamste das ganze Gebiet des menschlichen Wissens, insofern wir es in den Dienst des Evangeliums stellen können. Wir verachten aber gründlich alle „Wissenschaft“ als Pseudowissenschaft, die sachlich an dem Evangelium und an der Offenbarung desselben, der Heiligen Schrift, Kritik üben will. Da lassen wir uns von niemand imponiren. Wir wissen, das Evangelium steht himmelhoch über der höchsten Weisheit der auserlesensten Geister jeder Zeit, wie der Apostel vom Evangelium bezeugt: „Nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen, sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unserer Herrlichkeit, welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat, denn wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuziget.“²⁾ Haben und handhaben wir das Evangelium, so werden wir uns auch nicht so sehr darüber wundern, daß die Welt uns nicht versteht, sondern sich so närrisch zu uns stellt. Denn der Apostel sagt ausdrücklich, unser Evangelium sei denen, die verloren werden, verdeckt.³⁾ Wir werden daher unser Evangelium auch nicht nach dem Sinn und Geschmack der Welt umbilden, sondern wir werden der gebildeten und ungebildeten Welt ein Doppeltes bezeugen: 1. alles, was Mensch heißt, ist mit allem Können und Thun durch Gottes Gesetz verurtheilt und der ewigen Verdammniß verfallen; 2. alles, was Mensch heißt, wird durch das Evangelium von Christo von Tod und Verdammniß absolvirt und soll durch den Glauben an das Evangelium selig werden. Darum gebe und erhalte uns Gott Prediger, die mit dem Apostel Paulus sprechen: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“⁴⁾ Dann sind wir recht ausgerüstet für das zwanzigste Jahrhundert.

F. P.

1) Röm. 6, 14.

2) 1 Cor. 2, 6—8.

3) 2 Cor. 4, 4.

4) 1 Cor. 2, 2.

Gal. 3, 15—22.

Judaistische Irrlehrer, die in der apostolischen Zeit überall die christlichen Gemeinden zu verwirren strebten, waren auch in den Gemeinden Galatiens aufgetreten. Sie richteten hier ihre Angriffe einmal gegen die apostolische Würde des Apostels Paulus, sodann gegen seine Predigt des Evangeliums. Sie behaupteten nämlich, wie wir aus des Apostels Polemik gegen sie erschließen können, Paulus sei kein Apostel, sondern höchstens ein Apostelschüler, der Inhalt und Auftrag seiner Verkündigung nicht von Gott, sondern von Menschen empfangen habe, im besten Falle, soweit seine Lehre überhaupt dem wahren Evangelium entspreche, von den Aposteln des Herrn. Seine Lehre aber, daß der Sünder allein aus Gnaden durch den Glauben an Christum Gerechtigkeit und Leben erlange ohne des Gesetzes Werk, sei wider Gottes Offenbarung, wider Gottes Verheißung an sein Volk. Denn Gott habe Abraham und seinem Samen auf Grund der Beschneidung das Heil verheißt und zur Verwirklichung dieser Verheißung mit Israel den Bund des Gesetzes ausgerichtet, damit das Volk durch Beobachtung der göttlichen Gebote sich des göttlichen Segens theilhaftig mache. Pauli Lehre widerspreche aber auch allen sittlichen Grundsätzen und öffne fleischlicher Zügellosigkeit Thür und Thor.

Gegen diese Irrlehrer richtet also der heilige Apostel seinen Galaterbrief. Demgemäß verfolgt er darin den Zweck, einerseits seine apostolische Würde und Autorität, andererseits seine Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben an Christum und von der daraus folgenden Freiheit der Christen vom Joch des mosaischen Gesetzes zu vertheidigen und so die Galater zum rechten Evangelium zurückzubringen und dabei zu erhalten. Suchen wir uns nun die Gedankenentwicklung des Briefes bis auf unsern Abschnitt etwas eingehender und genauer zu vergegenwärtigen. Nach der Zuschrift und Begrüßung, Cap. 1, 1—5., die schon im Voraus die Grundgedanken des ganzen Briefes andeutend enthalten, folgt der eigentliche Eingang (V. 6—10.), in dem der Apostel sein Befremden ausdrückt über den schnellen Abfall der Galater zu einem falschen Evangelium, dessen Verkündiger, wer sie auch seien, er verdammen müsse; denn nicht Menschen Gunst suche er, sondern Gottes Wohlgefallen als treuer Diener Jesu Christi. Hierauf gibt der Apostel im ersten Haupttheil des Briefes den ausführlichen Beweis, daß er sein Evangelium nicht von Menschen, sondern durch unmittelbare Offenbarung von Christo empfangen habe, Cap. 1, 11.—2, 24. Nach Angabe des Themas, V. 11. 12., erinnert er demgemäß daran, daß er bis zu seiner Belehrung ein blinder Verfolger und Zerstörer der Gemeinde gewesen sei, darnach aber bis zu seinem Auftreten als Heidenapostel keine Unterweisung im Evangelium durch Menschen erhalten habe, V. 13—24. Darauf weist er aus seiner Lebensgeschichte nach, daß die Apostel in Jeru-

salem selbst seine apostolische Würde und Geltung, sowie sein Evangelium anerkannt und ihn in ihren Gemeinschaftsbund aufgenommen hätten, Cap. 2, 1—10. Er zeigt schließlich noch, daß er seine apostolische Autorität sogar Petrus gegenüber geltend gemacht habe in energischer Vertheidigung der von diesem einst in Antiochien durch sein Benehmen verleugneten evangelischen Freiheit. — Der Schluß dieses letzten Abschnittes bildet schon die Ueberleitung zu dem zweiten Haupttheil, indem der Apostel darin kurz, mehr in der Form einer zuversichtlichen Behauptung, darthut, daß die Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetz, sondern aus dem Glauben komme, daß also Rechtfertigung durch das Gesetz und Rechtfertigung durch den Glauben sich ausschließende Gegensätze seien.

Im zweiten Haupttheil führt Paulus nun den förmlichen Beweis, daß die Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetz, sondern aus dem Glauben an Christum komme, und daß die Gläubigen daher frei seien vom Joch des mosaischen Gesetzes, Cap. 3, 4. Er tabelt zunächst, Cap. 3, 1—5., den Unverstand der nach Gesetzesgerechtigkeit trachtenden Galater und beruft sich dabei auf ihre eigene Erfahrung, mit der dieses Streben in grellem Widerspruch stehe; denn nicht in Folge ihrer Gesetzeswerke, sondern durch die Predigt des Glaubens hätten sie den Geist und alle geistlichen Gaben empfangen. Er weist sodann nach, B. 6—14., daß die dem Abraham gegebene göttliche Heilsverheißung nicht durch das nur Fluch bringende Gesetz, sondern durch den Glauben an Christum, der uns von dem Fluch losgekauft habe, seine Erfüllung finden sollte.

So — das ist die Ausführung des Apostels — so ist demgemäß auch Abraham durch den Glauben gerechtfertigt worden. Hieraus folgt, daß die Gläubigen, und keine anderen, Abrahams Kinder sind. Sind aber nur die, die des Glaubens Abrahams sind, Kinder Abrahams, so sind auch sie es allein, die an dem Segen Abrahams Theil haben, das heißt, die Gerechtigkeit vor Gott erlangen, B. 6—9. Das Gesetz hingegen, als des Glaubens Gegensatz, bringt nicht Segen, sondern Fluch; denn alle, die mit des Gesetzes Werken umgehen, stehen nach der Schrift unter dem Fluch, B. 10. Es ist also offenbar, daß durch das Gesetz kein Mensch vor Gott gerechtfertigt wird. Denn nach der Schrift erlangt der Sünder durch den Glauben Gerechtigkeit und Leben. Nun hat aber das Gesetz mit dem Glauben nichts gemein, sondern der, der des Gesetzes Gebote thut, wird dadurch leben. Folglich wird durch das Gesetz kein Mensch gerecht, B. 11. Christus ist es, der uns von dem Fluch des Gesetzes losgekauft hat, damit den Heiden der Segen Abrahams zu Theil werde in Christo Jesu, damit wir den verheißenen Geist empfangen durch den Glauben, B. 13, 14.

Aber — so konnte von den Juden eingewendet werden — Gott hat nicht nur die Verheißung, sondern auch das Gesetz gegeben. Folglich ist das eine so gültig wie das andere. Wer sich daher dem einen nicht unterwirft, kann auch des andern nicht theilhaftig werden. — Wäre das richtig,

so würde bei dem ausschließenden Gegensatz zwischen Gesetz und Verheißung in Bezug auf die Rechtfertigung folgen, daß der Verheißungsbund durch das Gesetz aufgehoben sei. Daher führt der heilige Apostel in dem ersten Theil unseres Abschnittes, B. 15—18., aus, daß die Abraham gegebene Verheißung Gottes durch das später eingetretene Gesetz nicht ungültig geworden oder geändert sei. Wenn aber das Gesetz nicht in der Absicht gegeben worden ist, den weit früheren Verheißungsbund aufzuheben, so fragt es sich: Welche Bewandniß hat es denn mit dem Gesetz? Welche Stellung bleibt ihm noch im göttlichen Heilsplan übrig, wenn schon lange vorher Gerechtigkeit und Leben durch Verheißung frei geschenkt worden ist? Darauf antwortet dann der Apostel in dem zweiten Theil unseres Abschnittes: Das Gesetz, dem im Verhältniß zur Verheißung vorübergehende und untergeordnete Bedeutung zukommt, hat seinen Werth in seiner pädagogischen Aufgabe, die mit Christo ihr Ende erreicht. Ist aber so das Gesetz nicht zum Rechtfertigungsmittel, sondern nur zum Vorbereitungsmittel auf die Rechtfertigung bestimmt, so folgt aufs neue, daß das Gesetz die Verheißung nicht aufheben sollte.

Diese etwas eingehendere Einleitung glaubte ich vorausschicken zu dürfen, um den Context unserer Stelle möglichst vollständig aufzuhehlen.

B. 15.: „Brüder, ich rede nach menschlicher Weise. Selbst eines Menschen rechtsgültig gemachte Erbverfügung verwirft niemand oder fügt Bestimmungen hinzu.“ Gar freundlich und liebevoll neigt sich der hohe Apostel zu den thörichten, durch die Irrlehrer verwirrten Galatern hernieder. Er redet sie in herzgewinnender Weise mit *ἀδελφοί*, Brüder, an und richtet auch seine Erörterung nach ihrem geringen Fassungsvermögen ein. Er sagt: „Brüder, in der Weise eines Menschen rede ich.“ Seit Cap. 1, 11. hatte er die Anrede „Brüder“ nicht mehr gebraucht. Im Eingang unseres Capitels hatte er vielmehr sein Befremden und seinen Tadel mit dem herben und strengen *ὡ ἀνόητοι, Γαλάται*, „o ihr unverständigen Galater“, ausgesprochen. Jetzt aber, nachdem er seinem erregten Herzen gleichsam Luft gemacht hat in siegreicher Beweisführung gegen die Irrlehrer und Verführer, wird seine Stimmung besänftigter und ruhiger, und es tritt die liebevoll andringende und für die folgende Beweisführung gewinnende Anrede „Brüder“ ein.

Mit *κατὰ ἀνθρώπων λέγω*, „ich rede nach menschlicher Weise“, weist der Apostel auf das Folgende hin, das er zum Erweis der Unveränderlichkeit einer göttlichen Stiftung beibringen will. Der Ausdruck *κατὰ ἀνθρώπων* besagt an sich: der Weise der Menschen zu empfinden, zu reden, zu handeln entsprechend, und bekommt natürlich seine nähere Beziehung durch den jedesmaligen Zusammenhang. (Vgl. Röm. 3, 5. 1 Cor. 9, 8. und besonders Röm. 6, 19.) In unserer Stelle nun will der heilige Apostel damit die Galater nicht etwa schamroth machen; auch will er damit den aus menschlichen Verhältnissen entnommenen Vergleich wohl nicht entschuldigen; er will damit nur bemerken, daß er sich mit dem anzu-

führenden Vergleich der gewöhnlichen Weise der Menschen zu reden, Beispiele aus dem gemeinen Leben beizubringen, anbequeme, um so den Lesern recht deutlich zu werden und seine Beweisführung recht überzeugend zu machen.

Ὅμως ἀνθρώπου κεκυρωμένην διαθήκην οὐδεὶς ἀθετεῖ ἢ ἐπιδιατάσσεται, „eine wenn auch nur menschliche Erbftiftung hebt gleichwohl niemand auf oder fügt Bestimmungen hinzu“. Ὅμως ist nicht im Sinne von ὁμῶς, „gleicherweise“, sondern in seiner gewöhnlichen Bedeutung „gleichwohl, dennoch“ zu fassen. Die Bedeutung „gleichfalls“ erscheint hier schon deshalb als unpassend, weil das, was der eingeführte Vergleich erläutern soll, erst B. 17. nachfolgt. (Doch vgl. Blas, Grammatik des neut. Griech., S. 263 f.) — Es entsteht nun die Frage, was διαθήκη hier heißt. Das Wort bedeutet zunächst Festsetzung, Verfügung, Stiftung. In der Profanräticität bezeichnet es gewöhnlich speciell Erbverfügung, Testament. Bei der LXX und in den Apokryphen steht es fast immer im Sinn des hebräischen בְּרִית, Bund. Denn der mit בְּרִית bezeichnete Bund ist nicht, wie συνθήκη, eine zwischen zwei Parteien stipulirte Vereinbarung, Abmachung, sondern ein von Gott durch Verheißungen und Forderungen hergestelltes Verhältniß. Es ist also διαθήκη in diesem Sinne mehr gleich Stiftung. Im Neuen Testament endlich steht διαθήκη theils gleich Erbverfügung, theils gleich Bund oder Stiftung, die den Charakter des Bundes an sich trägt. (Vgl. Hebr. 9, 16. ff. 7, 22. 8, 6. 9, 15. 12, 24. Offenb. 11, 19. 1 Cor. 11, 25. Matth. 26, 28. Apost. 3, 25. 7, 8. Gal. 4, 24. 2 Cor. 3, 6. Röm. 11, 27. 9, 4. Eph. 2, 12.) An unserer Stelle nun bedeutet es Stiftung, die die Art einer Erbverfügung hat, also Testament. Dafür spricht erstlich die Setzung des Singulars ἀνθρώπου, eines Menschen, nicht ἀνθρώπων, von Menschen. Demgemäß ist διαθήκη hier als eine einseitige Verfügung aufzufassen. Sodann zeigt κληρονομία, das Erbe, B. 18., daß die Stiftung speciell als Erbftiftung gedacht ist. Rechtskräftig wird die Erbftiftung durch die Definition und förmliche Verfügung des Vermächtnisses. Οὐδεὶς ἀθετεῖ ἢ ἐπιδιατάσσεται, hebt niemand auf oder fügt Bestimmungen hinzu, die nicht im Testament enthalten waren. So heilig und unverbrüchlich wird eine einmal rechtsgültig gewordene Stiftung selbst unter Menschen gehalten. Natürlich denkt der heilige Apostel nur an die allgemeine Regel; von etwaigen Ausnahmen sieht er gänzlich ab, da ihre Erwähnung für seine Erläuterung ganz zwecklos wäre.

B. 16.: „Abraham aber wurden die Verheißungen gesprochen und seinem Samen. Er sagt nicht: ‚Und den Samen‘, wie von vielen, sondern wie von Einem: ‚Und deinem Samen‘, welcher ist Christus.“ Man nimmt vielfach an, daß B. 15—17. einen Syllogismus bilden, dessen Obersatz B. 15., Untersatz B. 16. und Schlußsatz B. 17. sei. Aber dagegen entscheidet zweierlei: Einmal müßten wir bei dieser Auffassung, dem stark

betonten *δμῶς ἀνθρώπου*, „selbst eines Menschen Testament“ 2c., B. 15., entsprechend, im Untersatz, B. 16., in gleich nachdrücklicher Stellung etwa erwarten: *θεὸς δὲ τῷ Ἀβραάμ κ. τ. λ.*, „Gott aber hat dem Abraham“ 2c. Zum andern aber würde dann die Erklärung über *τῷ σπέρματι αὐτοῦ*, „seinem Samen“, ohne Einfluß auf die Beweisführung bleiben und so für unsern Zusammenhang gänzlich zwecklos sein. Der Gedankengang ist vielmehr folgender. Der Apostel hat gesagt, daß schon eines Menschen rechtsgültig gemachte Stiftung niemand aufhebe oder mit Zusätzen versee. Von diesem allgemeinen Satz will er nun die Anwendung machen, daß eine rechtskräftige Stiftung Gottes durch das später eingetretene Gesetz nicht aufgehoben werde. Das kann er aber nicht ohne Weiteres; denn es war ja die Möglichkeit denkbar, daß diese göttliche Stiftung nur eine vorübergehende, auf eine bestimmte Zeit gegebene sein sollte. Paulus muß daher zuvor den Umstand angeben, der im vorliegenden Fall die Anwendung wesentlich bedingt, daß nämlich die Verheißungen nicht bloß Abraham, sondern auch seinem Samen (Christo) geredet sind. Denn aus diesem Umstand erhellt ja erst, daß der Verheißungsbund nicht etwa nur ein zeitweiliger, bis zum Gesetz gültiger sein sollte. „Abraham aber wurden die Verheißungen gesprochen und seinem Samen.“ Der Nachdruck liegt auf den beiden Dativen, insonderheit auf „und seinem Samen“; denn sie sagen aus, wem die Verheißungen gegeben sind, also das Moment, auf dem der Beweis beruht. Bei einer Verheißung, die nicht nur dem Stammvater (Abraham), sondern auch seinem Samen (Christo) gegeben wurde, läßt sich an eine Aufhebung durch das Gesetz nicht denken.

Welche Stelle oder Stellen des Alten Testaments hat nun aber Paulus hier im Sinne? Nach dem Vorgang Tertullians u. a. denkt man gewöhnlich an 1 Mos. 22, 18., wobei man sich auf B. 8. unsers Capitels zurückbezieht. Allein die ganze Ausdrucksweise in unserm Verse, die durchaus die Art eines Citates hat, läßt es doch natürlich erscheinen, an Stellen zu denken, in denen ausdrücklich *καὶ τῷ σπέρματι σου*, „und deinem Samen“, steht. Denn die Dative sind doch einfach in der gewöhnlichsten, in diesem Zusammenhang sich zuerst aufdrängenden Bedeutung von den Personen zu fassen, denen die Verheißungen gesprochen sind, und nicht von denen, in Bezug auf welche sie gelten sollen. Abraham empfing ja die Verheißungen direct und vertrat zugleich seinen Samen. Es ist daher anzunehmen, daß der Apostel in erster Reihe an 1 Mos. 13, 15, 17, 8. dachte. (Vgl. auch Cap. 15, 18, 24, 7.) Dafür spricht auch der Ausdruck *κληρονομία*, „Erbe“, B. 18., der dort zur Bezeichnung des Verheißungsgutes eintritt. Dasselbe geht besonders klar hervor aus der Parallele Röm. 4, 13., wo der heilige Apostel als das verheißene Gut die *κληρονομία κόσμου*, die Welt als Erbe, bezeichnet. Dies Abraham und seinem Samen verheißene Erbe ist eben im bildlichen Sinne das gelobte Land Canaan, im gegenbildlichen Sinne aber das himmlische Canaan, das ewige Leben. (Dazu vgl. noch

Offenb. 21, 1. Matth. 5, 4. oder 5.) — Den Plural, *αἱ ἐπαγγελίαι*, „die Verheißungen“, setzt Paulus, weil die Verheißung zwar ihrem wesentlichen Inhalt nach Eine ist, aber zu wiederholten Malen und unter verschiedenen Umständen und Modificationen gegeben wurde. — *ὁὐ λέγει*: „*Καὶ τοὺς σπέρμασιν*“, „er sagt nicht: und den Samen“. Zu *ὁὐ λέγει* ist wohl *ὁ θεός*, „Gott“, als Subject zu denken, was sich dem Leser aus den bekannten geschichtlichen Beziehungen des *ἐβήθησαν*, „wurden gesprochen“, von selbst ergibt. (Vgl. Eph. 4, 8. 5, 14. Doch vgl. auch Röm. 15, 10. 1 Cor. 6, 16.)

Wir sind hiermit zu einer der exegetisch schwierigsten Stellen des Neuen Testaments gekommen, deren Tendenz zwar im Allgemeinen ohne Weiteres klar ist, deren befriedigende sprachlich-exegetische Erklärung aber vielfach für unmöglich gehalten wird. Der Sinn des Passus ist: Der Umstand, daß in jenen Verheißungen Gottes nicht im Plural, sondern immer nur im Singular von dem Samen Abrahams die Rede ist, zeigt, daß diese Verheißungen Christo gelten, der der Eine Same Abrahams ist. Der heilige Apostel legt also viel Gewicht auf den singularischen Ausdruck *τῷ σπέρματι*, „dem Samen“, und erklärt, daß dieser Eine Same Christus ist. Diese Erklärung wird dem heiligen Apostel von vielen neueren Exegeten gewaltig übel genommen. Eine solche Beweisführung zeige, daß Paulus die auf roher grammatischer Willkür ruhenden Kunststückchen rabbinischer Schriftauslegung noch nicht verlernt habe, und könne nur von den unverständigen, in den Banden solcher Auslegung gefangenen Galatern als ein Beweis der Wahrheit angesehen werden. Zur Erhärtung ihrer Behauptung führen diese Ausleger an, daß *שָׂרָא*, das im hebräischen Urtext für *σπέρμα*, „Samen“, stehe, überall im Alten Testament, wo es den Begriff „Nachkommenschaft“ habe, im Singular vorkomme, möge die Nachkommenschaft aus mehreren oder aus Einem bestehen. Wie könne also Paulus aus dem Singular *שָׂרָא*, der fast ausschließlich collective Bedeutung habe, den Schluß ziehen, daß nicht mehrere, sondern nur Ein Nachkomme gemeint sei!

Das Wort *שָׂרָא* steht nun allerdings im Alten Testament überall im Singular, mit Ausnahme von 1 Sam. 8, 15., wo es „Saaten“ bedeutet. An sechs Stellen wird es von einem Einzelnen gebraucht: 1 Mos. 3, 15. 4, 25. 21, 13. 1 Sam. 1, 11. 2 Sam. 7, 12. 1 Chron. 7, 11. An allen andern Stellen ist es Collectivum und bezeichnet Nachkommenschaft, Geschlecht, Stamm und im Anschluß daran auch eine geistlich-sittliche Gemeinschaft. Specieil steht das Wort von dem Volk Israel als der Nachkommenschaft Abrahams, Isaaks und Jakobs, wozu dann Ismael und Esau mit ihren Nachkommen nicht gerechnet werden. Diesem Sprachgebrauch von *שָׂרָא* entsprechend hat auch *σπέρμα* im Neuen Testament — unsere Stelle bleibt natürlich zunächst unberücksichtigt — so gut wie ausschließlich collectiven Sinn. (Vgl. Röm. 4, 13. 16. 18. 9, 7. 8. 11, 1. 2 Cor. 11, 22. Gal. 3, 29. Hebr. 2, 16. 11, 18. Offenb. 12, 17. Matth. 22, 24. 25.

Apost. 13, 23. 2c.) Paulus selbst also gebraucht das Wort *σπέρμα* oft genug collectiv, und zwar gerade da, wo vom Samen Abrahams die Rede ist. Es ist ihm *σπέρμα 'Αβραάμ* sonst überall die Nachkommenschaft Abrahams, und zwar regelmäßiger Weise die geistliche Nachkommenschaft, die Gemeinde der Gläubigen. Es erscheint daher von vornherein unwahrscheinlich, daß der Apostel hier den Singular im Gegensatz zum Plural in der Weise betone, daß er sagen wolle, aus dem Singular im Gegensatz zum Plural gehe hervor, daß nicht viele, sondern nur ein einzelner Nachkomme gemeint sei. Es wird daher anzunehmen sein, daß der Apostel nicht zwischen vielen Individuen und Einem Individuum als Nachkommen Abrahams unterscheide, sondern daß er Plural und Singular wie Nachkommenschaften und Nachkommenschaft fasse. Es gab ja *σπέρματα 'Αβραάμ*, Nachkommenschaften Abrahams, nämlich außer der von Isaak und Jakob die von Ismael und den Kindern der Retura, sowie die von Esau. Aber nicht allen diesen Nachkommenschaften Abrahams sind die Verheißungen direct gegeben worden, sondern nur der Einen Nachkommenschaft von Isaak, die daher auch immer allein gemeint ist, wenn von *σπέρμα 'Αβραάμ* ohne Näherbestimmung die Rede ist in Bezug auf die Verheißung. Das zeigt ja die ganze Patriarchengeschichte sehr deutlich. (Vgl. 1 Mos. 21, 12. 13. Röm. 9, 7.) Der Apostel schließt also mit Recht aus dem durchgängigen Gebrauch des Singulars in den Verheißungen, daß nicht mehrere Nachkommenschaften, sondern nur Eine Nachkommenschaft gemeint sei. Denn wenn von den vielen Nachkommenschaften Abrahams die Rede sein sollte, so würde in jenen Stellen der Plural gebraucht worden sein. Nicht die gesammte leibliche Nachkommenschaft Abrahams bildet das *σπέρμα 'Αβραάμ*, wie eben die Geschichte der Patriarchen lehrt, sondern dieser Ausdruck befaßt nur den für die Theokratie ausersehenen und auserlesenen Samen, den eigentlich geistlichen Samen Abrahams, in sich. (Vgl. 1 Mos. 21, 12.)

Dieses *σπέρμα 'Αβραάμ*, dieser theokratische Same, sagt der Apostel, ist Christus. Er ist also nach dieser autoritativen Erklärung des Apostels der echte und rechte Same Abrahams, der die Nachkommenschaft Abrahams in sich beschließt und darstellt, ihr eigentlicher Repräsentant ist. Er ist ja der eigentliche Träger und Erbe und Vermittler jener Verheißungen Gottes, er ist das Haupt der Gemeinde der Gläubigen, die nur in ihm, dem Messias, ihre Einheit und ihren Bestand hat, und alle Verheißungen, die ihr gegeben sind, sind ihr nur in ihm gegeben. In dem Messias, in Jesu Christo, steht uns der echte und eigentliche Samen Abrahams vor Augen, dem die Verheißungen gelten. Und nur wer zu ihm gehört, ein Glied seines Leibes ist, nur wer ihn angezogen hat, gehört durch ihn mit zu dem *σπέρμα* und ist somit Miterbe Christi, Erbe der Verheißungen Abrahams. (S. B. 28. 29. unsers Capitels und Röm. 8, 17.) Daß der Apostel ein Recht hat, unter diesem Samen Abrahams im eigentlichen und höchsten Sinn Christus zu verstehen, zeigt schon das Protevangelium, 1 Mos. 3, 15.; das

zeigen auch andere Weissagungen von dem Messias, insonderheit 2 Sam. 7, 12. 1 Chron. 17, 11. 12. Es liegt ja auch in der Natur der Sache und entspricht der natürlichen Sprachentwicklung, daß שָׁמֶן (*σπέρμα*, Same) zunächst vom Sohn oder den Söhnen gebraucht wird und erst in weiterem Sinne von den Nachkommen überhaupt, von der Nachkommenschaft. (Vgl. dazu Jes. 59, 21. 1 Mos. 15, 3. 4, 25.) Daß übrigens die Verheißung in ihrem niederen, vorbildlichen Sinn auch auf den alttestamentlichen Samen Abrahams abziele, will natürlich der Apostel nicht leugnen. Aber in dem gegenbildlichen, geistlichen Sinn, in dem das verheißene Erbe das himmlische Sanaan, das Himmelreich, das Reich der Gerechtigkeit und des Lebens ist, lauten die Verheißungen auf Christum. Und nur wer Christi ist, ist dadurch Abrahams Same und Erbe derselben Verheißung. Daß Paulus hier wirklich an verschiedene Nachkommenschaften Abrahams denke, dürfte vielleicht auch aus Gal. 4, 22. ff. hervorgehen. C. S.

(Schluß folgt.) *St. P. 38*

Der gefangene Simson am Mühletrade der Philister.

(Fortsetzung.)

Die Separation von der Staatskirche fand nun in Preußen mehr Grund und Boden; denn in der Union, welche so viele Brücken von der Welt zur Kirche bauen will, sah jeder verständige Christ das weite Thor und den breiten Weg, wo der große Haufe einherzieht, der an jedem Romanhelden mehr Gestalt und Schöne findet als an dem biblischen Christus. Man wurde auch an den besten Männern irre, weil sie sich von den Philistern nicht trennen konnten, obgleich Bretschneiders Hohn nur immer beißender wurde: es sei eine eitle Hoffnung, wenn sie sich einbildeten, den Rationalismus „auf den Aussterbe-Etat bringen“ zu können, und obgleich sie selbst oem Urtheile eines reisenden Americaners zustimmten: „In Deutschland ist die Kirche Welt und die Welt Kirche, und da es der Kirche an aller Zucht fehlt, so ist ihr Einfluß äußerst gering.“ (Stsch. 1834, S. 272.) Man erkannte es als eine eitle Prahlerei, wenn die Ev. Kzt. triumphirte: „Die Jugendkraft des Rationalismus ist dahin; er ist ein alter abgestorbener Baum, der keine neuen Zweige und Blüten mehr treibt“ (1834, S. 2), oder wenn ihn Jul. Müller als einen abgelebten Feind nur noch ruhig sterben lassen und mit Ehren begraben wollte. Wenn diese Neugläubigen auch nicht mit v. Ammon zusammenarbeiten wollten an der „Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion“, so mußten sie doch die Wahrheit preisgeben und den Philistern dienen. Darum fingen sie ja schon ängstlich an zu warnen vor dem Hängen am Buchstaben und vor einseitiger Betonung einer einzelnen christlichen Lehre, wobei immer Wahrheit und

Irrthum vermengt wurden. (Kzt. 1832, S. 143 ff. 249 ff. 1835, S. 29 f.) Darum suchten sie so gerne zu zeigen, daß die Unionsagende der beste Schutz gegen den Rationalismus sei und der König bei Abfassung der Agende auch als der kirchlichste Mann gehandelt habe, so daß Rationalisten wie Schulz und v. Cölln die Union gefürchtet haben und in Berlin durch sie kirchliches Leben gefördert worden ist. (1847, S. 6 f. 1845, S. 351 ff. 366 ff. 473.) Die Führer der Unionslutheraner beschwichtigten die Gewissen: „Fern sei es von uns, die Capitulation der kleinsten Festung der Wahrheit anzurathen oder zu beschönigen. Aber so wie Christus dadurch an seiner Gottheit nichts verlor, daß er Mensch wurde; wie Paulus dadurch, daß er den Juden als ein Jude, denen ohne Gesetz als ohne Gesetz, den Schwachen schwach wurde, an seiner christlichen Freiheit, an seinem Amte als Christi Knecht, an seiner Stärke nichts einbüßte, so verliert auch die Kirche dadurch nichts an ihrer Mannesweisheit und Manneskraft, daß sie nach ihres Hauptes Vorbilde die Kinder aufnimmt und, um sie zu Männern zu erziehen, sich zu ihnen herabläßt. Vielmehr offenbart sich gerade in solcher Herablassung ihre göttliche Hoheit.“ (1834, S. 171.) Hierin sprach sich aber nur große Selbstverblendung aus. Sie waren aus der Festung der Wahrheit längst heraus und ließen sich nicht zu Kindern herab, um sie zu Männern zu erziehen, sondern unterhandelten mit den Feinden Gottes, von denen sie umgeben waren, über einen gemeinsamen Tempelbau.

Dabei entwickelte sich ruhig die Bibel- und Christusfeindschaft des großen Haufens. Jeder, der seine Einbildung für Bildung hielt, sprach mit Lessing: „Die orthodoxen Begriffe der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich weiß nichts anderes.“ *Ἐν καὶ πᾶν*, ich weiß nichts anderes!“ oder prahlte mit Fichte, durch die Philosophie sei „das Schulgeschwäg von einem lebendigen Gott niedergeschlagen, damit die wahre Religion des freudigen Rechtthuns sich erheben könne“; denn ob das mit der Philosophie des Heidenthums identisch gewordene Christenthum mit dem Männlein Hegel auf dem Leiterchen oder Luftballon der Vernunft zu dem weit entfernten und aus seiner Schöpfung verbannten Schöpfer aufstieg in die Einsamkeit, oder mit Spinoza, Schelling, Strauß und den Pantheisten sich zum „Weltgeist“ in das weite Weltall verlor und mit allen Naturkräften eine Vielgötterei begann; ob es mit den griesgrämlichen Wolfschen Skeptikern sich in einen Winkel verkroch und in der ganzen weiten Welt keine Spur Gottes mehr entdecken konnte, wie Alex. v. Humboldt, der sich nur darüber ärgerte, daß ein Gott und nicht er alles geschaffen haben soll, oder mit Hegel, Schiller u. dgl. den Fall der ersten Menschen als den größten Fortschritt der Menschheit auf den Wegen der göttlichen Wissenschaft pries und mit Götthe für den Cultus des Genius schwärmte; ob es sich im Wahnsinn so hoch verflieg, daß es wie Vogt und der Buddhismus Thiere zu Menschen sich entwickeln ließ und mit

dem sächsischen Oberhofprediger v. Ammon im Affen den „ersten Schreiber des Menschengeschlechts“ entdecken konnte (Fortbildg. des Christenth. I, 120), oder sich so tief herabließ, daß es mit L. Feuerbach, Heine und den Materialisten die Menschen anleitete, wie sie durch Rehabilitation des Fleisches Hunde und Säue werden und einen viehischen Nöbel heranziehen sollten — die Nebelgözen des Heidenthums waren es doch immer, zu denen man sich flüchtete. Der Geist, der in der Luft herrschte, suchte den Olymp mit einer neuen Göttermenagerie zu besetzen, und es that ihm so ungemein wohl, daß die Theologen, welche von Jehovas Namen nach ihren Bethuerungen niemals lassen wollten, ihm Complimente machten und ihn höflichst um eine Union ersuchten, worin man im Frieden zusammenarbeiten könne. Es stand ihm fest, daß sie wenigstens für seinen Tempel Sedern auf dem Libanon schlagen und auf ihren Eseln herzuschleppen oder, wie Simson, geblendet werden und das Mülhtrab drehen müßten.

Was Wunder, daß jetzt auf Zions Straßen die Warnung so oft sich hören ließ: „Es war ein erschütternder Ausspruch eines alten Kirchenvaters, und ich zittere, wenn ich, geliebte Brüder, daran denke, daß er auch auf uns noch Anwendung findet, besonders unter der gegenwärtigen schweren Verantwortung, die auf uns liegt: Ich glaube kaum, daß ein Geistlicher selig wird!“ (Rzt. 1835, S. 64.) „Es ist allerdings schwer, daß ein Gelehrter ins Himmelreich komme; denn wir können es heut zu Tage in allen Zeitschriften lesen, ein Gelehrter sei ein solcher, der, von der kindlichen Unmittelbarkeit des Glaubens zur Vermittlung des Erkennens fortgeschritten, unmöglich wieder zu jener früheren Einfalt zurückkehren könne“ (1836, S. 146.); und doch sollte jeder wissen, daß „der beste Theologe an sich kein besserer Christ ist als der jüngste Täufling“. (S. 378.) Denen, welche die Klust zwischen dem Reiche des Lichts und dem der Finsterniß nicht mehr recht sehen konnten, oder gar die Rede eines Lessing und anderer Leithämmel im offenen Kriege wider Gott entschuldigten — wenn dem forschenden Geiste die Wahl zwischen Irrthum und gewisser Wahrheit gelassen sei, könne er nur nach jenem greifen — oder in getreuer Ausführung der Principien des Joh. 8, 44. genannten alten Kriegsveteranen behaupteten, die ganze Lüge der halben Wahrheit vorziehen zu müssen, hielt man ohnehin einen Ausspruch Luthers unter die Nase, die Hölle werde auch mit Pastorenköpfen gepflastert sein. (1838, S. 663 f.)

Man sah es aber auch mit Bedenken, daß die kirchliche Theologie an der Wissenschaftlichkeit zu leiden begann wie an der Wassersucht und die oratio, meditatio und tentatio fast nur noch vom Hörensagen kannte; denn es war offenbar, daß sie dem Zeitgeiste ein Stück der ewigen Wahrheit nach dem andern opferte und immer mehr zur Luftballontheologie werden mußte, weil sie von dem festen und gewissen Grund und Boden sich entfernte. „Es ist zwar nicht zu leugnen, daß unter der großen Masse der Laien, unter denen wieder ein lebendiger Glaube an den Heiland erwacht ist, sich ein

überwiegendes Anschließen an solche Lehrer kund gibt, die in unbedingter Entschiedenheit dem Glauben unserer Reformatoren zugethan sind, aber, hilf Gott! wo ist denn die kirchliche Strömung in unserer theologischen Wissenschaft anzutreffen? Und daß jüngere studirende Männer durchweg mehr die Neigung haben, sich den in der Zeit vorhandenen wissenschaftlichen Richtungen als dem einfältigen Glauben der Gemeinden hinzugeben, dürfte doch wohl nicht in Abrede gestellt werden können.“ (1836, S. 145.) „Zweideutigkeit und Unwahrheit ist der Charakter des Zeitgeistes. . . . Luther ist der echte Protestmann wie auch der Mann echter Wissenschaft. Weil er im Glauben stand, so war er nichts halb, sondern alles, was er war, ganz. . . . Wir müssen von Luther in gegenwärtiger Zeit lernen. Die Streitfragen der Theologie sind längst aus den Hörsälen der Universitäten herunter in das Volksleben gebrungen. . . . Luther war, weil ein Mann Gottes, ein Mann des Volkes, und mit einer unendlichen Liebe würde unser geistlich armes Volk seinen Luther wiederum lesen, wenn wir ihm vor die Augen gestellt haben werden, was der theure Mann von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu erfahren und wovon er zu seinem lieben deutschen Volke gezeugt und gesprochen hat.“ (1846, S. 125 f.) Eins ist freilich zu bewundern und zu beklagen, „nicht daß der Ungläubigen Mund von dem übergeht, weß ihr Herz voll ist, sondern das Verhalten der Gläubigen, besonders der gläubigen Diener der Kirche, gegen den Un- und Irrglauben der Zeit. Wie mächtig ist doch der Zeitgeist! Er hat mit seinem humanen Geschrei: Friede! Friede! wo doch kein Friede ist, selbst die klugen Jungfrauen eingeschlafert und ihnen dann ihre heilige Liebe, die voll guten Eifers ist, aus den Händen gespielt und statt dieses Himmelskundes den Wechselbalg der faulen Toleranz untergeschoben. Was soll man aus der amtsbrüderlichen Einigkeit zwischen Feuer und Wasser anders schließen, als daß das Feuer nicht brennt, oder das Wasser nicht löscht, weil eines von beiden oder beides nur gemalt ist? Daß es aber mit dem Wasser des Unglaubens ernst ist, das beweist jeder rationalistische Geistliche zur Genüge durch die Uebereinstimmung seines Wandels mit seiner Lehre, und das eigene Herz aller ungläubigen Laien sagt Ja und Amen dazu. Die Kinder dieser Welt sind klüger in ihrem Geschlechte als die Kinder des Lichts. Was bleibt also für ein anderer Schluß übrig, als daß das sonntäglich so schön mit anzusehende Feuer des Glaubens und der Liebe nur gemaltes Feuer ist? Daß dieser Schluß recht oft, zu großer Befriedigung der Welt, gemacht wird, können wir Laien attestiren. Der Jünger, den Jesus lieb hatte, fürchtete sich, unter einem Dache mit dem Ketzer Cerinthus zu sein. Paul Gerhardt, aus dessen Munde die süßen Lieder geflossen sind, verließ lieber sein Amt und Berlin, als daß er sich die Polemik gegen die Reformirten hätte beschränken lassen, — und doch, wie unbedeutend sind die Streitfragen zwischen Lutheranern und Reformirten gegen die Frage aller Fragen, welche jetzt Magdeburg bewegt, ob man

Jesus Christum anbeten solle. Hätte Luther die Friedensliebe so vieler heutigen christlichen Prediger gehabt, so hätte er den Teufel in Jüterbog seinen Abblaskram ruhig predigen lassen, ohne sich in Wittenberg darum zu kümmern. Dann wäre wohl das Papstthum in seiner scheußlichsten Gestalt im ungestörten Besiz der Christenheit geblieben und die Segnungen der Reformation hätten sich nicht über die gesammte Kirche ergossen. Also nicht, daß jetzt der Zwiespalt ausbricht, sollte man beklagen, sondern daß er so lange nicht ausgebrochen ist, daß der Schade unter der Haut fortgefressen hat, statt daß man ihn längst hätte aufschneiden sollen". (1840, S. 343.)

Die Wächter Zions haben sich freiwillig in die Gefangenschaft der Philister begeben, um den großen Haufen zu gewinnen und sauerartig auf das Volk einzuwirken. Sie mußten es aber selbst sehen, daß der Schlangensame des Rationalismus nicht ausstarb, sondern nur die Haut wechselte, und daß die Gemeinden von dem Zusammenbleiben der Kirche und der Christum und sein Wort lästernden Welt keinen Gewinn, sondern durchweg Schaden und Verderben hatten, ja, daß das Zusammenbinden der Lebendigen und der Todten wider Gottes Ordnung keine Lebenswirkung in dem Aase hervortreibt, sondern eine Ursache der Pest unter den Lebendigen wird. Man müßte „absichtlich die Augen verschließen“, bekannte die Ev. Kzt. 1836 aus Erfahrung, wenn man den Fortschritt der Bosheit leugnen wollte. „Wer aufmerksam und mit einem durch Wünsche und Vorurtheile ungetrübten Blicke die Zeiterscheinungen ins Auge faßt, dem muß klar werden, daß, wenn die Dinge in dem gewöhnlichen Geleise fortgehen, die Hoffnung auf eine auch nur äußerliche Rückkehr des von Christo abgefallenen gebildeten Europas zu ihm eine schwärmerische und chimärische ist.“ (S. 2.) „Das kirchliche Bewußtsein war in den achtzehn Jahrhunderten des Bestehens der christlichen Kirche in keiner Zeit so erschüttert wie in der unsrigen. Wir wollen nicht von der großen Masse reden, die sich unbedingt unter der Herrschaft des Zeitgeistes befindet. . . Auch die mehr oder weniger christlich Angeregten sind meist dem kirchlichen Bewußtsein entfremdet.“ (1838, S. 1.) „Als am 28. Juli 1830 ein Officier dem Fürsten v. Polignac meldete, daß die königlichen Truppen zu den Parisern übergingen, erwiderte dieser: So muß man auf beide schießen, worauf der Officier fragte: Aber, gnädigster Herr, wer soll schießen?“ (1836, S. 278 f.) So will es auch in der Staatskirche werden. Sie kann aus tausend Wunden bluten, und doch weiß sie von keinem Feind. „Die Lauheit und Menschenfurcht ist noch immer ein gefährlicherer Feind als die offene Gegnerschaft.“ (1845, S. 80.) Die Bekenner verschwinden, und darum läßt der feindliche Eifer auch nach. „Wir täuschen uns nicht über unsere Lage; wir wissen, daß das Thema der Rührschen Reformationspredigt: Die vollkommene Einheit unserer Kirche im Wesentlichen ihres christlichen Bekennt-

nisses' eine große Unwahrheit in sich schließt. Noch ist die Krisis nicht vorüber. Ein großer Theil der Diener der Kirche liegt noch in den Banden des Unglaubens, und wenn diese meist der älteren, im Aussterben begriffenen Generation angehören, so ist doch das nicht zu verkennen, daß sehr viele aus der jüngeren Generation in einem trüben und wirkungslosen Halbglauen stecken bleiben, die Männer aus einem Stücke, die allein der Kirche wahrhaft aufhelfen können, noch ziemlich selten sind." Mit Schmerz wird auf den Apostaten Fr. Hurter hingewiesen, dem der Rationalismus und die aus ihm stießende Ungewißheit zum Aergerniß wurde und der sich über die Bodenlosigkeit der badischen Union also ausließ: „Alles soll jetzt aufgelöst sein in ein endloses: Erlaubst du's mir, so erlaub ich's dir; vielleicht hast du Recht, vielleicht hab ich Recht; keine Lehre, für die der Mensch stünde und sie! kein Fels, unbeweglich, unüberwindlich! kein Glaube, von dem man spräche: Das ist! kein Evangelium mehr, zu dem man hinzusetzte: Und so auch ein Engel vom Himmel ein anderes predigte, der sei verflucht! Alles in lauter Vielleicht, Dürfte, Möchte, Könnte, Scheinte aufgelöst, in lauter Ansichteilen zerschwommen! Und wenn man sie alle gehört hat, ist's einem wüste im Kopfe, als wäre in Fraubasengeschwätz ein Abend abhanden gekommen." (S. 9. 16.) Von einem Strauß mußte die Kirche sich sagen lassen: „Ach, wäre es nur so, wie die Gläubigen sagen! Ein rüstiger Kampf, eine eifrige Feindschaft erhält auch den Gegner bei frischen Kräften, bei regem Leben; aber ich sehe Schlimmeres: Gleichgültigkeit, Vergessen. Die Bildung unserer Zeit bewegt sich in einem Gedankenkreise, in welchem sie lange Strecken gehen kann, ohne auf das gewöhnliche Christenthum nur zu stoßen, ohne durch irgend ein Bedürfniß daran erinnert zu sein. Ueberflüssig werden ist aber schlimmer als überwunden werden; es ist der schlechende Tod, der Tod der Entkräftung, der, je langsamer er herankommt, desto rettungsloser ergreift, desto ewiger festhält." (1839, S. 194.) Ein Dr. Bauer zeigte ihr, wie die Union, welche eine Einigung sein sollte, nothwendig zur Auflösung der beiden protestantischen Kirchen in den Staat führen muß, und fügte hinzu: „Ha, wie ihr zittert!" (1841, S. 533.) W. Menzel klagte Anno 1848: „Alle Ermahnungen und halben Maßregeln, durch die man auf protestantischer Seite den Glauben hat sicherstellen wollen, sind zu Schmach und Spott geworden. Glaubte man einen Professor, der gar zu antichristliche Dinge lehrte, deshalb sanft erinnern zu müssen, ohne jedoch das Princip der freien Forschung antasten zu wollen, so lachte der Betheiligte nur und fuhr fort zu lehren nach wie vor, und seine Jünger trieben es bald noch ärger. Unterdrückte man ein zu gottloses Buch oder eine Zeitschrift dieses Gelichters, so sah das allerdings wie Ernst aus; aber die Betheiligten erschrafen mit nichten, sondern trosteten nur um so stolzer und ließen an einem zweiten und dritten Ort rüstig fortbruden. Stellte man einen Geistlichen zur Rede, daß er die Gemeinde durch atheistische Predigten irre

leite, so fürchtete sich der Betheiligte nicht, sondern freute sich, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen zu haben, sammelte das Volk um sich und hielt Reden im Freien. . . . Der antichristliche Radicalismus ist nun unter dem sicheren Schutze dieser Voraussetzung, daß der Autorität ein- für allemal die Hände gebunden seien, seit zehn Jahren kühn und rastlos vorangeschritten.“ (Kritik des mod. Jibwußt., S. 107 f.) Nur vom „diplomatischen Talent“ versprach sich Hengstenberg in den vierziger Jahren noch etwas. (1844, S. 14.) „Noch vor einem Decennium war es anders. Die Zahl derer, welche das Wort Gottes rein und lauter verkündigten, war damals weit geringer; aber die es thaten, von denen galt in der Regel das: Siehe, eilend und schnell kommen sie daher. Es ist keiner unter ihnen müde oder schwach; keiner schlummert noch schläft; keinem geht der Gürtel auf von seinen Lenden und keinem zerreißt ein Schuhrieme. Ihre Pfeile sind scharf und alle ihre Bogen gespannt. . . . Jetzt gibt es schon gar viele, bei denen sich von einer Einwirkung auf die Gemeinde nicht viel mehr bemerken läßt, wie bei den rationalistischen Pfarrern. . . . Was ist der Kirche geholfen, wenn ihre Diener ihr Bekenntniß nur wie einen Amtstroß anziehen! . . . Gar viele sind versucht, im falschen Vertrauen auf die neuere sogenannte gläubige Theologie Lehren aufzugeben, die recht eigentlich zum Lehrbegriffe der Schrift und zum kirchlichen Bekenntniß gehören. Sie begnügen sich damit, dem Rationalismus in Bezug auf einige Hauptlehren den Rücken zu kehren; im Uebrigen lassen sie ihren rationalistischen Neigungen fortwährend freien Lauf, brüsten sich noch, ihre Schande für Ehre haltend, mit ihrer Freisinnigkeit und sehen mitleidig auf die ‚Buchstaben-theologie‘ und somit, ohne sich dies zu gestehen, auf den Herrn selbst herab, der sich so schroff wie möglich zu ihr bekennt, wenn er spricht: Ich sage euch, wahrlich, bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesez; und wer eins von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreiche; wer es aber thut und lehret, der wird groß heißen im Himmelreich.“ (S. 11 f.)

So haben also die Gläubigen durch das friedliche Zusammenleben mit den Christuslästernern nichts gewonnen, sondern nach eigener Erkenntniß nur verloren; die Ungläubigen aber beriefen sich auf die Union und wurden um so dreister. P. König von Auerbeck schrieb in seiner Schrift „Der rechte Standpunkt“ vom Jahre 1844: „Unser Abfall vom alten Kirchenglauben, — nun ja, der mag eingeräumt werden; der meinige wenigstens bestimmt.“ „Der alte Kirchenglaube mit seinem dogmatischen Schwulste ist als Gemeingut der Protestanten auf ewig dahin.“ „Steckt sie nur auf, eure vielgerühmte ‚alte Fahne‘, die heilige Augustana, reicht es nur der Welt zum Waschen dar, das Blut der Versöhnung!“ „Der Zeitgeist ist unüberwindlich; was er richtet, das fällt, und wenn es noch so hoch gestanden hat. Wer ihn angreift, der steigert seine Kraft und wird alsbald mit Schreden gewahr, welch ein mißliches Ding es sei, wider den Strom zu schwimmen

und die öffentliche Meinung wider sich zu haben.“ „Das Evangelium Jesu ist nichts anderes als das Echo unserer Vernunft.“ „Luther machte die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an das Verdienst Jesu zur Grundlage des christlichen Glaubens und fand darin die einzige Quelle aller Seligkeit. Man hat vielfältig versucht und gibt sich noch heute alle Mühe, dieses eine echt Lutherische Dogma wenigstens bei allgemeiner Gültigkeit in der evangelischen Kirche zu erhalten. Doch alle Mühe ist umsonst. . . Wir haben geläutertere Vorstellungen vom höchsten Wesen als der Augustinermönch; darum fürchten wir uns nicht vor Gottes Zorn und suchen kein Mittel auf, ihn zu tilgen.“ „Es ist nicht der entfernteste Gedanke daran, daß diese einseitige Richtung (der Frommen) jemals die vorherrschende werden könnte. Als der entschiedenste und mächtigste Gegner dieser Partei ist 1. zu betrachten der gesunde Menschenverstand. . . 2. Die hohen Protectoren und Protectrizen wagen es nicht, sich als solche öffentlich zu zeigen, aus gerechter Furcht, ihrem glanzvollen Namen einen Makel anzulieben. Diese Vorsicht der großen Frommen, bloß zur rechten Zeit fromm zu sein und unter andern Verhältnissen und unter andern Personen den Mantel der Frömmigkeit vor der Thür abzulegen, ahmen die kleinen Frommen treulich nach. Treten sie in unsere Kreise, unsere alten Jugendfreunde, die sich belehren ließen, und wir fragen sie: Nun sag einmal, wie du dazu gekommen bist! so antworten sie nicht selten: Ach, das ist ja gar nicht so! . . 3. Ihre Sprache macht ihren Sieg unmöglich. . . 4. Und unser achtbarer Lehrerstand“ (in Volks- und höheren Schulen), „was spricht er dazu? Unsere städtischen Behörden bringen die größten Opfer dar, meint ihr, um fromme Christen in eurem Sinne zu erziehen? Daran denken sie nicht. . . 5. Unsere Frommen wissen selbst nicht, was sie wollen. Das zeigt sich zunächst am deutlichsten in ihren so höchst verschiedenen Ansichten von den Symbolen und symbolischen Büchern.“ — Freund und Feind bekannte also Israels Gefangenschaft unter den Philistern. Was lag darum näher als der Ruf: Thut Buße! Erkennet eure Sünden und kehret um von den Wegen des Todes!?

(Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r . .

Dr. Martin Luthers Sämmtliche Schriften. Sechzehnter Band. Enthaltend zur Reformationshistorie gehörige Documente. A. Wider die Papisten, aus den Jahren 1525 bis 1537. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1900. XXVIII Seiten und 2325 Columnen. Lederband 4°. Preis: \$4.50.

Daß so viele „Protestanten“ sich durch die Lügen des Papstes verblüffen lassen, geschieht ihnen recht, weil sie nicht den Mann hören, den Gott dazu gesetzt hat, daß er dem ganzen Menschengeschlecht die Greuel des Papstthums durch das Licht des

Evangeliums aufdecke. Was wir daher der Kirche im zwanzigsten Jahrhundert wünschen, ist dies: man lese neben der heiligen Schrift vor allen Dingen Luthers Schriften. Der uns vorliegende sechzehnte Band unserer Lutherausgabe enthält historische Documente aus den Jahren 1525 bis 1537, die sich auf die Streitigkeiten mit den Papisten beziehen. Unter diesen Documenten sind aber eine Anzahl wichtiger Schriften Luthers, z. B. seine Warnung an seine lieben Deutschen, seine Glosse auf das vermeinte kaiserliche Edict, seine Vorrede auf den papistischen Rathschlag von der Besserung der Kirche, seine Schrift „von den Conciliis und Kirchen“, dazu die unvergleichlich herrlichen Briefe Luthers, die er während des Reichstages zu Augsburg von Coburg aus geschrieben hat. Das Lesen der Schriften Luthers ist nicht sowohl eine Arbeit, als eine Ergözung und Erquickung. F. P.

Darf ein Wittmann die Schwester seiner verstorbenen Frau heirathen? Dem Christenvolk zu Nutz und Frommen aus 3 Mos. 18 beantwortet von C. M. Jorn. Pastor der ev.-luth. Zions-Gemeinde zu Cleveland, O. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. 1900. 44 Seiten. Gr. 8°. Preis: 15 Cts.

Die hier behandelte Frage ist nicht eine Frage des Glaubens, sondern des Lebens. Ein Irrer aus Schwachheit in diesen und ähnlichen Fragen, z. B. Lebensversicherung, Wucher zc., hebt nicht die Einigkeit im Glauben auf. Man vergleiche, wie der Apostel Röm. 14 den Irrthum behandelt, daß in der Erkenntniß schwache Christen auf die Tage hielten und kein Fleisch aßen, während er den Galatern, die mit ihrem Sabbathhalten zc. das Evangelium bei Seite schoben, Gal. 5, 9., zuruft: „Ein wenig Sauerteig verfäuert den ganzen Teig“, und B. 4.: „Ihr habt Christum verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid von der Gnade gefallen.“ Trotzdem ist es Gottes Wille, daß Christen auch in allen Fragen des Lebens, die Gottes Wort entscheidet, klar sehen, ihre Gewissen aus Gottes Wort berichten lassen und sich Gottes Wort gemäß halten. Herr Pastor Jorn nun hat in dem vorliegenden Büchlein die Frage: „Darf ein Wittmann die Schwester seiner verstorbenen Frau heirathen?“ nach ihrer theoretischen und praktischen Seite aus Gottes Wort klar beantwortet. Man überzeuge sich davon durch ein sorgfältiges Lesen des Büchleins. F. P.

Kirchlich-*Zeitgeschichtliches.*

I. America.

Eine Vertheidigung der deutschländischen Christen hinsichtlich ihrer Missions-thätigkeit. Wir lesen im „Lutherischen Herold“: „Prof. Dr. Wadernagel schreibt sehr richtig im 'Lutheran': ‚Gewisse (americanische) ‚religiöse‘ Blätter, die ihren politischen Vorurtheilen, selbst in Missionsangelegenheiten, Ausdruck geben, beschuldigen die Christen Deutschlands der Trägheit und des Geizes in Bezug auf Ausbreitung des Reiches Gottes in heidnischen Ländern, weil Deutschland nur ein Fünftel der Gesamteinnahme der Missionsgesellschaften beiträgt. Diese pharisaischen Richter sollten aber auch die andere wahre Thatsache nicht unterdrücken, nämlich, ‚daß der Antheil, den Deutschland an dem Erfolg der Mission hat, ein Fünftel beträgt‘. Für den Geiz vieler, die sich Christen nennen, der Mission gegenüber haben wir keine Entschuldigung. Aber derselbe findet sich nicht bloß in Deutschland. Falsch ist's in jedem Fall, die deutschen Christen schlechthin des Geizes gegen die Mission zu beschuldigen. Das Geld hat in den verschiedenen Ländern einen verschiedenen Werth. Gar manche Missionsgabe deutscher Christen, die zahlenmäßig kleiner ist als manche Missionsgabe in America, hat relativ höheren

Werth als diese. Ausschlaggebend in der Beurtheilung der deutschen Missions-thätigkeit ist aber doch das, daß bei den geringeren Mitteln die Erfolge verhältniß-mäßig viel größer sind als die der ausländischen Missionsgesellschaften, denen reichere Mittel zu Gebote stehen. Das stellt die Arbeit der deutschen Missionare andern gegenüber ins rechte Licht.“ — Allerdings hat in Deutschland das Geld einen größeren Werth als bei uns. Dazu hat Deutschland landeskirchliche Ver-hältnisse, die an sich zur Trägheit einladen, während in den hiesigen freikirchlichen Verhältnissen ein fortwährender Antrieb liegt, daß die Einzelnen sich um Gemeinde und Kirche kümmern. Ob gegenwärtig unter den Secten Americas oder in den deutschen Landeskirchen mehr Gottes Wort gepredigt wird, wagen wir nicht zu entscheiden. Früher war das Plus jedenfalls auf Seiten der americanischen Secten. Aber diese sind in den letzten Jahrzehnten sehr zurückgegangen und haben das Christenthum immer mehr in eine Morallehre verkehrt. Aber einen Vortheil haben die americanischen Sectenprediger vor den landeskirchlichen Pastoren Deutschlands voraus: die ersteren werden in der Regel von ihren Zuhörern verstanden, die letzteren nur in sehr beschränktem Maße. Was das Geben für kirchliche Zwecke betrifft, so möchten wir noch bemerken, daß selbst unter ökonomisch weniger günstigen Verhältnissen unter Umständen sehr viel gegeben werden kann. Unsere frei-kirchlichen Brüder in Deutschland und England geben durchschnittlich mehr als die Lutheraner in der Synodalconferenz. Der rechte christliche Sinn ist vorhanden, und die Verhältnisse fordern dringend dazu auf. F. P.

Verleumdung der lutherischen Theologen von Seiten der Generalsynode. Bei Gelegenheit der Einführung des Professors für „biblische Theologie“ in Gettys-burg, Pa., sagte Rev. John Wagner unter anderm auch: „It is cause for pro-found gratification among us that the Seminary of the General Synod has lately not only secured buildings besitting its needs, but now sustains a de-partment of Theological Science whose sole business it is ‘critically to as-certain and truthfully to exhibit,’ what the Word of God really teaches. *Both Catholic and Protestant divines have been justly charged with having made, until comparatively recent times, ‘the enormous mistake of studying Scripture, — so far as their interest therein was theoretical and practical, — primarily in order to find proof of the doctrines contained in their creeds and confessions.’* They failed to apprehend and appreciate the seemingly very simple thought that Scripture should be studied in the first instance with a single eye to find out what was really in it, and that to this end the study of it should be strictly and purely exegetical and historical, without regard to the later de-ductions of dogmatic theology.“ (The Lutheran Quarterly, 31, 1.) Abgesehen davon, was hier von dem Zweck der in Gettysburg neu errichteten Professur und von der Stellung der Papisten und Reformirten zur Schrift gesagt ist, so müssen wir Lutheraner obige Beschuldigung entschieden zurückweisen. In der lutherischen Kirche hat je und je die Schrift als alleinige Quelle und Norm der Lehre gegolten, und zwar nicht bloß auf dem Papier. Die lutherischen Theologen ließen sich leiten von dem Axiom: „Quod non est biblicum, non est theologicum.“ Und was insonderheit Luther betrifft, so ist die Behauptung der „Gettysburger“ geradezu handgreiflich falsch. Wie Luther zu seinen Lehren gekommen ist, sagt er selber, wenn er 3. B. in den Schmalkaldischen Artikeln schreibt: „Ex patrum enim verbis et factis non sunt extruendi articuli fidei. Regulam autem allam habemus, ut videlicet verbum Dei condat articulos fidei, et praeterea nemo, ne angelus quidem!“ Luther und die Theologen, welche ihm gefolgt sind, waren immer nur darauf bedacht, das nachzusprechen, was Gott ihnen in der heiligen Schrift vor-

gesprochen hatte. Ihre theologische Maxime war: „Rede, Herr, denn dein Knecht höret!“ Diesen Weg haben aber gerade die wissenschaftlichen Theologen der Neuzeit verlassen und, wie z. B. Hofmann, erst ihr System aufgestellt, und zwar ganz unabhängig von der Schrift, und dann erst dasselbe an der Schrift geprüft und durch dieselbe zu stützen gesucht. F. B.

Die „**Deutsche Evangelische Synode von Nordamerika**“ besteht gegenwärtig aus 909 Pastoren, 120 Lehrern (davon 12 Lehrerinnen) und 1129 Gemeinden. Von diesen Gemeinden nennen sich nach eigenen Angaben der Unirten 8 „protestantisch“ oder „ev.-protestantisch“ und „ver. ev.-protestantisch“, und 11 Gemeinden nennen sich „lutherisch“ und „ev.-lutherisch“. Ob noch andere Gemeinden den Namen „lutherisch“ führen, geht aus der uns vorliegenden Liste nicht hervor, da in den meisten Fällen der volle Name der Gemeinde nicht angegeben ist. Die Synode sollte aber dafür sorgen, daß diesen unirten Gemeinden, welche sich „lutherisch“ nennen, die richtige Etiquette aufgesteckt werde, und im Interesse der Ehrlichkeit sie anhalten, nicht länger unter falscher Flagge zu segeln. Von den Gemeinden gehören gegen 325 „der Form nach noch nicht in den Synodalverband“, den die Unirten für ebenso nöthig erklären als die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde, wenn sie z. B. S. 93 ihres diesjährigen Kalenders schreiben: „Durch Zusammen treten einer Anzahl von Gemeinden entsteht ein Kirchencörper, eine Synode. Die Vereinigung von Gemeinden zu einem Kirchencörper ist ebenso nöthig, wie die Verbindung von Hausgemeinden und einzelnen Personen zu einer Gemeinde.“ Im verfloffenen Jahre wurden 16 Missionsgemeinden selbständig, von denen die meisten sechs bis zehn Jahre Unterstützung empfangen hatten. Jetzt hat die Missionsbehörde noch 40 Posten, die theils fünf bis zwölf Jahre unterstützt worden sind. Fünf neue Arbeitsfelder wurden in Angriff genommen. Die Kasse für Mission ist ohne Schuld und hat Vorrath an Hand. Im Proseminar zu Elmhurst, Ill., welches 29 Jahre besteht und nicht bloß für die Theologie vorbereitet, sondern auch Lehrer ausbildet, befanden sich im vorigen Jahre um Ostern 95 Schüler; jetzt beläuft sich die Schülerzahl auf 84, die sich auf vier Klassen vertheilen. Inspector D. Irion sagt von dieser Anstalt: „Wir werden nur wenige künftige Gelehrte in unserer Anstalt ausbilden; die Umstände sind nicht darnach.“ Das Predigerseminar bei St. Louis, Mo., aus dem in den fünfzig Jahren seines Bestehens 620 Prediger hervorgegangen sind, hat im gegenwärtigen Schuljahr 78 Studenten, die sich auf drei Klassen vertheilen. Am Schlusse des vorigen Schuljahres konnten 17 ins Amt gesandt werden. Im Predigerseminar „handelt es sich“ — wie die Unirten sich ausdrücken — „hauptsächlich um ein ebenso streng wissenschaftliches als demüthig gläubiges Forschen in der heiligen Schrift, um das Verständniß ihrer Sprachen, um ein Ringen nach der Salbung des Heiligen Geistes zu der Hirten- und Säemannsarbeit des evangelischen Predigtamtes, um die Lehre vom Glauben, vom Bekenntniß und von der christlichen Ethik, um die Kirchengeschichte und um andere theologische Disciplinen“. Die Seminaristen haben beim Eintritt in das Predigerseminar „schriftlich das Versprechen zu geben, daß sie dem Predigtamt in der evangelischen Kirche treu bleiben und in den ersten Jahren nach ihrer Ausbildung die ihnen von der Synode zugewiesenen Stellen willig und gewissenhaft bedienen, oder aber, wo sie sich anders entscheiden sollten, die sämmtlichen Kosten ihrer Ausbildung an die Seminarkasse vergüten wollen“. Derartige Bestimmungen verrathen kein besonders großes Zutrauen der Unirten zu der fesselnden Macht ihrer Lehren, die allein den Ausschlag geben sollen, warum ein Prediger sich ihrer Synode anschließt und bei ihr bleibt. — Im „Evangelischen Kalender“, dem wir die obigen Daten entnommen haben, wird auch fleißig gekämpft wider die Lutheraner im Allgemeinen und wider die Mis-

fourier im Besonderen. Charakteristisch ist es für die Uniten, daß sie sich aufspielen als die Friedensleute und Friedensboten, die eitel Mißfallen haben am Lehrstreit und dabei polemisiren in allen ihren Zeitschriften, vom theologischen „Magazin“ bis herab auf den Kalender. Charakteristisch ist es, daß gerade die Uniten, die sich der weitherigen Liebe rühmen und sagen, daß an der reinen Lehre wenig gelegen sei, ja, daß es auf Erden überhaupt keine absolut reine Lehre gebe, auffahren, wie von einer Tarantel gestochen, und poltern, schelten und verleumben, sobald ein Lutheraner ihre Lehre mit der Schrift vergleicht und auf Irrthümer hinweist, als ob ihnen in der weiten Welt nichts so lieb und theuer wäre, als die „reine Lehre“, über die sie doch sonst lachen und spotten. Ohne Belege und Documente beizubringen, wird in dem uns vorliegenden Kalender z. B. behauptet, daß ein lutherischer Präses einem uniten Pastor, der ihm das achte Gebot vorgehalten, geantwortet habe: „Uebrigens stehe ihm die Ehre der lutherischen Kirche höher als jedes Gebot.“ Unshat dies erinnert an die Lügen der Papisten, von denen Luther also schreibt: „Ich muß eine Historia sagen. Es ist hie zu Wittenberg gewest aus Frankreich ein Doctor gesandt, der für uns öffentlich jaget, daß sein König gewiß und über gewiß wäre, daß bei uns keine Kirche, kein Oberkeit, kein Ehestand sei, sondern ginge alles unter einander wie das Viehe und thät jedermann, was er wolt. Nu rath, wie werden uns an jenem Tage für dem Richtstuel Christi ansehen die, so solche grobe Lügen dem Könige und andern Landen durch ihre Schrift eingebildet haben für eitel Wahrheit? Christus, unser aller Herr und Richter, weiß ja wohl, daß sie lügen und gelogen haben, das Urtheil werden sie wiederum müssen hören; das weiß ich fürwahr. Gott befehre, die zu bekehren sind, zur Buße, den andern wird's heißen: Weh und Ach ewiglich.“

F. V.

Ein Protest gegen Unitarismus unter den Episcopalen. Der „Zeuge und Anzeiger“ berichtet aus Boston: „Der jüngst verstorbene Gouverneur von Massachusetts, Wolcott, wurde, obgleich er ein Unitarier war, von der größten Episcopalkirche in Boston aus von einem unitarischen Prediger begraben. Das hat ein Episcopalprediger öffentlich gestraft und unter anderm gesagt: ‚Mit Scham und Betrübniß haben gläubige Christen gehört, daß in der größten Kirche, die dem Dienste des Herrn Jesu Christi geweiht ist, es einem, der den Heiland verleugnet, erlaubt worden ist, einen Gottesdienst zu halten, weil der Pastor, der ihr vorsteht, in seinem Amte nicht treu gewesen ist.‘ Nun erheben alle Zeitungen und populär sein wollenden Prediger das Geschrei der Intoleranz.“ Es kommt dies daher, daß ein Bekenntnißact dem Unitarismus gegenüber in den americanischen Sectenkirchen eine seltene Begebenheit ist. Die Sectenkirchen sind zu einem guten Theil unitarisch geworden. Kürzlich sagte ein Unitarier zu dem Unterzeichneten: „Wir Unitarier wären die zahlreichste Gemeinschaft in America, wenn alle Methodisten, Baptisten, Presbyterianer, Episcopalen, die Unitarier sind, sich auch äußerlich zu uns hielten.“ Wir konnten dem Manne nicht so ganz Unrecht geben.

F. V.

Methodismus und moderne Theologie. Dies Thema behandelt „Der Christliche Apologete“ vom 3. und 10. Januar. Aus den beiden Artikeln theilen wir im Folgenden etliche Auszüge mit: „Vor hundert Jahren ließ der Berliner Theologe Schleiermacher seine ‚Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern‘ erscheinen, und vor einigen Monaten gab ein anderer Berliner Theologe, Prof. Harnack, seine Vorlesungen über ‚das Wesen des Christenthums‘, ebenfalls für den weiten Kreis der Gebildeten bestimmt, heraus. Beide Bücher, das eine den Anfang, das andere das Ende des nun verfloffenen Jahrhunderts markirend, sind, wenn auch nur gering an Umfang, doch ganz bedeutende Erscheinungen.“ „Schleiermachers Buch hat auf die Väter des Methodismus keinen Einfluß aus-

geübt. . . Jetzt steht es anders. Harnacks Buch wird auch auf den Methodismus eine Wirkung ausüben. Vielleicht nicht so sehr das Buch selbst, wohl aber die Theologie, welche in demselben ihren classischen Ausdruck gefunden hat. Innerhalb des neunzehnten Jahrhunderts ist der Methodismus aus einer von der Begeisterung der ersten Liebe getriebenen evangelisatorischen Macht zu einer mit aller Maschinen- und Apparatur versehenen stabilen Kirche geworden und bewegt sich ebensowohl wie die älteren Kirchen auf allen Gebieten des kirchlichen, theologischen, wissenschaftlichen und allgemein culturellen Lebens. Dies ist der Fall sowohl hier in America, wo das ganze Culturleben aus dem Pionier- und Ansiedlungsstadium in ständige Verhältnisse übergegangen ist, wie auch in der alten Heimath des Methodismus, in England.“ „Der gegenwärtige Zustand des Methodismus bringt es mit sich, daß er, wie die anderen Kirchen, seinen Antheil an der theologischen Forschung nimmt und in lebhafter Wechselwirkung mit der theologischen Wissenschaft steht. Man darf nicht sagen, daß unsere Väter die theologische Wissenschaft vernachlässigt hätten, sie hätten aber keine Zeit, dieselbe zu pflegen.“ „Daß es besonders die deutsche Theologie ist, welche den Methodismus am fruchtbarsten beeinflusst hat, bedarf kaum eines speciellen Nachweises. Was Wesley den Herrnhutern und Luther zu verdanken hat, ist zur Genüge bekannt, und Wesleys 'Notes on the New Testament', das Buch, unter dessen Leitung die ersten Generationen von Methodistenpredigern ihre Bibel studirten und das jetzt noch zu den 'Standards' methodistischer Lehre gehört, ist eine Bearbeitung vom ‚Gnomon‘ des frommen württembergischen Gottesmannes Johann Albrecht Bengel, wie Wesley selbst in der Vorrede ausdrücklich erklärt. Fast alle unsere theologischen Lehrer haben specielle Studien auf deutschen Universitäten betrieben, jedes Jahr ziehen Duzende unserer versprechendsten Predigtamtscandidaten Studiums halber nach Deutschland, und die meisten der prominenten Männer unserer Kirche sind in Fühlung mit den neuen Erscheinungen der deutschen Theologie. So ist es denn nicht zu verwundern, daß die verschiedenen Richtungen und Strömungen der deutschen Theologie auch unter uns vertreten sind, wenn auch die theologischen Partei- und Schulnamen hier in Wegfall kommen. Ganz besonders hat auch die moderne Richtung, die von Prof. Ritschl ihre hauptsächlichsten Anregungen empfangen hat und die in dem erwähnten Buche Harnacks vertreten ist, einen Einfluß auf weite Kreise unseres Predigtamtes gewonnen. Wer mit aufmerksamem Blicke die methodistische periodische Literatur, die 'Methodist Review' wie die verschiedenen 'Advocates' und die neueren theologischen Werke, sowie die Aeußerungen methodistischer Theologen an Kirchencongressen, Conferenzen und ähnlichen Gelegenheiten prüft, kann sich dieser Wahrnehmung einfach nicht verschließen.“ „Ich gebe nun ohne Weiteres zu, daß es im Methodismus einige stark rationalisirende Elemente gibt. Soweit meine persönliche Beobachtung reicht, sind auch manche Methodisten nach deutschen Universitäten gezogen, ohne daß sie eine genügende philologische und philosophische Vorbildung besaßen, und in den Köpfen derselben entstand dann ein buntes Wirrwarr von halbverstandenen und halbverbauten theologischen und philosophischen Ideen, die dann dennoch mit großer Suade ausgekratzt worden sind und immer noch werden. Davon abgesehen, glaube ich aber, daß in dem Wesen des Methodismus einige Eigenthümlichkeiten liegen, welche den erwähnten Einfluß erklären lassen und mit deren klarem Verständniß auch der Schutz gegen etwaige Gefahren gegeben ist. Der Methodismus ist Leben, nicht Lehre. Der wichtigste Berührungspunkt zwischen Methodismus und moderner Theologie scheint mir die Thatsache zu sein, daß beide das Hauptgewicht nicht auf die intellectuelle Seite der Religion legen, sondern dieselbe als Erfahrungsthatfache auffassen. In der orthodoxen Theologie herrscht das

objective Element vor, in der modernen und im Methodismus das subjective.“ „Der Methodismus ist nicht eine Reformation der Lehre, sondern des Lebens. . . Er hat keine einzige neue Lehre aufgestellt. . . Nach den ‚Allgemeinen Regeln‘ wird ‚an diejenigen, welche in die Gemeinschaft aufgenommen werden wollen, keine weitere Forderung gestellt, als die, daß sie ein Verlangen haben, dem zukünftigen Zorn zu entfliehen und von Sünden erlöst zu werden.‘“ „Kaum eine andere Eigenthümlichkeit des Methodismus hebt Wesley öfters und mit mehr Nachdruck hervor. Seinen Tractat ‚Der Charakter eines Methodistens‘ beginnt er mit diesen Worten: ‚Die unterscheidenden Kennzeichen eines Methodisten sind nicht seine Ansichten (opinions), welcher Art dieselben auch sein mögen. Ob er dem oder jenem System der Religion zustimmt, ob er diese oder jene besondere Reihe von Ansichten annimmt, ob er an dem Urtheile dieses oder jenes Mannes festhält: dies alles ist gleich weit von dem Kern der Sache entfernt. In Bezug auf alle Ansichten, welche nicht die Wurzel des Christenthums treffen, denken wir und lassen wir denken. Was sie auch sein mögen, ob richtig oder verkehrt, sie sind kein Kennzeichen eines Methodisten‘ (Works, vol. VI, 240). In seinem 85. Lebensjahre schrieb er: ‚Ich fügte einen kurzen Bericht über die Methodisten bei, in welchem ich besonders einen Umstand hervorhob: Es gibt keine andere Religionsgemeinschaft unter dem Himmel, die nichts von den Leuten fordert, um Aufnahme in dieselbe zu finden, als ein Verlangen, ihre Seele zu retten. In keine andere Kirche oder Gemeinschaft kann man aufgenommen werden, es sei denn, man theile ihre Ansichten und halte sich an ihre Form des Gottesdienstes. Die Methodisten allein bestehen nicht darauf, daß man diese oder jene Ansicht hält. Ich weiß von keiner anderen Religionsgemeinschaft in alter oder neuer Zeit seit der Zeit der Apostel, in welcher solche Gewissensfreiheit gestattet ist.‘ Als einst auf der Conferenz die möglichen Folgen solcher Liberalität erörtert wurden, schloß Wesley die Debatte mit dem drastischen Vergleiche: ‚Ich habe nicht mehr Recht, gegen einen Mann einzuwenden, daß er eine von der meinigen verschiedene Ansicht hält, als ich gegen ihn einwenden darf, daß er eine Perrücke trägt und ich mein natürliches Haar. Aber wenn er seine Perrücke abnimmt und anfängt, mir den Puder in die Augen zu stäuben, so halte ich es für meine Pflicht, ihn möglichst rasch los zu werden. Glaubt er an Jesum Christum und ist sein Leben in Uebereinstimmung mit seinem Bekenntniß? sind nicht nur die hauptsächlichsten, sondern die einzigen Fragen, die ich stelle, wenn jemand in die Gemeinschaft aufgenommen werden will.‘“ „Bei diesen Grundsätzen ist der Methodismus auch bisher geblieben, und seine Geschichte hat die Richtigkeit von Wesley's Grundsatz, ‚daß nicht die Rechtgläubigkeit einer Kirche die beste Garantie für ihr geistliches Leben ist, sondern, daß umgekehrt das geistliche Leben die beste Garantie für die Rechtgläubigkeit ist‘, zur Genüge bewiesen. (Stevens, History of the M. E. Church, II, 209.) So kommt es denn, daß der Methodismus einheitlich geblieben ist in seiner Verkündigung der fundamentalen Heilslehren und heute noch eine Einheit bildet, zu gleicher Zeit aber dem freien Forschen und Denken keine Schranken zieht. Die Bibel ist uns göttliche Offenbarung, darin stimmen wir überein, aber über die Art und Weise, wie diese Offenbarung gegeben ist, gehen die Ansichten aus einander, von der starresten Wortinspirations-Theorie bis zur radicalsten Quellscheidungs-Theorie. Daß wir durch Christus selig werden, ist unsere Lehre, das ‚wie‘ des Veröhnungstodes Christi ist Speculation. Wir verkündigen ‚Heiligung‘, aber dem einen ist sie ein definitives ‚zweites Werk‘, dem anderen allmähliches Wachstum. Daß die Reiche dieser Welt werden sollen das Reich Christi, ist unsere Hoffnung, aber dem einen verwicklicht sich dies durch die allmähliche sittliche Ueberwindung der Mächte der Finsterniß durch den von Tag

zu Tag wachsenden Einfluß der Kirche, dem andern geht es durch einen stets heißer werdenden Entscheidungskampf hindurch, der erst durch Christi persönliches Kommen zum Siege geführt wird. Weder postmillenarische, noch prämillenarische, 'Ansichten' sind, 'methodistische Lehre'; beide Richtungen haben ihr Recht in der Kirche. "Daß der Methodismus bei diesem ihm ursprünglich eigenthümlichen, zu seinem Wesen gehörenden Grundsätze zu bleiben gesonnen ist, zeigt die Handlungsweise der Bischöfe unserer Kirche. Dieselben Bischöfe . . . haben in der letzten Woche vom Monat Mai einen theologischen Professor, gegen welchen seiner der Wellhausenschen Schule folgenden kritischen Ansichten wegen Einwendungen gemacht worden sind, mit voller Kenntniß der Sachlage bestätigt, trotzdem sie seine 'Ansichten' als, 'irrig' bedauerten. Ihr Urtheil begründen sie mit dem bezeichnenden Satze: 'Mit Genugthuung haben wir indessen wahrgenommen, daß ihm allgemein bezüglich seines ernstesten christlichen Geistes und seiner tiefen Frömmigkeit das beste Zeugniß ausgestellt wird, wie er persönlich auch erklärt hat, daß er an die Fundamentallehren des Christenthums, wie sie von der Bischöflichen Methodistikirche gehalten werden, von Herzen glaube.'" "Die moderne Theologie betont Leben, nicht Lehre. Was man nun auch an der modernen Theologie auszufehen sich genöthigt sieht, das muß man ihr lassen, daß sie den Glauben an Christus als persönliches Erlebniß, als inneres Ergriffenwerden in den Mittelpunkt der Religion setzt und von diesem Standpunkte aus alles andere als nebensächlich betrachtet. Und gerade hierin liegt die Erklärung, daß Methodismus und moderne Theologie einander sympathischer gegenüberstehen, als Methodismus und orthodoxes Lutherthum." "Es macht sich auf kirchlichem und theologischem Gebiete in stark ausgesprochener Weise die Tendenz geltend, das Gemeinsame des Christenthums mehr zu betonen und über dem Gemeinsamen die trennenden Unterschiede mehr in den Hintergrund treten zu lassen. Das Gemeinsame liegt aber in der Erfahrung und im frommen Leben, das Trennende in den dogmatischen Ausprägungen. In unseren Kirchengesangbüchern, in denen ja die Erfahrungen der Gotteskinder ihren Ausdruck finden, sind in schöner Harmonie Lutheraner, Calvinisten, Jesuiten, Baptisten, Methodisten und andere vereinigt, und wir singen ihre Lieder, ohne uns der dogmatischen Schranken, welche die Dichter getrennt haben, bewußt zu werden. Die starren Gegensätze verweisen sich, die dogmatischen Schranken fallen, der Schwerpunkt der Religion wird mehr aus dem Bereiche des Intellects in das Gebiet des Gefühls und des Willens verlegt. Damit wird aber die Bahn verfolgt, auf welcher Wesley, Schleiermacher und Harnack, so verschieden diese Männer auch sonst sind und so barock diese Gruppierung auch erscheinen mag, wandeln. Gerade die letzten Jahrzehnte des nun geschiedenen Jahrhunderts haben ja diese Unionsbestrebungen in einer vorher ganz ungeahnten Weise gezeitigt." — Diese Darstellung des „Apologeten“ halten wir für wesentlich richtig. Methodismus und moderne Theologie sind beide Kinder ein und derselben Mutter, der Vernunft. Beiden ist das Christenthum wesentlich Sache des Lebens und Wandels und nicht der Glaube an das Wort der Schrift, daß uns um Christi willen die Sünden vergeben sind. Beide sind Enthusiasten, Schwärmer und Rationalisten, denn sie gründen sich nicht auf das klare Schriftwort, sondern auf ihr eigenes Herz, auf ihre Gefühle, ihre subjectiven Erfahrungen, ihr christliches Bewußtsein, ihr christliches oder christlich bestimmtes Ich. Beide verachten die im Schriftwort von Gott selber niedergelegten Lehren und überlassen es jedem Menschen selber, sich aus den objectiven und insonderheit aus den subjectiven Thatfachen des „Heils“ seine Ansichten und Lehren in geistlichen Sachen selber zu bilden. Daß sich darum jetzt die Methodisten hingezogen fühlen zu Schleiermacher und Harnack, ist keine zufällige Erscheinung, sondern liegt in der Natur des Methodismus begründet. Die

Gefühlstheologie schlägt naturgemäß um in Vernunfttheologie. Der Rationalismus ist abgekühlter, abgestandener Methodismus. Ist die Hitze des Methodismus verfliegen, so ist das residuum Rationalismus. Wie Dampf sich verhält zu Wasser und Schaum zu Bier: so verhält sich der Methodismus zum Rationalismus. Den Methodisten mag diese nahe Verwandtschaft mit den modernen Theologen eine überraschende Entdeckung sein — der lutherischen Kirche galt Methodismus und Rationalismus im theologischen Markte je und je als wesentlich derselbe Artikel.
F. B.

Unser Verhältnis zu Rom. Der "Lutheran" bemerkt: „Des Papstes Leibblatt sagte kürzlich, der Protestantismus sei nicht besser als der Muhammedanismus und das Judenthum und, gleichwie jene, eine Leugnung des Christentums. Der süß lächelnde alte Mann bedauert es sehr, daß er zu unserer Bekehrung nicht mehr die sanften Mittel der spanischen Inquisition anwenden kann.“ Wenn römische Aussprachen, wie die oben erwähnte, nur bewirken möchten, daß die Lutheraner sich recht des Gegensatzes bewußt werden, in dem Rom zur christlichen Kirche steht! Wir erinnern daran, was Luther so oft sagt: Wenn der Papst Recht hat mit seiner Werklehre und mit seinem Anspruch, der Oberste in der Kirche zu sein, dann sind wir des Teufels. Haben wir aber Recht mit unserer Lehre, daß wir allein durch Christus, und nicht durch unsere Werke, selig werden und daß Christus der einzige Herr und Meister der Gläubigen ist, dann ist sicherlich der Papst des Teufels. Ein Drittes gibt es nicht. Alles, was wahrhaft lutherisch ist, verdammt der Papst, und alles, was papistisch ist, verdammen wir Lutheraner von ganzem Herzen. Wir lasen soeben in dem neuesten Bande der St. Louiser Ausgabe der Schriften Luthers Luthers Vorrede zu dem papistischen „Concilium de emendanda ecclesia auspiciis Pauli III. conscriptum.“ Luther schließt diese Vorrede also: „Wohlan, man soll nicht fluchen — das ist wahr —, aber beten muß man, daß Gottes Name geheiligt und geehrt werde, des Papstes Name geschändet und verflucht werde, sammt seinem Gott, dem Teufel, daß Gottes Reich komme, des Endechrists Reich zu Grunde gehe. Solchen paternosterlichen Fluch mag man wohl beten, weil die letzten Erzbischofswichte am Ende der Welt: Papst, Cardinäle und Bischöfe, so schändlich, böslisch, muthwillig unsern lieben Herrn und Gott lästern und dazu spotten. Exsurge, Domine, quare obdormis?“ Luthers Werke, St. L. Ausg., XVI, 1975. Uebrigens ist es mit dem „süßen Lächeln“ des „alten Mannes“ so ein Ding. Wir haben nie den Papst selbst, wohl aber viele Bilder von ihm gesehen. Wenn die Bilder nur einigermaßen der Wirklichkeit entsprechen, so sieht der „alte Mann“ aus, als ob ein ganzes Schock Teufel von ihm Besitz genommen hätte. So widerlich, abstoßend, diabolisch „lächelt“ der Papst. Wir erinnern an den Eindruck, den das lebensgroße Bild des Papstes auf der Chicagoer Weltausstellung machte. Dem gegenwärtigen Papst guckt das Teufelsgeschäft, das er treibt, ganz besonders aus den Augen.
F. B.

Zur protestantischen Polemik gegen Rom. Papistische Schreiber rühmen neuerdings wieder an der Papstkirche, daß sie (die Papstkirche) den Glauben an die ewige Gottheit unerrückt bekenne, während viele Protestanten die Gottheit Christi offen bekämpfen. Diesen Papisten ist nicht nur entgegenzuhalten, daß alle wahren Protestanten die Leugner der Gottheit Christi als außerhalb der christlichen Kirche stehend ansehen, sondern auch zu Gemüthe zu führen, daß der Glaube, Christus sei wahrer Gott und wahrer Mensch, noch niemand zu einem Christen mache. Die Teufel glauben auch, und bekennen auch gelegentlich (siehe Matth. 8, 29.), daß Christus Gottes Sohn sei, und sie sind doch keine

Christen. Christlich wird unser Glaube an den menschengewordenen Sohn Gottes erst dann, wenn wir glauben, daß wir durch ihn, und nicht durch eigene Werke, Vergebung der Sünden haben. Der Apostel sagt ganz ausdrücklich Gal. 5, 4.: „Ihr habt Christum verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt.“ Die Papisten also, die zwar Christi Gottheit bekennen, aber durch eigene Werke gerecht und selig werden wollen, sind ebensowohl Unchristen und verdammt, wie die Pseudoprotestanten, die die Gottheit Christi direct leugnen. Luther sagt sehr richtig, wenn jemand „gleich die andern (Artikel) hält und diesen (von der Rechtfertigung aus dem Glauben ohne Werke) nicht hat, so ist es alles vergeblich“. (St. L. Ausg., VIII, 628.) Uebrigens glaubt auch kein Mensch, der nicht die Vergebung seiner Sünden durch Christum glaubt, die Gottheit Christi mit rechtem Ernst, nämlich *sic divina*. Der Heilige Geist, der den christlichen Glauben im Herzen wirkt, zieht erst mit dem Glauben an die Vergebung der Sünden in das menschliche Herz ein, wie der Apostel so emphatisch Gal. 3, 2—5. bezeugt. Ehe ich die Vergebung meiner Sünden durch Christum glaube, glaube ich die Gottheit Christi auf das Zeugniß anderer hin, wie ich etwa die Schlacht bei Pydna glaube. Luther sagt a. a. O., 629: „Wo die Erkenntniß Christi (nämlich, daß ich durch ihn, und nicht durch meine Werke, Vergebung der Sünden habe) hinweg ist, da hat die Sonne ihren Schein verloren und ist eitel Finsterniß, daß man nichts mehr recht versteht. . . . Und ob man wohl die Worte vom Glauben und Christo behält, wie sie im Papstthum blieben sind, so ist doch kein Grund einiges Artikels im Herzen, und was mehr da bleibet, das ist eitel Schaum und ungewisse persuasiones oder Dünkel, oder ein gemalter, gefährter Glaube. . . . Wo diese Erkenntniß (von der Vergebung der Sünden durch Christum) weg ist, so nimmt sie es alles mit ihr, und magst darnach alle Artikel führen und bekennen, wie denn die Papisten thun, aber es ist kein Ernst, noch rechter Verstand, sondern wie man im Finstern tappet und ein Blinder von der Farbe höret reden, die er nie gesehen hat.“ (A. a. O., 506.) Das halte man den papistischen Schreibern entgegen, wenn sie mit der Papstsecte „unverrücklichem Glauben“ an die Gottheit Christi prahlen.

J. P.

Berichtigung einer Notiz über die Americanische Bibelgesellschaft. Die Nachricht, daß die Americanische Bibelgesellschaft sich wegen Mangels an Absatz genöthigt sehe, ihr Bibelhaus in New York zu verkaufen, war unrichtig. Die Gesellschaft braucht andere und größere Räume, weil das Geschäft immer größer wird. Im letzten Jahre wurden anderthalb Millionen Bibeln verkauft oder verschenkt.

Die theosophische Gesellschaft hat wohl in allen größeren Städten unseres Landes etliche Anhänger, größere Verbindungen aber nur in New York, Chicago und San Francisco. Das Hauptquartier der Theosophen befindet sich in Adgar, Indien. Gegenwärtig bereist die Gräfin Wachtmeister von London, England, die sich 1881 von den Spiritisten zu den Theosophen wandte, die größeren Städte unseres Landes, um das Interesse für Theosophie zu wecken und der Gesellschaft neue Glieder zuzuführen. Die theosophische Gesellschaft urgirt drei Stücke, mit welchen sie die Welt zu beglücken begehrt: 1. die allgemeine Brüderschaft aller Menschen ohne Rücksicht auf Rasse, Bekenntniß, Geschlecht, Raste oder Farbe; 2. das Studium der verschiedenen Religionen und Philosophien in der Welt; 3. die Erforschung der inneren Kräfte der Natur und der psychischen Vermögen und Gaben, die im Menschen noch schlummern.— Was insonderheit den zweiten Punkt betrifft, so liegt es auf der Hand, daß das Wesen der Religion nicht so festgestellt werden kann, daß man alles, was sich Religion nennt und genannt hat, neben einander stellt und mit einander vergleicht und, nachdem man alle unterscheidenden Merkmale weggestrichen hat, das, worin

alle übereinstimmen, für das Wesen der Religion, für die wahre Religion ausgibt. Es wäre dies ganz richtig, wenn alle Religionen wirkliche, wahre Religionen wären. Da aber alle heidnischen Religionen von Menschen gemachte counterfeit-Religionen sind, so ist auch dieser Weg, durch Abstraction das Wesen der wahren Religion finden zu wollen, ebenso unsinnig, als wenn man echtes Geld und falsches Geld vergleicht, das Unterscheidende wegstreicht und das, worin beide einander identisch sind, bezeichnet als das Wesen des echten Geldes. Dieser Proceß der Abstraction zwingt uns ja, gerade auch das wegzustreichen, was dem einen den Charakter des Echten und Wahren, dem andern den des Falschen und Unechten verleiht. Welches die wahre Religion und Kirche ist, läßt sich nur aus der Schrift bestimmen.

§. 8.

Statistik der kirchlichen Gemeinschaften. Dem "Independent" entnehmen wir folgende Daten der Ueberszahl der verschiedenen Denominationen in 1890 und 1900. Wir setzen jedesmal erst die Zahl für 1890 und dann für 1900. Katholiken: 6,242,287 — 8,610,226; Methodisten: 4,596,772 — 5,860,949; Baptisten: 3,552,195 — 4,579,412; Lutheraner: 1,231,072 — 1,665,878; Presbyterianer: 1,211,279 — 1,575,898; Disciples of Christ: 871,017 — 1,149,982; Christian Scientists: 8724 — 1,000,000; Episcopalen: 540,489 — 726,174; Congregationalisten: 512,771 — 629,874; Vereinigten Brüder: 225,281 — 479,484; Reformirten: 309,458 — 369,235; Mormonen: 166,125 — 345,500; Deutsch-Evangelischen: 187,432 — 208,574; Englisch-Evangelischen: 187,313 — 179,858; Christians: 103,722 — 111,835; Tunker: 73,601 — 111,287; Quäter: 80,655 — 91,868; Unitarier: 67,749 — 71,000; Adventisten: 30,344 — 66,816; Griechische Kirche: 13,604 — 65,000; Mennoniten: 47,861 — 54,748; Universalisten: 49,194 — 48,426; Weisarme: 8742 — 40,000; Anhänger Dowies: 40,000; Kirche Gottes: 22,511 — 38,000; Altkatholiken und andere: 1665 — 26,500; Herrnhuter: 11,781 — 14,817; Arminianer: 335 — 8500; Swedenborgianer: 7095 — 7679; Juden: 130,496 — 211,627.

§. 8.

Die moderne bibelfeindliche Naturwissenschaft. Daß sich die Philosophen aus alter und neuer Zeit unsinnigen und lustigen Speculationen und Träumen hingegen haben, gilt insonderheit auch den Forschern in den Einzelwissenschaften als eine ausgemachte Sache. Im Gegensatz zu den speculativen Philosophen haben die empirischen Forscher ihre respectiven Wissenschaften denn auch als „exacte“ bezeichnet. Wie aber auch diese sogenannten Scientisten es verstehen, nicht bloß die Thatjachen, sondern auch ihre fruchtbare Phantasie anzuspähen im Interesse der Wissenschaft, und welche phantastische Theorien sie auszukramen vermögen, davon haben bisher insonderheit die Astronomen und Geologen reichlich Zeugniß abgelegt. In jüngster Zeit hat sich nun auch der in den letzten Jahren öfters genannte Elektriker Tesla diesen „exacten“ Träumern und „wissenschaftlichen“ Phantasten zugesellt. Tesla behauptet nämlich, daß das Instrument in seinem Laboratorium in Colorado wiederholt mehrere regelmäßige, ihm unerklärliche Bewegungen registriert habe. Daraus zieht nun Tesla den Schluß, daß diese Wirkungen weder von der Sonne, noch von der Erde, sondern vom Planeten Mars ausgegangen seien. Und einmal am Schließen, folgert Tesla weiter, daß diese regelmäßigen wiederholten Bewegungen seines Instruments elektrische Nachrichten von den „Marsbewohnern“ seien. Dabei setzt Tesla als selbstverständlich voraus, daß der Mars bewohnt sei von lebendigen Wesen, daß auch diese Wesen der Darwinischen Evolution unterworfen seien und daß die Bewohner des Mars in dieser Evolution uns wenigstens gleich seien, wahrscheinlich aber uns schon weit überflügelt hätten. Und bei diesen letzten Annahmen und Voraussetzungen setzt Tesla wiederum die selbstverständliche und längst er-

wiesene Thatsache der „generatio aequalvoca“ voraus, daß nämlich, wo immer sich die Wärme der Sonne verbinde mit der Feuchtigkeit, nothwendig Leben entstehe und sich weiter entwickeln müsse. Tesla ist nun eifrig damit beschäftigt, den „Marsbewohnern“ Kund zu thun, daß er ihre Nachrichten erhalten habe, und glaubt steif und fest, daß ihm dies auch gelingen werde. Die Zeit — meint Tesla — sei gekommen, daß der Elektriker sich dem Astronomen anschließe, um unsere benachbarten Welten zu erforschen. — Wir haben dies hier berichtet, um wieder einmal an einem Beispiel zu zeigen, wie wenig Ursache die Theologie hat, sich von dem lustigen Gerede vieler modernen „exacten“ Forscher imponiren zu lassen. Aus etlichen wenigen, nicht verstandenen Bewegungen seines Instruments schließt Tesla auf eine Civilisation auf dem Mars und behauptet nun, daß diese Annahme nicht mehr Theorie, sondern ausgemachte, bewiesene Thatsache sei. Tesla ist ein Beispiel dafür, wie hastig und eilig viele Forscher sind, wenn es gilt, Schlüsse zu ziehen und eine Thatsache zu erklären; wie sie von der Erklärungswuth fortgerissen werden und sich nicht so lange in Geduld fassen können, bis sich eine vernünftige Erklärung der beobachteten Thatsachen darbietet; wie sie sich mehr abgeben mit allerlei Anticipation der Natur und vorgefaßten Meinungen als mit der Beobachtung von Thatsachen; wie sie sich in der Beurtheilung einer Erscheinung mehr leiten lassen von ihrer Lieblingshypothese als von der zu erklärenden Thatsache selber; wie sie überhaupt mehr darauf aus sind, Hypothesen zu verificiren, als Thatsachen zu erklären; wie sie sich mit ganz besonderer Vorliebe bibelfeindlichen Annahmen in die Arme werfen; wie sie auch da, wo es tausend Möglichkeiten gibt, sich rasch entscheiden und sich leichtfertig, willkürlich und gedankenlos einer ihnen sympathischen Theorie zuwenden; wie dies ganz besonders dann der Fall ist, wenn es gilt, eine bibelfeindliche Theorie zu stützen; kurz, Tesla ist ein Beispiel dafür, wie wenig man sich verlassen kann auf die Aussagen derer, welche sich in unserer Zeit als exacte Forscher aufzuspielen pflegen. Der Theologe fürchtet sich nicht vor den wirklichen Thatsachen der Naturforschung, denn die Wahrheiten, welche das Buch der Natur enthält, können den Wahrheiten der Schrift nicht widersprechen, weil beide Bücher von Gott kommen, der sich nicht in wirkliche Widersprüche verwickeln kann. Daß der Theologe trotzdem nicht bloß die speculative Philosophie, sondern auch die empirischen, „exacten“ Einzelwissenschaften mit verdächtigen Augen ansieht und ansehen muß, daran sind die vielen losen Forscher auf diesen Gebieten mit ihren unsinnigen Theorien, leichtfertigen Schlüssen, schwärmerischen Hypothesen und ihren selbstgemachten „längst ausgemachten Thatsachen“ Schuld. J. W.

II. Ausland.

Der Pabst und Passionspieler. Es wird berichtet: „Anton und Andreas Lang, die in dem Oberammergauer Passionspiel den Christus und den Caiphas spielten, waren kürzlich in Rom. Sie kamen in ihren Costümen nach Rom, und als sie an die Schweizer Thür des Vaticanus gelangten, um vom Pabst empfangen zu werden, waren die Wachen bei ihrem Anblicke wie durch Zauber gebannt und präsentirten das Gewehr. Cardinal Rampolla stellte dem Pabst die beiden vor. Dieser empfing sie lächelnd und wollte nicht gestatten, daß der Darsteller des Christus vor ihm niederkniete. Leo unterhielt sich mit den Brüdern und überreichte jedem eine goldene Medaille, ehe er sie entließ. Der Pabst hat auch allen Besuchern der Passionsspiele seinen Segen ertheilt. Die ganze Einnahme von den Passionsspielen betrug 1,035,000 Mark. Nach Abzug aller Gehalte und Ausgaben bleiben noch 225,000 Mark für katholische Zwecke.“ Die Passionsspiele passen gut zum Pabst.

Auch der Papst spielt nur die Passion Christi. Zum Genuß des Leidens Christi läßt er die Seelen nicht kommen. Das würde das ganze Pabstgeschäft verderben. Das Geschäft des Pabstes blüht nur so lange, als Christi Passion nicht zur Geltung kommt.

F. P.

„Die Frage des Peterspfennigs“, schreibt ein Pariser katholisches Blatt, „ist eine katholische Calamität geworden; sie ist gegenwärtig außerordentlich brennend. Es ist eine unstreitbare Thatsache, daß der Ertrag des Peterspfennigs immer mehr sinkt. Der heilige Vater braucht für die zur Verwaltung der Kirche nothwendigen Ausgaben eine Summe von sieben Millionen. Drei Millionen sind gesichert, vier Millionen müssen durch den Peterspfennig aufgebracht werden. Bis vor zwei Jahren betrug die Einnahmen des Peterspfennigs mehr als vier Millionen, und der heilige Vater war in der Lage, für verschiedene Zwecke Geschenke zu machen. Seit zwei Jahren erreicht der Peterspfennig kaum noch die Summe von 2½ Millionen. Wenn es so noch länger fortgeht, wird der heilige Vater und die Leitung der Kirche, die ihm obliegt, in die schwierigste und peinlichste Lage gerathen. Das ist für die Kirche von der höchsten Wichtigkeit und kann äußerst ernst werden.“

Ueber die Mission in Kamerun berichtet ein deutsches Missionsblatt: In Kamerun, wo der Erfolg der Baseler Mission Anfangs ein so glänzender war, ist in den letzten Jahren ein Rückschlag eingetreten, der sich auch im letzten Jahre recht bemerkbar machte. Bei vielen Christen ist die Liebe verlassen, viele mußten ausgeschlossen werden, manche unter diesen, weil sie an einem Tanz Theil nahmen, bei welchem unsittliche heidnische Lieder gesungen wurden; das Heidenthum zeigt sich nicht gerade feindlich, aber entsetzlich stumpf und gleichgültig. Die Missionare haben eingesehen, daß unter den obwaltenden Umständen das Schulwesen eine besondere Bedeutung hat. Sie richten ihr Augenmerk besonders auf die Jugend, weil die Alten, die unter dem Banne des Branntweins und des Palmweins stehen, schwerer sich gewinnen lassen. Leider wird Missionsarbeit auch stark gehemmt durch die Weißen, die durch ihre Unsittlichkeit ein böses Beispiel geben, theils den Heiden die Bibel als ein Lügenbuch und die Missionare als arge Betrüger darstellen, theils die Neger nöthigen, bei Handelsgeschäften einen Theil der Bezahlung in Branntwein zu nehmen. Es ist das empörend. Die Regierung aber soll das Lob haben, daß sie den Kleinhandel mit geistigen Getränken unter Controlo gestellt und stark besteuert hat; daselbe sollte sie nur auch mit dem Großhandel thun und alle deutschen Kaufleute, welche den schrecklichen Fusel einführen, als die ärgsten Feinde unserer Colonien ansehen.

Das Christenthum in Japan. Nach dem „Independent“ finden sich 70 Kirchen in Tokio, der Hauptstadt Japans, und zwar 62 protestantische und 8 katholische. Außer diesen Gemeinden gibt es 51 Predigtplätze, von denen 39 von den Protestanten unterhalten werden. Die ganze Zahl der Gemeindeglieder rechnet man auf 13,711. Von diesen sind 7849 Protestanten, 2000 russische und 3862 römische Katholiken. Im Allgemeinen werden die protestantischen Kirchen jeden Sonntag von 3764 Personen besucht. Die größte protestantische Gemeinde zählt 377 Glieder, die beiden größten katholischen 1250. Die Gemeinden, welche sich finanziell selbst erhalten, sind protestantische und 13 an der Zahl. Außerdem haben die Protestanten 108 Sonntagsschulen. In diesen Schulen werden 5131 Kinder unterrichtet. Ferner gibt es dort 20 protestantische Akademien, die von 1820 Jünglingen und Jungfrauen besucht werden. Die Protestanten haben acht theologische und 29 andere Schulen, wie Industrie-, Armen- und vorbereitende Schulen. Die Protestanten geben 16 Zeitungen oder Zeitschriften heraus.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

Februar 1901.

No. 2.

Eine Studie über den Kreuzestod unsers Herrn.

Von der Lehre unserer Kirche über das Todesleiden Jesu gilt, was Philippi von der lutherischen Christologie überhaupt schreibt: „Sämtliche Momente der lutherischen Christologie sind fest und sicher in der heiligen Schrift begründet, und sie wird auch fernerhin die Beleuchtung durch die Schrift nicht zu scheuen haben, weil eben das Licht des Wortes Gottes der Kirche tief ins Herz geleuchtet hat.“ Die Darstellung der Lehre von Christi Person, dem Gottmenschen, beginnt derselbe Theologe mit den Worten: „Wir treten nunmehr in das innerste Heiligthum unsers Christenglaubens selbst hinein.“ Die Christologie ist das Allerheiligste in dem Tempel unserer Religion, und die Lehre vom Kreuz Christi ist das edelste Kleinod, der Gnadenstuhl von feinem Golde in diesem Heiligthum. „Jesum Christum hat Gott uns vorgestellt zu einem Gnadenstuhl, durch den Glauben in seinem Blut“ (das heißt, an sein Blut), Röm. 3, 25. Wir treten „mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen, und Gnade finden auf die Zeit, wenn uns Hülfe noth sein wird“, Hebr. 4, 16. Von diesem Gnadenstuhl leuchtet die Majestät Gottes, seine Weisheit, seine Allmacht, über alles aber seine Liebe auf uns herab. „Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist“, Röm. 5, 8.

Schön sagt Anselmus im Büchlein „Cur Deus Homo“: „Mirabilis Deus restauravit humanam naturam quam instauravit.“ Und Gerhard in Med. Sacr., XV.: „Mirentur alii creationem, mihi magis libet mirari redemptionem. . . Magnum est, hominem nihil quidquam meritum, quippe nondum existentem, creare; majus adhuc esse videtur, hominem male meritum redimere.“ Bei der Betrachtung des Schöpfungswerkes sagt David Ps. 139, 14.: „Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl.“ Da aber Nathan ihm von seinem großen Sohne, dem Gottmenschen, weisagt, bricht David aus

in die Worte, 2 Sam. 7, 21. f.: „Um deines Worts willen und nach deinem Herzen hast du solche große Dinge alle gethan, daß du sie deinem Knechte kund thätetest. Darum bist du auch groß geachtet, HErr Gott; denn es ist keiner wie du, und ist kein Gott, denn du, nach allem, das wir mit unsern Ohren gehört haben.“ Wir bekennen ein Wunder der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes im ersten Artikel: „Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat“; aber wir bekennen ein größeres Wunder Gottes, eine herrlichere Erweisung seiner Eigenschaften im zweiten Artikel: Ich glaube, daß JESUS Christus, wahrhaftiger Gott, wahrhaftiger Mensch, sei mein HErr, der mich erlöst hat. Durch seinen Kreuzestod hat er uns erlöst, uns zu seinem Eigenthum erworben; weil er am Kreuz für uns gestorben ist, ist er nun unser HErr. Und der Kreuzestod dieses unsers HErrn ist jetzt Gegenstand unserer Betrachtung. Wir erwägen dabei die Geschichte, das Geheimniß, die Frucht seines Todes und die Wirkung der Predigt von seinem Tode.

I.

Christus ist gestorben nach der Schrift; der Tod Christi war eine Folge des ewigen Rathschlusses Gottes, der in der Weissagung des Alten Testaments geoffenbart, und dessen zeitliche Ausführung uns im Evangelio des Neuen Testaments berichtet worden ist.

Christus ist gestorben nach der Schrift, 1 Cor. 15, 3. Der Apostel sagt in dieser Stelle: „Ich habe euch zuvörderst“ (*ἐν πρώτοις*, in primis, als einen der ersten, wichtigsten Glaubensartikel) „gegeben, daß Christus gestorben sei für unsere Sünden, nach der Schrift“, *κατὰ τὰς γραφάς*, der Schrift gemäß. Daß Christus für unsere Sünden gestorben ist, das ist der Schrift, wie sie damals vorlag, dem durch die Propheten geredeten und geschriebenen Worte, gemäß geschehen. Der Apostel bezeugt hier, daß im Tode Christi die Weissagung erfüllt worden ist. Aber die Propheten deuteten nicht bloß auf zukünftige Dinge, die geschehen sollten, sondern sie wiesen auch zurück in die Ewigkeit, auf den Rathschluß Gottes, der durch die angekündigten, bevorstehenden Ereignisse zur Ausführung kommen sollte. Indem der Apostel ausagt, daß Christus gestorben ist nach der Schrift, bezeugt er, daß der Tod Christi die Folge oder zeitliche Ausführung der vorzeitlichen Verordnung Gottes war. Aber von dieser zeitlichen Ausführung des ewigen Rathschlusses Gottes, von dem nun wirklich erfolgten Kreuzestode Christi, wissen wir Kinder Gottes des neuen Bundes wiederum aus der Schrift. Für uns gehören nun auch die Evangelien und die Sendschreiben der Apostel zur Schrift, von Gott eingegeben. In dieser neutestamentlichen Schrift hat der heilige Geist, der durch die Propheten vom Kreuzestode unsers HErrn geweissagt hat, die vollendete Thatsache uns

berichtet und göttlich beglaubigt. Auch in diesem Sinne sagen wir nun, daß „Christus gestorben ist nach der Schrift“. In diesem Sinne steht der Ausdruck „nach der Schrift“ im Nicänischen Symbolum: „Welcher auch für uns gekreuzigt unter Pontio Pilato, gelitten und begraben; und am dritten Tage auferstanden nach der Schrift.“ Die Worte *κατὰ τὰς γραφάς* sind, wie andere Zusätze, auf dem zweiten ökumenischen Concil zu Constantinopel eingefügt worden. Der Tod Christi wird hier nicht, wie im Apostolischen Symbolum, besonders erwähnt; auch im Symbolum Quicumque geschieht das nicht. Der Tod gehört zum Leiden Christi, er ist die tiefste Staffel der heiligen Passion. Indem nun aber das Bekenntniß sagt: „Christus ist für uns gekreuzigt . . . nach der Schrift“, bezeugt es: Wir sind dessen, daß das alles geschehen ist, göttlich gewiß aus dem Bericht der Evangelisten und Apostel. Wir entnehmen die Vorgeschichte des Todes Christi und ebenso auch den geschichtlichen Hergang dieses großen Ereignisses dem untrüglichen Wort Gottes.

Christus ist gestorben nach der Schrift, zunächst den Weissagungen des Alten Testaments gemäß. Vor Agrippa und Festus sagt St. Paulus: „Ich sage nichts außer dem, was die Propheten gesagt haben, daß es geschehen sollte, und Moses, daß Christus sollte leiden, und der Erste sein aus der Auferstehung von den Todten“, Apost. 26, 22. 23. Das macht den Apostel freudig, „zu zeugen beide dem Kleinen und Großen“ (das heißt, Leuten aus allen Ständen; er redete ja jetzt zu sehr vornehmen Menschen), daß er mit seinem Zeugniß sich vollständig auf die Schrift gründete; er bezeugt nur, daß das geschehen ist, wovon Moses und die Propheten gezeugt hatten, daß es geschehen sollte. Im Eingang des Römerbriefes sagt daher derselbe Apostel von dem Evangelium, zu dessen Verkündigung er von Gott ausgesondert war, daß Gott es zuvor verheißen habe durch seine Propheten in der heiligen Schrift, *προεκηγγηματο διὰ τῶν προφητῶν*. Was der Apostel kraft seines Berufes jetzt predigt, ist *εὐαγγέλιον*, die Freudenbotschaft Gottes an die Menschen, aber dasselbe Evangelium ist schon zuvor durch die Propheten verkündigt worden. Darauf legen alle Apostel des HErrn Nachdruck. Es wird erzählt, daß Petri Wahlpruch gewesen sei: *Ὅδὲν ἄνευ γραφῆς* — „Nichts ohne die Schrift.“ Im Hause des Cornelius sagt Petrus: „Von diesem“ (Jesus) „zeugen alle Propheten“, Apost. 10, 43. Alle Propheten legen Zeugniß ab von Christo, und zwar ebenso von seinem Leiden, von seinem Kreuzestode, wie von der auf das Leiden folgenden, durch das Leiden erwirkten Herrlichkeit. „Der Geist Christi, der in ihnen“ (in den Propheten bei der Weissagung wirksam) „war, hat zuvor bezeuget die Leiden, die in Christo sind, und die Herrlichkeit darnach“, 1 Petr. 1, 11. Luther sagt: „Alles, was Christus gelitten hat, ist geschehen von wegen der heiligen Schrift. Darum wiederholen die Evangelisten stets diese Worte: Solches geschah, auf daß die Schrift erfüllet würde.“ (St. L. Ausg., XIII, 1861.) Das ist ein argio-

matistisches Wort: „Alles, was Christus gelitten hat, ist geschehen von wegen der heiligen Schrift.“ Im Liede drückt es Luther so aus: „Die Schrift hat verkündet das, wie ein Tod den andern fraß.“ Christus ist deshalb gestorben, weil die Schrift seinen Tod vorausverkündigt hat. Die Apostel sagen nicht: Indem Christus starb, ist das Wort der Propheten in Erfüllung gegangen, sondern sie lehren es um: „Christus ist gestorben, auf daß die Prophetie erfüllt werde.“ In der Weissagung von dem Kreuzestode unsers Herrn hat sich nicht die Allwissenheit Gottes, die die Zukunft durchschaut, bethätigt, sondern sein ewiger, unumstößlicher Rathschluß offenbart. Nach der Heilung des Lahmen sagt Petrus: „Gott aber, was er durch den Mund aller seiner Propheten zuvor verkündigt hat, wie Christus leiden sollte, hat's also erfüllt“, Apost. 3, 18. Gott hat durch seine Propheten das Todesleiden seines Sohnes zuerst angekündigt und dann hat er selbst es auch genau in der angekündigten Weise (*οὕτως*), der Schrift gemäß (*κατὰ τὰς γραφάς*, 1 Cor. 15, 4.) ausgeführt. Zu den Worten Joh. 3, 16., die ja, wie das ganze Gespräch Jesu mit Nicodemus, eine Weissagung von seinem Ausgange waren, und zwar auf Grund der alttestamentlichen Weissagungen, sagt Luther: „Mit diesen Worten führt er uns so bald hinauf in des Vaters Herz, daß wir sollen sehen und wissen, daß dieses sei der hohe, wunderbare Rath Gottes, von Ewigkeit beschlossen, daß uns durch diesen Sohn sollte geholfen werden; und hat es also müssen erfüllt werden, auf daß Gottes Wahrheit bestünde, der es also in der Schrift verheißen hat.“ (St. L. Ausg., XI, 1096.) Es liegt im Wesen der Weissagung, daß in derselben der göttliche Rathschluß zum Ausdruck gebracht wird; und wenn wir in die Weissagung selbst schauen, so finden wir das eben da auch mit dürren Worten ausgesprochen. Jes. 53, 10. heißt es: „Der Herr wollte ihn also zer schlagen mit Krankheit, . . . und des Herrn Vornehmen wird durch seine Hand fortgehen.“ Es war Gottes Wille und Beschluß, diesen Knecht des Herrn zu zer schlagen; am Kreuz ist zur Ausführung gekommen, was der Herr sich vorgenommen hatte. Es war, daß wir so sagen, Gott ein Leichtes, den Tod Christi vorauszusagen, denn er hatte selbst diesen Tod und alle Umstände desselben beschlossen.

Obß äußerlich, mit menschlichen Augen angesehen, kam es ja auf ganz natürliche Weise zum Kreuzestode Christi. Die Feinde Christi, die nach seinem Leben trachteten, fanden in dem heidnischen Richter zwar kein williges, aber doch ein gefügiges Werkzeug für ihren Mordplan. Edel gesinnte Menschen mögen etwa urtheilen, Christus sei als Märtyrer der Wahrheit gestorben. Manche haben auch gesagt, es sei den Juden und dem Pilatus nicht so hoch anzurechnen, daß sie Jesum aus dem Wege geräumt hätten, er sei in ihren Augen wirklich ein gefährlicher Mensch gewesen; es sei manchem andern großen Geiste, der seinem Jahrhundert vorausgeeilt sei, ähnlich ergangen. Aber im Gegensatz zu dieser menschlichen Anschauung ent-

nehmen wir die Vorgeschichte, die Motivirung dieses großen Ereignisses dem Worte Gottes; und aus diesem lernen wir: Christus ist gestorben nach der Schrift. Durch die Bosheit, die Ränke, die Ungerechtigkeit und die Feigheit der Menschen, die den Tod dieses Gerechten herbeiführten, kam der Rath Gottes, der gute und gnädige Wille des allweisen und allmächtigen HErrn im Himmel zur Ausführung. Von dem Todesleiden Jesu gelten die Worte, mit welchen Joseph einst die Lehre bezeichnete, welche die Kinder Gottes aus seiner wunderbaren Lebensführung ziehen sollten, mehr als von irgend etwas, das böse Menschen mit göttlicher Zulassung, aber auch unter göttlicher Leitung je gethan haben oder je thun werden: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks“, 1 Mos. 50, 20. —

Schon in der Weissagung wird Christo von Gott die Aufgabe gestellt, zu leiden und zu sterben. Im Psalm werden ihm die Worte zugeschrieben: „Ich bin zu Leiden gemacht“, Ps. 38, 18. Leiden gehört zu seinem Amt und Beruf. Jesus ist der auserwählte Knecht des HErrn, er ist wirklich der Auserwählte Gottes, was die Obersten mit dem Volke in beißendem Spotte ihm absprecken: „Er helfe ihm selber, ist er Christ, der Auserwählte Gottes“, Luc. 23, 35. Das wußten sie aus der Schrift, daß dem verheißenen Messias der Titel *ὁ τοῦ θεοῦ ἐκλεκτός* zukomme, aber das wollten sie nicht glauben, daß dieser Gekreuzigte der Christus sei, und doch erwies er sich eben am Kreuz durch sein Todesleiden als den Auserwählten Gottes; er durfte sich jetzt nicht selber helfen und vom Kreuze herabsteigen, weil das wider die Schrift, wider Gottes Wahl und Verordnung gewesen wäre. Dieser „auserwählte köstliche Eckstein in Zion“, 1 Petr. 2, 6. Jes. 28, 16., Jesus Christus, ist „zuvor versehen, ehe der Welt Grund gelegt ward, als das unschuldige und unbesleckte Lamm“, durch dessen „theures Blut wir erlöset sind von unserm eiteln Wandel nach väterlicher Weise“, 1 Petr. 1, 19, 20. Gott hat sich dieses Opferlamm „ersehen“, 1 Mos. 22, 8.; nicht die Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Menschen, sondern der Rath Gottes hat Jesum in den Tod gebracht. Petrus sagt in seiner Pfingstpredigt zu den Juden: „Denselbigen“ (Jesum von Nazareth), „nachdem er aus bedachtem Rath und Vorsehung Gottes ergeben war, habt ihr genommen durch die Hände der Ungerechten, und ihn angeheftet und erwürgt“, Apost. 2, 23. Der Apostel nennt hier Jesum *τοῦτον τῆ ὀρισμένη βουλῆ καὶ προνοίᾳ τοῦ θεοῦ ἐκδοτον*, den durch bestimmten Rathschluß und Verordnung Gottes Ausgelieferten; durch diese gehäuften, starken Ausdrücke weist der Apostel mit Nachdruck auf die letzte Ursache dieses Todes: Gott hat seinem Sohne das Todesleiden verordnet und auferlegt, und nur deshalb konnten die Juden Hand an ihn legen und durch die Hände der Ungerechten, der Heiden, ihn ans Kreuz heften und erwürgen. In dem Gebet, welches die Jünger sprachen, nachdem sie von den

Hohenpriestern und Ältesten verwarnt worden waren, nicht mehr das Evangelium zu predigen, sagten sie: „Wahrlich ja, sie haben sich versammelt über dein heiliges Kind Jesus, welchen du gesalbet hast, Herodes und Pontius Pilatus, mit den Heiden und dem Volk Israel; zu thun, was deine Hand und dein Rath zuvor bedacht hat, das geschehen sollte“, Apost. 4, 27. 28. Die Feinde versammelten sich wider Jesus, schmiedeten Pläne wider sein Leben, arbeiteten einander bei der Ausführung in die Hände, aber in dem allen war Gottes starke Hand die leitende Kraft, die Rathschläge der Menschen mußten dem Rathe Gottes dienen. Gott hatte seinem Sohn den Namen Jesus ausgewählt, und am Kreuze sollte er sich diesen Namen verdienen. Jesus und der Gekreuzigte: das sind zwei Titel, die zusammen passen; darum hat es Gott so gefügt, daß der Name Jesus in drei Sprachen ans Kreuz geschrieben wurde; alle Völker sollen es erfahren, daß dieser Gekreuzigte der von Gott gesetzte Jesus, der Heiland ist, der das Volk selig macht von ihren Sünden. Fr. B.

(Fortsetzung folgt.)

Gal. 3, 15—22.

(Schluß.)

Nachdem der heilige Apostel in B. 16. dargethan hat, daß die Verheißung nicht bloß für die Zeit vor dem Gesez, sondern bis auf Christum gültig sei, folgt nun die hierdurch sicher gestellte Anwendung des Gleichnisses aus B. 15. — B. 17.: „Ich meine aber dies: Eine von Gott vorher rechtsgültig gemachte Stiftung macht das 430 Jahre darnach entstandene Gesez nicht ungültig, um die Verheißung außer Wirksamkeit zu setzen.“ Es erhellt aus dem Zusammenhang von selbst, daß der Bund gemeint sei, den Gott mit Abraham schloß, indem er Abraham und seinem Samen die Verheißung gab: 1 Mos. 12, 3. 18, 18. 13, 15. 17, 8. Die Ratification der Stiftung aber war kein besonderer, den Verheißungen nachfolgender Act. Sie lag vielmehr in den feierlich gegebenen Verheißungen selbst, durch die der Bund rechtskräftig wurde. Sonst müßte man die Beschneidung als Bestätigung der Stiftung ansehen, nach Röm. 4, 11. — Das *πρὶν* in *προκεχωρημένην*, „vorher bestätigt“, bezieht sich auf das folgende *μετά*, „darnach“, also: vorher, ehe das Gesez gegeben wurde. Der Apostel will also sagen: Wie eines Menschen Testament niemand aufhebt oder abändert, nachdem es einmal rechtskräftig geworden ist, so konnte auch jener Verheißungsbund Gottes mit Abraham und seinem Samen, der Christus ist, nicht ungültig gemacht werden durch das erst 430 Jahre später gekommene Gesez; hatte er doch schon so lange zu Recht bestanden. Bengel: „Die Größe der Zwischenzeit erhöht die Geltung der Verheißung.“ *Εἰς τὸ καταργῆσαι τὴν ἐπ. be-*

zeichnet den Zweck des *ἀξυροῖ*, „macht ungültig“: zu dem Zweck, die Verheißung, durch die der Bund vollzogen war, zu nichte zu machen. Die Aufhebung jenes Bundes durch das Gesetz hätte nur zu dem Zweck und mit dem Erfolg geschehen können, daß die Verheißung abgethan wurde. Vengel: „Entleert wird die Verheißung, wenn die Kraft, das Erbe mitzutheilen, von der Verheißung auf das Gesetz übertragen wird.“ — Ueber die 430 Jahre siehe Luther im kleinen Commentar zu dieser Stelle. Die Zahl 430 findet sich 2 Mos. 12, 40. als Dauer des Aufenthaltes der Kinder Israhel in Egypten. (Vgl. 1 Mos. 15, 13. Apost. 7, 6. ff.) Paulus übergeht also hiernach die circa zweihundert Jahre, die zwischen der Zeit der Verheißung an Abraham und der Uebersiedlung Jakobs nach Egypten liegen. Man nimmt daher an, daß Paulus von diesem letzteren Zeitpunkt an rechnet, daß also die 430 Jahre erst nach der Periode der Verheißungen, die ja Israhel und Jakob wiederholt wurden, das heißt, nach der Patriarchenzeit, anfangen.

B. 18.: „Denn wenn Gesetz die Quelle des Erbes ist, dann nicht mehr Verheißung; Abraham aber hat es Gott durch Verheißung als Gabe der Gnade verliehen.“ Dieser Vers begründet den Schlußgedanken von B. 17.: *εἰς τὸ καταργῆσαι τὴν ἐπαγγελίαν*. Denn die Verheißung würde ja abgethan, wenn das Erbe aus dem Gesetz hervorginge. Das ist aber nicht der Fall. Das Erbe wird nicht durch das Gesetz vermittelt, sondern durch Verheißung aus Gnaden geschenkt, wie der mit Abraham und seinem Samen geschlossene Bund zeigt. Und dieser Verheißungsbund ist — das ist im Vorigen erwiesen worden — durch das Gesetz nicht aufgehoben, besteht also noch zu Recht. Der Nerv des Beweises ruht auf dem gegensätzlichen Verhältniß von Gesetz und Verheißung, wodurch die Wirkung des einen die gleiche Wirkung des andern ausschließt. Dieser Gegensatz zwischen beiden kommt hier zum Ausdruck durch *οὐδέτι*, das in logischem Sinne besagt: Wenn das eine gilt, dann nicht mehr das andere. Das Gesetz fordert Erfüllung seiner Gebote von uns und macht von unserm Gehorsam gegen seine Forderungen Gottes Verhalten gegen uns abhängig. Die Verheißung sieht von aller Gesetzeserfüllung bei uns ab und gibt uns bedingungslos aus freier Gnade, was sie zugesagt hat. (Vgl. Röm. 4, 4. 14.) Die beiden Ausdrücke: *ἐκ νόμου*, „aus Gesetzesinstitution, in Folge von Gesetz“, und *ἐξ ἐπαγγελίας*, „aus Verheißung“ (so daß Verheißung, nicht Gesetzeserfüllung, Grund der Erlangung des Erbes ist), sind also zunächst ganz allgemein gedacht. Der Context aber lehrt, daß *νόμος* auf die mosaische Gesetzesinstitution und *ἐπαγγελία* auf den Verheißungsbund mit Abraham zu beziehen sind. Gesetz und Verheißung sind mithin gleichsam die Quelle, aus der das Erbe hervorstießt. Wenn daraus, daß wir uns unter das Gesetz stellten und uns auf dem Rechtsboden des Gesetzes durch Erfüllung seiner Gebote bewegten, das Erbe käme, so würde uns dieses Erbe nicht mehr durch Verheißung, das heißt, aus Gnaden, ohne unser Verdienst, zu

Theil. Das Wort ἡ κληρονομία, „das Erbe“ (nicht σωτηρία, ζωὴ αἰώνιος, „Rettung“, „ewiges Leben“), braucht Paulus ohne Zweifel deshalb, weil er sich in B. 16. auf Stellen des Alten Testaments bezogen hat, in denen das Erbe verheißen ist. Dieses bekannte, bestimmte Erbe ist, wie oben gezeigt, im niederen Sinne das Land der Verheißung, Canaan. (Vgl. 5 Mos. 4, 21. Jos. 13, 23.) Im gegenbildlichen, geistlichen Sinne aber ist dies Erbe das geistliche, himmlische Canaan, das ewige Leben, Matth. 19, 29. Marc. 10, 17. Luc. 10, 25.; die zukünftige βασιλεία τοῦ θεοῦ, 1 Cor. 6, 9. Gal. 5, 21. Eph. 5, 5.; die σωτηρία, Hebr. 1, 14.; die verklärte Erbe, Matth. 5, 4. oder 5.; der verklärte κόσμος, Röm. 4, 13. „Nun aber hat es Gott dem Abraham durch Verheißung aus Gnaden geschenkt.“ Der Nachdruck liegt auf δι' ἐπαγγελίας, das also besagt, daß Abraham das Erbe durch Gottes gnädige Erfüllung einer Verheißung erlangt hat, nicht durch irgendwelche Leistung als Lohn seiner Werke. Es kann demnach nicht der Zweck des gegebenen Gesetzes sein, das Erbe an die Gesetzeserfüllung zu binden. Denn ein durch Erfüllung des Gesetzes erworbenes und ein durch Verheißung, das heißt, aus Gnaden, geschenktes Erbe ist ein Widerspruch in sich selbst. *Κεχάρισται* kann heißen: „hat sich gnädig erwiesen“. Am besten aber ergänzt man τὴν κληρονομίαν, „das Erbe“, und übersetzt: „hat aus Gnaden verliehen“. Diese Auffassung ist dem Zusammenhang und dem Gedankenverhältniß beider Vershälften am angemessensten. B. 18a. ist nämlich Obersatz eines Schlusses, B. 18b. Untersatz. Folglich muß auch in dem Untersatz der Begriff des Erbes vorkommen. Der Gegensatz des *κεχάρισται* ist das *ὀφείλημα*, „Pflicht“, Röm. 4, 4. 16.

Der heilige Apostel hat in dem Abschnitt B. 15—18. nachgewiesen, daß das Gesetz den weit früheren Verheißungsbund nicht aufhebe, und daß das Erbe, Leben und Seligkeit, lediglich aus der göttlichen Gnadenverheißung und nicht aus dem Gesetz hervorgehe. Es konnte daher nun leicht die Frage gestellt werden: Was für eine Stellung bleibt denn hiernach dem Gesetz im göttlichen Heilsplan? Wie verhält es sich mit seiner Geltung und Bedeutung? Diese Frage stellt sich daher der Apostel selbst und beantwortet sie in dem folgenden Abschnitt. Diese Antwort bestätigt dann aufs neue den Inhalt von B. 15—18. B. 19.: „Wie steht es demnach um das Gesetz? Um der Uebertretungen willen wurde es hinzugefügt, bis daß der Same käme, dem die Verheißung geworden ist, indem es verordnet wurde durch Engel, durch den Dienst eines Mittlers.“ — *Τι ὁδὸν δ νόμος;* „Wie steht es also um das Gesetz?“ Was ist sein Charakter und sein Zweck? Wie steht es um seinen Werth? — *Τῶν παραβάσεων χάριν προσετέθη*, „den Uebertretungen zu Liebe, der Uebertretungen wegen wurde es hinzugefügt“, das heißt, damit es die Uebertretungen hervortreiben und fördern sollte, wurde es dem Verheißungsbund noch beigelegt. Das Gesetz, obwohl es an sich heilig und gut ist, Röm. 7, 12. 14. 22., erregt und reizt die Sünde im Menschenherzen, gibt der Sündenmacht im Menschen Anlaß, alle böse

Luft in ihm zur Entwicklung zu bringen, und da es nicht stark genug ist, den Reiz zur Sünde zu überwinden, Röm. 8, 3. 7, 14., so steigert und mehrt es die Sünde und wird so zur *δύναμις τῆς ἀμαρτίας*, zur „Kraft der Sünde“, 1 Cor. 15, 56. Röm. 7, 7. ff. (Vgl. zu diesem Zweck des Gesetzes die genaue Parallele Röm. 5, 20. Siehe auch Luther im kleinen Commentar zur Stelle und Augustinus ad Gal. 3, 24.) Diese Sündenförderung und Sündensteigerung hat Gott nach unserem Text bei der Promulgation des Gesetzes beabsichtigt. Aber es ist dies nicht der höchste und letzte Zweck Gottes, sondern nur Mittelzweck in Hinsicht auf die Erlösung und Rechtfertigung. Endzweck des Gesetzes ist, daß es unser Zuchtmeister auf Christum sei, Gal. 3, 24., daß es alle, die unter ihm stehen, auf die Erlangung des Heils in Christo, auf die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben, vorbereite, indem es sie mit seinen Satzungen knechte und in Gewarshalte, die Uebertretungen seiner Gebote in Folge der verderbten menschlichen Natur bei ihnen fördere und mehre und, zugleich Erkenntniß der Sünde wirkend, sie so demüthige und Schuldgefühl und Bedürfniß der Erlösung von Gottes Zorn bei ihnen mächtig zum Bewußtsein bringe. (Vgl. Gal. 3, 23. 24. Röm. 5, 20. 3, 20. 4, 15.) Luther schreibt: „Wie die Vergebung um der Seligkeit willen da ist, so ist die Uebertretung um der Vergebung willen, so das Gesetz um der Sünden willen. Das Gesetz ist der Anlaß zur Sünde, die Sünde veranlaßt die Vergebung, die Vergebung ist die Ursache der Seligkeit. Es ist also der Sinn: Das Gesetz ist um der Sünde willen gegeben, damit sie Sünde sei und mächtig werde, und der Mensch, durch das Gesetz zur Selbsterkenntniß gebracht, die Hand des erbarmenden Gottes suche, während er ohne das Gesetz die Sünde nicht erkennt und sich für gesund hält.“ Andere erklären unsern Passus von dem Sünden beschränkenden und hindernden Zweck des Gesetzes. So sagt Hieronymus: „Das Gesetz ist auf die Verheißung gefolgt, um die Uebertretungen zu verhindern.“ Ebenso heißt es bei Chrysostomus zu unserer Stelle: „Das heißt, damit es den Juden nicht frei stehe, ohne Furcht und Strafe zu leben und in den tiefsten Abgrund der Schlechtigkeit zu gerathen, sondern damit das Gesetz ihnen wie ein Jügel aufgelegt sei, sie ziehend, leitend und an Fehlritten hindernd.“ Aber diese Erklärung entspricht weder dem Zusammenhang, in den eine Aussage über die bessernde, Gerechtigkeits wirkende Kraft des Gesetzes nicht paßt, noch dem sprachlichen Ausdruck.

Das Wort *προσετέθη* besagt natürlich nicht, daß das Gesetz ein Zusatz zur *διαθήκη*, zum Verheißungsbund, sei. Es ist ja ein ganz andersartiges Institut mit völlig anderem Zweck. Das Gesetz ist eine interimistische Maßregel, die der Verheißung dienen sollte, wie das Folgende zeigt: *ἄχρις οὗ ἔλθῃ* x. τ. λ. „bis der Same käme“ x. Hiermit gibt der Apostel den terminus ad quem der Dauer des Gesetzes an. Bis auf Christum sollte es Geltung haben; denn der ist natürlich hier wie B. 16. der Same. Daraus folgt, daß das Gesetz nur ein vorübergehendes, zwischen Verheißung und

Erfüllung zwischeneingekommenes Institut ist, Röm. 5, 20. Der Verheißungsbund hingegen hat eine unbegrenzte Geltung, und das verheißene Gut ist das ewige Erbe, Hebr. 9, 15. Die passive Fassung: ψ ἐπηγγέλται, dem die Verheißung geworden ist und nun gilt, macht keine Ergänzung eines Subjectes (ὁ θεός) nöthig und entspricht mehr der Ausdrucksweise von V. 16.

Die Institution des Gesetzes, die nur auf eine bestimmte Zeit gelten und dem Zwecke dienen soll, die Uebertretungen zu steigern und zu mehren und so den Menschen zur Verzweiflung an seiner eigenen Gerechtigkeit zu bringen, wird nun nach der Art seiner Kundgebung näher beschrieben: διαταγείς δι' ἀγγέλων κ. τ. λ., „verordnet durch Engel, in eines Mittlers Hand“. Hiernach ist also das Gesetz durch die Vermittlung von Engeln verordnet worden. Die Vermittlung der Engel bei der Promulgation des Gesetzes auf Sinai ist vielleicht 5 Mos. 33, 2. angedeutet, wo es heißt, daß der Herr mit viel tausend Heiligen auf Sinai erschienen sei; ausdrücklich gelehrt wird sie Apost. 7, 53. (vgl. V. 35. 38.), Hebr. 2, 2. und an unserer Stelle. Natürlich sind die Engel nicht die Urheber des Gesetzes oder eines Theils desselben, eine Auffassung unserer Stelle, die der ganzen Schriftlehre vom νόμος widerspricht und durch das *διά* („unter Vermittlung“) hier und Hebr. 2, 2. abgewiesen wird. Nein, das Gesetz ist von Gott selbst verordnet worden, aber durch den Dienst der Engel, denen als λειτουργικά πνεύματα, „dienstbaren Geistern“, Hebr. 1, 14., das Gesetz übergeben ward, damit sie es dem Volke Israel oder seinem Mittler weitergäben und verkündigten. Daher heißt das Gesetz Hebr. 2, 2. δ δι' ἀγγέλων λαληθεὶς λόγος, „das durch Engel geredete Wort“. — 'Εν χειρὶ μεσίτου, „durch eines Mittlers Hand“, das heißt, durch den Dienst eines Mittlers. Der hier gemeinte Mittler kann kein anderer als Moses sein; denn er empfing die Gesetzestafeln von Gott durch Vermittlung der Engel und trug sie zum Volke herab und wurde eben dadurch bei der Gesetzgebung der Mittler zwischen dem Gesetzgeber und den Empfängern des Gesetzes. (Vgl. 2 Mos. 31, 18. 32, 15., sowie Apost. 7, 38. 5 Mos. 5, 5.) Auf diesen bekannten geschichtlichen Sachverhalt bezieht sich hier der Apostel klar und deutlich. Es ist also nicht nach dem Vorgange vieler Kirchenväter Christus unter dem Mittler zu verstehen, was zudem ohne jegliche Begründung im Context wäre. Christus ist nicht der Vermittler des alten Bundes. Treffend sagt daher Luther: „Sodann ist die Predigt des Gesetzes nicht allein durch die Engel, welche Knechte sind, gestellt, sondern auch durch einen andern Knecht, der geringer ist als die Engel, nämlich einen Menschen, das ist, wie er hier sagt, durch die Hand des Mittlers, das ist, Moses. Christus aber ist nicht ein Knecht, sondern der Herr selbst.“

Zu welchem Zweck fügt nun der Apostel diese Bestimmung hinzu? Er will mit diesen Worten eine geringere untergeordnete Stellung des Gesetzes gegenüber der Stellung und Bedeutung der Verheißung angeben, insofern diese unmittelbar von dem Herrn selbst gegeben, jenes aber mittelbar durch

Engel und Mittelsperson verordnet sei. Dieser Zusatz soll mithin nicht etwa die Glorie des Gesetzes in der Herrlichkeit und Förmlichkeit seiner Verordnung vergegenwärtigen. Engelsthätigkeit und Engelsvermittlung kann je nach dem Zusammenhang, in dem sie erwähnt wird, als ein verherrlichendes oder herabsetzendes Moment angeführt werden. Es kommt dabei ganz auf den gedachten Gegensatz an. Als verherrlichender Umstand gerade in Bezug auf das Gesetz wird die Vermittlung der Engel Apost. 7, 38. 53. geltend gemacht. Hier sind menschliche Gesetze als Gegensatz gedacht. Dagegen wird das Gesetz Hebr. 2, 2. „das durch Engel geredete Wort“ genannt, um im Gegensatz zum Evangelium seine untergeordnete Bedeutung und seinen geringeren Werth zu kennzeichnen. So im Wesentlichen auch an unserer Stelle, wie der Context unwidersprechlich lehrt. Paulus hat im Vorhergehenden dargethan, daß nicht aus dem Gesetz, sondern aus der Verheißung das Erbe kommt, daß das Gesetz die Sünde nicht überwinde, sondern steigere und mehre, daß es eine provisorische Maßregel sei, während die Verheißung ein ewiger Gnadenbund sei, und führt nachher aus, daß das Gesetz im Gegensatz zur Verheißung weder Gerechtigkeit noch Leben geben könne. In diesen Zusammenhang paßt keine Beschreibung der Glorie des Gesetzes. Durch eine solche Verherrlichung des Gesetzes würde dann ja die Verheißung Gottes dem Gesetz gegenüber thatsächlich herabgesetzt, weil sie nicht durch solche Vermittlung gegeben ist. Nein, nicht in seiner Glorie, sondern in seiner Ohnmacht und vorübergehenden Bedeutung, in seinem großen Abstand von der Herrlichkeit des Verheißungsbundes, der *ἐπαγγελία τοῦ θεοῦ*, wird das Gesetz mit diesem Zusatz kurz und treffend gezeichnet. Denn so hoch unmittelbarer Verkehr über dem mittelbaren steht, so hoch steht die unmittelbare Gottesgabe der Verheißung über der mittelbaren Gabe des Gesetzes. Ja, noch mehr. Gott bedient sich bei der Gesetzgebung eines menschlichen Mittlers. Daraus ergibt sich, daß das Gesetz eine Art Contractverhältniß zwischen zwei Parteien ist, das auf Bedingungen ruht, Gegenleistungen fordert und seine Wohlthaten von der Erfüllung der Bedingungen abhängig macht, während der Bund Gottes mit Abraham und seinem Samen ein Gnadenbund mit freien Gnadenverheißungen ist. Daraus geht wieder die Herrlichkeit der Verheißung und ihr Vorzug vor dem Gesetz hervor. Doch damit sind wir schon mitten in B. 20.

B. 20. : „Ein Mittler aber gehört nicht Einer Person (einem einzigen) an, Gott aber ist Einer.“ Dieser Vers, der scheinbar wenig Schwierigkeiten bietet, hat mehr Versuche zur Erklärung erfahren als vielleicht irgend eine andere Stelle der heiligen Schrift. Sprachliche Schwierigkeiten finden sich in dem Verse nicht, in grammatischer Hinsicht ist alles einfach und klar. Die etwa vorhandene Schwierigkeit kann daher bloß in der kurzen, prägnanten Ausdrucksweise gefunden werden. Dieser Vers ist offenbar eine Fortsetzung des vorhergehenden. Denn die kurze Erwähnung des Mittlers B. 19. fordert, um in ihrem Zwecke vollkommen deutlich zu sein, eine nähere

Erklärung. Da wir hier nun eine Aussage über den Mittler finden, so werden wir annehmen dürfen, daß *ὁ μεσότης* das *μεσίτου* von B. 19. wieder aufnimmt, daß wir hier also eine Erläuterung des vorigen haben. Das *δέ*, „aber“, steht hier also, wie so unendlich häufig, einfach anreihend, erörternd. Wer ist nun der hier genannte Mittler? Weder Christus noch Moses, sondern der Mittler als solcher, der Mittler seinem Begriff nach, ein Mittler überhaupt, wie Luther durchaus sachgemäß übersetzt hat. Der Vers enthält somit eine allgemeine Wahrheit, einen *locus communis*; doch sollen wir nach der Absicht des Apostels, wie der enge Zusammenhang mit dem vorigen Verse zeigt, diese allgemeine Wahrheit auf den Vermittler des Gesetzes, Moses, den er eben erst als Mittler bezeichnet hat, anwenden. *ἑνος*, „eines“, ist masculinum, wie das entsprechende *εἰς* des folgenden Gliedes lehrt, und ist mit *ἐστίν* zu verbinden, gehört also zum Prädicat. Es ist keinerlei Ergänzung nöthig. Der allgemeine Satz, den Paulus hier aufstellt, lautet demnach: Ein Mittler gehört nicht Einer Person an, kann nicht Mittler eines einzigen sein; denn der Mittler setzt seinem Begriffe nach immer Parteien voraus, zwischen denen er vermittelt. Hier ist als Gegensatz zu *ἑνος*, „eines einzigen“, die Zweiheit der Parteien gedacht, nicht etwa eine größere Mehrheit, eine Vielheit. Diesen Gegensatz der Zweiheit gibt der Begriff des Mittlers zunächst an die Hand; gefordert wird dieselbe durch die gedachte Beziehung auf Moses, den bekannten Mittler zwischen zweien, Gott und Israel. Auch die allgemeine Geltung des Satzes spricht für diesen Gegensatz der Zweiheit. Diesem vorschwebenden Gegensatz steht dann natürlich auch das folgende *εἰς*, das sich ja auf *ἑνός* zurückbezieht, gegenüber, also nicht einer beliebigen Mehrheit, etwa dem Volk oder den Engeln, sondern den beiden zu vermittelnden Parteien. Beide Male ist also *εἰς* in seiner einfachen, natürlichen Bedeutung der Zahl zu nehmen. Es heißt nicht „allein, selbständig, unbeschränkt“, oder was sonst die Phantasie der Ausleger an Bedeutungen dafür erdichtet hat. Demgemäß lautet der zweite Satz unsers Verses: „Gott aber ist nicht zwei, sondern nur ein einziger.“ Auch dies ist eine allgemeine Wahrheit, wie schon das Präsens *ἐστίν*, „ist“, nicht *ἦν*, „war“, lehrt. Dafür spricht auch die enge Verbindung mit dem vorhergehenden *locus communis*. Wir müssen ihn daher in seiner Allgemeinheit stehen lassen und dürfen ihn nicht ohne Weiteres auf die Verheißung an Abraham beziehen in dem Sinn: Gott handelt in der Verheißung allein und selbständig, u. dgl. Within enthält unser Vers folgende zwei allgemeinen Sätze: Ein Mittler gehört nicht einem einzigen an, sondern zwei zu vermittelnden Parteien; Gott aber ist ein einziger, und nicht zwei. Daraus ergibt sich dann als selbstverständlicher Schlußsatz: Folglich gehört der Mittler nicht Gott allein an.

Wenden wir nun dies Ergebnis unserer Erörterung auf den vorliegenden, concreten Fall an, so heißt es: Der Mittler des Gesetzes, Moses, ge-

hört, eben weil er ein Mittler zwischen zweien, Gott aber ja nur Einer ist, nicht Gott allein an, sondern Gott und dem Volk Israel zugleich, zwischen denen als zwei einander gegenüberstehenden Parteien er vermittelt, gleichsam die gegenseitigen Verpflichtungen und Leistungen festsetzt, kurz, zwischen denen er den Gesetzesbund zu Stande bringt. Das Gesetz ist demnach ein Contractverhältniß zwischen Gott und Israel, dessen Geltung von dem Thun, den Leistungen des Volkes abhängt. — Somit ist klar, daß unser Vers eine Erläuterung der Worte *ἐν χεῖρὶ μεσίτου*, „durch den Dienst eines Mittlers“, ist. Er gehört daher noch in den Zusammenhang, in dem der heilige Apostel das Gesetz nach seinem geringeren Werthe, nach seiner untergeordneten Stellung dem Verheißungsbund gegenüber beschreibt. Das ist der größte Abstand zwischen Gesetz und Verheißung, daß das Gesetz ein Vertrag ist, der durch einen Mittler zwischen Gott und den Menschen aufgerichtet ist, hingegen die Verheißung ein Gnadenbund, eine Gnadengabe Gottes ist. Das Gesetz bietet zwar auch eine Verheißung dar, die Verheißung des Lebens, aber die Erfüllung derselben hängt nicht von Gott allein ab, sondern von dem vertragsmäßigen, bundestreuen Verhalten des Volkes, von der Befolgung der Gebote des Gesetzes. Die Verheißung aber, die Gott Abraham und seinem Samen gegeben hat, ist von solchen Bedingungen unabhängig, ist an keine Leistungen der Menschen geknüpft. Kein Mittler, kein Vertrag bindet Gott bei dieser Verheißung die Hand der Gnade. Er, der gnädige und barmherzige Gott, allein ist es, von dem die Verheißung ausgeht und von dem die Erfüllung abhängt. Und er ist treu und gerecht; er wird daher die Verheißung zu ihrem Ziel bringen, so daß wir das Erbe, das ewige Leben, erlangen. Welch ein Abstand daher zwischen Gesetz und Verheißung! Wie weit bleibt doch das Gesetz hinter dem Verheißungsbunde zurück!

V. 21.: „Ist also das Gesetz wider die Verheißungen Gottes? Das sei ferne! Denn wäre ein Gesetz gegeben worden, das lebendig machen könnte, so würde in Wirklichkeit Gesetz die Quelle der Gerechtigkeit sein.“ Der Zusammenhang ist folgender: Das Gesetz ist ein Vertrag, dessen Geltung von bestimmten Leistungen der Menschen abhängt. Nur der erlangt das darin versprochene Gut der Gerechtigkeit und des Lebens, der seine Gebote hält. Der Verheißungsbund hingegen ist ein Gnadenbund, der Gerechtigkeit und Leben als freies Geschenk der Gnade verleiht. Ist darum das Gesetz wider die Verheißungen? Das wäre dann der Fall, wenn das Gesetz Leben schaffen und geben könnte, so daß die Gerechtigkeit aus dem Gesetz käme. Das ist aber nicht der Fall; denn alle Menschen liegen unter dem Banne der Sünde gefangen; und diesen Bann kann das Gesetz nicht brechen, da es ohnmächtig ist, die Sünde zu überwinden, Röm. 8, 3. 7, 7. ff. Daher kann es nicht Gerechtigkeit wirken, sondern nur die Sünde fördern und mehren. „Denn wenn ein Gesetz gegeben wäre“ 2c. Diese Aussage begründet die Abweisung *μη γένοιτο*, „das sei ferne“, und beweist so, daß man aus dem Vorigen nicht schließen darf, daß das Gesetz wider die Ver-

heißung sei. Wenn es nämlich den Verheißungen entgegen wäre, so müßte das Gesetz im Stande sein, lebendig zu machen und die Gerechtigkeit zu schaffen. Das ist aber nach der Schrift unmöglich, B. 22. Die Folgerung beruht also auf folgendem Dilemma: Leben kommt entweder durch Verheißung oder durch Gesetz. Wenn also die Verheißung durch das Gesetz aufgehoben wird, so muß das Leben aus dem Gesetz kommen. Eine dritte Möglichkeit kennt die Heilsgeschichte nicht.

Das Fehlen des Artikels bei νόμος, „eine Gesetzesinstitution, ein Gesetz“, zeigt, daß auch hier Gesetz zunächst ganz allgemein gedacht ist im Sinne von Gesetzesinstitution. Doch will der heilige Apostel, daß wir diese allgemeine Aussage auf die mosaische Gesetzesinstitution anwenden, wie ja der ganze Context lehrt. (Vgl. Röm. 3, 31. 5, 13. 20. 7, 1. 10, 4. 13, 8. 1 Cor. 9, 20. u. a. St.) — Ὁ δυνάμενος ζωοποιῆσαι, „das im Stande wäre, lebendig zu machen“. Der Artikel bei dem Particip weist auf die bestimmte Eigenschaft hin, in der νόμος in diesem Zusammenhang in Betracht kommt. — Mit ζωοποιῆσαι, „lebendig machen, das Leben verschaffen“, ist wohl zunächst das ewige Leben gemeint (vgl. B. 18. 22.), mithin ist es wesentlich dasselbe, was B. 18. und 29. mit κληρονομία, „Erbe“, bezeichnet wird. (Vgl. auch B. 11. 12.) Es darf aber die geistliche Wiedergeburt als Voraussetzung des ewigen Lebens nicht ausgeschlossen werden. Das Wort steht also in dem allgemeinen Sinn von Leben schaffen, geben. Das an sich gute und heilige Gesetz kann die Herrschaft der Sündenmacht im Menschen nicht brechen, Röm. 8, 3. 7, 7. ff., es dient vielmehr zur Mehrung und Steigerung der Sünde, B. 19. Röm. 5, 20. Somit kann es nicht Leben schaffen und geben, B. 11. 12. „So würde in Wirklichkeit Gesetz die Quelle der Gerechtigkeit sein“, in Wirklichkeit, nämlich wie die Judenisten behaupteten. „Die Gerechtigkeit“, das heißt, die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Bengel: „Justitia est vitae fundamentum.“ Die Summa unsers Verses ist also: das Gesetz verschafft nicht das Leben. Mithin kommt die Gerechtigkeit nicht aus dem Gesetz. Darum steht das Gesetz, das als Vertrag Erfüllung seiner Gebote fordert, um zu rechtfertigen, der Verheißung, die Gerechtigkeit und Leben aus Gnaden verleiht, nicht entgegen.

B. 22.: „Im Gegentheil, verschlossen hat die Schrift alles unter Sünde, damit die Verheißung aus Glauben an Jesum Christum gegeben würde den Gläubigen.“ Zusammenhang: Mit einer Lebendigmachung, mit einer Gerechtigkeit aus dem Gesetz ist es nichts. Im Gegentheil, die gesammte Menschheit ist der Sündentnechtschaft unterworfen, und diese Herrschaft der Sünde im Menschen macht es dem Gesetz unmöglich, den Menschen zu rechtfertigen. Hierbei war die Absicht Gottes, daß das Erbe, das verheißene Gut, nicht aus dem Gesetz, sondern durch Glauben an Christum den Gläubigen gegeben werde. Das Verbum συνέλθεισεν ist wohl nicht im Sinne von zusammen, das heißt, mit einander einschließen (vgl. Röm. 11, 32.) zu fassen, sondern im Sinne von völlig einschließen, so daß man

auf allen Seiten von Schranken gehalten wird. So hat die Schrift alle verschlossen, daß sie, an Händen und Füßen gebunden, sich nicht regen konnten. — „Die Schrift“, ἡ γραφή, ist nicht gleich „Gesetz“, νόμος, zu fassen, sondern gleich: die Schrift des alten Bundes. Wie ist der neutrale Ausdruck τὰ πάντα, „das Gesammte“ zu fassen? Hofmann erklärt: „die Menschen sammt allem, was sie sind, haben und leisten“. Das ist nur eine kurze Zusammenfassung der Erklärung Calvins, der sagt: „Omnia dicendo plus expressit, quam si omnes dixisset. Neque enim solos homines, sed quaecunque habent vel afferre possunt, complexus est.“ Aber von Dingen verstanden, würde der Ausdruck eben alle Dinge, das ganze Universum umfassen (vgl. Röm. 11, 36.), und das wäre hier doch nicht passend. Der Ausdruck τὰ πάντα steht hier also im Wesentlichen gleich τοὺς πάντας, Röm. 11, 32. Das Neutrum statt des Masculinums bezeichnet die betreffenden Personen hinsichtlich der allgemeinen Kategorie und läßt so den Begriff der Gesamtheit schärfer hervortreten: „alles, was Mensch heißt“. Bei ὑπὸ ἀμαρτίαν, „unter Sünde“, besagt die Präposition ὑπό, daß die Sünde der Gewaltige, der Machthaber über das menschliche Geschlecht ist, der es gleichsam unter Schloß und Riegel hält, B. 23. Der Sinn dieser Aussage ist: Die Schrift spricht die Allgemeinheit der Sünde und ihre Verdammlichkeit aus und stellt so als Ausdruck eines göttlichen Strafurtheils wirklich alles unter die Notmäßigkeit der Sünde. Der Ausspruch ist also nicht bloß declarativ zu fassen in dem Sinne: Die Schrift hat erklärt, daß alles der Sünde unterworfen, daß alle der Sünde Knechte, unter die Sünde verkauft seien. Noch viel weniger darf der Satz nach dem Vorgange des Chrysostomus u. a. Röm. 3, 20. parallel gesetzt werden, als wolle der Apostel nur sagen, daß durchs Gesetz Erkenntniß der Sünde komme. „Damit die Verheißung“ 2c. Bei diesem Verschuß der Menschheit unter Sünde war Gottes Absicht, daß das verheißene Gut durch den Glauben an Christum geschenkt würde. Der Absichtssatz besagt demnach nicht nur: damit daraus erhelle und klar werde, daß die Verheißung aus Glauben geschenkt werde, sondern damit wirklich geschenkt werde. Hofmann: „Daß es wirklich geschehe, war die Absicht. Es konnte aber nur geschehen, wenn zuvor das ausgesprochene, also in Schrift verfaßte Erkenntniß Gottes vorlag, welches der Welt für sich und all das Ihre keinen andern Raum ließ als unter der Sünde, wo sie dem Gericht verfallen war.“ — „Die Verheißung“, ἡ ἐπαγγελία, bedeutet hier das verheißene Gut, wie in B. 14. Dem Sinne nach ist dies die κληρονομία, „das Erbe“, B. 18. — „Aus Glauben“, ἐκ πίστεως, hat den Nachdruck und steht im Gegensatz zu ἐκ νόμου, „aus Gesetz“. Weil aber die ganze Menschheit der Sündenmacht unterworfen ist, so kann das Gesetz nicht rechtfertigen, sondern nur die Sünde steigern und die Verdammniß mehren. Soll daher die sündige Menschheit nicht unrettbar dem ewigen Tode verfallen, so muß Gott sich ihrer erbarmen und ihr Gerechtigkeit und Leben schenken aus lauter freier Gnade um Christi

willen durch den Glauben. Die Bestimmung τοῖς πιστεύουσιν, „denen, die glauben, den Gläubigen“, ist nicht etwa eine emphatische Tautologie in Bezug auf ἐκ πίστεως. (Winer u. a.) Der Apostel konnte gar nicht anders schreiben, als er schreibt; denn auch die Judaisien leugneten nicht, daß das verheißene Heil den Gläubigen gegeben werde, aber sie behaupteten, daß es ἐκ νόμου, das heißt, durch Befolgung der Gebote des Gesetzes, den Gläubigen zu Theil werde. Der Lehre dieser Irrlehrer und Verführer setzt Paulus sein ἐκ πίστεως Ἰησοῦ Χριστοῦ nachdrücklich entgegen. So erhalten wir denn auch hier durch diesen scharfen Gegensatz, genau wie Röm. 3, 28., das gnaden- und trostreiche sola fide: Aus Glauben, nicht aus Gesetz, und auch nicht aus Glauben und Gesetz. C. 5.

Der gefangene Simson am Mühlrade der Philister.

(Fortsetzung.)

Einen schwächeren oder stärkeren Anlauf, den Nationalismus aus den Staatskirchen gar hinauszuerwerfen, haben die Christen allerdings überall noch gemacht, und dessen müssen wir der Billigkeit halber noch gedenken, ehe wir von dem traurigen Ende sprechen, daß die Theologie zu dem blinden Pferde und Esel wurde, dem die Last aufliegt, den Philistern das Mühlrad der Entwicklung im Kreise herumzudrehen. Der Zaunkönig sagt in seinem „Rechten Standpunkt“: „Jetzt im dritten Stadio ergreift das Volk die Sache und macht sie zu der seinigen, und ich zweifle keinen Augenblick daran, daß dieses Volkes Stimme Gottes Stimme ist. . . . Lange Zeit hindurch bestand die Meinung, daß die Kriegskunst es verlange, eine Festung nach der andern einzunehmen. Unsere jüngsten Helden sind von dieser Regel abgewichen und haben schöne Siege errungen. Mit diesen Festungen vergleiche ich unsere Universitäten mit ihren kleineren oder größeren rechtgläubigen Besatzungen. Ihr schweres Geschütz an Kirchenvätern, Scholastikern und symbolischen Büchern wird man ruhig stehen lassen; diese alten Bollwerke wird man umgehen und mitten in das Herz des Landes bringen. Das Herz des Landes aber ist das Volk. Dies will euch Theologen nicht.“ In das Volk zogen sie den Kampf hinein von beiden Seiten, sobald noch ein erster Zusammenstoß erfolgte; denn die Kampfspiele in den Schulen waren bloßes Theaterwesen. Sicher waren sie beiderseits, daß sie die Gemeinden hinter sich hätten. König spottete aber seiner Gegner nicht ohne Grund: „Ihr ruft uns zu, wir müßten auscheiden aus der Kirchengemeinschaft, weil wir die Kirchenlehre verlassen hätten. O ihr seid allzu gütig! . . . Ihr kleines Häuflein wollt die Kirche sein und uns hinausstoßen! Abermals sage ich: o ihr seid allzu gütig! Erkennt doch eure Stellung nicht. . . . Täuscht euch nicht über die Stimmung des Volks. Wenn das Maß voll ist, so läuft es über!“ (Ebd., S. 19.)

Wie die gläubigen Theologen aber seit 1830 immer gefaselt haben, es werde von Jahr zu Jahr besser, weil sie etwas von einer kirchlichen Polizeianstalt sahen und die rationalistischen Papageien nun kirchlich reden lernten, so blieb es auch dabei, daß sie nicht bußfertige Umkehr, sondern immer neue Freuden über Fortschritte bezeugten, wenn auch oft mit Wehmuth. „Die Freude ist nur die eines solchen, der trotz aller seiner noch bleibenden Krankheit doch fühlt, daß es mit der Genesung, wenn auch langsam, doch regelmäßig und von Stufe zu Stufe und ohne Rückfall vorwärts geht. . . . So ungleich auch die Fortschritte zum Besseren sind, so gibt es doch kein deutsches Land, in dem nicht überhaupt diese Fortschritte zu bemerken wären.“ (Kzt., 1843, S. 1.) Man spöttelte über das Weglaufen der an der Staatskirche verzweifelnden Separirten. „Uberschaut man in den sonntäglichen Gottesdiensten die Kopf an Kopf dichtgedrängte Menge in allen den zum Theil Tausende fassenden Kirchen, in denen das Evangelium gepredigt wird, so kann man über die Verblendung derjenigen nur lächeln, welche (nicht unähnlich jenem Mädchen bei Seneca, das plötzlich erblindet, nicht wußte, daß es blind sei, und immerfort den Lehrer bat, mit ihr fortzugehen, weil das Haus finster sei) der Kirche, der sie den Rücken gewandt haben, den Untergang weissagen und nur inniges Mitleid haben mit den Angefochtenen, deren Augen gehalten werden, daß sie nicht sehen, was vor Augen liegt.“ (S. 3.) Man braucht nur Hand anzulegen, hieß es bei den Besten, so wird es mit dem Bau schon gehen. „Man sollte weniger seufzen, klagen und murren und mehr handeln“ (S. 23), freilich mit diplomatischer Vorsicht! „Daß der alte vulgäre Rationalismus vor den Tribunalen der Wissenschaft und Gelehrsamkeit seine Geltung verloren hat“, konnte man ja wohl behaupten; denn Breitschneider, ein Führer des Impietismus, klagte selbst öffentlich, daß die Theologie sich zum Pietismus wende. Dem Dr. Paulus, der von lauter Fortschritten des Rationalismus rebete, konnte man schon mit Recht sagen, er solle den Schmeichlern nicht glauben, die ihn als großes Licht in der Theologie priesen; denn er habe „noch nicht einmal die Anfangsgründe der evangelischen Theologie gelernt“ und gleiche in seinen alten Tagen noch „dem Mann in der Mühle, der ein Tretrad tritt“, immer fortschreite und doch auf demselben Flecke bleibe. (1839, S. 610.) Jeder nüchterne Blick auf die neu aufkommende Theologie lehrte aber, daß man um deswillen, daß kein bedeutendes Talent mehr rationalistisch heißen wollte, noch keineswegs jubeln durfte, der Rationalismus sei jetzt „rettungslos verloren“. „Die Frage kann nicht sein, ob, sondern wann der Rationalismus sterben wird; die Füße derer, die ihn begraben werden, sind schon vor der Thür.“ (1873, S. 4 f.) Daß man sich aber nur selbst täufchte, wenn man hoffte, das Volk werde je länger, je mehr sich von ihm abwenden, und die Pastoren würden es immer besser erfahren, daß sie noch keine Missionare seien, sondern Gemeinden hinter sich hätten — das sollte in diesem Kampfe noch offenbar genug werden. Am

Ende desselben traten nur einige Gemeinden, wie Neuendettelsau, Hermannsburg zc., innerhalb der Landeskirchen als protestantische Wallfahrtsorte hervor, die übrigen waren sämmtlich Rotten, worein sich noch einige Kinder Gottes verloren haben, und die darnach aufkommenden staatskirchlichen Synoden glichen nur noch der Räubersynode von Ephesus.

Ein Schreck fuhr in die Sicherer durch die Erscheinung des „Lebens Jesu“ von D. Fr. Strauß, das den Unglauben zu solcher Entwicklung brachte, daß nur ein Neander noch zum Schweigen rathen konnte. Strauß, der von dem Schusterlämpchen des Jak. Böhm e sein erstes Licht hergeholt hat, ging zwar den Rationalisten etwas zu weit, wurde aber doch als ihr Kampfgenosse begrüßt und zog nach sich ein großes Heer von Feinden Gottes zusammen, das über den „Fichariothismus unserer Tage“ von Eschenmayer sich noch lustig machte und sich nicht dadurch schwach machen ließ, daß man ihm nachwies, ihm gelte Jesu Wort: „Der mein Brod isset, der tritt mich mit Füßen“, und Strauß sei ein ganzer Mann wie Judas, in den Satan gefahren. „Er hat das Herz eines Leviathan, das so hart ist wie ein Stein und so fest wie ein Stück vom untersten Mühlstein.“ Hengstenberg erkannte, daß diese Erscheinung neuen Kampf bedeute, und war darüber nicht gerade betrübt; denn sein Gewissen wurde von dem Todesfrieden der Staatskirche gedrückt, und andern Theologen, wie Harleß, Hudelbach, ging es ebenso. Die Ev. Kzt. schrieb: „Während eine Zeitlang der Rationalismus es für zeitgemäß hielt, so viele christliche Elemente in sich aufzunehmen, als nur immer möglich war, ohne daß er sich selbst aufgab; während so viele sich der frohen Hoffnung hingaben, daß mit dem Aussterben seiner Stimmführer auch der Unglaube aussterben werde, fängt nun auf einmal ein jüngeres Geschlecht von Theologen an sich zu erheben, dem der Rationalismus noch zu christlich ist und das in stolzer Zuversicht sich als den Repräsentanten des Zeitgeistes und diesen als den alleinigen Gott ankündigt.“ „Zwei Völker sind im Leibe dieser Zeit, und nur zwei. Immer fester und geschlossener werden sie sich entgegnetreten. Der Unglaube wird mehr und mehr ausscheiden, was er noch von Glauben, der Glaube aber auch, was er noch von Unglauben in sich hat. Daraus wird unberechenbarer Segen entstehen. Durch die dreihundert Mann, die geledt haben, sprach der Herr zu Gideon, will ich euch erlösen und die Midianiter in deine Hände geben; aber das andere Volk laß alles gehen an seinen Ort. Hätte der Zeitgeist fortgefahren, Zugeständnisse zu machen, so würden auch ihm fortwährend Zugeständnisse gemacht worden sein. Nun aber, da er durch jede Gabe nur immer zudringlicher wird, werden diejenigen, die ihm nicht alles geben wollen, ihn mehr und mehr abweisen und ihre früheren Gaben laut zurückfordern. . . . Jetzt gilt es einen kühnen Entschluß, eine große Wahl; entweder muß man alles aufgeben oder man muß gerade bis zu dem Punkte und durch dieselben Stationen wieder bergauf gehen, von dem und durch die man früher bergab gegangen. Dazu wird man sich nicht

so gleich entschließen; aber wie man sich auch drehen und winden, welche Künste man auch gebrauchen mag, die Sache läßt sich nicht ändern. Schon Eschenmayer hat darauf aufmerksam gemacht, wie jetzt über die neuere Theologie das Gericht ergehe.“ (1836, S. 28. 44.) Wenn Neander alle Polemik gegen Irrlehrer untersagt haben wollte, so sahen Christen darin nur noch einen Uebergang zum Feinde. „Kein Buch wirkt allgemeiner als dasjenige, welches Organ des Zeitgeistes ist. Das Straußsche Werk ist das vollkommenste Organ des Geistes, welcher die gebildete Welt unter uns regiert. . . . Auf ernste Weise wird der Kampf durchgelämpft werden müssen gegen die verderblichen Tendenzen der Hegelschen Philosophie. Von vornherein wird der Kampf noch einmal zu bestehen sein gegen eine alles auflösende Kritik. . . . Wie sehr werden aber auch alle, die es mit Christo ernst meinen, durch diese immer größere Reife und Concentration des Unglaubens dazu gedrungen, mit allem Ernste und aller Treue sich zu dem großen Kampfe der Zeit zu rüsten! Wir nämlich können nicht anders glauben, als daß die Periode nahe sei, wo die Kirche Christi und das Reich der Finsterniß sich völliger sondern und einander gegenüber treten werden, als es bisher noch niemals der Fall gewesen.“ (S. 284 ff.) „Auf dem Gebite der Exegese werden wir wieder auf den richtigen Weg zurücklenken müssen“, nachdem durch Schleiermacher die Regel eingeführt worden ist, das Alte Testament müsse vom Neuen getrennt und völlig aufgegeben werden; hier aber habe Einlegung an die Stelle der Auslegung zu treten. Strauß leitete die Theologen auch in der Homiletik zur jesuitischen *reservatio mentalis* an; denn solange es gefährlich sei, mit der Sprache herauszukommen, und die Gemeinde dadurch gespalten werden könnte, müßte man also reden, daß die Gemeinde nicht hinter die eigentlichen Gedanken des Gelehrten komme. Es sei dies ja nicht wider die moderne Ethik; denn die Kirchlichen machten es ebenso. „In der That, unser Gegner trifft immer unsere wundesten Stellen. Darum ist es Zeit, daß wir sie uns heilen lassen, nicht durch die Philosophie dieser Welt und ihres Fürsten, sondern durch den Geist Christi, der nur den Unmündigen geschenkt wird. Die Herrlichkeit des Wortes Gottes dämmert nur erst in unseren Tagen wieder herauf; es fehlt noch viel an dem vollen Lichte des hellen Mittags!“ (S. 390 ff.)

Als das Bedenlichste in dem ganzen Kreuzzuge wider Strauß erschien es manchem noch, daß die Freigeister meist nur des Eifers der Christen lachten, anstatt den Angegriffenen so ernstlich zu vertheidigen, wie vordem einem Wegscheider und Geseuius, obgleich die Schriften wider ihn nicht lauter Luststreiche waren. Die Freigeister hatten eben von dem Lärm nicht mehr viel zu fürchten. Die Straußenverehrung setzte sich im Volke fest ohne viele Straußenapologien. Der Lästler verlor seine Stelle in Tübingen, konnte aber nun erst recht prahlen, „er wisse, daß er seinen Proceß in der geschichtlichen Fortentwicklung der theologischen Wissenschaft nicht verlieren werde“; durch ihn sei „ein neuer Paganismus, ein neuer Katholicismus über das

protestantische Deutschland gekommen“, und er getraue sich, den unüberwindlichen Fels der Kirche wegzublasen. (Rzt., 1839, S. 169. 1838, S. 819.) Allermwärts brachte man Hochs auf den berühmten „Martyrer“ aus, und der Züricher Bürgermeister holte ihn unter den Lobsprüchen der liberalen Welt mit Ehren nach der Theologenschule in Zürich. Dr. Baur und dergleichen frivole Kritiker gingen auf den Wegen des Strauß weiter. Die Broschüre: „Schelling und die Offenbarung“, Leipzig, 1842, prophezeit, daß „Voltaire in kurzer Zeit wieder auferstehen und einen großen Triumph feiern wird“; denn „die neuern Kritiker denken wie Voltaire, der, wenn er ihnen wieder recht bekannt sein wird, ihr Abgott werden wird“. (S. 185. 44.) Philosophie und Naturwissenschaften hatten das Delirium ohnehin noch nicht verloren und waren darum sogleich zur Stelle, wo ein Saulus sich zum Zug gen Damascus rüstete. Freigeister wie Sintenis, Wislicenus, Uhlich, König zc. erregten das Volk in der Provinz Sachsen und führten ein ganzes Heuschreckenheer über Gottes Pflanzung. Der Kampf gegen die Lehre von Christi Gottheit brannte in den vierziger Jahren besonders in Magdeburg. Sintenis war kein gelehrtes Licht, hatte aber die Massen hinter sich, und seine „Collegen“ schwiegen. Es kann niemand leugnen, klagte ein Magdeburger, „daß die falsche Friedensliebe unserer Prediger und der Christen überhaupt, das Einschlafen der Wächter auf den Mauern Zions, an diesem traurigen Erfolge hauptsächlich Antheil hat. Die Christen haben des Apostels Mahnungen: Einen ketzerischen Menschen meide! Zieheth nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen! Gehet aus von ihnen und sondert euch ab und rühret kein Unreines an! Die Prediger sollen ihre Stimme erheben wie eine Posaune, und diese soll einen so deutlichen Ton (1 Cor. 14, 8.) von sich geben, daß jedermann weiß, daß sie in den Streit ruft“. (1840, S. 529.) „Möchte das Feuer alle Gläubigen zum heiligen Kriege rufen!“ wünschte ein anderer. „Lang, dumpf und schmachvoll war der Friede, währenddessen eures Königs Feinde sein Reich einnahmen und verwüsteten. . . Der Feind hat das Land inne; er kann und wird es nicht räumen. Die Indifferenz und geistliche Blindheit der Zeit gibt den Geisteswaffen freien Spielraum. Kämpfet ihr recht, so habt ihr fremdartige Einflüsse, die die Schlacht verhindern oder verwirren könnten, wenig zu fürchten. Hütet euch aber, den Feind gering zu achten. Fürsten und Gewaltige, die Herren der Welt, die in der Finsterniß der Welt herrschen, die bösen Geister unter dem Himmel, sind auf seiner Seite. Ohne die echten Geisteswaffen ist er aus seinen eigentlichen festen Positionen, den Herzen der Menschen, nicht herauszuschlagen.“ (S. 344.) Das Zeitungswesen, welches von 1848 an eine besondere Macht geworden ist, spielte in diesem Kampfe schon eine große Rolle; denn die Eintagsfliegen der Tagesblätter, jenes Geschmeiß, das so großen Schmutz hinter sich läßt, warfen sich mit besonderem Interesse auf diese Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Was sagen die Worte? Worterklärung des Lutherischen Katechismus-
textes von F. Lindemann. Preis: 15 Cts. St. Louis, Mo. Con-
cordia Publishing House.

Ein vortreffliches Büchlein, das gerade auch Pastoren gute Dienste leisten wird in ihrem Bestreben, beim catechetischen Unterrichte sich möglichst eng dem kleinen Katechismus Luthers anzuschließen. F. B.

**Fünfzehn Passionspredigten vom Leiden und Sterben unsers Herrn
und Heilandes Jesu Christi.** Durch D. Tilemann Heßhusius.
St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. Preis: \$1.75
portofrei.

Dieses Buch bietet für die kommende Passionszeit reiches Material zu wahrhaft erbaulichen Passionspredigten. „*Aller Trost*“ — sagt Heßhusius — „*aller Trost* wider Gottes Zorn, wider die Sünde und Tod fliehet aus dieser Quelle, daß Gottes Sohn für uns gelitten und sein Blut für uns vergossen hat. Diese Lehre und der Trost, der uns in dieser Historia wird vorgetragen, ist so reich, daß wir den nimmermehr auslernen können, wenn wir gleich tausend Jahr lebten und gleich alle Tage damit umgingen.“ Eben dies zeigt Heßhusius in den vorliegenden Predigten und können wir von ihm lernen. Auf dieses Buch können Prediger auch ihre wohlbetagten Christen, deren Augen anfangen, dunkel zu werden, hinweisen, da es sich durch besonders deutlichen und großen Druck auszeichnet. F. B.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Standpunktlosigkeit des General Council. Das „Lutherische Kirchenblatt“ schreibt in seiner Nummer vom 29. December vorigen Jahres: „Wir befinden uns, was unsere Lehrstellung betrifft, anderen lutherischen Kirchenkörpern gegenüber wirklich in einer eigenthümlichen Lage. Wir stimmen, soweit sie bekennnistreue und unter sich selbst einig sind, in der Hauptsache mit ihnen überein. Wir führen keine Sonderlehre, die uns eigenthümlich wäre. Aber wenn man uns fragt, welche Stellung wir einnehmen zu den Lehrstücken, die in einzelnen Theilen unserer Kirche auf das lebhafteste erörtert worden sind und theilweise zu kirchlichen Trennungen Veranlassung gegeben haben, so müssen wir um eine Antwort verlegen sein. Wir kennen ganz genau den Standpunkt Missouri's in der Lehre von der Bekehrung und Gnadenwahl. Wir wissen auch, was Ohio im Gegensatz zu Missouri hierüber lehrt. Aber wer kann uns sagen, was das Generalconcil über diese Punkte lehrt? Es mag sein, daß viele unter uns weder mit Missouri noch mit Ohio ganz übereinstimmen. Es ist auch möglich, daß einzelne der ohio'schen Auffassung zuneigen und daß andere der missourischen Lehre den Vorzug geben. Aber völlige Klarheit herrscht hierüber zur Zeit bei uns nicht, und somit bleibt es dem Einzelnen, wie es scheint, unbenommen, sich seinen Standpunkt selbst zu wählen, ohne daß er zu fürchten hätte, deswegen von der Kirche zur Rechenschaft gezogen zu werden. Das ist nun freilich sehr bequem, aber das Ideal ist es doch nicht. Oder sollten etwa die Fragen, um welche es sich bei diesen Lehren handelt, so auf der Peripherie liegen, daß ihre Beantwortung für einen lutherischen Christen völlig irrelevant wäre?“ — Diese Stellung, welche das General Council bisher eingenommen hat, ist nicht nur nicht „ideal“,

sondern unsittlich. Es ist eben die Pflicht eines jeden Christen, sich von der Irrlehre und ihren Befestern loszusagen und zu der Wahrheit und ihren Zeugen sich zu bekennen.

J. B.

“The Lutheran World” macht in der Nummer vom 24. Januar einen leidenschaftlichen Ausfall gegen „Missouri“, weil es sich weigert, die Secten anzuerkennen und mit der Generalsynode kirchliche Gemeinschaft zu pflegen. “Startling” — so schreibt die “World” — “as is the presumptuous arrogance which prompts a Lutheran teacher to make the same exclusive claim for his communion which the Romanist makes for his, one is yet more surprised that a body of Lutherans who profess to be so purely and genuinely Lutheran that they cannot maintain fellowship with other Lutherans, should in effect deny the universal priesthood of believers and the definition of the Church as the communion of saints — doctrines which are fundamental in the Lutheran system.” Dann citirt der Schreiber etliche missourische Sätze, in welchen gesagt wird, daß zur Kirche im eigentlichen Sinne auch die Christen in falschgläubigen Gemeinschaften gehören, und fährt also fort: “In our judgment the writer above referred to is all out of joint with this definition, and has planted himself down stubbornly on the basis of the old Judalizing platform, so earnestly antagonized by St. Paul. Such self-complacent and self-righteous hollertan-thou narrowness is at variance with sound Lutheran definitions, such as that above quoted. Such ecclesiastical ‘shut-ins’ need to revise their definitions or to readjust their practices.” — Was nun den ersten Punkt betrifft, so ist es eine grobe Unwahrheit, wenn die “World” behauptet, daß “Missouri” für sich daselbe in Anspruch nimmt, was der Papst für seine Kirche. Die Papisten behaupten, daß die sichtbare römische Kirche die alleinseigmachende Kirche ist. Missouri dagegen lehrt, daß gerade auch der Kirche des reinen Wortes und Sacraments das Prädicat „alleinseigmachend“ nicht beigelegt werden kann und darf. Und wenn sodann die “World” aus der richtigen Lehre, daß auch die Christen in falschgläubigen Gemeinschaften zur unsichtbaren Kirche gehören, den Schluß zieht, daß rechtgläubige Synoden und Gemeinden mit falschgläubigen Altar- und Kanzelgemeinschaft pflegen müssen und daß daher die Praxis der Missourier im Widerspruch stehe mit ihrer Lehre, so ist das Nationalismus. Ob Christen mit falschgläubigen Kirchengemeinschaft pflegen mögen, darf eben nicht festgestellt werden durch menschliche Schlüsse, sondern einzig und allein aus den klaren Worten Gottes, welche von der Gemeinschaft mit falschgläubigen handeln. Was also die “World” an Missouri auszusetzen hat, beruht theils auf Verleumdung, theils auf Nationalismus.

J. B.

Lehre und lebendiges Christenthum. “The Lutheran World” vom 17. Januar schreibt: Vor fünfzig Jahren waren die Ausdrücke „alte und neue Maßregeln“ viel im Gebrauch. Sie bezeichneten zwei verschiedene Methoden der kirchlichen Thätigkeit. Die erste war die catechetische Methode, die zweite die sogenannte Erweckungsmethode, welche die Echtheit der Bekehrung abhängig machte von bestimmten Gefühlen und inneren Stimmungen und die unmittelbare Wirkung des Heiligen Geistes behauptete. Die Folge war, daß der catechetische Unterricht wegfiel und als leerer Formalismus verurtheilt wurde. “In our own General Synod” — so heißt es wörtlich weiter — “many of our churches came to look upon the Catechism as unfriendly to vital piety, and they cast it out. To-day even there are still those among us who oppose and resist the use of the Catechism under the false notion that it is the enemy of practical religion. Their idea of religion is the Methodistic notion. Fitness for church membership, accord-

ing to their view, comes through the pressure and appointments of the big meeting. Sinners must come to a bench for mourning, or they must stand up in the congregation, or they must hold up their hands, or they must send in their card asking for the prayers of the church. Human devices and appointments are fixed on as requisites for having a genuine conversion and being filled with the Spirit of God. This is Romanism in disguise." — Dieser schreckliche, allgemein verbreitete Betrug Satans, daß der Katechismus oder, wie man dafür auch zu sagen pflegt, das „dogmatische Christenthum“ dem lebendigen Christenthum hinderlich sei, beruht auf einer Verwechslung von Ursache und Wirkung. Ihm liegt der Irrthum zu Grunde, daß die Lehren Theorien sind, welche Menschen aus der christlichen Erfahrung ableiten, während sie doch in der Schrift geoffenbarte, kräftige, göttliche Wahrheiten sind, welche Rechtfertigung, Glauben, Heiligung und gute Werke zur Folge haben. J. B.

Existenzberechtigung der lutherischen Kirche. Der „Presbyterian Standard“ schreibt: „Der Hauptgrund dafür, daß es eine lutherische Kirche in America gibt, ist die deutsche Herkunft.“ Dazu bemerkt „The Lutheran World“: „Wir Lutheraner, wie gute Presbyterianer, haben immer geglaubt, daß der Grund und das Recht für unsere Existenz als eine Kirche in der Thatfache zu finden sei, daß wir als Kirchengemeinschaft einige Wahrheiten des Evangeliums betonen, welche der Betonung besonders bedürftig sind.“ — Diese Antwort genügt nicht. Ein göttliches Recht der Existenz hat eine Gemeinschaft eben nur dann, wenn sie nicht nur „einige Wahrheiten“, sondern alle göttlichen Wahrheiten betont. Kirchengemeinschaften aber, welche sich, wie die Presbyterianer, um allerlei Irrthümer schaaren, haben vor Gott kein Recht zu existiren. Gottes Wort fordert vielmehr von ihnen, daß sie ihr falsches Bekenntniß fahren lassen und sich zur ganzen Wahrheit der lutherischen Kirche bekennen. Diese Antwort hätte freilich die „World“ nicht geben können, ohne über die eigene Synode den Stab zu brechen. J. B.

Geringes Wachsthum der Generalsynode. Das Wachsthum der lutherischen Kirche betreffend theilt „The Lutheran World“ folgende Tabelle mit:

Synode.	1900	1889	Wachsthum	Procent- satz.
Synodalconferenz	581,029	542,946	38,073	7.0
Generalconcil	370,409	349,153	21,256	6.0
Bereinigte Norwegische Synode	130,000	126,903	3,097	2.4
Generalsynode	199,589	196,701	2,888	1.4
Unabhängige	354,509	352,597	1,912	0.6
Bereinigte Synode des Südens	38,639	39,107	* 668	
Total	1,674,175	1,607,407	66,768	17.4

* Abnahme.

An diese Tabelle knüpft die „World“ folgende Bemerkung: Unsere eigene Generalsynode weist, die „Unabhängigen“ abgerechnet, den geringsten Gewinn, 1 $\frac{1}{2}$ Procent, auf. Manche sagen uns sehr viel von den populären Eigenschaften unserer Synode, daß sie nämlich den Typus des Lutherthums vertretere, der unserer Zeit und unserem Lande besonders annehmbar sei. Aus diesen Zahlen geht dies nicht hervor.“ — Die Generalsynode spielt sich bekanntlich gerne auf als den Vertreter der lutherischen Kirche in America. Dazu berechtigt sie aber weder die Arithmetik noch die Theologie, welche ebensowenig Typen des Lutherthums als Typen des Christenthums kennt. J. B.

Der „Lutheran Observer“ vom 25. Januar weist hin auf etliche verderbliche Modelehren, welche jetzt in Schulen, in Blättern und Büchern ausgesäet werden, in welchen Sünde und Verführung geleugnet, die Vernunft an die Stelle des Glaubens gesetzt, die Bibel als ein unzuverlässiges Buch behandelt, das subjective Bewußtsein über die objective Offenbarung und die Seligkeit durch den guten Charakter an die Stelle der Seligkeit aus Gnaden gestellt, die Lehre von der Evolution der Religion auch auf das Christenthum angewandt und die Bibel als „Literatur“ behandelt werde u. dgl. Das sind nun allerdings grobe Stücke. Aber solche grobe Brocken finden sich gar nicht so selten auch in den Spalten des „Observer“. So konnte man z. B. in der Nummer vom 30. November des vorigen Jahres den Satz lesen: „The following definition cannot be easily improved: Religion is an applied, not an abstract, science; it is the art of right living.“ — Wollte man den „Observer“ nach dieser Definition von Religion, die allerdings nicht der Verbesserung fähig ist, beurtheilen, so läme er unter Heiden zu stehen. J. B.

Freisinnige Bestandtheile der unirten Synode. Dem „Evangelischen Kalender“ zu Folge gehören acht Gemeinden zur „Evangelischen Synode“, welche den Namen „protestantisch“ führen. Hieraus werden viele den Schluß ziehen, daß auch ausgesprochene Rationalisten und Leugner der Gottheit Christi zu unirten Gemeinden gehören. Wenn die Unirten dies widerlegen können, so sollten sie auch dafür sorgen, daß die betreffenden Gemeinden den Namen „protestantisch“, der eben in unserer Zeit ein Synonym geworden ist für rationalistisch, fallen lassen. Solange sie das aber nicht thun, können sie sich auch nicht beklagen, wenn wir annehmen, daß sie allerdings in ihrer Mitte nicht bloß Falschgläubige, sondern auch offenbar Ungläubige und Freisinnige dulden. Daß es aber, was die Zusammensetzung der unirten Synode betrifft, wirklich so traurig steht, wie die Namen vermuthen lassen, geben die „Evangelischen“ mit klaren Worten selber zu. Im Jahre 1889 schrieb Schory in seiner „Geschichte der Ev. Synode“, S. 109: „Es ist ein Jammer, daß dieses verwässerte (in vielen Liedern sehr rationalistisch gefärbte gemeinschaftliche) Gesangbuch sich bis heute noch in etlichen der von uns bedienten Gemeinden behauptet hat und nur sehr schwer einem bessern das Feld räumen will.“ Und im vorigen Jahre, 1900, schrieb das „Magazin für Ev. Theologie und Kirche“: „Unsere Kirche hat in ihren Gemeinden ohne Zweifel mehr gemischte Bevölkerungselemente als manche andere Benennung. Wir haben es zu thun theils mit Gläubigen, theils mit Halbgläubigen, theils mit sogenannten Freisinnigen, die noch nicht ganz der Kirche den Rücken zugekehrt haben, zuweilen auch mit erklärten Ungläubigen. Während viele Deutsche von Kirchen mit mehr oder weniger ausgesprochen methodistischer Richtung nichts wissen wollen, unter ein streng confessionelles Kirchenregiment sich auch nicht stellen wollen, oder gar grundsätzlich ausgeschlossen werden (wie Logenglieder), behält unsere Kirche den Charakter einer Missionskirche auch gegenüber solchen, die scheinbar hoffnungslos kirchlich oder gar ungläubig sind. Auf dem Lande mag zwar der kirchlich-gläubige Bestand der Glieder vorherrschen und wenig freisinnige Elemente sich vorfinden. Aber in den Städten, auch in kleinen Landstädtchen, sind deren gekug zu finden. Und wie viele Gemeinden sind in früheren Jahren von sogenannten freien Predigern gesammelt und auf möglichst loockerer Basis constituirt, von freien, das heißt, ungläubigen Pastoren bedient und an den Rand des Verfalls gebracht worden. Wenn sie dann gründlich abgewirthschaftet haben, berufen sie oft einen Pastor aus einer Synode, um der Gemeinde wieder etwas aufzuhelfen. Die Drachensaat des Unglaubens ist aber da seit Jahren gesät, der weltliche, irdische Sinn gehätschelt und großgezogen. Im gemeinen Volk wie unter den Gebildeten zeigt sich da Abneigung gegen das

positive, biblische Christenthum. Wir nehmen uns solcher Gemeinden und Leute an in der Hoffnung, daß durch treue Geduldsarbeit in einem also verwüsteten Weinberg nach und nach wieder eine Pflanzung Gottes erstehen mag.“ (Jahrg. 28, S. 1 f.) Wie unirte Pastoren diese Ungläubigen und Freisinnigen in ihren Gemeinden zu behandeln pflegen, geht hervor aus folgenden Stellen desselben Artikels: „Unerfahrene Gutmüthigkeit, die alle Zuhörer als gläubige Christen betrachtet, würde hier ganz und gar nicht am Platz sein. Aber andererseits könnte dogmatisch- oder confessionell-befangene Beschränktheit, welche nur lediglich das altkirchliche Dogma mit ganzer Schärfe den Leuten als unerläßliche Bedingung zur Seligkeit hinstellen wollte, die Leute eher zur Kirche hinausstreiben, als sie wiedergewinnen für Christum.“ „Nicht ein dogmatisches System, nicht eine Summe überlieferter Lehre gilt es zu predigen, sondern Jesum Christum den Gekreuzigten. Es gilt, seine sittliche Hoheit, Schönheit und Herrlichkeit zu zeigen, die umgestaltend, heiligend und erneuernd den durchdringt, der sich dem heiligen Lebenseinfluß unterstellt, welcher von diesem Jesus ausgeht. Dem Glauben an diese Person, so wie sie uns in der Schrift vor Augen gemalt ist, ohne dogmatischen Beigeschmack, an Jesum, wie er uns von Gott gemacht ist zum neuen und lebendigen Wege, zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, diesen Glauben gilt es zur Geltung zu bringen.“ „Ist das nun so, ei, so reducirt sich das wahre Christenthum auf das Eine, sich an seine (Christi) Person zu halten, auf ihn zu blicken, ihm zu vertrauen, ihn zu lieben, ihm zu folgen. Und nichts ist leichter, als Jesum lieb zu gewinnen.“ „Stößt sich jemand an der Lehre von der Gottessohnschaft Jesu Christi, so wäre es nicht am Platz, ihn nun deshalb scharf abzufanzeln als Ungläubigen. Mit welcher Geduld hat der Herr es abgewartet, bis in dem gläubigen Häuflein der Jünger der Funke des Glaubens Feuer faßte und sich in dem Bekenntniß Petri (Matth. 16) so energisch aussprach. Und welchen Sinn Petrus mit dem ‚Sohn des lebendigen Gottes‘ verband, das wissen wir nicht bestimmt. Nachher, Apost. 2, 22., heißt er ihn: ‚Den Mann von Gott‘, den ‚Knecht Gottes‘ (3, 13. 16.), was noch gar nicht so klingt, als ob er damit den ontologischen Vollbegriff der Gottessohnschaft meinte. Und doch hat der Herr schon über jenes Anfangsbekenntniß Petri sich hoch gefreut und ihm bezeugt: Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern allein mein Vater im Himmel.“ „Hüten wir uns doch, die Menschen zu ärgern mit unserm System (Lehren. F. V.), verweisen wir sie doch, im Bewußtsein, daß wir Stümper sind, lieber an den Meister selbst, daß er ihnen die rechte Antwort auf alle ernstesten Seelenfragen geben möge.“ „Wir sind also weit davon entfernt, gleichgültig zu sein gegen das Bekenntniß, daß Jesus Christus sei der im Fleisch erschienene Sohn Gottes. Wir halten vielmehr mit 1 Joh., Cap. 4, fest daran, daß die beharrliche Leugnung dieser göttlichen Wahrheit vom Geist der Lüge stammt. Aber wir möchten mit Dr. H. Rothe davor warnen, die Leute dahin zu bringen, daß sie an die hohen Titel von Jesu glauben, statt an die Person! Wer Jesus sei, lernt man erst in der Schule der praktischen Lebenserfahrung.“ — Nach dem eigenen Zugeständniß der Unirten gibt es sonach allerdings in unirten Gemeinden ausgesprochene Ungläubige, Freisinnige und Leugner der Gottheit Christi, und die unirten Prediger suchen diese so bei der Kirche zu halten und für Christum zu gewinnen, daß sie ihnen Christi „sittliche Hoheit, Schönheit und Herrlichkeit“ zeigen und die klaren Lehren der Schrift von Sünde und Gnade verschweigen. Das sind in der That traurige Zustände! Wo bleibt bei solchem gänzlichen Verfall der Lehrzucht der Ruhm Pastor Nollaus, durch dessen Bemühungen die „Evangelische Synode“ am 15. October 1840 zu Stande kam: „Es sei ja Thatsache, daß unsere vom ‚Lutheraner‘ als falschgläubig bezeichnete Kirche viel mehr christliche Zucht und Ordnung, gottseliges

Leben, aufopfernde Liebe und reges Wirken für das Reich Gottes aufzuweisen habe, als die lutherische, welche die wahre Kirche Christi zu sein vorgibt"? (Schorg, Geschichte der Ev. Synode, S. 25.)

F. B.

Heidenthum und Christenthum. Der chinesische Gesandte an die Vereinigten Staaten Wu Ting Fong hat vor etlichen Monaten eine Rede gehalten, in welcher er zu zeigen suchte, daß die Lehre des Heiden Confucius wesentlich übereinstimme mit der Lehre Christi. Beiden sei die sogenannte "golden rule" gemeinsam, nur daß Confucius sich etwas anders ausdrücke als Christus. Christus lehre: Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen. Dafür sage Confucius: Was ihr nicht wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch nicht. Nur etwa darin unterscheide sich die Lehre Christi von der Lehre des Confucius, daß Christus auch die Liebe zu den Feinden und williges Erdulden des Unrechts lehre, was Confucius von seinen Anhängern nicht verlange. — Diese Rede Wu's hat nun insonderheit die Sectenprediger durchs ganze Land hin in den Parthisch gebracht. In Predigten und Artikeln haben sie den Unterschied zwischen Christus und Confucius darzulegen gesucht. Wir haben viele Antworten gelesen, aber keine einzige, in welcher der wesentliche Unterschied zwischen Christenthum und Heidenthum zum klaren Ausdruck gekommen wäre. Man hat wohl viel Redens davon gemacht, daß das Christenthum eine weit höhere Civilisation hervorgebracht habe, als die Lehre des Confucius, den eigentlichen Unterschied zwischen Heidenthum und Christenthum aber, nämlich die Lehre, daß Jesus, Gottes und Marien Sohn, der Heiland der Sünder ist, der durch sein Leben, Leiden und Sterben an unserer Statt Gott versöhnt und uns die Vergebung der Sünden erworben hat, während das Heidenthum nur Werke lehrt, hat man verschwiegen. Von der Beda der Brahminen, der Purana von Siva und Wischnu, dem Koran der Muhammedaner und der Zendavesta der Buddhisten hat Max Müller gesagt: „Der eine Grundton, der eine Accord, der sich durch alle hindurchzieht, ist die Seligkeit durch Werke. Sie alle lehren, die Seligkeit müsse erkaufet werden, und daß der Kaufpreis ihre eigenen Werte und Verdienste sein müsse. Unsere eigene Bibel ist von Anfang bis Ende ein Protest gegen diese Lehre.“ Unterscheidet sich aber das Christenthum vom Heidenthum nur dadurch, daß es höhere und schmierigere Werte lehrt, so hat der Chineser Wu gar nicht so Unrecht, wenn er schreibt: „Ich glaube, daß alle Religionen den Menschen lehren, daß er gut sein solle. Und wenn jedermann wirklich versuchen würde, nach den Lehren seiner Religion zu handeln, so wäre die Welt viel besser, als sie ist. Und Priester und Prediger aller Bekenntnisse würden wohl daran thun, wenn sie so viel als möglich diesen Zweck befördern würden. Dann würden auch die Worte des Confucius in Erfüllung gehen: „Laßt uns alle in Frieden leben wie Brüder!“

F. B.

Revision des presbyterianischen Bekenntnisses. unlängst trat der im Mai letzten Jahres ernannte Ausschuß der General Assembly der presbyterianisch n Kirche in den Vereinigten Staaten zusammen, welcher die Beschlüsse der Presbyterien behufs etwaiger Umgestaltung der Glaubenslehre der Kirche prüfen und, wenn solches für geboten erachtet wird, der nächsten Assembly berichten soll, welche Aenderungen zu machen seien. Die uns bis jetzt vorliegenden Zahlen stimmen nicht ganz, sie beweisen aber so viel, daß sich bis jetzt nur eine geringe Minderheit offen für Beibehaltung des bisherigen Bekenntnisses, also gegen Revision jeder Art ausgesprochen hat. Wie Dr. Roberts dem Ausschuß mittheilte, haben 45 Presbyterien beschlossen, sich nicht mit der Revision zu befassen; 43 Presbyterien, davon etwa 20 im Ausland, reichten keine Beschlüsse ein; 130 Presbyterien begünstigen irgend eine der vorgesehenen Aenderungen. Die Befürworter der Revision bilden, diesen

Angaben zu Folge, die Mehrtheit, indessen gehen ihre Ansichten und Wünsche so weit aus einander, daß es dem Ausschuß schwer fallen wird, der Assembly Vorschläge zu machen, welche Aussicht auf Annahme haben oder, wenn angenommen, nicht von neuem der Verstimmung und Unzufriedenheit Thür und Thor öffnen.

(Ref. Kirchenztg.)

Wesleys Lehre von der Vollkommenheit. Der „Apologete“ behauptet, daß der Methodismus „keine einzige neue Lehre aufgestellt“ habe. Obwohl nun allerdings der Hauptzug im Methodismus die Geringschätzung aller in der Schrift niedergelegten Lehren ist, so ist es doch nicht wahr, daß er keine einzige neue Lehre aufgestellt habe. Wir erinnern hier nur an die Lehre Wesleys von der Vollkommenheit. B. H. Carroll faßt dieselbe in folgende Punkte zusammen: „1. Er arbeitete diese neue Lehre im Jahre 1725 aus, als er noch ein Universitätschüler war, dreizehn Jahre vor seiner Bekehrung. 2. Er lehrt, daß bis auf Christum von keinem Menschen gesagt werden konnte: ‚er sündigt nicht‘, weil Christus noch nicht gestorben und der Heilige Geist noch nicht gegeben war. 3. Aber nach Christi Tod und der Gabe des Heiligen Geistes konnte kein Wiedergeborener mehr sündigen, obgleich die angeborene Sündhaftigkeit oder die Neigung seiner alten Natur zur Sünde in ihm blieb. Diese Wiedergeburt ist der erste Segen. 4. Jrgend ein Wiedergeborener kann zu irgend einer Zeit durch das Gebet des Glaubens augenblicklich und gänzlich von aller angeborenen Sünde und der Neigung zur Sünde, die in der Wiedergeburt noch in ihm geblieben ist, befreit werden, und daß jeder Wiedergeborene dies sofort suchen und erwarten solle. 5. Daß diese Erlösung, oder dieser zweite Segen des Geistes, gänzliche Heiligung, christliche Vollkommenheit, oder völlige Liebe, oder Ruhe des Glaubens, oder Sabbathliebe genannt, den Besitzer derselben so heilig, so vollkommen und so sündlos macht, innerlich und äußerlich, wie Gott heilig, vollkommen und sündlos ist. — In der ersten Zeit brauchte Wesley folgende außerordentliche Ausdrücke: ‚Sie (die Geheiligten) sind in dem Maße frei von Eigenwillen, daß sie keine Hülfe in Noth, keine Linderung in Schmerzen begehren‘; ‚wenn sie beten, so haben sie keinen Gedanken an die Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft, sondern an Gott allein‘; ‚sie haben weder Furcht noch Zweifel hinsichtlich ihrer allgemeinen Stellung, oder hinsichtlich irgend einer besonderen Handlung. Die Salbung des Heiligen Geistes lehrt sie jede Stunde, was sie thun oder was sie sagen sollen, deshalb haben sie auch keine Ursache, weiter darüber nachzudenken.“ Als Beweis für die Richtigkeit seiner Darstellung citirt Carroll auch folgende Stelle aus einer Predigt Wesleys vom Jahre 1740: „Merkt, wir reden jetzt nicht von Kindern in Christo, sondern von Männern in Christo; doch sind auch Kinder in Christo in dem Sinne vollkommen, daß sie nicht sündigen. Der Apostel Johannes behauptet dies ausdrücklich, und das Gegentheil kann nicht bewiesen werden durch Beispiele aus dem Alten Testament; denn wenn die Heiligsten unter den Juden öfters sündigten, was beweist das? Wir können daraus nicht schließen, daß alle Christen sündigen und sündigen müssen, solange sie leben. . . . Doch an einer anderen Stelle sagt Salomo: ‚Es ist kein Mensch, der nicht sündigt.‘ Ohne Zweifel war dies wahr in den Tagen Salomos, ja, und von Salomo bis auf Christum. Zu der Zeit gab es keinen Menschen, der nicht sündigte. Allein, wie immer es auch gewesen sein mag mit denen, die unter dem Gesetz waren, so mögen wir doch mit Johannes sagen: Seitdem das Evangelium gegeben worden ist, sündigt der aus Gott Geborene nicht. Die Vorrechte der Christen dürfen in keinerlei Weise gemessen werden mit dem, was das Alte Testament sagt von denen, die unter der jüdischen Dispensation waren, sintemal die Zeit erfüllt, der Heilige Geist gegeben und die große Erlösung Gottes den Menschen gebracht worden ist durch die Offen-

barung Jesu Christi. . . In Uebereinstimmung deshalb beides mit dem Apostel Johannes und dem ganzen Inhalte des Neuen Testaments kommen wir zu dem Schluß: Ein Christ ist insofern vollkommen, daß er nicht sündigt. Dies ist das herrliche Vorrecht eines jeden Christen, und sei er bloß ein Kind in Christo. Doch nur von Männern in Christo kann weiter behauptet werden, daß sie frei sind von sündlichen Gedanken und sündlichem Temperament. Erstens, von Sünde und von sündlichen Gedanken. Denn in der That, woher sollten sie kommen? Wenn irgendwoher, so kommen aus dem Herzen des Menschen arge Gedanken. Wenn denn das Herz nicht mehr sündlich ist, können aus demselben auch keine sündlichen Gedanken mehr kommen; denn ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen; und wie sie befreit sind von sündlichen Gedanken, so sind sie auch befreit von sündlichen Begierden.“ Ferner die Stelle aus einem Vorworte vom Jahre 1741: „Sie sind frei von sündlichen Gedanken, so daß sie sie auch nicht für einen Augenblick denken können. Vorher, wenn ein sündlicher Gedanke kam, blickten sie aufwärts, und er entfloß. Jetzt taucht er nicht mehr auf, denn es ist kein Platz für ihn in einem Herzen, das von der Liebe Gottes voll ist. Zu allen Zeiten sind ihre Herzen ruhig und still: sie sind fest und unbeweglich.“ — Wir müssen also den Methodisten beides vorhalten, daß sie von Gottes Wort abthun und zu Gottes Wort hinzuthun.

F. B.

II. Auslaud.

„**Wirkliche Intoleranz.**“ Unter dieser Ueberschrift schreibt das „Neue Sächf. Kirchenblatt“ in No. 52: „Das königliche Consistorium für Pommern hat dem alt-lutherischen Pfarrer Reuter in Stolp verboten, das Gotteshaus der Gemeinde fernerhin als ‚Kirche‘ und sich selbst als ‚evangelisch-lutherischen‘ Pfarrer zu bezeichnen. Im Verwaltungsstreitverfahren hat das Consistorium gegen den Protest des genannten Pastors Recht bekommen. Gleichfalls in Pommern wurde einem aus Hannover zugewanderten Lutheraner verwehrt, sich als solchen zu bezeichnen; er sei jetzt Glied der unirten Landeskirche und müsse, wenn er lutherisch sein wolle, aus der unirten Kirche (in die er niemals eingetreten ist) erst wieder austreten.“ Wir könnten diese Fälle „wirklicher Intoleranz“ vermehren, aber nicht bloß durch Berichte aus Preußen, sondern auch aus Sachsen, obwohl das Blatt schreibt, daß Sachsen jeder Confession ihr Recht gebe und nur die Staatshoheit über die Kirchen aufrecht erhalte. So hat man in Berlin (wie früher auch in Hamburg) an den Pastor unserer Gemeinde das Ansuchen gestellt, er müsse erst aus der „evangelischen Landeskirche“ austreten, um von der Verpflichtung, die Kirchensteuern zu zahlen, frei zu werden. Er kam aber direct aus America und ist der Landeskirche nie beigetreten. Im Königreich Sachsen hat man bei der letzten Volkszählung, wie wir kürzlich mittheilten, die zahlreichen Glieder der preussisch-unirten Kirche, die daselbst leben, gezwungen, sich entweder „ev.-luth.“ oder „ev.-ref.“ zu nennen, da es eine unirte Confession in Sachsen nicht gebe. Bei Entstehung unserer Freikirche wurde uns unser Bekenntnißname „evangelisch-lutherisch“ verweigert und die Bestätigung unserer Gemeinde-Ordnungen nur ertheilt, als wir uns entschlossen, das Wort „separirte“ vorzusetzen, wodurch wir in vieler Augen gleich als „Secte“ erscheinen. Mehreren unserer Pastoren ist früher verboten worden, sich „ev.-luth. Pastor“ ohne Zusatz zu nennen, und in den Erlassen des Cultusministeriums figuriren wir regelmäßig als „dissidentische Prediger“ und unsere Gemeinden als „Dissidentenvereine“. Ist das nach Ansicht des „Neuen Sächf. Kirchenblattes“ keine „wirkliche“ Intoleranz? Oder sind wir vielleicht in seinen Augen keine „wirklichen“ Pastoren und unsere Gemeinden keine „wirklichen“ Kirchengemeinden? Und ist dem Herausgeber nie etwas davon zu Ohren gekommen, daß

auch im Königreich Sachsen separirten Pastoren das Rebehalten auf landeskirchlichen Gottesäckern und dem Trauergeleite das Singen von Grabliedern untersagt wurde?
(„Freikirche.“)

Folgende Anklagen wider theologische Professoren an deutschen Universitäten theilt die „Freikirche“ mit aus dem Blatt „Deutsche Welt“: „Das Machtmittel der Reformation, die Bibel, — das donnernde: ‚Es steht geschrieben‘, habt ihr ja selbst, ihr Professoren, dermaßen philosophisch zergliedert, daß uns staunenden Zuhörern die Achtung auszog, der Zweifel aber in entsprechendem Schritt zum anderen Thore einmarschirte. Wir konnten keinen Vers des griechischen oder hebräischen Textes mehr lesen, ohne uns in einer Art Verfolgungswahn die Fragen vorzulegen: ‚Ist er denn aber auch echt? Ist er eingeschoben? Haben ihn alle Handschriften? Hat ihn der Elohist, Jahvist, Redactor verfaßt?‘ ic. Ihr selber, ihr Herren Theologen, durch euer Papiertum auf Kosten lebendigen Menschenthums, habt so und so viel Laien Lust und Muth benommen, bei euch nach Kräften des ewigen Lebens zu suchen. Niemals in meinem Leben werde ich vergessen — um ganz persönlich zu werden in diesen ja sehr persönlich werdenden Fragen —, wie uns unsere Straßburger Professoren den Kinderglauben philosophisch klein gehackt, zu Schanden gehackt haben, ohne uns Positives für das Zertrümmerte zu bieten, bis ich mich nach langen Irrfahrten auf anderen Wegen wieder zu seelischem Gleichmaß und Harmonie zurecht-fand.“ — Derselbe Vorwurf trifft die americanischen Universitäten, welche befanntlich ihre Theorien und Gedanken und zum Theil auch ihre Professoren von Deutschland importiren.
F. B.

Eine bittere Wahrheit hat die ultramontane „Märk. Volksztg.“ dem evangelischen „Reichsboten“ gesagt, welcher von der Wiederzulassung der Jesuiten urtheilt, sie werde der evangelischen Kirche „verhängnißvoll“ werden, da der Jesuitenorden keinen anderen Zweck habe als die Zerstörung der evangelischen Kirche und die Wiederherstellung der Papstherrschaft im Sinne des Mittelalters. Die „Märk. Volksztg.“ schreibt, wie die „E. K.-Z.“ berichtet: „Wir unsererseits halten dafür, daß der ‚Reichsbote‘ allerdings nicht so ganz unrecht hat, wenn ihm um die Zukunft seiner evangelischen Kirche bange ist. Aber darin täuscht er sich gar sehr, wenn er glaubt oder doch zu glauben vorgibt, daß die in das Vaterland zurückkehrenden Jesuiten der evangelischen Kirche ihre ganz besondere Aufmerksamkeit schenken und auf ihre Zerstörung ausgehen würden. Sie werden den Rath Gamaliels gewiß befolgen und die evangelische Kirche unbehellig lassen. Sie werden das um so mehr thun, als sie ja aus den thatsächlichen Zuständen innerhalb der evangelischen Kirche und aus den eigenen Erklärungen ihrer Vertreter den unabweisbaren Schluß ziehen müssen, daß ihrerseits an eine Zerstörung der evangelischen Kirche heute gar nicht mehr gedacht zu werden braucht. Denn diese Zerstörung ist bereits Thatsache, wird noch täglich fort und fort gründlich bewirkt, und niemand weiß besser als der ‚Reichsbote‘ selbst, wo die wahren Zerstörer der evangelischen Kirche zu suchen sind.“ — Die gefährlichsten Feinde der Staatskirchen befinden sich allerdings nicht extra, sondern intra muros!
F. B.

Von Harnack „Wesen des Christenthums“ schreibt D. Kade: „Wir dürfen also davon ausgehen, daß unsere Leser alle diese Gesamtdarstellung des Christenthums kennen und sich auf ihre Weise damit auseinandergesetzt haben oder auseinandersetzen. Davon sollen wir profitieren, daran anknüpfen. Fragen, die das Buch lebendig macht, sollten wir nach den verschiedensten Richtungen hin weiter verfolgen; in andern Artikeln dürfen wir uns kürzer fassen und an Gemeinsames appelliren, indem wir auf das Buch weisen. Kurz, sammeln wir die zerstreuten

Geister um dies Buch! Es ist eine Etappe.“ Hierzu bemerkt die „E. K. Z.“: „Wir müssen D. Rade für diese deutlichen Worte dankbar sein. Er hat in ihnen für die Ritschlsche Partei das Harnacksche Buch kanonisiert. In strittischen Fragen werden die Ritschlianer einfach auf dies Buch ‚gewiesen‘; das ist ‚das Gemeinsame‘, an das ‚appellirt‘ wird. Um dieses Buch ‚sammelt‘ sich die Ritschlsche Partei. Um die Bibel können sich die Ritschlianer nicht sammeln; diese ist ja für sie ein Buch voller Mythen, Legenden, Sagen, voll von vielen ‚menschlichen‘ Thaten; aber Harnack ‚Wesen des Christenthums‘ ist für die Ritschlianer das kanonische Buch. Jede Richtung aber in der Christenheit, die an die Stelle des Gotteswortes menschliche Auctoritäten setzt, bedeutet einen Abfall zum Romanismus. Die Ritschlsche Theologie erstarrt immer mehr zum Scholasticismus. Für die scholastische Theologie gelten als die Auctoritäten die großen Professoren, Albertus Magnus, Bonaventura als der Doctor seraphicus, Thomas von Aquino als der Doctor angelicus, Johannes Duns Scotus als der Doctor subtilis, Roger Baco als der Doctor mirabilis. So heißt es jetzt in der Ritschlschen Theologie nicht: Das sagt Gottes Wort, sondern das sagt ‚Adolfus Magnus‘ Harnack, das sagt ‚Dr. seraphicus‘ Raftan, das sagt ‚Dr. mirabilis‘ Herrmann, das sagt ‚Dr. subtilis‘ Cornill zc. Nicht was die Bibel über das Evangelium sagt, soll entscheidend sein, aber was diese Theologen sagen, das allein soll als christlicher Glaube, das soll als ‚das Wesen des Christenthums‘ allgemein anerkannt werden.“

J. B.

Die evangelische Bewegung in Oesterreich weist zunehmende Erfolge auf. Daß die Bewegung immer volksthümlicher wird, das beweisen die Zahlen der Uebertritte. Eine genaue Statistik würde noch höhere Zahlen ergeben, aber auch die nach den uns zugekommenen Ausweisen gemeldeten zeigen das stete Wachsthum der Bewegung. So erfolgten in Reichenberg vor Kurzem 10 Uebertritte (seit 1. Januar v. J. 63), in Römerstadt 7 (angemeldet 12), in Schallan 10, in Grasslitz 15, in Trebnitz 3, in Hohenelbe 10 (15 angemeldet), in Grünlich 17, Graupen 4, Hertine 2, Aussig bis Ende September 302, im October 31, Prag im dritten Vierteljahr 19, Teplitzer Pfarrbezirk im dritten Vierteljahr 164, seitdem wieder über 40 (und angemeldet gegen 50), Pilsen mehrere Familien, Freudenstadt 5, Jägerndorf 10, Wielitz 12, Troppau über 20, Graz seit 1. Januar v. J. über 240, Fürstenfeld 3 (gemeldet 8), Stainz 22, in Bruck am 7. October 5, in Mahrenberg bis October 12; in Wödling bei Wien hat am 23. September der 50. Uebertritt seit Beginn der Bewegung stattgefunden. In Wien traten im einzigen Jahre 1900 gegen 1000 Personen über. In den deutschen Gemeinden Böhmens traten im dritten Vierteljahr 420 Personen über, nämlich 182 Männer, 142 Frauen, 96 Kinder. Auch ins deutsche Reich schlugen die Wellen der Bewegung hinüber. Im Königreich Sachsen traten aus der römischen Kirche zur evangelischen im Jahre 1899 über 508 Personen, von der evangelischen zur römischen — 41.

(„Reichsbote.“)

„Los von Rom“ - Bewegung in Frankreich. Ueber die protestantische Bewegung in Frankreich theilt die „N. E. L. K.“ aus dem „Siècle“ unter anderm Folgendes mit: „In einer Polemik gegen die clericalen Blätter hat ein Pariser Blatt jüngst festgestellt, daß die Zahl der ausgetretenen Priester bereits rund tausend beträgt. Sie haben seit drei Jahren ihre eigene Zeitschrift, den ‚Chrétien Français‘, und es bestehen eigene Vereine, die für das Fortkommen derjenigen Priester sorgen, die dadurch ihren Lebensunterhalt verlieren, daß sie der Stimme ihres Gewissens folgen. Die Bewegung hat so stark eingesezt, daß die clericalen Blätter deren Bedeutung zugeben mußten. So schrieb die ‚Gazette de France‘: ‚Noch niemals haben wir einen gleichen Abfall in den Reihen der Geistlichkeit gehabt.‘ Und die

,Verité' schrieb: „Das Uebel ist größer, als es jemals gewesen ist. Es sind nicht mehr bloß einzelne Fälle, sondern es treten gewisse allgemeine Tendenzen hervor, und es wird eine gewisse Gesamtbewegung sichtbar. Es bildet sich hier und da in der Geistlichkeit eine förmliche Partei des Abfalls.' Das sind der Geständnisse genug. Aber die Bewegung blieb nicht bloß bei den Priestern stehen, sondern sie schlug auch auf die Gemeinden über. Namentlich sind es die Provinzen Auvergne, Limousin und die Picardie, die sich in dieser Beziehung auszeichnen, und die Auvergne ist es, über die der neuerliche Bericht des ,Siècle' Auskunft gibt. Im Departement Puy-de-Dome sind vor zwei Jahren zwei ganze Gemeinden zum Protestantismus übergegangen. Die Bewegung griff auf andere Departements über; die Ortschaft Madranges im Departement Corrèze ist ebenfalls protestantisch geworden. Andere Ortschaften folgten oder sind im Begriffe zu folgen. Der Bischof von Tulle sandte einen eigenen Geistlichen, um gegen den Abfall zu predigen, aber er hatte keinen Erfolg. Gegenwärtig amtiren bereits fünf protestantische Pastoren im Departement Corrèze, und andere sollen folgen, aber sie sind nicht im Stande, allen Anforderungen, die an sie gestellt werden, zu genügen. Namentlich werden sie eingeladen, Vorträge zu halten; häufig finden diese Vorträge auf Einladung des Gemeinderaths und im Rathhause statt, und die Folge davon ist die Einrichtung eines protestantischen Gottesdienstes. So im Cantonshauptort Treignac, in Pradines, Gourdon, Chamberet, Saint-Clement u. a. Im Departement Corrèze allein sind in wenigen Monaten sechzehn Gemeinden zum Protestantismus übergetreten; darunter sind Ortschaften mit mehreren Tausend Einwohnern. Vielsach wird auch festgestellt, daß in den Gemeinden auf die Reformation ein materieller Aufschwung folgt; es werden Vorträge über Gegenstände nationalökonomischer, landwirthschaftlicher und socialpolitischer Natur gehalten, und es bilden sich Vereine zur Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Methoden, zur Beschaffung von Düngmitteln, zur gegenseitigen Unterstützung zc. Die Gemeinde Madranges, die vor zwei Jahren protestantisch geworden ist, hat im abgelaufenen Jahre in Folge dieses Aufschwungs ihre Ernte verdreifacht. Dieses Beispiel wirkt ebenfalls einladend auf die Nachbarschaft, und so begreift es sich, daß die ,Los von Rom'-Bewegung immer weitere Kreise zieht.“

F. B.

Vereinigung der Presbyterianer in Schottland. Nachdem der ausführliche Bericht über die Union zwischen den beiden presbyterianischen Kirchen Schottlands vorliegt, zeigt sich, daß die Vereinigung sich doch nicht ohne Widerspruch vollzogen hat. In der letzten Generalsynode der schottischen Freikirche am 31. October wurde eine von 500 Kirchenältesten unterzeichnete Petition verlesen, die einen Aufschub des Unionsvollzuges forderte, bis die Kirchenglieder förmlich befragt seien. Nach Ablehnung derselben gegen 13 Stimmen wurde beantragt, daß in die Unionsurkunde ein Artikel aufgenommen werde, der die gesammten Bekenntnisse der Kirche aufrecht erhalte, insbesondere das Zeugniß der Kirche über Recht und Pflicht der weltlichen Obrigkeit und den Gottesdienst. Auch dieser Antrag wurde mit 643 gegen 27 Stimmen verworfen. Die Minorität fügte sich nicht, erklärte sich selbst für die wahre Freikirche von Schottland, von der die Majorität abgefallen sei, und nahm alles Kircheneigenthum für sich in Anspruch. Die Opposition scheint namentlich in den Hochlanden ihre Wurzel zu haben. Da von 76 Presbyterien der Kirche nur 4 die Union verworfen hatten, wird die Seccession schwerlich groß werden. Die vereinigte presbyterianische Freikirche zählt etwa eine halbe Million Seelen.

(A. E. L. R.)

Verfälschte Speculationen des Vaticans. Die „A. E. L. R.“ schreibt: „Daß der Ertrag des Peterspfennigs in den letzten Jahren immer mehr zurückging, erklärt ein

in vaticaniſchen Dingen gut unterrichteter Mitarbeiter des clericalen ‚Eclair‘, mit ſeltener Offenheit in folgender Weiſe: „Damit, daß der Papſt den Ruhm eines Diplomaten erwerben wollte, gab er die letzten Ueberbleibſel ſeines apoſtoliſchen Anſehens preis. Mit neugierigen Blicken ſah Europa auf dieſen Prieſter von Carpineto, der es wagte, ſeine zitternde Hand in das complicirte Räderwerk der Politik zu ſtecken. Was der Nachfolger Pius' IX. dadurch an Bewunderung gewann, verlor er leider an Verehrung. Die Chriſtenheit gewöhnte ſich nicht daran, den Mann, welchen ſie mit den kezeriſchen Miniſtern Europas conferirten ſah, als den Apoftelfürſten zu betrachten. Die Katholiken, ſonſt immer bereit, dem Papſt zu geben, zeigten ſich ſparſam gegenüber dem Politiker. Der Peterspfennig ging zurück wie das Thermometer. Nun ſpielte man: erſt ein wenig, dann viel, dann wahnsinnig! Der geiſtliche Souverän ſtürzte ſich in Speculationen wie die römischen Fürſten. Die Werthpapiere ſanken und verſchwanden ſchließlich in einem Strudel ſtürmiſcher Bankerotte. Das zu den complicirteſten Zinssähen ausgeliehene Geld ging mit dem Vermögen des zahlungsunfähig gewordenen römischen Weis verloren. Einmal indeſſen gewann der Papſt Geld. Er ſpielte gegen die von Katholiken gegründete „Unione generale“ und trug ſo zum Krach der frommen Speculanten bei. Aber dieſe einträgliche Operation blieb vereinzelt. Die „Tramways von Rom“, die Acqua Marcia ꝛc. verſchlangen die großen Reſerven. Die mit der Controle der päbſtlichen Finanzoperationen beauftragten vier Cardinäle erſchraken — aber zu ſpät! Von den zwanzig Millionen des Reſervefonds blieb nichts übrig, als eine kleine Summe, die an die armen Jeſuiten zum Bau des Collegium Americanum ausgeliehen war. Die Luſt in den Gängen des Vatican's zitterte lange von dem Wuthausbrüchen des Papſtes. Leo XIII. ſuchte ſich mit ſeinem politiſchen Ruhm zu tröſten. Aber das Thermometer des Peterspfennigs fiel bis in die Gegend von Null. Frankreich ſchickte noch eine Kleinigkeit; die übrigen Länder nichts mehr.“ Es hat bis jezt auch nicht den Anſchein, als ob die Wallfahrer des Jubeljahres den Ausfall der letzten Jahre decken würden.“ — Solche Verluſte an Geld müſſen dem Papſte und ſeinen Schuppen beſonders bittere Pillen ſein, „denn“ — wie Luther ſagt — „conscientia iſt bei ihnen nichts, ſondern Geld, Ehre und Gewalt iſt's gar“.

J. B.

Die Chriſtenverfolgungen in Nordchina haben erſchreckende Dimensionen angenommen. Am 7. September erklärte der americanische Biſchof Graves in Shanghai, daß bis dahin 107 engliſche und americanische Miſſionare getödtet ſeien und über 100 vermißt würden. Die Ueberlebenden haben ſich nach den Küſtenorten oder nach Sibirien gerettet. Die größten Verluſte hat die China-Inland-Miſſion, deren Stationen weit im Inneren zerſtreut liegen, gehabt: 164 ihrer Miſſionsſtationen ſind zerſtört oder verlaſſen, 50 Miſſionare und 14 Miſſionarskinder ermor-det, 400 bis 500 Miſſionare nach der Küſte geflohen, oft unter unfäglichen Mühsalen und Gefahren. An manchen Orten ließ man die Fliehenden nur deshalb weiterziehen, weil ſie durch ihre Kinder ſich als proteſtantiſche Miſſionare erwieſen, da der Haß beſonders den politiſch thätig geweſenen katholiſchen Miſſionaren galt. Die ſcandinaviſchen Miſſionare (aus Schweden, Norwegen und Dänemark) in den nördlichen Provinzen, ſowie die deutſchen Miſſionare im Süden (Berlin I, Baſel und Barmen) und in Kiautſchau (Berlin I und IV) ſind ſämmtlich gerettet. — Von den eingebornen Chriſten ſollen ſchon über 40,000 getödtet worden ſein.

(A. E. L. R.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

März 1901.

No. 3.

Eine Stimme aus dem Council.

„Warum wir von der Missourischen Gnadenwahllehre nichts wissen wollen.“ So lautet der Titel einer Broschüre von 39 Seiten, die jüngst ein Pastor C. Blecher von Middletown, Conn., im Selbstverlag ans Licht gestellt hat. Wir würden von dieser Schrift wohl schwerlich so ausführlich, wie es hier geschieht, Notiz genommen haben, wenn nicht zwei Umstände diesem Angriff auf Missouri eine Bedeutung verliehen hätten, die derselbe, für sich betrachtet, nicht beanspruchen könnte. Erstens nämlich kündigt sich das Schriftchen an als „ein Beitrag zum Verständniß und zur Verbreitung der gesunden lutherischen Lehre, bearbeitet im Auftrage der zum New York Ministerium gehörenden Pastoral-Konferenz von Connecticut“. Zum andern ist diese Broschüre in dem Organ des New Yorker Ministeriums, dem „Lutherischen Herald“, von einem der Redacteurs des besagten Blattes mit Anwünschung weitester Verbreitung als „Ergebniß langjährigen Forschens, Studierens, Nachdenkens und — Betens“, als „reife Frucht zweijähriger Arbeit“ und „willkommenes Handbüchlein gesunder Lehre“ rückhaltlos empfohlen worden. Es geht also nicht mehr an, diese Arbeit vorläufig als eine Kundgebung des Verfassers, der von Seiten seiner Conferenz- und Synodalbrüder einer ernstern Rüge gewärtig sein dürfte, anzusehen und zu behandeln, sondern die ganze Abhandlung liegt schon als nach Form und Inhalt mit dem Stempel der Anerkennung Seitens der kirchlichen Angehörigen des Autors versehen vor. Daß wir aber diese Schrift als „eine Stimme aus dem Council“ behandeln, hat noch einen weiteren Grund darin, daß der Verfasser derselben seine Arbeit anläßlich einer Bemerkung, die wir vor zehn Jahren einmal gemacht haben und worin wir dem General Council seine Armuth an Lehrschriften vorhielten, mit den Worten ankündigt: „Wenn demnach Gräbner unsere Armuth an Lehrdarstellungen und Streitschriften nach missourischem Muster auf Geistesarmuth oder Pflichtvergeffenheit zurückführt, statt auf unser Bestreben, unsrerseits alles zu vermeiden, was den Zwiespalt unter den Luthes-

ranern noch größer machen könnte, und wenn Missouri auch heute noch der Meinung Gräbners ist, so liegt in solchem Verfahren und Gebahren Missouris eine Herausforderung an uns, dem Beispiel Missouris folgend, auch unsere Gemeinden zu unterweisen, durch welche Lehren wir uns von Missouri unterscheiden.“¹⁾

Daß freilich auf unsere „Herausforderung“ ein Glied des Council und eine ganze Conferenz und ein Synodalorgan sich selber und dem Council ein solch jämmerliches Armuthszeugniß ausstellen sollten, wie es in dieser Broschüre und der rühmenden Empfehlung derselben vorliegt, ist uns gewißlich nie in den Sinn gekommen. Der Verfasser dieser „reifen Frucht zweijähriger Arbeit“ exhibirt sich nämlich mit angestrebter Beharrlichkeit von Anfang bis zu Ende nicht nur im Allgemeinen als theologisch unreifen und logisch unklaren Scribenten, sondern er zeigt insbesondere, daß er thatsächlich nicht recht weiß, weder was Missouri, noch was die Concordienformel, noch was er selber von der Gnadenwahl lehrt, daß in seiner eigenen Lehre von diesem Artikel Synergismus, Suberianismus, Calvinismus, Rationalismus und Unsinn in grausem Wirrsal durch einander wimmeln und schwirren, und daß er von dem allen selber nach „langjährigem Forschen, Studieren und Nachdenken“ nichts zu ahnen scheint.

Was zunächst Missouris Lehrstellung anlangt, so hätte Pastor Blecher von dem Haupttitel seiner Schrift das letzte Wort streichen dürfen und sagen: „Warum wir von der Missourischen Gnadenwahrlehre nichts wissen.“ Auf diese Frage wäre dann zu antworten gewesen: „Weil wir sie nicht redlich studirt haben.“ So viel aus den mitgetheilten Belegstellen ersichtlich ist, hat sich des Pamphletschreibers langjähriges Forschen über ganze zwölf Seiten zweier Tractate von Walthers, eine Seite eines Schriftchens von Prof. Pieper und eine Seite eines Schriftchens von dem Unterzeichneten erstreckt, wo es galt, sich dogmengeschichtlich über die Missourische Gnadenwahrlehre zu informiren. Hingegen hat er sich, anstatt gründlich zu studiren, auf das viel wohlfeilere Construiren verlegt und dictirt Missouri als dessen Lehre zu, was „aus Missouris Lehre folgt“. So schreibt er z. B.: „Calvinistisch nun ist es, zu lehren, daß Gott in Bezug auf eine Anzahl Menschen einen besonderen Willen habe, sodas diese unter allen Umständen selig werden, während die meisten Menschen verloren gehen, entweder weil Gott ihr Verderben gewollt hat, wie Calvin lehrt, oder weil er ihr Verderben nicht verhütet hat, wie aus Missouris Lehre folgt.“²⁾ „Die Folgerungen“, heißt es an einer andern Stelle, „welche sich aus der Lehre der Missouri-Synode ergeben, sind ganz unchristlich und abscheulich zu hören.“³⁾ Dann kommen solche „Folgerungen“, auf die wir später eingehen werden, und nachher heißt es ganz munter: „Lieber Leser! Ist es nicht schrecklich und schmachvoll, durch solche Erklärungen, wie die Missouri-Synode sie gibt zur Wehre ihrer

1) S. 3 f.

2) S. 4.

3) S. 31.

Lehre von der Gnadenwahl, Gottes Allmacht und gnädigen Liebeswillen dem Verdacht der Unzuverlässigkeit preiszugeben!"¹⁾ Und desgleichen: „Siehe, lieber Leser, auch dies ist ein Hauptgrund, weshalb wir von der Gnadenwahllehre der Missouri-Synode nichts wissen wollen. Nach Missouris Lehre sind die Menschen, die nicht zu den Auserwählten gehören, nicht verantwortlich für ihr Verderben.“²⁾ Wenn der Pamphletschreiber die Tausende von Seiten, auf denen sich Missouri über diese Lehre ausgesprochen hat, studirt hätte, so hätte er eine solche Lehre nirgends gefunden, wohl aber hundertfach das Gegentheil. Aber wer wird denn studiren und dann ehrlich sagen, was man schwarz auf weiß gefunden hat, besonders wenn man vorher weiß, daß man nicht finden würde, was man sucht? Man macht sich's leichter und geht sicherer, wenn man sich's aus der Nase zieht und dann flugs Missouri auf Rechnung setzt. Zwar zwickt den Gaukler noch das Gewissen. Er fährt fort: „Es ist eine grobe Verleumdung oder grober Unverstand und Verkennung wahrheitsliebender Seelen, wenn Missouri uns immerfort beschuldigt, daß wir der missourischen Lehre nur aus Vernunftgründen widersprächen.“³⁾ Aber die „wahrheitsliebende Seele“ setzt sich über die Mahnung des Gewissens hinweg und schreibt: „Nein, wir widersprechen derselben, weil unser Gewissen eine Lehre nicht dulden kann, welche nach unserer Ueberzeugung die Verantwortlichkeit der Menschen aufhebt.“⁴⁾ Natürlich, „nach unserer Ueberzeugung“. Denn nach dem, was Missouri sagt, verhält es sich ganz anders. Aber wozu hat man denn die Vernunft, wenn man sie nicht dazu gebrauchen darf, aus dem, was der Gegner sagt, durch Trugschlüsse etwas zu machen, was er nicht sagt, und ihn dann damit der Täuscherei zu zeihen? So schreibt, um nur noch ein Beispiel anzuführen, unser Autor: „Deine von Gott erleuchtete Vernunft wird dir sagen und Herz und Gewissen werden dieser Aussage deiner Vernunft beipflichten, daß es Trug und Täuscherei ist, wenn auch unbeabsichtigter Trug, Selbstbetrug und leichtfertiges Auffassen biblischer Grundwahrheiten, wenn Walthers vorgibt, er lehre, daß Gott die Auserwählten, auf keinem andern Wege“⁵⁾ selig mache als auf dem, auf welchem Er alle Menschen selig machen wolle.“⁶⁾ Zwar lehrt ja Walthers dies ausdrücklich und an vielen Orten, und nirgends lehrt er das Gegentheil. Aber was Walthers Lehre wirklich sei, das braucht Pastor Blecher nicht aus Walthers eigenen Worten zu erfahren, sondern das läßt er sich Walthers Worten zum Trotz durch seine „Vernunft“ sagen, und was er mit seiner „Vernunft“ ihm anconstruirt, das muß dann Walthers lehren, er mag wollen oder nicht, und obßhon er es nie gesagt, sondern hundertmal das Gegentheil gesagt hat.

Warum Pastor Blecher und Seineßgleichen „von der Missouriischen Gnadenwahllehre nichts wissen“, ist ja wohl genügend klar, und was sie

1) S. 31 f.

2) S. 36.

3) N. a. D.

4) N. a. D.

5) Im Original gesperrt, wie auch später, wo nicht anders bemerkt.

6) S. 28.

„als Ergebnis langjähriger Forschens — wo wohl? — Studirens — was wohl? — und Nachdenkens“ darüber von sich geben mögen, könnte uns, wenn die Situation verstanden ist, so weit Missouri in Betracht kommt, ziemlich gleichgültig sein, selbst wenn sie einigermaßen mit dem Maßstab vertraut wären, den sie an ihre Fiction legen wollten. Besonders haben wir keinen genügenden Grund, einem Gegner, der sich offenbar entweder gar nicht die Mühe genommen hat, die Literatur des Gnadenwahlstreites auch nur zu lesen, oder sie, falls er sie gelesen hat, einfach ignorirt, auf seine wer weiß wie oft widerlegten Einwürfe ins Einzelne gehend zu antworten. Der Zweck dieser Beleuchtung ist ein ganz anderer. Wir wollen unsere Leser mit „einer Stimme aus dem Council“ bekannt machen und zeigen, wie man dort Theologie treibt, was für Kämpen dort auftreten, was für Lehren dort nicht nur als „gesunde lutherische Lehre“ vorgebracht, sondern zu weitester Verbreitung empfohlen werden. — Fahren wir also fort.

Wie Pastor Blecher nichts Rechtschaffenes von der Missourischen Lehre weiß und als solche seinen Lesern aufstischt, was er sich selber herconstruirt hat, haben wir in einigen Proben gezeigt. Aehnlich verhält es sich mit Blechers Kenntniß und Behandlung der Lehre der Concordienformel. Er weiß auch nicht, was die Lehre der Concordienformel von der Gnadenwahl ist, und macht sich die auch nach seinem Sinn zurecht, wie er sich eine Missourische Gnadenwahllehre zurecht macht. So hat Walthers darauf hingewiesen, daß, wenn es Sol. Decl. XI, 8 heißt, daß die ewige Wahl Gottes eine Ursach sei, „so da unsere Seligkeit, und was zu derselben gehört, schafft“ zc., mit „unsere Seligkeit“ die Seligkeit der Auserwählten gemeint ist. Das bestreitet Blecher. Er schreibt: „Woher nimmt Walthers das Recht, die Worte der Concordienformel, so da unsere Seligkeit schafft, ohne weiteres umzudeuten in ‚der Auserwählten Seligkeit‘?“ Wir antworten: Ei, einfach aus der Concordienformel, die gleich in demselben Satz als Beweisstelle den Spruch Apost. 13, 48. anführt: „Und es wurden gläubig, so viel ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.“ Ferner schreibt Blecher: „Die Concordienformel wird nicht müde zu betonen, daß, das Geheimniß der ewigen Wahl Gottes‘ ein Geheimniß des göttlichen Wissens ist, nicht aber des göttlichen Wissens und des göttlichen Willens, wie Missouri lehrt.“¹⁾ Und: „Die Concordienformel warnt uns in der angeführten Stelle, daß wir ‚den Abgrund der verborgenen Vorsehung Gottes nicht forschen sollen‘. Was aber die Concordienformel unter dem ‚Abgrund der unausforschlichen Vorsehung‘ versteht, sagt die Concordienformel selbst an folgender Stelle: ‚Derwegen wenn man von der ewigen Wahl oder Prädestination und Verordnung der Kinder Gottes zum ewigen Leben recht und mit Frucht gedenken oder reden

1) S. 14.

will, soll man sich gewöhnen, daß man nicht von der bloßen, heimlichen, verborgenen, unausforschlichen Vorsehung Gottes speculire.‘ Das lateinische Wort für ‚Vorsehung‘ heißt im lateinischen Text der Concordienformel gerade in der erwähnten Stelle ‚praescientia‘, das heißt auf Deutsch ‚Vorherwissen‘ und mit dem Ausdruck ‚Vorsehung oder praescientia‘ bezeichnet die Concordienformel gerade im Unterschied vom gnädigen Willen Gottes das göttliche Vorherwissen, und wo die Concordienformel etwa einmal den Ausdruck ‚Vorsehung‘ auch im Sinne von ‚Prädestination‘ gebraucht, da zeigt auch der Zusammenhang auf das deutlichste, daß die Concordienformel dennoch nur von dem Grübeln über das göttliche Vorherwissen warnt, nicht aber vor dem Grübeln über den göttlichen Willen. . . . Luther warnt vor dem geheimen göttlichen Wissen, Walthers dagegen warnt vor dem geheimen göttlichen Willen. Walthers hat deshalb nicht das geringste Recht, sich auf Luther zu berufen.“¹⁾ Nun steht aber gerade, wo die Concordienformel auf Luthers Worte aus der Vorrede zum Römerbrief verweist und zuvor sagt: „Mit diesem geoffenbarten Willen Gottes sollen wir uns bekümmern . . . und den Abgrund der verborgenen Vorsehung nicht forschen“,²⁾ im lateinischen Text nicht praescientia, sondern praedestinatio für „Vorsehung“, und von der Ueberschrift des Artikels an steht „Vorsehung“ nicht nur „etwa einmal“, sondern in der Regel, mehr als ein Duzendmal übersetzt mit praedestinatio oder electio und nur an einigen wenigen Stellen mit praescientia. Und ferner wird Sol. Decl. XI, 57 ff. unter den Dingen, darüber wir nicht grübeln sollen, auch aufgeführt: „Gleichfalls, wann wir sehen, daß Gott sein Wort an einem Ort gibet, am andern nicht gibet, von einem Ort hinwegnimmt, am andern bleiben läßt.“ Ist das vom göttlichen Wissen gesagt? Die Concordienformel ist so weit davon entfernt, „nicht müde zu werden zu betonen“, was Blecher behauptet, daß sie vielmehr das Gegentheil sagt.³⁾

Am allertollsten aber sieht es bei Pastor Blecher in Absicht auf seine eigene Gnadenwahllehre aus. Da lesen wir zunächst: „Allerdings geht die Gnadenwahl nur über die Kinder Gottes.“⁴⁾ „Die Gnadenwahl geht nur über die Kinder Gottes.“⁵⁾ „Wir sind weder so kopflos noch so gewissenlos, daß wir nicht wüßten oder nicht wissen wollten, daß die Gnadenwahl nur über die Kinder Gottes gehe.“⁶⁾ Und doch heißt es wieder, ob kopflos oder gewissenlos oder beides, lassen wir dahingestellt, so: „Gott hat vielmehr die Welt und somit alle Sünder geliebt und erwählt, aber nicht als Böse, sondern in Christo, als durch Christum berufen und in Ihn verpflanzt, in Christo gerechtfertigt, geheiligt und vollendet.“⁷⁾ „Da niemand ein Kind Gottes werden kann, es sei denn, daß Gottes gnädiger Wille ihn erwählt habe, und da doch Gott will, daß allen geholfen werde,

1) S. 11.

2) Sol. Decl. XI, 33.

3) Sol. Decl. XI, 57. 64.

4) S. 6.

5) S. 12.

6) S. 21.

7) S. 5.

so geht die Gnadenwahl zwar nicht über alle Menschen, gleichviel ob sie außer oder in Christo sind, sondern über alle Menschen, sofern sie in Christo sind.“¹⁾ „Die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, ist die thatächlich vollzogene, geoffenbarte Erwählung; Gottes ewiger Liebeswille ist in dieser Erlösung sichtbar geworden, und so lehrt denn die Concordienformel, daß Gott das ganze menschliche Geschlecht erwählt habe, aber in Christo Jesu, dem Anfänger einer neuen, in Ihm gerechtfertigten und geheiligten Menschheit.“²⁾ „Wenn wir aber den ersten der acht Sätze im Zusammenhang mit den nachfolgenden Sätzen betrachten, so ist der Sinn des ersten Satzes, daß Gott alle Menschen erwählt hat, aber in Christo, nämlich sofern sie in Christo beschlossen sind, durch Christum berufen, in Ihm gerechtfertigt, geheiligt und vollendet.“³⁾ „So geht daraus unwiderleglich hervor, daß die Gnadenwahl oder die Erwählung, das ganze menschliche Geschlecht betrifft und über alle Menschen geht, sofern sie in Christo beschlossen sind, durch Christum berufen und in Ihm gerecht gemacht und vollendet.“⁴⁾ „An solchem Calvinismus leidet Missouris Gnadenwahrlehre. Wir bleiben dabei, daß Gott alle Menschen erwählt, aber, wie die Concordienformel nicht müde wird zu betonen, in Christo erwählt hat, das heißt alle Menschen, sofern sie in Christo beschlossen sind, also alle Kinder Gottes.“⁵⁾ Das ist ein echt calvinistisches Gaukelspiel, die Vorstellung „alle Menschen“ durch einige Manipulationen umzusetzen in „alle Kinder Gottes“, nur daß der Calvinismus es dabei mit der Erlösung, Pastor Blecher mit der Erwählung zu thun hat, die erst über das „ganze menschliche Geschlecht“, über „alle Menschen“ gehen soll, wie weiland bei Huber, und dann wieder über die Kinder Gottes, und, wenn man genau zusieht, gar keine Erwählung ist, sondern identisch mit der Erlösung, welche „die thatächlich vollzogene Erwählung“ sein soll. Oder wenn es doch eine Erwählung sein sollte und sich dabei decken mit der Erlösung, dann haben wir ja den Calvinismus deutlich vor uns, soweit bei Blecher überhaupt etwas deutlich wird. So schreibt denn auch Blecher ganz echt calvinistisch falsch: „Ohne Erwählung keine Erlösung. Ist die ewige Wahl Gottes die Ursache unserer Seligkeit, da es ja keine Seligkeit ohne Erwählung gibt, so kann auch von einer Erlösung ohne Erwählung nicht die Rede sein.“⁶⁾ Und Blecher bezeichnet doch selber wiederholt „die ewige Wahl Gottes“ als „eine Ursache der Seligkeit der Auserwählten“,⁷⁾ ja, wieder calvinistisch über die Concordienformel hinausgehend, als „die einzige Ursache unserer Seligkeit“.⁸⁾

Doch seinem Hauptcharakter nach ist unser Councilite Synergist, und als solcher leistet er Hervorragendes. Zunächst operirt er in ausgedehntem Maße mit einer synergistischen Fiction, Personen, die noch nicht im Glau-

1) S. 6.

2) S. 21.

3) S. 22.

4) S. 22.

5) S. 28.

6) S. 21.

7) S. 17. 18.

8) S. 28.

ben stehen, noch nicht bekehrt sind, aber „selig werden wollen“ und „das thun, was sie auch als unbekehrte Menschen noch können“,¹⁾ „daß sie sich den Gnadenmitteln gegenüber recht verhalten.“²⁾ So schreibt er: „Gilt der Trost des gottseligen Chemnitz nicht gerade und besonders allen Personen, die da selig werden wollen, also vornehmlich solchen Personen, die noch nicht im Glauben stehen und sich durch eigene Kraft vergeblich bemühen möchten, Christum im Glauben zu ergreifen?“³⁾ „Darum soll der Mensch, welcher noch nicht im Glauben steht, aber selig werden will, anschauen auf die Gefäße der Barmherzigkeit.“⁴⁾ „Hier gilt es nur festzustellen, daß gemäß der Lehre der Concordienformel jeder, der selig werden will, er stehe im Glauben oder nicht, sich mit der Lehre von der Gnadenwahl beschäftigen soll, ‚sofern‘ uns das Geheimniß der Vorsehung in Gottes Wort geoffenbart ist.“⁵⁾ „Die Concordienformel rät jedem, der selig werden will, auch wenn er noch nicht im Glauben steht: Beschäftige dich nicht mit ‚dem Geheimniß der Gnadenwahrlehre‘, speculire nicht ‚von der bloßen, heimlichen, verborgenen Vorsehung Gottes (praescientia)‘, dagegen bekümmere dich ernstlich zu deinem Troste um die Gnadenwahl, ‚sofern‘ uns dieselbe in Gottes Worte geoffenbart ist.“⁶⁾ „Die Concordienformel und ihr Hauptverfasser, Martin Chemnitz, verweisen alle, welche selig werden wollen und nicht im Glauben stehen, auf das Beispiel der Ausgewählten, welche ‚lauter durch Gottes Gnade‘ bekehrt und selig geworden sind.“⁷⁾ Und dieser Menschenschlag soll sogar in der Schrift beschrieben sein. „Wer im Römerbriefe das 14. und 15. Kapitel oder auch nur von jedem dieser Kapitel den ersten Vers liest, der wird sich überzeugen, daß es in der Gemeinde zu Rom nicht nur Starke, sondern auch ‚Säuglinge‘ im Glauben gab, die durchaus noch nicht im ‚lebendigen‘ Glauben standen.“⁸⁾ Auch die Concordienformel führt Blecher für sich an; er schreibt: „Denn auch die Concordienformel lehrt: ‚Derhalben, welcher Mensch selig werden will, der soll sich selber nicht bemühen oder plagen mit dem Gedanken vom heimlichen Rath Gottes, ob er auch zum ewigen Leben erwählet und verordnet sei, damit der leidige Satan fromme Herzen pfleget anzusechten und zu vegiren.“⁹⁾ Blecher weiß und sieht nicht, daß die „Säuglinge“ im Glauben eben nicht todtgeborene Kinder sind, sondern allerdings im „lebendigen“ Glauben stehen, und daß die Concordienformel unter denen, welche selig werden wollen, eben nicht Unbekehrte, sondern, wie es in der angeführten Stelle selber heißt, „fromme Herzen“, versteht. Blecher aber schreibt mit Bezugnahme auf diese Stelle: „Also gerade und besonders diejenigen, welche noch nicht im Glauben stehen, sollen sich der Gnadenwahl getrösten.“¹⁰⁾ Und das singt er aus allen Tonarten; so z. B.: „Für die Unbekehrten aber,

1) S. 32.

2) S. 34.

3) S. 9.

4) S. 13.

5) S. 14.

6) S. 15.

7) S. 38.

8) S. 8.

9) S. 9.

10) S. 10.

welche selig werden wollen, hat sie den schönen herrlichen Trost, daß Gott alles, was zu unserer Bekehrung gehört, selbst mit der Kraft des Heiligen Geistes durchs Wort in uns schaffen und wirken wolle.“¹⁾ „Martin Chemnitz und die Concordienformel erwarten und verlangen also von jedem treuen lutherischen Prediger, daß sie alle Menschen, welche selig werden wollen, sie mögen im Glauben stehen oder nicht, auf den Trost der Gnadenwahl verweisen.“²⁾ „Chemnitz dagegen tröstet auch die noch nicht im Glauben Stehenden mit der Lehre von der Gnadenwahl.“³⁾ „Es ist uns unbegreiflich, wie Baltheser uns zumuthen kann, daß wir unter keinen Umständen den Unbethehrten, die da selig wollen werden, den Trost der Gnadenwahl spenden sollen.“⁴⁾ „Gott zu Ehren, aber auch den Menschen, die da selig werden wollen und noch nicht im Glauben stehen, zum Troste müssen alle synergistische Irrthümer, welche eine falsche Mitwirkung des Menschen zur Seligkeit lehren, strenge ferngehalten werden.“⁵⁾ Ja, er malt uns einen solchen „armen Sünder, der noch nicht im ‚lebendigen Glauben‘ steht“, auch in Detailzeichnung vor die Augen und schreibt: „Wie tröstet das Aufschauen auf die Gefäße der Barmherzigkeit das angsterfüllte Herz eines armen Sünders, der noch nicht im ‚lebendigen Glauben‘ steht, unter der Macht sündlicher Gewohnheiten leidet und doch gerne zu Buße und Glauben kommen möchte! Wie überschwenglich reich an Ruhe für mühselige und beladene Sünder ist das Gebet, welches sich auf die Lehre von der Gnadenwahl gründet! Ich frage dich, du armer Mensch, der du voll Schwachheit bist und gerne die Last deines Elends abschütteln möchtest, hast du noch nie zu Gott gebetet: Herr, siehe an mein Elend, wie schwach, elend, blind und jämmerlich ich bin! O wie mächtig ist die Sünde in mir geworden! Sie hat meine Augen verblindet und mein Herz verhärtet! Ich bin kalt gegen all Deine Güte und blind gegen die Beweise Deiner Liebe, Gottesfurcht ist nicht in meinem Herzen und den Weg des Friedens kenne ich nicht. Und wehe mir, wenn ich an die Gefäße des Zorns denke, an Pharao und Saul und die in der Wüste wegen ihres Ungehorsams Niedergeschlagenen! Herr, die Sünde ist so mächtig in mir, daß ich dahingerafft werde mit den Gottlosen, wenn Du nicht hilffst. Denn vor Dir ist kein Ansehen der Person. Und doch, o Herr, wie tröstet mich Dein Wort, daß vor Dir kein Ansehen der Person ist. Denn ich darf auch aufschauen auf die Gefäße der Barmherzigkeit! Sie sind mir ein lebendiger, anschaulicher Beweis, daß wo die Sünde mächtig geworden ist, Deine Gnade doch noch viel mächtiger ist. Gott, vor dem kein Ansehen der Person ist, der da will, daß allen geholfen werde, siehe, mir fehlt Buße, Reue und das zerknirschte Herz, mir fehlt der Glaube, das herzliche Vertrauen; nur eins tröstet mich, daß alles dies kein Hinderniß für Deine Gnade ist, denn auch die Auserwählten waren Menschen wie ich und durch Deine Gnade sind sie bußfertige, gläubige Jünger

1) S. 11.

2) S. 12.

3) S. 23.

4) S. 23.

5) S. 24.

geworden. Herr, was wolltest ich anfangen, wenn Du nicht auch auf mich daselbe Absehen hättest, wie auf Deine Auserwählten, aber über alle Zweifel erhaben ist das Wort, das Deine Gerechtigkeit rühmt, vor Dir ist kein Ansehen der Person! Du hast denselben Willen in Bezug auf alle! Darum lasse ich Dich nicht, Du segnest mich denn, wie Du Deine Auserwählten gesegnet hast! Siehe, ich lege meine Seligkeit und alles, was dazu gehört, in Deine Hand! Ich bin nichts und Du bist alles! . . . Wenn du solches Gebet nicht zu beten wagst, so hat der Sauerteig calvinistischen Vorurtheils dich um den seligsten Trost gebracht, so bist du um dein seligstes Recht betrogen, und siehe, dies Recht ist's, das dir Missouri rauben will, du sollst dich nicht getrösten, so lange du noch nicht im lebendigen Glauben stehst, daß der Wille Gottes in Bezug auf die Auserwählten auch dir gelte!¹⁾ Nun ist keine Gefahr, daß Missouri jemanden hindern wird, ein solch Gebet wie das obige zu thun; denn es wird niemand, weder ein Gläubiger noch ein Ungläubiger, im Ernst ein solches Gebet sprechen. Nach Pastor Blechers Meinung sollte es das Gebet eines „armen Sünders“ sein, „der noch nicht im lebendigen Glauben steht“. Thatsächlich paßt es als Ganzes nur etwa auf einen schwärmerischen Schwärzer, der am Ende seiner Phrasen den Anfang vergessen hat, oder auf einen armen Irtsinnigen, der überhaupt nicht verantwortlich ist für das, was er redet.

Aber warum cultivirt denn Pastor Blecher so geflissentlich die Fiction, die er so beharrlich mit der Gnadenwahl zu trösten sucht? Ei, dieses Monstrum, das zugleich fromm und ungläubig, bekehrt und unbekehrt ist, kennen wir längst als das Schooßkind der Synergisten. Ein Mensch, „der noch nicht im lebendigen Glauben steht“, aber dabei so brünstig sich der Gnade Gottes befiehlt und sagt: „Darum lasse ich Dich nicht, Du segnest mich denn, wie Du Deine Auserwählten gesegnet hast! Siehe, ich lege meine Seligkeit und alles, was dazu gehört, in Deine Hand!“ — ein solcher Mensch, wie es eben auf dem ganzen Erdenrunde keinen gibt, paßt vortrefflich zu einer Lehre, die es in der ganzen Schrift nicht gibt, sondern wie jenes besagte Monstrum nur in dem Hirn und in den Schriften der Synergisten spukt. Zwar redet Pastor Blecher wiederholt so, als schriebe auch er die Seligkeit der Menschen allein der Gnade Gottes zu, dem daher auch alle Ehre gebühre. Aber er erklärt auch selber, wie er das meint. Er schreibt nämlich: „Ja, warum raubt denn Walthers selbst Gott einen Theil der Ihm gebührenden Ehre, indem er thut, als ob es ein ganz schlecht, gering und nichtig Ding sei, daß Gott ‚aus besonderer lauter Barmherzigkeit‘ allen Menschen ohne Ausnahme noch so viel Willenskraft gelassen hat, daß sie sich den Gnadenmitteln gegenüber recht verhalten können? Und warum behauptet demnach Walthers stracks wider die Concordienformel, daß der Trost der Gnadenwahl nicht zum tausendsten Theil vom Verhalten des

1) S. 17 f.

Menschen abhänge? Gottes Gnade allein ist die Ursache unserer Seligkeit, aber es gehört mit zu Gottes Gnade, daß wir die Gnadenmittel mit Fleiß und Ernst gebrauchen können.“¹⁾ Eben das aber, was er hier als zur Gnade Gottes gehörig bezeichnet, schreibt er auch ausdrücklich dem un-
 bekehrten Menschen zu mit den Worten: „Wenn dagegen die Menschen, die da wollen selig werden, das thun, was sie auch als unbekehrte Menschen noch können, nämlich, wenn sie mit Fleiß und Ernst Gottes Wort zuhören und dasselbige betrachten —“²⁾ Und Gottes Ehre, die durch die Seligmachung erhöht werden soll, ist die, daß er allen Menschen ohne Ausnahme so viel Willenskraft gelassen hat, daß sie sich als Unbekehrte den Gnadenmitteln gegenüber recht verhalten können, selber das leisten, worauf schließlich alles ankommen soll. „Darum“, schreibt Blecher, „müssen die Menschen, die da wollen selig werden, Gottes Wort mit Fleiß und Ernst hören und betrachten. Allein in diesem Stücke unterscheiden sich die Menschen, also gerade in demjenigen Stücke, in welchem sie verantwortlich sind.“³⁾ Vergessen wir nicht, daß Blecher hierbei den unbekehrten Menschen im Sinne hat. Und ferner heißt es: „Wenn wir also die Gnade Gottes angenommen haben, so haben wir durchaus kein Verdienst.“⁴⁾ Warum nicht? Etwa weil Gott eben alles gethan hat und thut, daß wir zum Glauben gekommen, aus dem geistlichen Tode ohne unser Zuthun zum geistlichen Leben erweckt worden sind? Blecher fährt fort: „Denn wir haben nicht mehr gethan, als was alle andern, die berufen werden, auch thun können und thun müssen, wenn anders sie bedenken, was zu ihrem Frieden dient.“⁵⁾ Da haben wir es ja wieder. Der natürliche Mensch muß etwas Gewisses thun, was er auch als unbekehrter Mensch thun kann, um bekehrt und selig zu werden. Die Einen thun es und werden bekehrt. Die Andern thun es nicht und werden nicht bekehrt. Und weil beide thun konnten, was sie thun mußten, um selig zu werden, darum haben die, welche es gethan haben, „durchaus kein Verdienst“. Damit ist der synergistische Gaukelsack, mit dem man vor dem Publicum seine „lutherischen“ Vorstellungen gibt, vollständig. Lutherisch ist es, zu sagen: „Gott allein alle Ehre!“ Darum ruft man das auch, bis man heiser wird; aber man meint damit die „Ehre“, daß Gott dem Menschen „so viel Willensfreiheit gelassen hat“, daß er das thun kann, worauf es ankommt, ob er bekehrt wird oder nicht. Lutherisch ist es, zu sagen: „Allein aus Gnaden!“ darum thut man es auch mit diesem Ruf wo möglich selbst den leidigen Missouriern zuvor; aber man sagt sich dabei, daß es eben „mit zu Gottes Gnade gehört“, daß wir das thun können, was eigentlich den Ausschlag gibt. Lutherisch ist es, zu sagen, daß wir ohne unser Verdienst bekehrt und selig werden. So ruft man auch dies Schibboleth mit vollen Backen, meint aber damit, es sei eben kein Verdienst, daß man thue, was man thun könne und

1) S. 34.

2) S. 32.

3) S. 33.

4) S. 36.

5) S. 36.

thun müsse, und was alle andern auch thun können und müssen. Und wenn man dabei sich nach rechts hin des öfteren auf die Concordienformel beruft und nach links hin mit allen Zeichen der Entrüstung über die Missourier lamentirt und „Calvinismus! Calvinismus!“ schreit, dann wird es ja wohl einfältige Leute geben, die einen für lutherisch halten und nicht merken, daß man ein ganz gewöhnlicher Synergist ist.

Und Synergismus ist eben von Haus aus Rationalismus. Auch dafür ist Pastor Blecher ein Beleg. Er beansprucht es als sein angestammtes Recht, in Sachen der Gnadenwahl zu folgern und zu schließen. „Nirgends“, sagt er, „verbietet die Concordienformel zu schließen und zu folgern, wo es auf den göttlichen Willen ankommt.“¹⁾ Und so folgert und schließt er denn auch, wie sein synergistischer Erzwater Melancthon mit seinem „necesse est“, munter einher: „Wir berufen uns auf das Verfahren der Concordienformel und des Apostels Paulus und schließen: Entweder kann Gottes Gnade alles und niemand kann Gottes allmächtiger Gnade widerstehen, sonst ist Gottes Gnade nicht allmächtig, sonst ist ihr irgend ein Ding unmöglich und Allmacht ist nicht mehr Allmacht, oder, wenn Gottes Gnade allmächtig ist, so daß die wenigen Auserwählten der Wirkung dieser allmächtigen Gnade nicht widerstehen konnten, obgleich ihr Widerstreben ebenso hartnäckig ist, wie das der andern Sünder war, und wenn Gott trotz seiner Allmacht nur das Widerstreben der Auserwählten überwindet, so ist Gottes Gnade nicht ernstlich. Denn wenn Gott ernstlich gewollt hätte, so hätte Er es ja gekonnt, wie es an den Auserwählten zu sehen ist, fintemal hier kein Unterschied ist, sie sind allzumal Sünder und als solche widerspenstig von Natur und vor Gott ist kein Ansehen der Person.“²⁾ Da hätten wir wieder einen bunten Hund, der einem ziemlich regelmäßig in den Weg läuft, wenn sein Herr, der Synergismus, in der Nähe ist. Ja, diese Weise zu argumentiren gehört von frühen Tagen her zur Signatur der Synergisten, und Pastor Blechers Opus wäre ohne eine solche Probe nicht vollständig gewesen als ein rationalistisches, synergistisches Machwerk. Der Synergist kann eben nicht einfach nehmen, was da steht, weder was in der Schrift, noch was in den Symbolen, noch was in den Missourischen Schriften steht. Die Schrift sagt zwar, daß wir durch Gottes Macht zum Glauben gekommen sind und im Glauben bewahrt werden.³⁾ Aber nein, der Synergist muß es anders haben. Er schreibt: „Gott vermag alles durch seine Allmacht, wo und so weit Gott durch seine Allmacht wirken will. Wenn es darum Gottes Allmacht möglich war, das natürliche Widerstreben einiger Menschen durch Seine Allmacht zu überwinden, warum sollte der Arm Seiner Allmacht zu kurz sein, um das Widerstreben aller Menschen zu überwinden, da es in Bezug auf alle Menschen gilt: ‚Es ist hie kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder‘, und in Bezug auf Gott: ‚Vor Gott ist kein Ansehen der Person‘?“

1) 1. Cor. 31.

2) 1. Cor. 31.

3) Eph. 1, 19. — 2, 10. 1 Petr. 1, 5.

Also ist es nichts mit jenen Aussagen der Schrift, die der Macht Gottes unsere Seligkeit zuschreiben. Oder will man sagen, mit Macht Gottes sei nicht Gottes Allmacht gemeint? Was denn sonst? Nach Eph. 1, 19. 20. 2, 5. 6. ist die Macht, damit uns Gott belehrt hat, dieselbe, damit er Christum von den Todten auferweckt hat. Das ist doch wohl Allmacht? Eine andere Macht Gottes kennt die Schrift überhaupt nicht, das Bekenntniß auch nicht, das unsere Seligkeit in die „allmächtige Hand unsers Heilandes Jesu Christi“ gelegt weiß. Ja auch Pastor Blecher kennt sich selbst zum Troß schließlich keine andere Macht Gottes. Er schreibt: „Wenn aber ein Theil der Menschen selig wird, während die meisten verloren gehen, so ist das eben ein deutlicher Beweis, daß Gottes Allmacht¹⁾ sich selbst eine Schranke gesetzt hat und Gott Seine Allmacht¹⁾ nur insoweit in Anwendung bringt, als es sich mit der Freiheit sittlicher Wesen verträgt.“²⁾ Natürlich hat Blecher auch hiermit nichts wirklich erklärt, wenn er nicht die „Freiheit“ ausdehnt auf ein Gebiet, auf welchem der Mensch eben gänzlich unfrei ist, geistlich todt und ganz und gar ein Knecht der Sünde. Missouri läßt die Aussprüche der Schrift von Gottes Macht und Gottes Gnade und der Kraft der Gnadenmittel und dem gleichen Verderben aller natürlichen Menschen und der allgemeinen Erlösung aller Sünder und dem allgemeinen Gnadenwillen Gottes, der über alle Menschen geht, und der ewigen Wahl Gottes, die nur über die Kinder Gottes geht, einfach stehen, unalterirt und unvermittelt durch Argumente der eigenen Vernunft. Und das ist recht vernünftig; denn die ganze christliche Lehre ist eben das, was Gott sagt, nicht was Menschen raisonniren. Blecher aber und andere Synergisten einerseits und alle Calvinisten andererseits mißbrauchen ihre Vernunft und disputiren entweder die Macht und Gnade Gottes, oder das gleiche Verderben und die gänzliche Ohnmacht der natürlichen Menschen, oder die particuläre Wahl, oder die allgemeine Erlösung und den allgemeinen Gnadenwillen, oder die Kraft der Gnadenmittel hinweg und setzen dafür ihre Fündlein ein. Will man solchen Mißbrauch der Vernunft nicht leiden, so protestiren sie wohl wie Blecher: „Es ist doch gar zu unvernünftig, wenn wir auf alle Vernunft verzichten sollten einer so widerspruchsvollen Lehre zu Liebe, wie die missourische Gnadenwahllehre ist.“³⁾ Mit Behagen stellt sich dann Blecher neben den Apostel Paulus, der auch vor Festus gesagt habe: „Ich rede wahre und vernünftige Worte.“⁴⁾ Warum unterstreicht er nicht auch das Wort „wahre“? Darauf kommt es doch zu allernächst an, besonders in der Theologie. Aber Blechers Theologie und Philosophie ist weder wahr noch vernünftig, und Paulus würde sich solche Gesellschaft schön verbeten haben und gesagt: „Da sie sich dünken weise zu sein, sind sie zu Narren worden.“

Freilich haben wir auf diesen Vorhalt auch schon Pastor Blechers Antwort. Er schreibt: „Wenn uns Missouri auf diese Frage antwortet: ‚Ihr

1) Von uns unterstrichen.

2) S. 32.

3) S. 38.

4) S. 38.

reimt, ihr schließt, ihr folgert', so geben wir ihnen zurück: Ihr aber lästert Gott!"¹⁾ Auch sonst wird unsere Lehre, oder vielmehr das, was uns Blecher als unsere Lehre zuconstruirt, mehrfach als „gotteslästerlich“ bezeichnet. Das mag Pastor Blecher mit Gott ausmachen. Ueberhaupt haben wir uns in dieser Abhandlung nicht die Aufgabe gestellt, Missouri gegen einen in jeder Hinsicht jämmerlichen Angriff zu vertheidigen. Nicht wir fühlen uns durch diesen Pamphletschreiber besudelt, sondern den Leuten, die für Pastor Blecher verantwortlich sind, sollte zu Gemüthe geführt werden, was ihnen in diesem Machwerk anhaftet, das als ein Zeugniß aus dem Council, als im Auftrage einer Pastoral-Conferenz und von einem Synodalorgan belobt und empfohlen einhertritt. Wir sind wahrlich auch dem Frieden hold. Zwar können wir nicht mit Blecher „sehnsüchtig ausschauen nach der Zeit, da eine Herde und ein Hirte sein wird, da ‚groß' Fried' ohn' Unterlaß' ist und ‚all Fehd' ein Ende hat'“;²⁾ denn wir wissen die Zeit längst gekommen, da eine Herde und ein Hirte ist, und singen: „Nun ist groß Fried ohn Unterlaß, all Fehd hat nun ein Ende“, und wir fürchten, daß in Pastor Blechers angeführten Sehnsuchtsworten auch ein chiliastischer Pferdefuß hervorschaut. Soll ein rechter Friede zwischen kirchlichen Gemeinschaften werden, so müssen solche Aergernisse wie Pastor Blechers Schrift und die Empfehlung des „Herold“ abgethan, die darin enthaltenen falschen Lehren gestraft und niedergekämpft, die beharrlich an denselben festhalten, hinausgethan werden. Das wird allerdings im Council schwer halten. Aber sollten denn nicht einige Leute dort sein, die sich bei einer solchen Gelegenheit einmal das Herz faßten und einen mannhaften Versuch machten, einer solchen feuchtigen Theologie das Hausrecht zu kündigen, und, falls sie damit beharrlich tauben Ohren predigten, selber auszögen und den Staub von den Füßen schüttelten? Und das dürften sich auch manche Leute in anderen Kreisen gesagt sein lassen. Nur so kann wirklich dem Frieden gedient werden, daß man der Wahrheit die Ehre gibt.

A. G.

Der gefangene Simjon am Mühlrade der Philister.

(Fortsetzung.)

Die Bitte von sieben Religionslehrern an Leipziger Bürgerschulen um Wiedereinführung des Apostolischen Symbols bei der Confirmation erregte im Jahre 1844 den sächsischen Bekenntnißstreit, der sich weiter fortpflanzte; denn die neuen Arianer bekannten offen, daß sie den christlichen Glauben nicht mehr hatten; die Mittelleute von den eigentlichen Unionsconferenzen, welche diesen noch nicht aufgeben wollten, gaben zu, daß sie auch nicht mit jedem Punkt harmonirten (1846, S. 339), es aber nicht verwürfen, trotzdem Strauß sagte: „Ich weiß besser als die

1) S. 30.

2) S. 3.

meisten, wie eng hier Ring an Ring sich schließt, von der Geburt aus Maria der Jungfrau bis zur Auffahrt und Wiederkunft, ja, von Gott dem Vater und Schöpfer bis zur Auferstehung der Todten und dem ewigen Leben“ (Glaubenslehre, II, 89), so daß man es entweder ganz annehmen oder ganz verwerfen muß. Durch ganz Preußen erhob die Schleiermacher'sche Schule den Sturm, an die Befürchtungen ihres Kirchenvaters erinnernd: „Der Boden hebt sich schon unter unsern Füßen, wo diese düstern Larven austrichen wollen, von enggeschlossenen religiösen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschänzung eines alten Buchstaben für satanisch erklären.“ „Aus einander getrieben und zertheilt wird alles, was durch die unheiligen Bande der Symbole zusammengehalten wird. Wenn es gar keinen Vereinigungspunkt dieser Art mehr gibt, wenn keiner der Suchenden ein auf ausschließliche Wahrheit Anspruch machendes System der Religion anbietet, sondern jeder nur eine eigenthümliche, besondere Darstellung, dies scheint das einzige Mittel, jenen Unfug zu enden.“ Die Absicht der „Unsterblichen mit und ohne Bart“, welche diese Volksbewegung in Gang brachten und sich dem „mündigen Volke“ als Leitthämmel anboten, spricht sich in der Berliner Erklärung vom 15. August 1845 sogleich in den Anfangsworten aus: „Es hat sich in der evangelischen Kirche eine Partei geltend gemacht, welche starr an der Fassung des Christenthums hält, wie sie solche aus den Anfängen der Reformation ererbt hat.“ Man war in eine Angst gerathen, die um die Ev. Kzt. sich sammelnden Unionslutheraner möchten die Symbole zur Herrschaft bringen, nachdem die größten Führer der Lichtfreunde damals aus dem Amte verdrängt worden waren. Die berüchtigten Brutstätten des alten Rationalismus in den kleinen thüringischen Fürstenthümern brüteten auch noch fleißig Straußeneier aus, woraus Hezer gegen Christum und sein Evangelium hervorgingen, wie Dr. Schneemann, Hofprediger und Oberconsistorialrath zu Sondershausen, welcher in eigener Schrift die Haupt- und Grundlehre des Christenthums, die lutherische Lehre von der Versöhnung und Rechtfertigung durch Christum, eine „unchristliche“ nannte, „eine Ausgeburt gläubigen Aberglaubens, wie sie das Heidenthum nicht teuflischer aufzuweisen hat“. (1846, S. 734.) Der preußische Pastor Giese bezeugte, daß ihn die Union vor dem Eide auf die Symbole geschüßt habe und daß keine Macht der Erde ihn zwingen solle, einen Eid auf die biblische Lehre zu leisten, wie sie in den Symbolen verfaßt ist. Es sei ihm „nun einmal die vorsorgliche Zusammenleimung fremdartiger Elemente in einer und derselben Gemeinde und die gutmüthige Ueberkleisterung, resp. Ueberbrückung grundsätzlicher Differenzen bis in den Tod zuwider. . . Eine Scheidung ist nothwendig. Ein vorsichtiges Bestehen und Gewährenlassen der bisherigen verwirrten kirchlichen Verhältnisse bringt den sittlichen Geist unseres Volks dem gänzlichen Bankrott und Ruin immer näher“. (Bekennnisse eines Freigewordenen. Altbg., 1846, S. 91.) Der bayerische Pfarrer Lützelberger legte seiner Strauß-

sehen Irrthümer halber sein Amt nieder, und die jungen Straußen hatten an ihm nichts zu tadeln als diese an Ungläubigen nicht gewohnte Gewissenhaftigkeit, weil sie fürchteten, man könnte von ihnen Gleiches erwarten. Etlichen solcher Freiprotestanten erschien es natürlich, sich außerhalb der Kirche zu freien Gemeinden zusammenzuthun, weil sie nun einmal wider das Fundament der Kirche kämpften. Die Massen aber wollten von keinem Austritte, sondern nur von einer Allianz in der Kirche wissen, die von ihr völlig überschwemmt war. Es wurde immer offener, daß zur völligen Ausrottung der Predigt des Evangeliums in den Staatskirchen es nichts weiter bedürfte, als daß man die Philisterhaufen zu selbständigen, von einem Kirchenregimente unabhängigen Gemeinden und Synoden organisirte. Guericke schrieb: „Fürwahr, gebt uns Presbyterien und Synoden als Repräsentanten der Majoritäten jetziger Gemeinden mit gesetzkräftigen Beschlüssen in kirchlichen Dingen — und der Mensch der Sünde als millionentöpfiges Ungeheuer mit Einer Meinung und Einer Zunge ist leibhaftig erschienen.“ (1844, S. 830.) Als man beratende Synoden zusammenrief, sprach auch Hengstenberg seine Befürchtungen offen aus, es kämen nur Volksversammlungen heraus, welche „des unerlässlichen Merkmales kirchlicher Versammlungen, ohne das nur Schein- und Räubersynoden stattfinden können, der Uebereinstimmung mit dem Wesentlichen des Bekenntnisses, entbehren“. (1845, S. 44 f.) In der sächsischen Provinzialsynode „haben sich für die unbedingte Geltung der heiligen Schrift als evangelischer Glaubensnorm nur drei Achtzehntel der Synodalen erklärt, wogegen fünfzehn Achtzehntel ihre Abweichung von diesem Princip offen bekannt haben“. (S. 71.) „Als das Sondern in gewisse Abtheilungen zuerst erfolgt war, ertönte ein Ruf der Liebe durch die Versammlung: Theure Brüder! Ob wir uns gleich geschieden haben, laffet uns doch festhalten, daß wir nicht geschieden sind. Laffet uns Gott geloben, daß wir uns lieb behalten wollen! Und aus einem Munde erscholl ein Amen wie ein Lied im höhern Chor.“ (S. 110.) „Ein wenig komisch“ war dieses Pathos dem salzlos gewordenen Polemiker, der den Greuel der Allermeltsunion nur vom Standpunkte des Schauspielers aus bejah. Die Wahrheit mußte aber mit Guericke seufzen: „O wäre da statt des Lieberufs der Ruf eines Propheten Jeremia ertönt über die wüste Stadt, erstickt durch Thränen, an den Wassern Babylons geweint! Fürwahr, ein Amen aus einem Munde wäre die Antwort nicht gewesen; aber der Klaffen den tiefen Wunde wäre die Sonde angelegt worden zu heilen, statt zu verkleben. So aber ist's nun glücklich verkleistert worden; so hat man über-tüncht, ehe ein Grund zu ordentlichem Bau gelegt war; so hat man Friede, Friede! gerufen, ehe ein ehrlicher Kampf gekämpft war.“ (S. 254.) Dem Lügengeiste der Union war es ganz gemäß, wenn man in den wider die Bibelherrschaft sich auflehrenden Synodalen „nicht etwa abtrünnig gewordene Glieder, sondern vielmehr werdende Freunde des kirchlich evan-

gelischen Bekenntnisses erkennen“ und dagegen separirte Lutheraner für Feinde halten sollte. (S. 204.)

Bei dem Ausbruche dieses von Strauß erweckten Kampfes, durch den die Sache Volksache wurde, konnte man mit Luther sagen: „Es ist ein seliger Unfriede, Aufruhr und Rumor, den Gottes Wort erweckt.“ Die Mahnung war aber auch nöthig: „Zum Streit gegen die Philister, soll er nachdrücklich und erfolgreich geführt werden, gehört auch das, daß Israel seine Mauern und Thürme ausbessere und herstelle; daß die, welche ins Feld ziehen, ihre Rüstung sorgfältig prüfen, die Scharten aus den Schwertern wegen und an ihrer Sache nicht zweifeln, sondern derselben gewiß seien in dem Herrn. Neh. 4, 17. f.“ (1844, S. 337.) Harleß bemerkte in seiner „kritischen Bearbeitung“ des Straußschen Werkes: „Es wäre unsere Schuld, wenn wir jetzt noch blind blieben.“ „Während die Gelehrten die Zeit damit verbringen, sich gegenseitig ihrer Wissenschaftlichkeit wegen zu preisen, gehen die Gemeinden zu Grunde. Ich aber möchte nicht mit gelehrten Artigkeiten mein Gewissen verletzen. . . . Daß kein ehrliches Bekenntniß mehr ist, das frist am Herzen unsers Volks. Der Sünde wollen wir uns nicht theilhaftig machen. . . . Wer solche Gesinnung ausspricht (wie Strauß), der kann nie und unter keiner Bedingung als Glied, geschweige denn als Lehrer der protestantischen Kirche anerkannt werden.“ In Zürich hatte Strauß auch schlechtes Glück. Es erhob sich im ganzen Kanton eine Revolution des Volkes wider ihn, die für Unterhaltungsblätter des Interessanten genug bietet. Er mußte aus dem freien Schweizerlande fliehen, nicht vor den Theologen, sondern vor einem Volke, das, wie Petrus im Garten, für Jesum zum Schwerte griff wider Obrigkeit und Gelehrte. Den Gläubigen dieser Zeit that es aber gar zu wohl, noch ein Volk sehen zu dürfen, das im flammenden Eifer gegen einen Widerchristen die Faust erhob. Sie fühlten sich schnell wieder stark und unterschätzten den Feind. Wer das Bedenken aussprach, daß hier das Schwert des Geistes fehlte, wurde schon schief angesehen. In Preußen durfte man auch einigen Einfluß auf das Kirchenregiment bemerken. Darum war man bald blind genug, in den neuarianischen Stürmen „das letzte Aufglimmern der rationalistischen Flamme“ zu sehen und darüber zu witzeln: „Eine Menagerie, die nur aus einem Kameele und einem Affen besteht, oder ein ordinäres Puppenpiel kann sich wohl auf Dörfern sehen lassen, nicht aber in Städten.“ (1845, S. 33.) Wir haben zwar gegen Hengstenbergs Bemerkung nichts einzuwenden: „Simson mit seinem Humor (Richt. 15, 3. ff.) hat auch seine Stellung im Reiche Gottes. Manche Gutgesinnte, die sich über diesen Witz ereifern, auf welchen das: ‚Und er schlug sie hart beides an Schultern und an Lenden‘, paßt, erinnern in ihrer Aengstlichkeit lebhaft an die von Juda, welche Simson binden wollen, sprechend: Weißt du nicht, daß die Philister über uns herrschen? warum hast du denn das an uns gethan? Die heiligen Männer Gottes unter dem alten Bunde spotten weiblich und mit ver-

nichtendem Wize über den thörichten Götzendienst, z. B. Jesaias in Cap. 44. Und wenn der Gebrauch des Wizes je ein natürlicher war, so ist er es hier, wo die größte Denkschwäche und dürftigste Ignoranz sich als die personificirte Vernunft und Wissenschaft geberdet; diejenigen, die nichts gelernt und nichts vergessen haben, laut den Fortschritt im Munde führen; die offenbaren Feinde der Kirche in lächerlicher und vergeblicher Anstrengung alles aufbieten, um sich als ihre Freunde darzustellen.“ (S. 42.) Die Frage konnte nur sein, ob Wize dieser Art an der Zeit waren im Angesichte der Gemeinden, welche sich den unbeschnittenen Türken als offenes Arbeitsfeld anboten. Trefflich war die Erinnerung v. Gerlachs (nicht des Theologen): „Der Mann, der aus der ganzen heiligen Schrift nur Gideons Vorbild recht zu deuten wußte, wäre schon ein guter Lehrer des rechten Kampfes. Man findet nicht, daß die Zahl oder Kriegskunst der Midianiter ihn eben viel gekümmert hätte. Auf sein Heer kam es an. Aber dieses fand der Herr nicht zu klein, sondern zu groß. . . Sie mußten, ehe es zur Schlacht kam, auf dreihundert reducirt werden. Also — fürchte dich nicht, du kleine Herde, wenn nicht viel Volks ist auf dem Gebirge Gilead!“ Der Apostel macht aber Eph. 6, 12. „seine Gegner groß und gewaltig, so daß er selbst sich recht klein und ohnmächtig gegen sie vorkommen mußte. Aber er weiß das Geheimniß: seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Je gewaltiger seine Feinde, desto unüberwindlicher sein Muth, desto glorreicher sein gewisser Sieg. Wenn wir es umgekehrt machen, so ist zu fürchten, daß auch das Resultat unsers Kampfes das entgegengesetzte sein wird. Schon vor zwanzig Jahren hörte man in den Kreisen der Gläubigen den Rationalismus oft mit kalter Verachtung behandeln“. Darüber ist er aber nicht abgestorben. Paulus hatte ebenso geistlose Gegner. „Wir finden aber nicht, daß er sie geringschätzig, verächtlich behandelt. Nicht Fleisch und Blut, sagt er, nicht bloße schwache Menschenmeinungen und Menschenirrhümer stehen uns gegenüber, sondern die bösen Geister unter dem Himmel, die als Fürsten und Gewaltige, als Herren der Welt, in der Finsterniß dieser Welt herrschen; die ‚Art‘, von der der Sohn Gottes geweissagt hatte, sie fahre nicht aus denn durch Beten und Fasten, also nicht durch bloßen Menschenwitz, Fortschritte des Zeitgeistes oder der Wissenschaft zc. — Ist es denn nicht eine der praktischsten Seiten der Schriftlehre vom Satan als dem Urheber aller Sünde und alles Irrthums, daß sie uns das Reich der Finsterniß als ein großes Ganzes zeigt und alle einzelne Erscheinungen der Sünde und des Irrthums außer und besonders in uns nur als Verzweigungen dieses großen Ganzen?“ Wir müssen das Heer unserer Gegner auffassen „als ein großes Ganzes, getragen von mehr als menschlichen Kräften, gegen welche mit unserer Macht nichts gethan und wir bald verloren sind. Wenn man manche Pamphlets der Unrigen liest, so sollte man fast glauben, es sei ein ganz singulärer Einfall der Pastoren Ulich und König, daß sie ihre Vernunft über Gottes Wort setzen; des Pastor Sinte-

nis, daß er den Sohn Gottes nicht anbeten, des Pastor Wislicenus, daß er ihn nicht als den Sohn Gottes anerkennen will. So verhält sich doch aber die Sache in der That nicht.“ (S. 62 ff.) Mit dem Hochherfahren war nichts zu gewinnen. Die Ev. Kzt. mußte bekennen: „Die Zeit des religiösen Rationalismus und Indifferentismus pflegt häufig als eine vergangene, wissenschaftlich überwundene, kirchliche reponirte angesehen zu werden. Es ist ihr, so ist die allgemeine Vorstellung, schon vor Jahrzehnten eine neue Erweckung gefolgt, welche nicht allein auf wissenschaftlichem, sondern auch auf praktischem Wege sich geltend gemacht hat und noch geltend macht. Wir wollen diese beiden historischen Thatfachen nicht bestreiten, aber wir müssen hinzufügen: 1. daß der frühere, modeste Rationalismus in bewußten Unglauben, in dreiften Pantheismus und Atheismus sich verkehrt hat; 2. daß die neue Erweckung weniger der Kirche zu gute gegangen ist als einzelnen Subjecten. . . . Gegenwärtig scheint daher der christlichen Kirche, und zwar in allen ihren Abtheilungen und Gliederungen, Ruin und Zerfall, Auflösung und Zersetzung in Atome, Zersplitterung und Separation bis zur Vereinzelnung bevorzustehen, und zum Theil ist dieser Zeretzungsproceß nicht bevorstehend, sondern längst eingetreten.“ (1849, S. 126.) Man fand innerhalb der Landeskirchen keine lutherischen Gemeinden mehr und die Staatskirche überhaupt unfähig, christliche Gemeinden zu bilden. Pastor Runze von Berlin machte den Wittenberger Kirchentag vom Jahre 1848 „energisch darauf aufmerksam, daß wir keine Armee hinter uns hätten, da 1/100 unserer Gemeinden sich schon mit dem Feinde verbunden hätten“. (1848, S. 806.) „Nirgends kann behauptet werden, daß der kirchliche Glaube der eigentlich herrschende sei; vielmehr droht allenthalben Unglaube und Irrlehre in vielen Gemeinden einen noch festern Sitz aufzuschlagen, als sie bisher schon gehabt haben.“ (1849, S. 546.) Es gibt wohl noch Bestrebungen, „ein innerlich und äußerlich verfallenes Kirchenwesen wieder herzustellen“, meinte man in Hessen, „aber wirklich wieder die jetzt noch allermeist der Predigt des Un- und Halbglaubens preisgegebenen Gemeinden so bald unter dem Panier der lutherischen Kirche zu sammeln, das könnte nur ein ganz Blinder erwarten“. (1850, S. 404.) In Preußen suchte man nach dem Grundsatz, daß der Haufe die Gemeinde sei, ganz abgesehen von dem Glauben, Gemeinden zu ordnen; zu einer christlichen Gemeindeordnung brachte man es aber nicht. Die in den fünfziger Jahren angeordneten Generalvisitationen entdeckten auch nichts weiter, als daß die alten christlichen Gemeinden längst begraben waren, wenn es auch nicht überall so schrecklich aussah wie in jenen Gegenden von Hessen, Baden und der Pfalz, wo die hessische Fliege: „Lucifer, der südwestdeutsche Kirchenteufel“ (ein Zeitblatt), haufte. Mochte der Kirchhof an einem Orte etwas feinere Gestalt haben als am andern, ein Todtenfeld war doch das ganze Land. Auf die Gemeinden beriefen sich die Christen den Ungläubigen gegenüber jetzt nicht mehr. Die Ev. Kzt. wußte nur noch von dem „Volke“ in der

Kirche, unter dem Pastoren Steine für den Kirchenbau suchen und zubereiten müssen; eine sichtbare rechtgläubige Gemeinde kannte sie aber nicht mehr. Die erste preussische Generalsynode hat sogleich zu dem Apostolischen, Nicänischen und Athanasianischen Symbol eine solche Stellung eingenommen, daß Christen Gewissensbedenken bekamen, ob sie sich an Synodalwahlen überhaupt noch betheiligen dürften. Ihre Commission erklärte, unter den Theologen, „welche mit wissenschaftlichem Ernste die Dogmen der Kirche vertreten hätten, sei kein einziger, der auf athanasianischen Begriffen weiter gebaut hätte. . . . Ist es nun etwa zu kühn, zu unbescheiden, eine Verjüngung des Symbols, eine Anbahnung dazu zu unternehmen?“ Die G. Kzt. schrieb: „Socinianismus und Arminianismus ließen von dem Bekenntniß ebensoviel stehen als die Synode.“ „Geht die Sache so fort, daß auf Synoden, die unter den Auspicien des Kirchenregiments und unter persönlicher Betheiligung der Hochgestellten in ihm die Bekenntnisse der Kirche in Frage gestellt und Kritiken ausgesetzt werden; daß man abstimmt sogar über das Taufbekenntniß und die Majorität sich dagegen erklärt; daß man durch Majoritätsbeschlüsse die Grundlehren der Kirche verwirft, so müssen die Schwachen im Glauben geärgert, die Untreuen zum Sturmlaufen ermuthigt, die Treuen mit Ueberdruß und Widerwillen erfüllt werden.“ (1847, S. 21. 29. 35 f.) Der einzige Trost, den man bei diesem Antasten der Fundamente festhielt, war der, daß man an den Kirchenbehörden noch einen Halt hatte und diese die Ausführung der Synodalbeschlüsse nicht übernahmen. Daran klammerte man sich fest. Darum arbeitete man mit großem Fleiße gegen die Trennung von Staat und Kirche, obgleich der preussische König diese Verbindung selbst eine Abnormität nannte und bereit war, der Kirche ihr Regiment zurückzugeben. (1848, S. 31.) „Sie darf Gewissens halber die ihr angebotene Zurückgabe jener Rechte und Pflichten nicht annehmen“, hieß es; denn sonst würde „die Ueberzahl die Kirche aus der Kirche vertreiben“; die Kirche „würde an der Verbindung mit dem Staate einen Halt, eine Autorität verlieren, . . . und wenn auch darunter die wahre Kirche selbst, welche den Kern der ganzen Corporation bildet, nicht leiden sollte, so würde sich diese doch nur zu bald aus dem Majoritäten-Despotismus zurückziehen müssen, um nicht selbst Schiffbruch zu leiden, um das Bekenntniß nicht zu verleugnen und darüber ihrer äußeren Rechte verlustig zu gehen“. (1849, S. 188.) Man glaubte, unter dem Schutze des Staates könne man „den Löwen oder Tiger hinterm Gitter in der Menagerie beschauen“ (1847, S. 590); er könne hier nicht frei umhergehen und suchen, welchen er verschlinge. Der alt böse Feind trieb sein Spiel mit den Christen und ließ das Israel Gottes von dem Philisterhauſen weiter zertreten, den geblendeten Simson aber, das ist, jene Führer des christlichen Volks, welche bis dahin noch manches gute Zeugniß auch unter der Philisterherrschaft abgelegt und mit Gottes Wort die Welt gerichtet hatten, durch den Arm des Fleisches, auf den sie sich verließen, nach der Philistermühle abführen. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Zehn Predigten von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Von D. Tilemann Hehhusius. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House. Preis: 50 Cents.

Von diesem Artikel, welchen die Papisten verfluchen und welcher den Secten zumeist ein tiefes Geheimniß ist, sagt Hehhusius im Vorwort: „Ich habe auch diesen Hauptartikel von der Rechtfertigung desto weitläufiger und mit mehrerem Fleiß handeln und mit vielen Zeugnissen der Schrift verwahren wollen, in Bedenkung, daß er fast der vornehmste, der allernothwendigste und allertröstlichste ist, und gleich der Zweck, dahin die ganze Schrift alten und neuen Testaments, mit allen Weisungen, Sprüchen, Lehren und Vermahnungen zielt; aus welchem auch, wie einem Heilbrunnen, alle anderen Artikel des Glaubens fließen, und sich allesammt in ihm wieder zusammenfinden; daher denn folget, wo dieser Artikel von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott durchaus in allen Punkten lauter und rein, vermöge heiliger Schrift, ohne alle Verfälschung oder menschlichen Zusatz wird gelehrt und getrieben, da muß alsbald ein Licht aufgehen von allen andern Artikeln des Glaubens, und mag nicht bald einige Verführung einschleichen. Wie auch herwieder, wenn dieser Hauptpunkt verdunkelt oder verfälscht wird, da müssen mancherlei Verführung und Irrthümer auch in andern Lehrstücken folgen, und kann schwerlich ein einiger Artikel christlichen Glaubens rein bleiben; oder wird je etwas unverfälscht gelassen, so ist's doch ohne allen Nutz und Kraft, weil obgedachte Hauptquelle durch falsche Lehre verstopft ist.“ — Diesen Artikel von der Rechtfertigung immer besser verstehen und predigen zu lernen muß darum unser Hauptziel bleiben, und die vorliegenden Predigten leisten dazu nicht geringe Dienste. F. B.

Christian Stodts Homiletisches Real-Vergikon. Neu abgedruckt und mit beigelegter Uebersetzung der lateinischen und griechischen Citate vermehrt. St. Louis, Mo. Verlag von L. Volkering. 4°. 1059 Seiten. Preis: \$6.00.

Im Jahre 1866 wurde dieses alte Werk, das zuerst 1725 erschienen ist, von dem jetzigen Verleger aufs neue herausgegeben und unserm Ministerium dargeboten. Diese neue Auflage wurde im Laufe der Jahre vergriffen, so daß das Werk im Buchhandel nicht mehr zu haben war. Vor einiger Zeit nun hat der Herr Verleger sich entschlossen, eine neue Auflage desselben zu veranstalten, die jetzt fertig vorliegt. Es ist daher gewiß passend und wird vielleicht manchen ein Dienst damit erwiesen, wenn wir die Aufmerksamkeit wieder auf dieses brauchbare und nützliche Werk hinlenken, das vielen Amtsbrüdern bei der Vorbereitung auf ihre Predigten gute Dienste leisten wird. Wir können dieses Buch kaum besser charakterisiren als dadurch, daß wir hier die Worte wieder abdrucken lassen, mit denen der selige Dr. Walther einst in dem zwölften Jahrgang dieser Zeitschrift die frühere Auflage dieses Werkes eingeführt und empfohlen hat. Derselbe schreibt also: „Das homiletische Real-Vergikon enthält in alphabetischer Ordnung über alles, was Gegenstand einer Predigt oder geistlichen Rede sein kann, nicht eine ungeordnete Masse von allerlei brauchbaren Aphorismen, sondern einen kurzen, vom praktischen Gesichtspunkt aus durchaus natürlich geordneten, in seine Theile zerlegten Entwurf des in dem Gegenstand enthaltenen Gedankenstoffes. Dabei werden alle Lehrsätze gründlich aus der Schrift bewiesen; wo es sich darum handelt, was der Mensch zu thun und zu lassen hat, die Beweggründe angegeben; allerlei liebliche, die Sache versinnlichende Gleichnisse und belegende Beispiele beigelegt, und besonders treffende Aussprüche der Kirchenväter, sonstiger christlicher Schriftsteller und selbst merkwürdige Zeugnisse heidnischer Scribenten eingestreut. Das Werk enthält nicht kleine Predigten über allerlei Themata; es will dem Prediger die Arbeit nicht abnehmen, aber ihm dieselbe erleichtern. Es will ihm die Goldadern der göttlichen Wahrheit nur zeigen und es ihm dann überlassen, dieselben nach seinem jeßmaligen Bedürfnisse selbst auszubeuten. Es will ihm die Forschung nicht entbehrlich machen, aber ihm so an die Hand geben, daß er mit Lust und Muth an das Werk schreite. . . . Entschließt sich ein Prediger, über irgend einen Gegenstand zu predigen, so darf er

nur das Hauptwort nachschlagen, so setzt ihn das Lexikon in den Stand, die von ihm zu behandelnde Materie nach ihrem Umfange und nach ihren Grenzen zu überschauen und sie recht einzutheilen. . . . Besonders wichtig dürfte die Hilfe sein, die das Werk für Predigten nicht über die evangelischen und epistolischen Peritopen, über welche so viele andere Hilfsmittel vorhanden sind, sondern für allerlei andere Casual-Predigten und -Reden leistet, z. B. für Beicht-, Grab-, Trauungs-, Reden, für Passions-, Bußtags-, Ernte-, Dank- und dergleichen Predigten; wie wohl es auch kaum einen auf Grund einer Sonn- oder Festtagsperitope zu behandelnden Gegenstand gibt, zu dessen gründlicher Behandlung unser Real-Lexikon nicht die erwünschteste Hilfe leisten könnte.“ Das Werk wird eingeleitet durch eine Vorrede von J. G. Walch, welche von der rechten Vorbereitung auf die Predigt und den rechten Eigenschaften einer solchen handelt und schätzenswerthe Winke enthält. Die äußere Ausstattung, Papier, Druck und Einband, ist gut. Das Werk ist allerdings kostspielig, jedoch ist in Anbetracht dessen, was geboten wird, der Preis nicht zu hoch. G. M.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Sabbathswärmerie im General Council. Das „Lutherische Kirchenblatt“ von Philadelphia rügt in der Nummer vom 2. März den folgenden Unfug: „In Philadelphia hatte der englisch-lutherische Geistliche Rev. G. C. Loos den Methodisteprediger Rev. Dr. T. T. Rutchler eingeladen, am Sonntage Invoavit (24. Februar 1901) in der englisch-lutherischen Bethlehems-Kirche eine Predigt über den ‚heiligen Sabbath‘ zu halten, und hatte dieses auch durch den ‚Ledger‘ am Tage zuvor bekannt gegeben. Wenn P. Loos ein Lutheraner der General-synode wäre, würden wir gar nichts sagen. Wenn aber ein Mann der Pennsylvania-Synode, der in unserem College und in unserem Seminar ausgebildet wurde, seiner lutherischen Gemeinde durch einen americanischen Methodisteprediger vorpredigen läßt, was der ‚heilige Sabbath‘ ist, so müssen wir doch unsere Stimme dagegen erheben. Hat dieser Methodist, welcher der Secretär der sogenannten ‚Sabbath-Association‘ ist, der lutherischen Gemeinde dargelegt, was Gottes Wort und Luthers Lehre vom ‚heiligen Sabbath‘ lehren? Mit nichten.“ Das „Kirchenblatt“ fügt noch hinzu: „Wenn wir mit diesem losen Treiben in der lutherischen Kirche vergleichen, was Rev. J. A. W. Haas in seinem Artikel letzte Woche (21. Februar) im ‚Lutheran‘ auf S. 5 schrieb: ‘There is a German nativism, a Swedish nativism, an English nativism. When a number of Germans put on their program enmity to ‘Holy Sabbath, Holy Temperance,’ they show not the balance of Lutheran faith, but the animosity of German nativism to the American spirit’ — so müssen wir erklären, dieses Letztere ist ebenso unwahr, wie das Erstere ein grobes Unrecht in der lutherischen Kirche ist. . . . Daß der ‘American spirit’ in Betreff der Lehre vom ‚heiligen Sabbath‘ und der ‚heiligen Temperanz‘ unlutherisch . . . ist, weiß doch jeder treue Lutheraner. Wir deutschen Lutheraner zeugen darum gegen diesen unbiblischen ‘American spirit’, wir fraternisieren nicht mit obigem Methodisteprediger und lassen ihn auch nicht in unsern deutsch-lutherischen Kirchen über den ‚heiligen Sabbath‘ predigen. Wir lehren auch nicht in unsern deutschen Kirchen, daß der Sonntag sei ‘a freedom of the flesh’, sondern geben mit allem Ernste unsern Gemeinden die rechte biblische, lutherische Erklärung. Wie unsere Leser wissen, hatte ein Professor an unserm Seminar einmal einen bösen Artikel gegen das lutherische Missionsfest in Philadelphia geschrieben und es mit einem Sauspiciid auf eine Stufe gestellt. Er schloß:

‘We have a right to demand that such offense shall not be repeated.’ Dies war ‘American spirit’, es war die Frage des ‘Holy Sabbath’. Bei jenem Fest wurde weder Bier noch Wein ausgeschenkt, es wurden nur lutherische Lieder gesungen, lutherische Predigten gehalten und gebetet. Aber ‘American nativism’ erklärte: ‘We have a right to demand.’ Wenn solche Saat aufgeht, die in die Herzen der Studenten gestreut wird, soll man sich dann verwundern, wenn junge Prediger Methodisten auf ihre Kanzeln stellen, um der Gemeinde die Lehre des ‘americanischen Sabbaths’ vorzupredigen? — Wir möchten hinzufügen: Manche lutherische Pastoren, die sich mit der „americanischen“ Sabbaths- und Temperanzbewegung identificiren, meinen es nicht so böse. Sie wollen nicht die falsche Lehre, welche die Sectenkirchen über den Sabbath und die Prohibition führen, zu der ihrigen machen. Sie halten die Prohibitions- und die Sabbathsbewegung nur für eine gute bürgerliche Ordnung. Aber gerade darum ist es verkehrt, ein grober Unfug und ein schweres Aergerniß, wenn lutherische Pastoren als Pastoren, wenn sogar ganze Conferenzen und Synoden für die Sabbaths- und Prohibitionsbewegung eintreten. Es ist möglich, daß Lutheraner als Bürger die Prohibition und Sonntagsgesetzgebung für eine gute bürgerliche Ordnung halten, und sie können auch als Bürger am Stimmkasten und sonst dafür eintreten. Die Sache wird aber sofort verkehrt, sobald sie dies in ihrer Eigenschaft als lutherische Christen oder als Kirche thun. Der Kirche ist das, was sie lehren und fordern soll, in Gottes Wort vorgeschrieben. Davon kann sie nichts abthun, dazu soll sie aber auch nichts hinzuthun. Wenn nun die Kirche, also Pastoren als Pastoren, Conferenzen und Synoden, für „Prohibition“ und den „Sabbath“, die in Gottes Wort nicht geboten sind, eintreten, so treiben sie groben Unfug und geben schweres Aergerniß, indem sie den Unterschied zwischen Kirche und Staat verweisen, die Gewissen verwirren zc. Dazu kommt noch, daß hinter der staatlichen Gesetzgebung nicht selten die falschlehrenden Sectenprediger stehen und daß dies manchmal auch in der Phraseologie der gesetzlichen Bestimmungen zum Ausdruck kommt. Uebrigens ist es im General Council auch in Bezug auf die rechte Lehre vom Sonntag noch nie sauber gewesen. Es fehlt da nicht bloß an der rechten Verwendung der christlichen Lehre in der Praxis. Es gibt da, wie auch das „Kirchenblatt“ andeutet, Leute, die noch jüdisch stehen in der Lehre.

F. P.

Der seligmachende Glaube. “The Lutheran World” schreibt: “Es ist ein bedeutungsvolles und sehr ermuthigendes Symptom der modernen Theologie, daß sie je länger je mehr die intellectualistische Auffassung des Glaubens abschüttelt. . . Der ‘Watchman’ sagt: ‘Christlicher Glaube, seligmachender Glaube ist wesentlich eine Disposition der Seele, eine Stellung zur moralischen und geistlichen Wahrheit. . . So verhielt es sich auch mit Cornelius. Die Erklärung: In allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm, *δεκτός αὐτῷ ἐστί*, sollte nicht ihrer natürlichen Bedeutung entleert werden. Unsere Vorstellungen vom Glauben und von den Bedingungen der Annahme bei Gott müssen derselben angepaßt werden. Cornelius hatte die rechte Herzensstellung zu der Wahrheit, die er hatte, und darum nahm ihn Gott an, obgleich er niemals von Christo gehört hatte. Seine moralische Stellung machte es gewiß, daß er Christum annehmen würde, wenn er ihn kannte. . . Freilich begleitet Erkenntniß den Glauben wie ja auch die guten Werke, aber das Erste ist ebensowenig wie das Letzte ein Bestandtheil desselben und sollte darum auch nicht mit demselben verwechselt werden. Es kann ein Mensch eine sehr mangelhafte, ja, sogar eine falsche Vorstellung von dem Object seines Glaubens haben, die Hauptsache ist aber die Stellung zu dem Object selber.

Mit den Worten des 'Watchman': „Das Schicksal der Seele hängt hauptsächlich ab von ihrer eigenen Stellung zu der Wahrheit, welche sie hat.“ Das sind bedeutende Sätze, in welchen gerade die Hauptsache verzwiegen ist. Nach der Schrift und dem lutherischen Bekenntniß ist nämlich nicht irgend ein Vertrauen auf irgend eine Wahrheit, welche man hat, seligmachender Glaube, sondern einzig und allein das bestimmte, vom Heiligen Geist gewirkte Vertrauen auf die Eine bestimmte Wahrheit des Evangeliums, daß nämlich Gott ohne mein Verdienst, aus lauter Gnade, um des stellvertretenden Gehorsams Christi willen mir alle meine Sünden vergeben hat. In der Apologie heißt es: „Darum der Glaube, welcher für Gott fromm und gerecht macht, ist nicht allein dieses, daß ich wisse die Historien, wie Christus geboren, gelitten zc. (das wissen die Teufel auch), sondern ist die Gewißheit oder das gewisse, starke Vertrauen im Herzen, da ich mit ganzem Herzen die Zusage Gottes für gewiß und wahr halte, durch welche mir angeboten wird ohne mein Verdienst Vergebung der Sünde, Gnade und alles Heil durch den Mittler Christum.“ (Müller, S. 95.) Ferner S. 96: „Derhalben so oft wir reden von dem Glauben, der gerecht macht, oder fide justificante, so sind allezeit diese drei Stücke oder objecta bei einander. Erstlich die göttliche Verheißung, zum andern, daß dieselbige umsonst ohne Verdienst Gnade anbeut, für das dritte, daß Christi Blut und Verdienst der Schatz ist, durch welchen die Sünde bezahlet ist.“ Und was insonderheit Cornelius betrifft, den je und je Enthusiasten und Rationalisten für sich ins Feld geführt haben, so schreibt Luther in den Schmalkaldischen Artikeln: „Und Cornelius Act. am 10. hatte lang zuvor gehöret bei den Juden vom künftigen Messia, dadurch er gerecht für Gott und sein Gebet und Almosen angenehm waren in solchem Glauben (wie Lucas ihn gerecht und gottfürchtig nennet), und nicht ohne solche vorhergehende Wort oder Gehör konnte glauben noch gerecht sein. Aber St. Petrus muß ihm offenbaren, daß der Messias (an welchen zukünftigen er bis daher gegläubet hatte) nu kommen wäre, und sein Glaube vom zukünftigen Messia ihn nicht bei den verstockten ungläubigen Juden gefangen hielte, sondern wußte, daß er nu müßte selig werden durch den gegenwärtigen Messiam, und denselben nicht mit den Juden verleugnen noch verfolgen.“ (Müller, S. 322.) — Will die "World" in dem Artikel, mit dem die Kirche steht und fällt, nicht selber irre gehen und andere irre führen, so sollte sie, statt moderne Theologen, die lutherischen Bekenntnißschriften, insonderheit die Apologie studiren. F. B.

Revision des presbyterianischen Bekenntnisses. Am 12. Februar wurde, wie "The Presbyterian" berichtet, von der "Creed-Revision Committee" in Washington eine Versammlung abgehalten und folgender Bericht angenommen: „Die Committee für Revision des Bekenntnisses (dreizehn Glieder aus sechzehn waren anwesend) ist zu folgenden Resultaten gekommen: 1. Alle waren darin einig, daß eine Veränderung des Bekenntnisses nöthig sei. 2. Die Mehrheit der gegenwärtigen Glieder einigte sich darin, der General Assembly zu empfehlen, dem Bekenntniß eine Erklärung als Anhang (a supplemental explanatory statement) beizufügen, um bestimmte Punkte im Bekenntniß des Glaubens zu decken und auch Aussagen die Lehre vom Heiligen Geist, von der Mission und von der Liebe Gottes zu allen Menschen betreffend mit aufzunehmen.“ Die Minorität fordert ein neues Bekenntniß und rüftet sich eifrig zum Kampf, hat aber nach dem Urtheil des "Presbyterian" geringe Aussichten auf Erfolg. Die dritte Partei, welche im "Presbyterian" ihr Organ hat, will weder von einem neuen Bekenntniß noch von erklärenden Zusätzen etwas wissen. Ihre Parole ist: "Let good enough alone." „Die ganze Frage“ — schreibt das eben genannte Blatt — „wird nun im nächsten Frühjahr vor die General Assembly kommen und dort ausgekämpft werden. Wir

stellen eine bewegte, langwierige und denkwürdige Discussion in Aussicht. Das Resultat wird aber zum großen Theil abhängen von dem Charakter der Repräsentanten, aus welchen der Körper sich zusammensetzt.“ In radicalen und conservativen Blättern werden denn auch schon die Presbyterianer aufgefordert, Vertreter zu wählen, welche ihre Ansicht genau reflectiren und auch öffentlich vertreten können. — Zwei Dinge sind gewiß: erstens, daß das Bekenntniß der Presbyterianer allerdings einer gründlichen Revision bedürftig ist, und zweitens, daß die Presbyterianer eine richtige Revision erst dann vornehmen können, wenn sie aufgehört haben, Presbyterianer zu sein, und Lutheraner geworden sind. F. B.

“*Science and Health with Key to the Scriptures.*“ Bon dieser ihrer Schrift behauptet nun Mrs. Eddy, daß sie nur der Schreiber, Gott aber der eigentliche Autor derselben sei. Im “*Christian Science Sentinel*“ schreibt Mrs. Eddy: „Ich müßte erröthen, von ‘*Science and Health with Key to the Scriptures*’ so zu schreiben, wie ich geschrieben habe, wenn das Buch menschlichen Ursprungs und ich gesondert von Gott der Autor derselben wäre. Da ich aber nur der Schreiber war, der die Harmonien des Himmels in der göttlichen Metaphysik wiederhalte, so kann ich nicht allzu bescheiden sein in meinem Urtheil über das *Christian Science Text-book.*“ Diese Behauptung stimmt zu den unsinnigen Ausagen, welche vor etlichen Wochen von Anhängern der *Christian Science* in New York in einem Proceß gemacht wurden, daß sie nämlich mit ihren Gebeten nicht nur frange Menschen und Thiere heilen, sondern auch Pflanzen wachsen lassen, Uhren gehen machen und Orgeln repariren können. Wenn übrigens Mrs. Eddy die Autorschaft ihres Buches ablehnt, mit welchem Rechte beansprucht sie dann noch das einträgliche copyright desselben? F. B.

Zur Charakteristik des Americanismus in der Pabstkirche. Bekanntlich wird Erzbischof Ireland von St. Paul als Vertreter eines liberalen Katholicismus, des sogenannten Americanismus, angesehen. Was für ein blinder und fanatischer Papist aber Ireland ist, geht aus der stillistisch sehr schönen Rede hervor, die er nach der Rückkehr von seiner letzten Romreise in St. Paul gehalten hat. Die Rede liegt uns in einer St. Pauler Zeitung vor. Ireland begann seine Rede mit den Worten: „Rom! Wie viel bedeutet das Wort für die Kinder der heiligen Kirche! Welche heiligen Gedanken erzeugt es in ihrem Geist! Welche tiefen Bewegungen erweckt es in ihrem Herzen! Für sie ist Rom der Sitz des geistlichen Weltreiches. Die Stadt des Petrus,¹⁾ die heilige Stadt, in Wahrheit, die Stadt der Seele. . . Ich bin in Rom gewesen als ein gehorsamer Verwalter eines Theiles des Reiches Christi. Ich habe meine Huldbigung dem dargebracht, der in Christi Namen“ — sollte heißen: wider Christum, Matth. 23, 8. — „über das ganze Reich regiert. Ihm habe ich Rechenschaft gegeben von meinen Arbeiten. Euch nun, ihr treuen Katholiken der Diocese St. Paul, deren Vertreter und Mund ich war, muß ich etwas von dem mittheilen, was ich beobachtet und gefühlt habe, während ich Rom besuchte.“ Und was hat Ireland in Rom „beobachtet“ und „geföhlt“? Er sagt: „Rom stellt einem sofort die Kirche Christi in ihren zwei hauptsächlichsten Eigenschaften vor Augen — ihre Allgemeinheit und ihre Einheit.“ Wie Ireland das wohl in Rom „beobachten“ und „fühlen“ konnte? Ganz einfach! Nicht bloß „beobachtet“ und „geföhlt“, sondern gesehen, richtig gesehen hat Ireland die „Allgemeinheit“ und die „Einheit“. Hören wir ihn weiter. In Bezug auf die „Allgemeinheit“ sagt er: „Ich stand da eines Morgens in einer Halle des vaticanischen Palastes. . . Leo war da, zwanzig Mitglieder des Senats der Kirche waren

1) so genannt, weil Petrus dort nicht Bischof gewesen ist, wie Lucus a non lucendo. F. B.

da, Bischöfe und Prälaten von verschiedenen Nationen waren da. Mit meinen Augen sah ich da, neben vielen Söhnen Italiens, einen Portugiesen, einen Spanier, einen Polen, einen Franzosen, einen Africaner, drei maronitische Bischöfe vom Berge Libanon, ich selbst bildete das ferne America ab. Das war die Allgemeinheit der Kirche; die Nationen legten Zeugniß für sie ab.“ So also hat Ireland von St. Paul die Allgemeinheit (catholicity) der Kirche in Rom mit seinen eigenen Augen gesehen! Der Beweis ist vollständig, wenn man zwei Kleinigkeiten hinzunimmt. Man braucht bloß anzunehmen, daß nicht der Glaube an Christum, den Sündenheiland, — denn dieser Glaube ist unsichtbar —, sondern die Kutte, das Bischofsgewand und Aehnliches, das man mit Augen sehen und mit den Händen greifen kann, zum Gliede der christlichen Kirche macht. Sodann braucht man nur noch die Kleinigkeit anzunehmen, daß Ireland von St. Paul die ganze americanische Christenheit, der Franzose die ganze französische Christenheit, der Portugiese die ganze portugiesische Christenheit zc. ist. Diese beiden Kleinigkeiten angenommen, hat Ireland in Rom wirklich die Allgemeinheit der christlichen Kirche gesehen. Aber auch die Einheit der christlichen Kirche hat Ireland in Rom gesehen. Wie? Er sagt: „Wir alle blühten ehrerbietig auf Leo. Wir verneigten uns vor ihm als unserem Häuptling (chieftain) und waren also eins in der Liebe des Herzens. Wir alle glaubten, was er glaubte, und waren also eins in unserem geistigen Gehorsam gegen Christi Lehren. Wie wahrhaftig, sprach ich zu mir selbst, ist die heutige Kirche . . . eine, wie Christus wollte, daß sie sein solle.“ So hat Ireland in Rom die Einheit der Kirche gesehen. Die Sache ist hier noch fast einfacher, wie bei der Allgemeinheit. Man braucht bloß anzunehmen, daß Gott der Vater nicht gesprochen hat: „Dies ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören“ (Matth. 17, 5.), sondern: „Da ist der liebe Pabst zu Rom, den sollt ihr sehen, und glauben, was er glaubt.“ Mit dieser kleinen Aenderung der Schriftworte ist alles wesentlich in Ordnung, und hat Ireland in Rom die Einheit der Kirche „beobachtet“, „gefühlte“ und „gesehen“. Weiterhin nennt Ireland die heutige christliche Kirche geradezu „die Kirche Leos“ (the church of Leo)! „Mir wurde auf Leos Einladung die Auszeichnung zu Theil“ — fügt Ireland noch hinzu —, „die Versammlung anzureden. Wie leicht war es für mich unter solchen Inspirationen, Worte katholischen Glaubens und katholischen Gehorsams hervorsprechen zu lassen.“ Das ist Ireland, der Vertreter des „liberalen“ Katholicismus in den Vereinigten Staaten! Ein so verblendeter, kindischer, närrischer Pabstnecht ist der Mann, dem kirchliche und unkirchliche Americaner zugetraut haben, er werde die americanisch-katholische Kirche reformiren! Damit an seiner Pabstunterthänigkeit ja nichts fehle, tritt dann Ireland im weiteren Verlauf seiner Rede lang und breit für die weltliche Herrschaft des Pabstes ein. Das Argument, mit dem er die lieben St. Pauler Katholiken an der Nase führt, verläuft ungefähr so: Der Pabst hat allen Völkern zu gebieten, was sie thun und lassen sollen, auch ihren Fürsten und Regierungen (ihm kommt es zu, „to command kings and governments“). Ist aber der Pabst Unterthan einer andern Regierung oder irgendwie abhängig von derselben, so werden seine Edicte, die er an alle Nationen und Regierungen zu erlassen hat, verdächtig. Sie kommen nämlich in den Verdacht (go out with a suspicion), daß sie im Interesse des Landes, in dem er Bürger ist, erlassen seien. Die Kaiser von Rußland und Preußen (?) würden ein Edict eines Unterthanen von Victor Immanuel wenig respectiren. Darum muß der Pabst nothwendig weltlich souverain sein und „temporal power“ haben. Dieses Argument kommt auf die reinste Bauernfängerei hinaus. Die Sache ist doch so: Die Menschen sind entweder Nicht-Papisten oder Papisten. Die Nicht-

Papisten erkennen die Autorität des Papstes nicht an, einerlei ob der Papst souverain ist oder nicht. Sie weisen die Befehle des Papstes als eine Unverschämtheit zurück. Die Papisten aber, die da „glauben, was der Papst glaubt“, halten den Papst auch „in der gegenwärtigen Gefangenschaft“ für unfehlbar. Wozu also die weltliche Herrschaft? J. P.

Gesetzespredigt bei den Secten. Der Hauptvorwurf, welchen wir den Secten machen müssen, ist der, daß sie nur selten das Evangelium von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum predigen. Aber auch die andere Klage ist berechtigt: Die Secten predigen das Gesetz nicht recht. Vor etlichen Wochen schrieb ein Laie: „Es scheint unhöflich zu sein anzudeuten, daß es jetzt noch Sünder gibt except saloon-keepers, gamblers, and other reprehensibles, who war upon the public. Diese sehr anrühigen Charaktere werden der Verachtung preisgegeben und in scharfen und geradezu gehässigen Ausdrücken abgetanzelt, als ob sie die Verfertigung aller Uebertretungen des göttlichen Gesetzes wären. Aus keinem Theile dieser Reden kann man aber den Schluß ziehen, daß es auch Sünder geben könnte unter den honetten Leuten in den Kirchenstühlen.“ — Hiermit ist Ein Grund angegeben, warum man nicht sagen kann, daß die Secten das Gesetz recht predigen. Sie strafen nur etliche grobe Uebertretungen und reden fast nie von dem Grundübel der Erbsünde, daß wir Gott nicht fürchten, lieben und ihm nicht vertrauen, worin alle unwiedergeborenen Menschen einander gleich sind. Ein zweiter Grund ist der, daß die Secten vielfach solche Stücke reiten, welche Gott weder verboten noch geboten hat, somit nicht wirkliche, sondern selbstgemachte Sünden strafen, insonderheit Vergehen wider die beiden Fundamentalartikel aller Secten vom Sabbath und der Abstinenz. Das Gesetz predigen heißt aber nicht Menschen, sondern Gottes Gebote verkündigen. Endlich predigen die Secten das Gesetz auch nur selten, um die Leute zur Erkenntniß zu bringen, daß sie verlorene und verdamnte Sünder sind und ohne einen Heiland nicht selig werden können, sondern um sie zur heidnischen Werkerei anzuspornen. Die Früchte solcher Gesetzespredigten sind dann einerseits tugendstolze, selbstgerechte Pariaer, die sich über Zöllner und Sünder erheben, und andererseits äußerliche, sociale „Bekehrungen“ ohne wahre Herzensänderung. Es sind Ausnahmen, wenn bei den Secten Gesetz und Evangelium recht gepredigt wird. J. P.

Bibelstudium. „Die moderne Welt“ — so schreibt „The Churchman“ — „forscht in der Schrift mit einem Eifer, wie ihn kein früheres Geschlecht aufzuweisen hat. Zu keiner Zeit hat es solch ein allgemeines und tief eindringendes Bibelstudium gegeben als heute. In Europa und America, überall stoßen wir auf dieselbe Erscheinung. Es gilt dies von der römischen Gemeinschaft, es gilt dies von den protestantischen Kirchen im nördlichen Europa, es gilt dies von England und America. Ueberall finden wir einen Eifer, das Zeugniß zu prüfen, die Zeugen ins Kreuzverhör zu nehmen und hinter die Botschaft von oben zu gelangen, von der alle glauben, daß sie da sei. Die Welt hat den Eifer, und je länger je mehr wird derselbe auch ein Eifer mit Verstand werden.“ — Ohne Zweifel sind hier die Farben viel zu dick aufgetragen, wofür wir auch zahlreiche Beweise beibringen könnten. Aber wenn wir auch zugeben, daß die Bibel in unserer Zeit viel studirt wird, so ist doch außer Frage, daß wohl zu keiner Zeit das Bibelstudium ein so verkehrtes und wenig fruchtbringendes war, als es gerade zu unserer Zeit ist. Falsch sind vielfach die Voraussetzungen, falsch die Methoden und falsch auch die Zwecke des modernen Bibelstudiums. Die einzig richtige, aber nur noch selten geübte Weise des Bibelstudiums ist die, daß man die Schrift betrachtet als das inspirirte Wort Gottes, daß man sich gläubig zu ihren Füßen niederläßt, um zu hören, was

sie uns zu sagen hat, daß man die Vernunft, welche die Schrift allezeit meistern will, gefangen nimmt unter den Gehorsam des Glaubens und daß man dabei immer den Zweck im Auge hat, in der Schrift Christum und die Seligkeit zu finden. Die große Mehrtheit der heutigen Bibelforscher und -Leser halten aber die Schrift höchstens noch für den menschlichen Bericht von der göttlichen Offenbarung, sie unterwerfen die Schrift dem Urtheil ihrer superklugen Vernunft, entscheiden kritisch, welche Thatsachen und Lehren der Schrift annehmbar seien und welche nicht, und saugen aus derselben nicht etwa Trost wider die Sünde, indem sie sich halten an das, was Christus für uns gethan hat, sondern allerlei Tugendlehren aus dem Vorbild Christi zwecks moralischer Besserung der Individuen und allerlei ökonomischer und socialer Reformen. Rechte Bibelleser sind seltene Vögel geworden. F. B.

Was soll gepredigt werden? „Manche Weisen der Predigt“ — so schreibt „The Congregationalist“ — „welche früher populär waren, ziehen nicht mehr. Manche Lehren, einst mächtig und immer noch manchen frommen Herzen löstlich, gebieten nicht mehr weitgehende Achtung. Aber das Predigen, welches sich an den vorhandenen moralischen Sinn des Volkes richtet, hat nie in höherer Achtung gestanden als jetzt.“ Als Gegenstände, über die man mit Erfolg predigen könne, werden dann vom oben genannten Blatte folgende aufgezählt: „Bürgerliche und religiöse Freiheit, der Comfort und die Würde des gewöhnlichen Volkslebens, gleichmäßige Vertheilung der Güter, Gelegenheit, die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens zu erlangen und in ehrbarer Beschäftigung erfolgreich zu sein, Reinheit der Gesetzgebung, die Macht des Gewissens und der Gerechtigkeit über das Handeln des Volkes, Sicherheit des Lebens und Eigenthums gegen Verbrechen, das Vorkommen der öffentlichen Gefinnung über den Parteigeist, die Würde des Mannes und Weibes 2c.“ — Das Urtheil klingt hart, und viele mögen es nicht hören, aber es ist wahr: Von den meisten Kanzeln der Secten wird die von Christo gebotene Predigt der Buße und der Vergebung der Sünden als veraltet principiell ausgeschlossen. F. B.

Lehre und Leben. Der berühmte Parkhurst sagte in seiner Rede am 3. Februar: „Der Werth der Bekenntnisse und der Orthodogie liegt nur darin, was sie dazu beitragen, daß ein Mensch in seinem Herzen wird, was Christus war. Und wenn ein Mensch das geworden ist, so liegt mir nichts daran, ob er es geworden ist dadurch, daß er orthodox oder heterodox ist, ein Lutheraner oder ein Wesleyaner, ein Calvinist oder ein Häretiker. Die beste Lehre ist die, welche das meiste dazu beiträgt, daß der Mensch Gott ähnlich wird, und die beste Denomination ist die, welche die trefflichsten und meisten Heiligen graduirt.“ — Das ist eine Probe von den Phrasen, mit welchen „berühmte“ Redner, wie Parkhurst und Talmage, der gedankenlosen Menge zu imponiren pflegen. Wäre das richtig, was Parkhurst sagt, so hätte Christus seinen Jüngern nicht sagen dürfen: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger“, sondern umgekehrt: „Predigt, was ihr wollt, wenn ihr nur die Leute Gott ähnlich macht.“ Aber auch abgesehen von den schier zahllosen Stellen der Schrift, welche Prediger ermahnen, nur die reine Lehre zu verkündigen, und die Zuhörer, nur rechte Lehrer zu hören, ist jedem denkenden Menschen das Gerede Parkhursts ein faules, sinnloses Geschwätz. Entgegengesetzte Ursachen, Licht und Finsterniß, können nicht dieselben Wirkungen haben. Und die Behauptung, daß jemand ein Heiliger werden könne ebenso gut durch Häresie als durch ihr Gegentheil, Orthodogie, ist blanker Unsinn. F. B.

Mrs. Ration und die Secten. Daß den Secten nicht bloß in Fragen des Glaubens, sondern auch des Lebens der untrügliche Maßstab des göttlichen Wortes abhanden gekommen ist, geht wieder hervor aus der Stellung, welche sie zum großen

Theil einnehmen zu dem wüsten Treiben der Mrs. Nation in Kansas. Nicht bloß die W. C. T. U. billigt ihr Thun, sondern auch viele Sectenblätter sind des Lobes voll, ja, Prediger machen mit ihr gemeinsame Sache. Leider fehltes auch nicht an lutherischen Blättern, die sich in dieser Sache wieder auf die Seite der Schwärmer stellen. So schreibt z. B. "The Lutheran World": „Was den Vorwurf betrifft, daß sie — Mrs. Nation — irrsinnig sei, so hält der Schreiber sie für durchaus vernünftig, und daß es ein Segen wäre für die Sittlichkeit und Mäßigkeit, wenn wir tausend Mrs. Nations hätten, um die öffentliche Meinung gegen das Säuübel zu richten. Sie ist furchtbar im Ernst, und man gibt ihr Recht, sobald man mit ihr in Berührung kommt.“ Aehnlich spricht sich auch der "Lutheran Observer" aus. Mit diesen Worten billigt der Schreiber: 1. Empörung wider die Obrigkeit, 2. eigenmächtige Zerstörung fremden Gutes und 3. unsittliches Hervortreten des Weibes aus den ihr von Gott gesetzten Schranken. — Der Enthusiasmus, welcher die Norm seines Glaubens und Handelns in sich selber sucht, ist, wie die Erfahrung so oft gelehrt hat, gerade auch für den Staat eine stehende Gefahr. F. B.

Concessionen an den Unglauben. Wie viel die Christenheit dem modernen Unglauben zugestehen solle und könne, davon schreibt "The Churchman" also: „Der christliche Forscher hat gar kein Interesse, irgend eine verificirte Folgerung der Wissenschaft der Evolution zu leugnen. Im Gegentheil wird er mit Bewunderung und Dank alles willkommen heißen, was sie wirklich entdeckt, als ebensoviele Offenbarung der schöpferischen Methoden des göttlichen Vaters, den er verehrt. Ja, vielleicht wird er sich genöthigt sehen, noch weiter zu gehen. Aus Respect vor den gerechten Forderungen der modernen Wissenschaft und der neuen Terminologie des modernen Denkens kann er sich vielleicht genöthigt sehen, die Dogmen seines Glaubens für das gegenwärtige Zeitalter zu reformuliren, sie demselben von neuem anzupassen und für die Wahrheiten desselben von neuem den richtigen Focus zu gewinnen. Aber eins wird er nicht thun. Seinen Glauben an die Vaterschaft Gottes und an das kindliche Verhältniß des Menschen zu Gott, als die wahre Grundlage der socialen Ordnung, oder seinen Glauben an einen guten Gott, der alle Kräfte der Evolution beherrscht, die wahre Quelle des socialen Fortschrittes, wird er nicht fahren lassen.“ — "The Churchman" ist sonach bereit, der Wissenschaft zu Liebe alle specifisch christlichen Lehren über Bord zu werfen und sich mit etlichen Trägern des alten Rationalismus zufriednen zu geben. Und das wird als ein großer Fortschritt gerühmt, den das 19. Jahrhundert in der Religion gemacht habe!

F. B.

II. Ausland.

Der Redacteur des „*Rekl. Kirchen- und Zeitbl.*“, P. Nieseth, tritt — wie die „*Freikirche*“ berichtet — in einer Recension eines in der Zeitschrift „*Der alte Glaube*“ enthaltenen Aufsazes von P. Wollenberg-Güstrow über die letzten Dinge diesem entgegen und für die Berechtigung des Chiliasmus ein; auch ein „*Fortschritt*“ auf der Bahn des Niederganges der mecklenburgischen Landeskirche. Ebenso wünscht er Freiheit für die „*Frage nach dem Scheol als Aufenthaltsort für die vor Christo Gestorbenen*“ („*Limbus patrum*“ der römischen Kirche), „und nach dem Zustand der Heiden, die im Leben das Evangelium nicht gehört haben“. Auf die Frage Wollenbergs: warum wir uns um die Heiden mühen, wenn sie doch die Möglichkeit der Befehrung nach dem Tode haben, antwortet er u. a. mit der Gegenfrage: „Und hat denn die Annahme des Evangeliums für den Heiden, dieweil er auf Erden lebt, gar keine Bedeutung? Gewährt denn das Christenthum nichts anderes als lediglich eine Anwartschaft auf den Himmel?“ Es erinnert uns dies lebhaft an die Antwort, welche uns auf dieselbe Frage unser ungläubiger Reli-

gionslehrer am Hoftöder Gymnasium, Dr. Holsten (später Professor in Bern und Heidelberg), gab: „Wollen Sie denn den Heiden die Segnungen der Cultur vor-enthalten?“ Auch tritt Kliefoth für die Annahme einer Fürbitte der Seligen im Himmel für ihre Angehörigen auf Erden ein und nennt dies einen „freundlichen“, ja, „tröstlichen Gedanken“.

„Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung.“ Der neue Herausgeber dieses Blattes, Dr. Hölzner, schreibt in der Nummer vom 1. Februar: „Nachdem Herr Geheimer Rath Professor Dr. Luthardt nach 32 Jahren reichgesegneter Arbeit die Redaction dieser ‚Kirchenzeitung‘ niedergelegt und andern Händen anvertraut hat, ist es mir als dem neuen Herausgeber ein Bedürfnis, den treuen Mitarbeitern und dem ganzen Kreise der Leser ein Wort der Begrüßung auszusprechen und die Bitte ans Herz zu legen, daß sie der ‚Kirchenzeitung‘ ihr Vertrauen bewahren wollen. Sie sollen von vornherein gewiß sein, daß die ‚Kirchenzeitung‘ unter der neuen Leitung nicht einen neuen Cours einschlagen wird.“ Welche Aufgabe sich die „Kirchenzeitung“ auch für die Zukunft gestellt hat, wird in folgenden Worten angegeben: „Ihre Aufgabe nach innen kann nicht sein, die theologischen Differenzen unserer Kirche auf dem Wege der Debatte zum Austrag bringen zu wollen, sondern sie hat diese Aufgabe der wissenschaftlichen theologischen Verhandlung in den betreffenden Zeitschriften u. dgl. zu überlassen. Vielmehr in der Erwägung, daß eine Kirche nicht eine Schule ist, also Mannigfaltigkeit der Richtungen in sich gewähren lassen muß, hat sie den verschiedenen Richtungen, soweit sie sich auf dem gemeinsamen Boden des lutherischen Bekenntnisses bewegen und dem Richtmaß dieses Bekenntnisses sich unterwerfen, gerecht zu werden; und indem sie sowohl dieses Gemeinsame betont und vertritt, als auch alle einzelnen Fragen unter das Urtheil des Bekenntnisses stellt, soll sie suchen, das Bewußtsein der Gemeinschaft und der Zusammengehörigkeit zu stärken und so ein Mittel der Sammlung und ein Band der Einigung zu werden. — Nach außen aber hat sie sowohl für den Glauben, den unsere Kirche bekennet, gegenüber dem Geist des Unglaubens und eines falschen Weltchristenthums, als für das Recht und die Selbständigkeit der lutherischen Kirche gegenüber dem Geist des Unionismus und seiner Bestrebungen einzutreten.“ — Nach innen will also die „Kirchenzeitung“ den Unionismus dulden und pflegen und nach außen ihn bekämpfen: an andern will sie strafen, was sie an sich selber ungetadelt läßt!

F. B.

Unabhängigkeit der Kirchengeschichte von dogmatischen Maßstäben. Die „A. G. V. R.“ berichtet: „Prof. D. Hegler in Tübingen, Nachfolger Weisäckers, hat am 10. Januar seine Antrittsvorlesung gehalten über das Thema: ‚Kirchengeschichte oder christliche Religionsgeschichte?‘ Von einer jungen, nicht scharf abgegrenzten Richtung in der Theologie ist ein Zukunftsprogramm aufgestellt worden, das die Forderung enthält: Die christliche Religionsgeschichte soll als ein einzelner Theil der allgemeinen Religionsgeschichte eingegliedert werden und damit ihre Unabhängigkeit von dogmatischen Maßstäben, den historischen Charakter ihrer nur auf Ergründung der historischen Erscheinung ‚Religion‘ gerichteten Arbeit aussprechen. Die Grundzüge dieser neuen Richtung sind daher: unbefangene, rein historische Forschung, Verzicht auf dogmatische Werthbeurtheilung; überall eine Auffassung der Religion wirksam, die ihr lebendiges, in der Geschichte sich entfaltendes Wesen erkennen möchte, wie es nicht in den abgeleiteten Systemen in Kirche und Theologie zur Erscheinung kommt, sondern in der Persönlichkeit der großen schöpferischen Geister; die Religion nicht in der spiritualistischen Verbünnung, wie sie die Theologie leicht vornimmt, sondern in ihrer kräftigen Ursprünglichkeit. D. Hegler gesteht der

Richtung zu, daß die Fortschritte der Religionsgeschichte für die Theologie vielfach werthvoll gewesen sind. Dennoch aber kann Hegler der Forderung der Umgestaltung der Kirchengeschichte in eine voraussetzungslose, von der Dogmatik völlig losgeriffene ‚Christliche Religionsgeschichte‘ nicht zustimmen. Einmal würde der Verzicht auf Ausbildung in Dogmatik und Philosophie für jeden, der in Geschichte des Christenthums arbeiten soll, trotz der exactesten historischen Methode den Dilettantismus bedeuten. Der moderne geschichtswissenschaftliche Betrieb enthält Gefahren: die Zersplitterung in eine Einzelarbeit, die den Zusammenhang mit dem Ganzen verliert, die Unsicherheit in den Grundbegriffen. Sodann können die Vertreter jener modernen christlichen Religionsgeschichte (z. B. Duhm, Lagarde) die Forderung absoluter Voraussetzungslosigkeit doch nicht durchführen. Ebenso wenig wird die Gleichberechtigung der Religionen wirklich durchgeführt. Auch die Loslösung einer Geschichte des Christenthums von allen kirchlichen Gedanken und Interessen ist in Wirklichkeit nicht durchführbar. Die historische Theologie hat stets das Christenthum in der Geschichte begreifen und damit der Kirche einen Dienst leisten wollen. Der Name ‚Kirchengeschichte‘ hat darum auch fernerhin sein Recht und seinen guten Sinn.“ — Wäre das Christenthum nichts als ein vorzüglicher Typus natürlich entstandener Religionen, so hätte auch die neue theologische Richtung, von der Hegler redet, gar nicht so unrecht, wenn sie die christliche Religion als eine den heidnischen Religionen coordinirte Species behandelt wissen und dieselbe nicht aus Dogmen, sondern aus den Thatfachen, der letzten Quelle aller natürlichen Erkenntniß, erkennen will. Ist aber das Christenthum keine natürlich gewordene Religion, keine bloße Evolution des natürlichen religiösen Gefühls, sondern eine von Gott geoffenbarte, übernatürliche Religion, geoffenbart in dem inspirirten Wort der heiligen Schrift, so gibt es auch nur ein dogmatisches, doctrinelles Christenthum, dessen Frucht und Wirkung das lebendige Christenthum des Einzelnen ist, welches wesentlich darin besteht, daß der Mensch sich gläubig hält an die Lehre der Schrift, daß Gott um Christi willen ihm die Sünde vergeben hat. Die Geschichte des Christenthums und der Kirche kann darum auch nichts anderes sein als der Bericht davon, wie die Lehren der Schrift verkündigt, angenommen, angefochten und vertheidigt worden sind und welche Früchte sie gezeitigt haben. Die Kirchengeschichte ist wesentlich Dogmengeschichte und nur verständlich im Lichte der Lehren der heiligen Schrift.

J. B.

D. Adolf Harnack über Sokrates. Harnack hat bei dem Rectoratswechsel der Berliner Universität eine Rede über „Sokrates und die alte Kirche“ gehalten, in welcher er sich, wie die „E. R. Z.“ berichtet, unter anderem auch also ausspricht: „In dem letzten Urtheil“ (darüber, daß Sokrates in der Todesstunde dem Askulap einen Hahn schlachten ließ) „haben Tertullian und Lactantius die heiligste Erinnerung der Antike, gleichsam ihr Evangelium, anzutasten gewagt — den sterbenden Sokrates. Die Seelenstärke, die er in der Todesstunde bewies, seine letzten Reden, das Zeugniß, das er in Wort und That für den Adel und die Unsterblichkeit der Seele abgelegt, hatten ihn zum Heiligen des Alterthums gemacht. Alles Uebrige von ihm und seiner Lehre war verblaßt und vergessen; niemand achtete darauf; um so heller strahlte der Confessor und Märtyrer. Diesen wagte Tertullian anzugreifen und in den Staub zu ziehen, und weshalb? Weil er in der Todesstunde befohlen hatte, dem Askulap einen Hahn zu schlachten! Alle griechischen Apologeten sind schweigend über diesen dunklen und peinigenden Punkt hinweggegangen; aber auch Tertullian hat gefühlt, daß er die wundervolle Größe des sterbenden Sokrates nicht durch den einen Hinweis auf das Hahnenopfer niederreißen könne. Wollte er das Evangelium der Antike vernichten in der Ueberzeugung, daß nicht wahrhaft groß, nicht

rein und heilig gewesen sein könne, wer der Offenbarung entbehrte und den Dämonen noch geopfert hat, so mußte er Zug um Zug all das Herrliche vernichten, was Plato im Phädon und sonst von dem sterbenden Sokrates berichtet hatte.“ — Wer, wie Harnack, mit den Nitschlianern die Versöhnung Gottes in Christo leugnet, ist selber ein Heide und kann auch nicht geistlich, sondern nur heidnisch und fleischlich über den Heiden Sokrates urtheilen. F. B.

Evangelischer Kirchbau-Verein für Berlin. In dem der 11. Generalversammlung am 21. Januar 1901 vorgelegten und von der „E. K. Z.“ mitgetheilten Jahresberichte dieses Vereins heißt es: „Als wir die vorjährige Jahresversammlung abhielten, feierten wir das zehnjährige Bestehen unseres Kirchenbau-Vereins. Mit Dank gegen Gott blickten wir auf eine über Erwarten reichgesegnete Thätigkeit zurück, auf ein Decennium, in welchem unter dem Borgange unseres Kaiserpaars in und um Berlin 56 neue Kirchen, zahlreiche Pfarr- und Gemeindehäuser entstanden waren in einem Gesamtwerthe von über 28 Millionen Mark; acht dieser Gotteshäuser, mehrere Pfarr- und Gemeindehäuser waren von unserem Verein selbständig gebaut, dabei die herrliche Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche und die Perle der Berliner Kirchen, die Gnadenkirche; viele andere Kirchenbauten sind von uns gefördert worden; Kaiser und Kaiserin sowie die königliche Familie hatten unsere Arbeit mit 4 Millionen unterstützt, während die anderen uns überwiesenen Gaben einen Werth von über 1½ Millionen betragen hatten. Es war uns aber klar, daß der in den evangelischen Kreisen gegen die erschreckende Kirchennoth plötzlich losgebrochene Sturm der Begeisterung, welcher eine so bahnbrechende und erfolgreiche Kirchenbauperiode in Berlin hervorgerufen hatte und dessen Frühlingswehen auch über Berlin in die Provinzen hinausgetragen worden war, sich allmählich legen und in eine langsamere, stillere Thätigkeit übergehen würde, zumal gerade durch die sich an die zahlreichen Kirchenbauten knüpfenden kirchlichen Arbeiten der verschiedensten Art eine Zerplitterung der Kräfte und Mittel in günstigem Sinne herbeigeführt werden mußte. So nahmen wir uns denn vor, unsere Arbeiten auf ein Jahresbudget von etwa 100,000 Mark einzurichten. Die Anforderungen an uns sind indessen im vergangenen Jahre viel größere gewesen, und wie Sie aus dem Kassenbericht ersehen haben, sind uns zum Glück die nöthigen Mittel, namentlich auch in Folge der reichen Zuwendungen Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin, zugeflossen. Die Einnahmen des Vereins betragen über 233,000 Mark, dazu kommen die sich bis jetzt auf circa 107,000 Mark belaufenden Sammlungen für die Capernaumkirche im Norden der Stadt und die Bethanienkirche in Neu-Weißensee, für welche beide außerdem an Gnabengeschenken und Gabe der Stadtsynode 250,000 Mark bewilligt sind. Von den Einnahmen des Vereins sind gegen 110,000 Mark in die Provinzen gegangen, wovon allerdings Potsdam allein über 76,000 Mark erhalten hat.“ F. B.

“**No Popery Oath.**“ Bei seiner Krönung hat Edward VII. von England „feierlich und aufrichtig und in der Gegenwart Gottes bekannt, bezeugt und erklärt“: „Ich glaube, daß in dem Sacrament des Mahles unsers Herrn keine Transsubstantiation der Elemente des Brodes und Weines in den Leib und das Blut Christi statthat während oder nach der Consecration derselben durch irgend eine Person, und daß die Anrufung oder Anbetung der Jungfrau Maria oder irgend eines andern Heiligen und das Messopfer, wie beides sich jetzt in der römischen Kirche findet, abergläubisch und götzendienerisch ist.“ — Mit diesem von ihrem König geforderten Eide will das englische Volk verhüten, daß ein Papist den Thron des Landes besteigt. Die *raison d' être* dieses auffälligen Eides sind die traurigen Erfahrungen, welche England mit offenen und verkappten Anhängern des Papstes auf dem Königsthron gemacht hat. Natürlich schreien nun die Papisten

in der ganzen Welt über Intoleranz, Ungerechtigkeit und Beleidigung. Cardinal Vaughan hat eine Erklärung wider diesen Eid abgegeben und in allen ihm unterstellten Kirchen Gottesdienste angeordnet, „um das an der göttlichen Majestät (dem Papst?) begangene Unrecht zu sühnen“. Auch ist bereits beim englischen Parlament eine entsprechende Eingabe gemacht. Dadurch aber, daß England den Papisten den Königsthron verriegelt, geschieht ihnen kein Unrecht. Kann doch, streng genommen, kein gewissenhafter Papist in einem protestantischen Lande den Bürgereid leisten, ohne sein dem Papst gegebenes Versprechen zu brechen, und umgekehrt. Der Papst fordert eben von seinen Anhängern nicht nur Gehorsam in geistlichen, sondern auch in bürgerlichen und politischen Dingen. Und würde die römische Hierarchie sich nicht nach dem Grundsatz der Jesuiten richten, so müßte sie selber ihren Untergebenen den Bürgereid in nichtkatholischen Ländern untersagen. Wenn darum England der großen Masse der Katholiken gegenüber nicht Gebrauch macht von seinem guten Recht und nur in dem Einen Fall, wenn es sich um den Königsthron handelt, einen Papisten nicht zum Eide zuläßt, so ist das weder ungerecht noch intolerant.

F. B.

Messen für Königin Victoria. Cardinal Vaughan hat seinem Clerus verboten, Messen zu lesen für die Königin Victoria, da sie nicht in Gemeinschaft mit der römischen Kirche sei. Wer aber von den Priestern es für eine wahrscheinliche Meinung halte, daß die Königin gestorben sei „in der Einheit mit der Seele der Kirche, in union with the soul of the church“, möge Gebete für sie darbringen, damit sie aus dem Fegfeuer befreit werde.

F. B.

Gebet um politische Freiheit der Buren. Die „A. C. L. R.“ berichtet, daß die Buchhandlung der Berliner Stadtmission einen „fliegenden Brief“ mit der Aufschrift: „Betet für die Buren!“ habe erscheinen lassen. Derselbe bringe zuerst eine Zusammenstellung authentischer Zeugnisse über die barbarische Kriegsführung der Engländer und die schweren Leiden des Burenvolkes, besonders der Frauen. Angesichts des entsetzlichen Jammers und der Theilnahmlosigkeit der europäischen Mächte fordere sodann der „fliegende Brief“ alle Christen auf, ihre „Gebete zu verdoppeln“ und nicht abzulassen, und erinnernd an die sicheren Verheißungen der Schrift, erkläre er: „Und wenn keine der Christlichen Großmächte den Muth hätte, England in diesem ungerechten und grausamen Kriege Einhalt zu gebieten, so wird unser gemeinsames Gebet durch Gottes Gnade die Großmacht werden, vor welcher das stolze Albion in den Staub sinkt und, wenn es nicht Buße thut, völlig zu Schanden wird.“ — Von ähnlichen unbedingt gehaltenen Gebeten um die politische Freiheit des Burenvolkes haben wir in den verfloffenen beiden Jahren oft gelesen. Daß Gott aber in jedem Fall einem Volke ungerechten Angriffen gegenüber die politische Unabhängigkeit erhalten will, hat er nirgends verheißt. Politische Freiheit ist ein zeitliches Gut, um welches Christen immer nur bedingt bitten sollen, so schwer ihnen dies auch antommen mag.

F. B.

Benedictiner und Brennereien. Der römische Erzbischof von Rouen in Frankreich hat, wie die „E. R. Z.“ berichtet, die neuen Gebäude einer Branntweinbrennerei in Fécamp in der Normandy eingeweiht. Die Gebäude gehören zu der großen Brennerei der Benedictiner und wurden mit einem Kostenaufwande von fünf Millionen Francs (eine Million Dollars) errichtet. Zweiundeinhalb Millionen Liter Branntwein werden hier jährlich producirt. Zu den Einweihungsfeierlichkeiten gehörte eine Procession, ein großartiger Empfang in der Brennerei und ein Bankett, an dem nur Priester und Mönche Theil nahmen. — Auch in America gibt es Brennereien, welche von Mönchen betrieben werden, um den Rom so herzlich begehrten und aufrichtig verehrten Mamon herbeizuschaffen.

F. B.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

April 1901.

No. 4.

Was lehrt der Epheserbrief von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?

Jeder der apostolischen Briefe enthält eine Art dogmatisches Summarium. Es kommen die wichtigsten Geheimnisse des Glaubens in allen Briefen vor. Aber doch werden in diesen oder jenen Episteln diese oder jene Stücke der göttlichen Wahrheit insonderheit abgehandelt. So trägt der Apostel Paulus die Lehre von der Rechtfertigung besonders in den Briefen an die Römer und an die Galater vor. Der erste Petribrief erinnert die Christen an ihre selige Hoffnung. Und alle Ausleger sind darin einig, daß ein Hauptbegriff des Epheserbriefs die Idee der Kirche ist. Und zwar stellt derselbe insonderheit die verborgene Ehre, Würde und Herrlichkeit der Kirche Gottes ins Licht.

Die Kirche hat vor Menschaugen kein Ansehen. Es kommen den Christen und christlichen Predigern wohl manchmal Gedanken, wie diese: Lohnt es sich wirklich, ein Glied der Kirche zu sein, und um der Kirche willen der Welt zu entsagen? Lohnt es sich, ein Diener der Kirche zu sein, alle Kräfte Leibes und der Seele, das ganze Leben in den Dienst der Kirche zu stellen? Da kann es denn uns nur ermuthigen, wenn wir in die Schrift hineinschauen und daraus lernen, daß es wahrlich kein geringes Ding um die Kirche Gottes ist.

Das Einfachste wird sein, wenn wir den Epheserbrief Capitel für Capitel verfolgen und gerade die Stellen hervorkehren und näher betrachten, welche von dem genannten Thema handeln.

In der Ueberschrift des Briefes heißt es, Eph. 1, 1. 2.: „Paulus, ein Apostel Jesu Christi durch den Willen Gottes, den Heiligen in Ephesus. Gnade sei mit euch“ 2c. Auch dieses uns vorliegende apostolische Sendschreiben ist zunächst an eine bestimmte Gemeinde gerichtet. Nun aber redet eben dieser Brief sonderlich auch von der Einen, heiligen, christlichen Kirche, und zwar oft in der Weise, daß die Leser dieses Briefes als Glieder dieser Kirche angeredet werden. So soll also die ephesinische Gemeinde das, was

der Apostel von der Kirche sagt, gerade auch auf sich beziehen. Und so soll jede christliche Gemeinde dafür halten, daß sie auch ein Theil sei der una sancta, welche hier als ein so großes, herrliches Mysterium vorgestellt wird. Wir sollen die Eine, heilige, christliche Kirche nicht auswärts, in weiter Ferne suchen, sondern juist in der Gemeinde, in die wir hineingestellt sind.

Der ganze erste Abschnitt, Cap. 1, 3—14., ist für unsern Zweck bedeutsam. Wir fassen den ersten Theil desselben zunächst ins Auge.

Eph. 1, 3—10. „Gelobet sei der Gott und Vater unsers HERRN JESU Christi, der uns gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen im Himmel durch Christum, wie er uns denn erwählet hat durch ihn vor Grundlegung der Welt, daß wir seien heilig und unsträflich vor ihm in der Liebe, indem er uns zuvorbekannt hat zur Kindschaft durch JESUM Christum ihm gegenüber, nach dem Wohlgefallen seines Willens, zum Lob der Herrlichkeit seiner Gnade, damit er uns begnadet hat durch den Geliebten, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, nach dem Reichthum seiner Gnade, welche er reichlich erwiesen hat gegen uns in allerlei Weisheit und Verständniß, indem er uns kundgethan hat das Geheimniß seines Willens nach seinem Wohlgefallen, welches er sich vorgesetzt hat bei sich selbst zur Verwendung des Vollmaßes der Zeiten, das alles, was im Himmel und auf Erden ist, zusammenzufassen in Christo.“

Der Apostel dankt hier im Namen aller Christen Gott, der da der Gott (1, 17.) und Vater JESU Christi ist, um all den reichen Segen, den er gerade durch Christum uns zugewendet hat. Das ist nicht irdischer, vergänglichlicher Segen, sondern geistlicher Segen, der im Himmel seinen Ort und Ursprung hat (*ἐν τοῖς ἐπουρανίοις*). V. 3. Der vornehmste Segen ist, daß wir an Christo haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden, daß Gott uns Gnade erwiesen, uns arme Sünder begnadet, angenehm gemacht hat durch den Geliebten. Dann aber hat Gott uns noch allerlei geistliche Gaben, Weisheit und Erkenntniß reichlich mitgetheilt. V. 7. 8.

Diesen Segen, der in der Zeit uns zugefallen, führt St. Paulus auf die ewige Wahl Gottes als eine letzte Ursache zurück: *καθὼς ἐξελέξατο ἡμᾶς ἐν αὐτῷ πρὸ καταβολῆς κόσμου*. Gott hat uns, eben die Personen, von denen der Apostel hier redet, mit denen er sich zusammenschließt, eben die, welche jetzt Christen sind, vor Grundlegung der Welt, also von Ewigkeit her schon sich erwählt, aus der verderbten Masse der Menschheit sich auserlesen, durch Christum, den Erlöser, fintemal auch wir von Natur arme Sünder sind, keiner Gnade werth. Er hat uns vorherbestimmt, *προορίσας*, zur Kindschaft durch JESUM Christum ihm gegenüber, nach dem Wohlgefallen seines Willens, zum Lob der Herrlichkeit seiner Gnade, also aus eitel Gnade. Das war Gottes ewiger Rath und Wille: wir armen Sünder sollten durch JESUM Christum und sein Blut seine lieben, wohlgefälligen Kinder werden und dann auch als solche heilig und unsträflich, in der Liebe

vor ihm wandeln. B. 4—6. Hier findet sich zum ersten Mal der im ganzen apostolischen Sendschreiben durchschlagende Begriff *υιοθεσια*, Rindschaft. Der faßt allen geistlichen, himmlischen Segen, den Gott von Ewigkeit uns zugebracht und der in der Zeit uns zugefallen, in sich. Wir sind und haben jetzt das, wozu wir schon vor Grundlegung der Welt erwählt sind. Indem wir durch Christi Blut erlöst und von Sünden gereinigt, indem wir begnadet sind durch den Geliebten, sind wir eben Gottes Kinder geworden, und als solche kennzeichnet uns Gott auch damit, daß er uns mit seinen Tugenden und Gaben ziert und schmückt.

Und in diesem Zusammenhang, wo er von der ewigen Wahl Gottes redet, aus welcher aller geistliche, himmlische Segen fließt, äußert sich der Apostel auch also, und auf eben diese Worte kommt es uns hier an: „indem er uns kundgethan hat das Geheimniß seines Willens nach seinem Wohlgefallen, welches er sich vorgesezt hat bei sich selbst zur Verwendung des Vollmaßes der Zeiten, das alles, was im Himmel und auf Erden ist, zusammenzufassen in Christo“. B. 9. 10. Die Weisheit und Erkenntniß, die Gott uns darreicht (B. 8.), schließt gerade auch das in sich, was Paulus hier namhaft macht. Gott hat uns kundgethan und thut uns kund das Geheimniß seines Willens, läßt dasselbe uns immer besser erkennen und verstehen. Es liegt ein Geheimniß vor, *μυστήριον*, von dem kein Mensch ohne Gottes Erleuchtung etwas weiß und versteht, das aber Gott nun aus lauter Gnaden uns offenbart hat, soweit es zu unserem Heil dienlich und förderlich ist. Dies Geheimniß betrifft den Willen Gottes. Gott will etwas, hat etwas gewollt, und das hat er uns kundgethan. Der Ausdruck „Geheimniß seines Willens“ wird durch den folgenden näher erklärt: *κατὰ τὴν εὐδοκίαν, ἣν προέθετο ἐν αὐτῷ*. Das Geheimniß des göttlichen Willens bringt das mit sich, *κατὰ*, daß es Gott uns kundthut, weil es eben uns und unser Heil betrifft. Aber hier wird nun der andere Ausdruck *εὐδοκία* substituirt, das heißt: „Wohlgefallen“, wie Harleß treffend erklärt: „huldreicher Beschluß“. Es handelt sich um einen Beschluß, Rathschluß des göttlichen Willens, der in Gottes Wohlmeinen, Liebe und Gnade wurzelt. Und eben dieses „Wohlgefallen“ hat Gott bei sich selbst sich vorgesezt, *προέθετο ἐν αὐτῷ*. Es ist ein fester, unumstößlicher Voratz Gottes.

Und welches ist denn der Inhalt dieses Geheimnisses des Willens Gottes, dieses göttlichen Rathschlusses und Voratzes? Das besagen die Worte: *ἀνακεφαλαιώσασθαι τὰ πάντα ἐν Χριστῷ* etc., „das alles zusammenzufassen in Christo“ 2c.

Gottes Wille, Beschluß, Voratz erstreckt sich auf das mit *τὰ πάντα*, *τὰ ἐπὶ τοῖς οὐρανοῖς καὶ τὰ ἐπὶ τῆς γῆς* bezeichnete Object: „das alles, was im Himmel und auf Erden ist“. Was ist damit gemeint? Gewiß nicht das All der Dinge, das Universum. Das liegt ganz außerhalb des Contextes. Und was sollte man sich unter der Zusammenfassung des Weltalls in Christo denken? Ebenfowenig führt der Text darauf, die gesammte

Menschheit ins Auge zu fassen. Nein, offenbar weisen die Ausdrücke „Geheimniß seines Willens“, „Wohlgefallen“, „Vorfaß“ auf die ähnlichen „Erwählung“, „Vorherbestimmung“, „Wohlgefallen seines Willens“ B. 4. 5. zurück; offenbar wird B. 4. 5. und B. 8. 9., wie denn auch weiterhin B. 11., ein und derselbe ewige Rath Gottes beschrieben. Das ist nach B. 4. 5. der Rathschluß der Erwählung zur Kinderschaft. Der Begriff „Kinderschaft“ zieht sich durch diesen ganzen Abschnitt hindurch. In eben diesen Rath Gottes öffnet der Apostel hier, B. 9. 10., einen neuen Einblick, daß wir ihn immer besser erkennen. Sonach verstehen wir unter τὰ πάντα alle Kinder Gottes. Und zwar weist St. Paulus nun zugleich auf die Kinder Gottes im Himmel hin, das sind selbstverständlich die heiligen Engel. Das alles, was sich im Himmel und auf Erden an Kindern Gottes findet, das ist es, wovon der Apostel hier redet. Eine Parallestelle, Eph. 3, 14. 15., bestätigt das Gesagte. Dort heißt es: „Deswegen beuge ich meine Kniee gegen den Vater, von welchem jedes Geschlecht (πατριά) im Himmel und auf Erden den Namen hat.“ Der Gleichklang von πατήρ und πατριά läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben. Πατριά ist das, was von einem Vater herkommt, also ein Geschlecht von Kindern, das von Einem Vater herkommt. Und nun redet der Apostel von verschiedenen πατριάι, Geschlechtern von Kindern, welche von Gott, dem himmlischen Vater her sich nennen, eben den Namen haben, daß sie πατριάι sind, also Gott zum Vater haben. Und da gibt es denn verschiedene Geschlechter von Gotteskindern im Himmel, das sind die verschiedenen Engelklassen, die verschiedenen Stufen der hierarchia coelestis, und verschiedene Geschlechter von Gotteskindern auf Erden, das sind die Kinder Gottes aus aller Welt Zungen, Völkern und Geschlechtern.

Das alles also, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, wollte Gott in Christo zusammenfassen. Das war der ewige Rath und Wille Gottes, das ist die neue Seite des göttlichen Mysteriums, die Gott uns kundgethan und die der Apostel hier aufdeckt. Das charakteristische Verbum ἀνακεφαλαιώσθαι ist nicht von κεφαλή, Haupt, sondern von κεφάλαιον, Summa, abgeleitet und bedeutet: auf eine einheitliche Summa bringen, verschiedene Posten in Eine Summa zusammenfassen.

Was der Apostel hiermit aussagt, gilt zunächst von den Kindern Gottes auf Erden. Dem äußeren Ansehen nach sind die Kinder Gottes, die gläubigen Christen durch die ganze Welt hin zerstreut, hier einer, dort einer, hier ein kleines Häuflein, dort ein größerer Haufen. Die meisten sind einander unbekannt. Und es scheint ein reiner Zufall zu sein, daß dieser oder jener arme Sünder sich zu Gott bekehrt und ein Kind Gottes wird. Doch das Ding hat noch eine andere Seite, auf welche der Apostel hier eben nachdrücklich hinweist. Dieser Zerstreung, Zerstückelung liegt Einheit, diesem scheinbaren Zufall, diesen scheinbar zufälligen Combinationen liegt Plan, Ordnung, System zu Grunde. Die über die Erde hin zerstreuten Kinder

Gottes bilden eine Einheit, Eine große Familie, sind das Hausgefinde Gottes. Und das hat Gott von Ewigkeit her so gewollt, geplant und geordnet. Der ewige Rathschluß der Erwählung zur Rindschaft besteht nicht nur darin, daß Gott einzelne verlorene und verlaufene Seelen aus der großen Masse herausgepickt hat, sondern Gott hat sich ein ganzes Volk aus der Welt auserlesen. Er hat die Einzelnen gleichsam als Posten Einer Summa angesehen und hat die ganze Summa in und mit den einzelnen Posten in der Ewigkeit schon festgestellt. Mit andern Worten: er hat sich eine ewige Kirche erkoren. Ja, hier setzt der Begriff „Kirche“ ein. Der Apostel beschreibt hier schon, wenn auch noch nicht dem Namen, so doch der Sache nach die Kirche Gottes. Die Kirche ist ihrem Wesen und Begriff nach nichts Anderes, als *ecclesia*, Zusammenfassung, Versammlung, *congregatio*, *communio*. Es ist die Versammlung, Gemeinschaft der Kinder Gottes oder der Heiligen. Cap. 1, 1. Und nun noch näher bestimmt: der Cötus der auserwählten Kinder. Das war der ewige Liebesgedanke und Liebeswille Gottes: ein großer Bund von Gotteskindern. Ja, schon vor Grundlegung der Welt, ehe Gott die Welt geschaffen, hat er seine Kirche, seine Gemeinde constituirte. Und was ist das nun für ein großer Trost für einen Christen, besonders wenn seine Vereinsamung, seine unscheinbare, verachtete Stellung in der Welt ihn schwer niederdrückt, daß er sich sagen darf und soll: Ich bin ein Glied und Posten eines großen Ganzen, des Volkes Gottes auf Erden, ein Glied der Kirche Gottes, ja, ein Glied der ewigen Kirche, welche in der Ewigkeit ihr Fundament hat und die daher bleibt und steht und zusammenhält, auch dann noch, wenn diese sichtbare Welt in tausend Stücke bricht.

Aber auch „das alles, was im Himmel“ ist, gehört in diese Einheit und Summa hinein, das wollte Gott mit dem, was auf Erden ist, zusammenfassen. Die Kirche Gottes ist die Zusammenfassung aller Kinder Gottes auf Erden, und ferner die Zusammenfassung der Kinder Gottes auf Erden mit denen im Himmel. Wenn wir gemeinlich von der Kirche reden, so denken wir zunächst nur an eine *societas* von Menschen. Und das ist schriftgemäß. Auch in unserm Briefe deutet das Wort *ἐκκλησία* für sich genommen auf die Versammlung, Gemeinschaft der Heiligen auf Erden. Aber im weitern Sinn, in ihrem ganzen, vollen Umfang betrachtet, ist die Kirche Gottes ein Bund, eine Verbindung sämmtlicher Kinder Gottes in der Menschen- und in der Engelwelt. Das lehrt St. Paulus ausdrücklich an unserer Stelle. Das war der ewige Liebesrath Gottes: eine einheitliche, große Familie von Gotteskindern auf Erden und im Himmel, von Kindern aus dem menschlichen Geschlecht, die Fleisch und Blut sind, Leib und Seele, und von Kindern geistiger, himmlischer Art und Natur, reinen Geistern, ohne Fleisch und Blut, die da stärker sind, als Fleisch und Blut, starken Helben, Fürstenthümern, Gewalten, Mächten, Herrschaften — beide Arten von Kindern glücklich und selig in der Gemeinschaft Gottes, ihres

Vaters, und als Kinder desselben Vaters aufs engste mit einander vereinigt. Die Summa von Kindern, die Gott von Ewigkeit her vor Augen steht, und die zahlreicher ist, als die Sterne des Himmels, als der Sand am Meer, hat ihre Posten im Himmel sowohl, als auch auf Erden. Die Kirche Gottes auf Erden ist zu allen Zeiten und an allen Orten die kleine Heerde, die ungläubige, gottvergeffene Welt der große Part. Da will uns oft der Muth sinken. Das scheint ein Mißverhältniß zu sein. Aber da sollen wir nur die Augen weit aufthun, unsern Blick in die unsichtbare Welt erheben und das große Contingent der Kinder Gottes im Himmel anschauen, das überschwänglichen Erfaß bietet für die arge, böse Welt, auf die wir einmal für immer verzichtet haben. Wie Gott in seinen Gedanken, schon in seinem ewigen Liebesplan seine Kinder im Himmel und auf Erden in Eins zusammenfaßt, so sollen auch wir Christen, wir Kinder Gottes auf Erden mit unsern Brüdern im Himmel im Geist uns zusammenschließen und nimmer vergessen, daß wir Gehülfen, Bundesgenossen zur Seite haben, die stärker sind, als die ganze Welt. Was nun die nähere Beziehung der Kinder im Himmel zu denen auf Erden betrifft, so wird uns ein späterer Passus des Briefes Gelegenheit geben, uns darüber zu äußern. Vorläufig wollen wir nur an das Eine und Nächstliegende denken. An den allermeisten Stellen, wo die Schrift die Engel erwähnt, gedenkt sie der Dienste, welche die Engel mit ihren himmlischen Kräften den Menschen auf Erden leisten. Diese Dienste kommen aber gerade den auserwählten Kindern zu gute. „Sind sie (die Engel) nicht dienstbare Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit?“ Hebr. 1, 13.

Das alles, was im Himmel und auf Erden ist, wollte Gott aber „in Christo“ zusammenfassen und hat es in Christo zusammengefaßt. Ja, in Christo. Das Kindesverhältniß, in welchem wir Christen zu Gott stehen, ist durch Christum vermittelt. Durch Christum, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden, welcher die Sünde, die uns von Gott scheid, aus dem Mittel gethan hat, sind wir Gottes Kinder geworden. Und so ist die Kirche, diese Gemeinschaft der Kinder Gottes, eine Familie von ursprünglich verlorenen, durch Christum aber geretteten und versöhnten Kindern. Die Idee der Kirche setzt nach dem Fall Adams ein. Im Paradies gab es noch keine Kirche, gab es noch nicht das Ding, was wir jetzt Kirche nennen und was die Schrift Kirche nennt. Aus dem gefallenen, verlorenen und verdamnten Geschlecht der Menschen, aus der Welt der armen Sünder hat sich Gott, schon von Ewigkeit her, ein Volk erwählt, dann durch Christum erlöst und durch Christi Geist geheiligt. Die Kirche ist *communio sanctorum*, das heißt, eine Gemeinschaft geheiligter Sünder. Und in Christo, dem Erlöser, sind die Kinder Gottes nun auch zusammengefaßt. Christus ist die Einheit, das Band, welches diese Gemeinschaft zusammenhält. Alle einzelnen Christen leben und weben und sind in Christo, ihrem Heiland und Erlöser. Sie sind eben noch arme

Sünder, wenn auch gerettete Sünder, haben noch täglich mit der Sünde zu kämpfen, die sie von Gott trennt, und darum flüchten sie sich täglich in Christum, in Christi Blut und Wunden, und also, in Christo geborgen, rufen sie ohne Unterlaß: Abba, lieber Vater! Und auch das Ganze, die Summa der Gotteskinder auf Erden, die Kirche Gottes ist in Christo verfaßt. Ja, Christus ist die Einheit, das Band der Kirche, das die einzelnen Glieder der Kirche mit einander verbindet. Wenn wir einem Mitmenschen, einem Mitsünder begegnen, der uns zunächst ganz fremd ist, und wir werden inne, daß er Christum kennt und weiß, daß er in Christo lebt, so fühlen wir uns alsbald ihm enge verbunden als Bruder in Christo, als Angehörigem der großen Familie der Kinder Gottes. Weil die Glieder der Kirche in Christo zusammengefaßt sind, darum reden wir von einer „christlichen“ Kirche und wissen von keiner andern Kirche Gottes auf Erden, als der christlichen Kirche.

Aber wie? Auch das, was im Himmel ist, auch die Kinder im Himmel mit den Kindern auf Erden „in Christo“ zusammengefaßt? In Christo, dem Erlöser? Was haben die Engel mit Christo, dem Heiland der Sünder, zu schaffen? Sie bedürfen doch keines Heilandes. Sie sind ja und waren je und je reine, heilige Geister. Die Kindschaft der Engel ist nicht durch Christum, den Erlöser, vermittelt. Sie sind Kinder von ihrer Erschaffung her. Sie nennen und preisen Gott ihren Vater als den Schöpfer der Geister. Wir können sagen, daß sie in dieser Beziehung hinter den Kindern aus dem Menschengeschlecht zurückstehen, ja, daß sie, obgleich sie im Himmel sind, dem Vater im Himmel nicht so nahe stehen, als die Kinder auf Erden. Die Engel wissen nichts um das einzigartige, zarte, innige Verhältniß, in welchem die verlorenen, aber geretteten Kinder der Menschen zu dem Vater Jesu Christi stehen. Sie wissen nicht, wie es einem armen, sündigen Menschen, der seinen Gott verloren hatte, aber in Christo wiedergefunden hat, zu Muthe ist, wenn er nun aus gepreßtem, geängstem Herzen dennoch Abba, lieber Vater! ruft. Wenn sie auch in höheren Weisen und höheren Chören Gott ihre Lieder singen, der Abbaruf ist ihnen fremd und unbekannt. Aber dennoch haben die heiligen Engel auch Beziehung zu der Heilökonomie. Dennoch haben die Kinder Gottes im Himmel auch ihren Posten in der großen Familie geretteter Gotteskinder, die in Christo zusammengefaßt ist. Haben sie doch gleich im Beginn der neutestamentlichen Aera den Sündern auf Erden die Geburt des Heilands angekündigt. Die Dienste, welche sie den erwählten Kindern auf Erden leisten, zielen auf das „in Christo“ ab. Die Engel stellen ihre Kräfte in den Dienst der Kirche Jesu Christi, helfen in ihrer Weise zur Erhaltung und Ausbreitung der Kirche, zur Rettung sündiger Menschen. Wie schon bemerkt, eine spätere Stelle des Epheserbriefes, auf die wir auch eingehen werden, sagt ausdrücklich von dem Verhältniß der Engelwelt zu der Kirche auf Erden.

Der vorliegenden apostolischen Aussage sind aber noch die Worte eingefügt: *εἰς οἰκονομίαν τοῦ πληρώματος τῶν καιρῶν*. Daß *πλήρωμα τῶν*

καιρῶν, die Fülle oder das Vollmaß der Zeiten ist die neutestamentliche Zeit, die mit der Erscheinung Christi im Fleisch angehoben hat. Vgl. Gal. 4, 4.: „Als aber die Zeit erfüllet war, ετε δε ηλθεν το πληρωμα του χρονου, sandte Gott seinen Sohn.“ *Οικονομία* bezeichnet in diesem Zusammenhang eine Handlung Gottes, bedeutet: „Verwaltung“, „Verwendung“. Auf die Verwaltung, Verwendung des Vollmaßes der Zeiten hatte es Gott mit jenem Geheimniß der Ewigkeit abgesehen. Gott, der Herr der Zeiten, wollte den neutestamentlichen Aeon dazu verwenden und brauchen und hat ihn dazu verwendet, jenen ewigen Rathschluß hinauszuführen. Wenn auch das große Werk Gottes, der Aufbau der Kirche, durch alle Zeiten hindurchgeht, so ist doch gerade die neutestamentliche Aera diesem Zweck gewidmet. Wenn auch die ganze Zeit der Welt dem ewigen Rath und Plan Gottes dienstbar ist, so ist doch gerade die neutestamentliche Zeit, in welcher das Evangelium von Christo durch alle Lande geht, dazu bestimmt, die Kinder Gottes von aller Welt Enden in Christo zusammenzufassen. Am Ende dieser Aera ist dann das Ziel erreicht, daß das alles, was Gott an Kindern im Himmel und auf Erden hat, in Eins zusammengebracht ist. So ist also die Kirche Gottes, die Kirche Jesu Christi das Geheimniß der Ewigkeit und das Geheimniß der Zeiten, das den Lauf der Zeiten bestimmt.

Der letzte Passus dieses ersten Abschnitts des Epheserbriefs bringt noch eine Näherbestimmung der Kirche Christi als der Zusammensetzung der Kinder Gottes aus dem menschlichen Geschlecht: „in Christo, durch welchen auch wir erkoren sind, indem wir vorher bestimmt sind nach dem Vorsatz dessen, der das alles ins Werk setzt nach dem Rath seines Willens, damit wir seien zum Lob seiner Herrlichkeit, die wir zuvor gehofft haben auf Christum, in welchem auch ihr, nachdem ihr gehört habt das Wort der Wahrheit, das Evangelium von eurer Seligkeit, und an ihn gläubig geworden seid, versiegelt seid mit dem Geist der Verheißung, dem heiligen, der da ist das Unterpfand unseres Erbes zur Erlösung des Eigenthums, zum Lob seiner Herrlichkeit“. B. 11—14.

Hier unterscheidet der Apostel zweierlei Arten von Gotteskindern auf Erden, die in Christo (ἐν τῷ Χριστῷ — ἐν αὐτῷ — ἐν ᾧ) eins sind, die einen, mit denen er sich selbst in dem ἡμᾶς zusammenschließt, die andern, die er mit ὑμεῖς anredet. Mit dem Ausdruck ἡμᾶς τοὺς προηλπικότας ἐν τῷ Χριστῷ weist er auf das alttestamentliche Bundesvolk, auf Israel hin, dem er selbst entstammte. Das war ja ein Characteristicum Israels, daß es zuvor, ehe Christus gekommen war, auf Christum hoffte. Mit dem ὑμεῖς, „ihr“, wendet er sich dann an die Kinder Gottes aus den Heiden. Die Kirche Christi ist eine Zusammensetzung von Juden und Heiden. Von diesen Weiden gilt gleichermaßen, daß sie in Christo sind. Der Gegensatz von Juden und Griechen, Juden und Heiden zieht sich durch alle apostolischen Schriften, „Juden und Griechen“, „Juden und Heiden“ war Bezeichnung der gesammten Menschheit. Die vertrug keinen einheitlichen Namen, weil sie eben in

zwei Theile gespalten war. Israel war von jeher ein Volk, das besonders wohnte. Die Juden sind zu allen Zeiten gleichsam ein widerstrebend Element, das sich nie völlig den andern Geschlechtern der Menschen eingliedert. Aber in Christo, in der Kirche Christi sind alle solche disparaten Elemente vereint. Die Kirche des Alten Bundes war auf das eine Volk, Israel, eingeschränkt, die Heidenwelt im Ganzen und Großen war ausgeschlossen. Mit Christo ist die Zeit der Heiden gekommen, jetzt wird die Kirche aus den Heiden gesammelt. Aber diese Kirche des Neuen Testaments schließt Israel nicht aus. Die Kirche Gottes erstreckt sich über die ganze Menschheit — und durch alle Zeiten. Der Ausdruck *τοὺς προηλπικότες ἐν τῷ Χριστῷ* umfaßt Alle, die vor der Erscheinung Christi auf Christum hofften, alle gläubigen Israeliten von den Tagen Moses, von den Tagen Abrahams an; ja er ist so weitschichtig, daß er auch die frommen Väter der ersten Zeiten, auch die zerstreuten Heiden, welche in den verschiedenen Perioden des alttestamentlichen Aeon dem Gott Israels die Ehre gaben und die Hoffnung Israels theilten, in sich begreift. Was je in der Welt an Auserwählten war, gehört in die Eine, christliche Kirche hinein, das ist und bleibt eins in Christo. Alle die frommen Kinder der alten Zeiten sollen wir zu den Unsern zählen. In der Welt wechseln die Generationen. Ein Geschlecht wird von dem andern abgelöst und vom Schauplatz verdrängt. Ein natürliches Volk der Erde, ein weltlich Reich umfaßt eine, oder, je nachdem man zählt, auch zwei Generationen. Die Völker und Helden der Weltgeschichte, welche vor unsern Tagen lebten, gehören, soweit sie eben nur dieser Welt angehörten, der Vergangenheit an, nur noch der Vergangenheit. Im Reich Gottes, in der Kirche Christi gibt es keinen solchen Wechsel und Wandel der Generationen. Die vergangenen und verstorbenen Geschlechter der Kinder Gottes sind damit, daß sie aus der Welt geschieden sind, nicht aus der Kirche ausgeschieden. Das Band, welches die Glieder der Kirche verknüpft, ist unauflöslich. Abraham, Isaak, Jakob und sie alle, die verstorbenen frommen Väter, leben Gott, Luc. 20, 38., und sind also, obgleich sie gestorben sind, noch lebendige Glieder der Kirche Gottes.

Auch in diesem Absatz gedenkt der Apostel wiederum einerseits des ewigen Rathschlusses Gottes, andererseits der Ausführung desselben in der Zeit. Nach der in der biblischen, wie in der profanen Gracität beliebten chiasmatischen Anordnung hebt er da, wo er von den Kindern des Alten Bundes sagt, insonderheit den ewigen Rath Gottes hervor, da, wo er die Heidenchristen anredet, insonderheit das, was Gott in der Zeit an denselben gethan, doch eben in der Meinung, daß beiderlei Prädicate beiden Subjecten zukommen, wie denn an erster Stelle der Ausdruck *προηλπικότες* ausdrücklich auf die Zeit hinweist, an zweiter Stelle der Begriff *περιποίησις* zugleich in die Ewigkeit zurückweist. Was in der Ewigkeit zurückliegt, beschreibt Paulus hier mit den Worten: *ἐν ᾧ καὶ ἐκκληρώθημεν προορισθέντες κατὰ πρόθεσιν τοῦ τὰ πάντα ἐνεργούντος κατὰ τὴν βουλὴν τοῦ θελήματος αὐτοῦ.*

Wir fassen ἐκληρώθημεν mit Hofmann, Cremer und Andern in der in der Profangraticität üblichen Bedeutung, „erlösen“, „erküren“. Dazu stimmt am besten die Näherbestimmung. Wir sind erkoren, „indem wir vorher bestimmt sind nach dem Vorfaß dessen, der das alles ins Werk setzt nach dem Rath seines Willens“. Die ewige Erkürung und Vorherbestimmung, auf welcher alle Gotteskindschafft, auf welcher die Kirche Gottes, und nicht nur die des Alten Bundes, sondern die Kirche überhaupt, beruht, ist einerseits der βουλή, dem Rath des Willens Gottes gemäß geschehen. Der Aufbau, die Zusammensetzung der Kirche ist keiner plötzlichen, willkürlichen, unreifen Idee, sondern dem wohlbedachten Rath Gottes entsprungen und also ein Denkmal der göttlichen Weisheit. Andernseits wird die ewige Erwählung auch hier als πρόθεσις characterisirt und zugleich angegeben, was dem göttlichen Vorfaß characteristisch ist. Es ist der Vorfaß dessen, der das alles, was er sich vorgenommen, auch wirklich hinausführt und ins Werk setzt. Ein Mensch nimmt sich viel vor, was nicht hinausgeht, was dann fehlschlägt. Was Gott dagegen sich vorgefaßt hat, das geschieht auch gewißlich. Gottes Vorfaß ist unfehlbar. Und so ist die Kirche Gottes, die auf diesen Vorfaß aufgebaut ist, unwandelbar, kann nimmer untergehen und kein Glied der Kirche kann dieser Gemeinschaft je wieder entfallen. Der ewigen Erwählung und Prädestination, dem ewigen Rath und Vorfaß gemäß hat Gott zunächst in der Zeit des Alten Bundes sich ein Volk gesammelt. Er hat die Verheißung gegeben, und Alle, welche derselben glaubten und auf den verheißenen Christus hofften, bilden die Kirche des Alten Bundes, den Grundstock der Kirche Christi. Daran schließt sich nun, seit Christus erschienen, die Kirche aus den Heiden an. Gott hat jetzt das Evangelium von Christo gesandt, und viele Heiden haben schon zu Pauli Zeit dasselbe gehört und geglaubt. Und die gläubigen Heiden bilden, mit den gläubigen Kindern des Alten Bundes zusammen, die περιποίησις, B. 14., das ist Eigenthum, ἡ ἑρμ, sind das Eigenthumsvolk, das Gott sich schon von Ewigkeit zu eigen erkoren hat. Ja, der Begriff „Glaube“ tritt hier jetzt ausdrücklich in die apostolische Rede ein. Von den Heidenchristen, welche der Apostel anredet, heißt es, daß sie an Christum gläubig geworden sind, πιστεύσαντες, B. 13. Und das „Zuvorhoffen“, προηλπικέναι des alttestamentlichen Bundesvolkes, B. 12., erscheint auch, in seiner Verbindung mit ἐν τῷ Χριστῷ (nicht εἰς τὸν Χριστόν), als echter Glaube. Die Hoffnung Israels ruhte auf Christo, war nichts Anderes als Glaube, der aber eben noch den zukünftigen Christus zum Object hatte. So definiren wir die Kirche ganz schriftgemäß auch als die communio credentium, als die Gemeinde der Gläubigen. Durch den Glauben sind wir ja mit Christo verbunden und durch den Glauben Kinder Gottes geworden. Es ist der Sache nach dasselbe, ob man von einer Zusammenfassung aller Kinder Gottes in Christo oder von einer Gemeinschaft der Gläubigen redet.

Schließlich erinnert der Apostel in diesem Zusammenhang auch noch an das Ende, die Vollendung der Kirche. Er nennt das Wort der Wahrheit,

das Evangelium von Christo, welches die Heiden vernommen und geglaubt haben, das Evangelium von ihrer Seligkeit, B. 13. Das Ende des Glaubens ist die Seligkeit, ἡ σωτηρία, das vollendete Heil. Die Kinder Gottes haben „den Heiligen Geist“, kraft dessen sie Abba, lieber Vater, rufen, und dieser Geist heißt hier „ein Geist der Verheißung“. Was derselbe den Gläubigen verheißt, ist „das Erbe“, B. 14., das Erbtheil der Heiligen droben im Licht, das Erbe der Kinder. St. Paulus schreibt τῆς κληρονομίας ἡμῶν, „unser Erbe“, indem er sich hier wieder mit allen Kindern Gottes aus Israel und den Heiden zusammenschließt. Der Heilige Geist, der in uns ist, weist zugleich auf die künftige „Erlösung“ hin. Gott wird seine Kinder, die hienieden schon an Christo die Erlösung durch sein Blut haben, dereinst von den letzten Resten der Sünde und von allem Uebel erlösen, sie aus der Fremde ausführen, in das Vaterhaus, die himmlische Heimath einführen, und dort haben sie dann Theil an allen Gütern des Hauses Gottes, an Gottes Seligkeit und Herrlichkeit, sind Erben Gottes, Miterben Christi. Der Heilige Geist, welcher uns dieses selige Ende vor Augen stellt, wird „Unterpand“, ἀρραβών, unsers Erbes genannt, und es wird hervorgehoben, daß wir mit diesem Geist versiegelt sind, ἐσφραγισθητε. Die Seligkeit ist uns also gewiß, kann uns nicht entgehen. Gott bewahrt seine Kinder auf Erden durch seinen Geist zu ewigem Leben. Das alles gilt aber nicht nur von den einzelnen Christen, sondern von der ganzen, großen Familie der Kinder Gottes, von der Einen, heiligen, christlichen Kirche. Der Apostel gebraucht gerade in diesem Zusammenhang den Ausdruck περιποίησις, „Eigenthumsvoll“. Das Volk, welches Gott sich vor Grundlegung der Welt zum Eigenthum erkoren und in der Zeit der Welt aus allen Geschlechtern der Erde, aus Juden und Heiden sammelt, versiegelt und verwahrt er auch für das bestimmte Ziel, und zuletzt wird er es aus dieser Welt erlösen, und dort in jener Welt erscheint es dann offenbarlich als das, was es ist, als Gottes theuerster, edelster Besitz, als ein schöner Zierrath, als Krone in Gottes Hand. Und eben aus tausend und aber tausend köstlichen Perlen und Juwelen ist diese Krone zusammengesetzt. Löhne beginnt seine „Drei Bücher von der Kirche“ mit der Beschreibung der himmlischen Seligkeit und wirft dann die Frage auf: „Aber wie, wenn ich allein, kein Anderer außer mir diese Seligkeit genießen sollte?“ und gibt die Antwort: „Allein, nein, allein möchte ich gar nicht selig sein.“ Der Glaube eines Christen hienieden verlangt nach Genossen des Glaubens, und dann droben im Himmel wollen wir auch Genossen unserer Seligkeit haben. Freude auf Erden, die Einer allein genießen soll, die er nicht mit Andern, die er lieb hat, die ihm nahe stehen, theilen darf, ist eine gedämpfte, ja sehr zweifelhafte Freude. Und so gehört es zur Seligkeit eines vollendeten Gotteskinds, daß es zugleich mit den andern Gotteskindern des himmlischen Theils und Erbes sich freut. Die müden Erdenpilger verlangt nach der ewigen Ruhe, der Ruhe in Gott, aber eben nach der Ruhe, die dem Volke Gottes vorhanden ist. Gott selbst ist dort

unser Theil und Erbe. Die Seligkeit ist vollendete Gemeinschaft mit Gott, unserm Vater, und Christo, unserm Bruder und Erlöser. Wir sollen und werden Gott schauen, zugleich aber wird unser verklärtes Auge die große Schaar derer erblicken, welche überwunden haben durch des Lammes Blut und nun weiße Kleider, Palmen und Kronen tragen. Und dann wird unser Mund voll Jauchzens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Auch auf diesen finis ultimus des Glaubens, wie der Kirche aller Gläubigen, die Ehre Gottes, das Lob der Ewigkeit weist unser Text noch hin, mit den Worten: „auf daß wir seien zum Lob seiner Herrlichkeit“, V. 12., und: „zum Lob seiner Herrlichkeit“, V. 14. Schon hienieden verkündigt die Kirche mit ihrem Sein, mit ihrer bloßen Existenz das Lob der Herrlichkeit Gottes, der eine solche Kirche gestiftet hat und noch erhält. Und in der seligen Ewigkeit, wenn das alles, was Gott an seiner Kirche gethan, Erwählung, Sammlung, Bewahrung, Vollendung der Kirche vor Aller Augen offenbar ist, wird die Kirche erst recht die Ehre Gottes predigen. Und zwar nicht nur durch ihre herrliche Erscheinung, sondern auch mit lauter Stimme. Aber eben nicht aus einem einzigen Mund, sondern aus dem Mund von Myriaden seliger Gotteskinder wird das Lob und Lied der Ewigkeit daherbrausen, wie das Rauschen großer Wasser. Ja, und dann ist auch das, was im Himmel, die Engelwelt, mit den Kindern, die von der Erde, aus der Welt für den Himmel gewonnen sind, erst recht, in vollkommenem Maß, in Eins zusammengefaßt — in Christo. Die seligen Engel singen mit den seligen, geretteten, vollendeten Kindern der Erde in alle Ewigkeit das Lied des Lammes, das Lied von der ewigen Erlösung.

G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Studie über den Kreuzestod unsers HErrn.

(Fortsetzung.)

Gott hat das Todesleiden seines Sohnes durch die Propheten angekündigt. Um das zu beweisen, müssen wir nicht etwa wenige spärliche Andeutungen mit vieler Mühe herbeisuchen. Die Propheten handeln an vielen Stellen und mit deutlichen Worten von der Passion Jesu, ja, die ganze gottesdienstliche Einrichtung des alten Testaments, sonderlich der Opfercultus, deutet auf Christi Opfertod. Bei der Verklärung auf dem Berge erschienen Moses und Elias in Klarheit und redeten mit Jesu, dem Verklärten, „von dem Ausgang, welchen er sollte erfüllen zu Jerusalem“, Luc. 9, 31., also von seinem Todestampf und von seinem Auferstehungsfieg. Und Moses und die Propheten, von denen hier Elias als der größten einer erschien, haben schon in den Tagen ihrer irdischen Wallfahrt von diesem Ausgange Jesu zu Jerusalem gezeugt. Um den Cleophas und seinen

Genossen auf dem Wege nach Emmaus zu überzeugen, daß Christus leiden mußte, fing der Auserwählte an „von Mose und allen Propheten, und legte ihnen alle Schriften aus, die von ihm gesagt waren“. „Der Herr nimmt Sprüche aus Mose, Propheten und Psalter, und verkärt dieselben, daß sie die Schrift verstehen. Also wird uns auch geschehen: wenn wir die Schrift mit Ernst handeln, so werden wir Christum recht erkennen, wie er unsere Sünde getragen.“ (Luther, Hauspost.) Es dient aber der Klarheit, wenn man zu einer Zeit nur eine oder etliche Hauptstellen aus diesen Weissagungen genau betrachtet, statt viele Stellen nur oberflächlich zu berühren, wie denn auch Luther in der Predigt am Oftermontage den einen Spruch 1 Mos. 3, 15. ausführlich behandelt, nachdem er auf die Frage: „Was wird Christus aus Mose eingeführt haben?“ als Antwort die Vermuthung ausgesprochen hat: „Ohne Zweifel die erste Verheißung der Gnade, welche Gott Adam und Eva gegeben hat nach dem Fall.“

In dieser ersten evangelischen Verheißung wird auch des Todesleidens Jesu gedacht. „Du“ (Schlange) „wirft ihn“ (den Samen des Weibes) „in die Ferse stechen“. „Dieser Spruch hat Christo zur Zeit seines Leidens ins Herz geklungen. Denn er war jetzt in die Stunde gekommen, daß er . . . der alten Schlange, dem Teufel, den Kopf zertreten sollte . . . mit seinem Leib und Leben, daß er den Teufel lasse über sich herlaufen und allen seinen Grimm und Zorn auf sich ausgießen.“ (Luther, Hauspost., St. L. XIII, 1861.) „Das Kreuz Christi ist schon in das Paradies eingepflanzt. Das haben die Sünder aus dem Paradies mit herausgenommen.“ (Stöckhardt, „Adventspr.“, S. 9.) Der bildliche Ausdruck „in die Ferse stechen“ entspricht den äußeren Umständen in der Geschichte des Falles der ersten Menschen, ebenso wie der andere Ausdruck: „derselbe soll dir den Kopf zertreten“. Im Grundtext steht dasselbe Zeitwort für „stechen“ und „zertreten“. Beide, der Weibesame und die Schlange, werden verwundet und verwundet werden. Wenn man einer Schlange den Kopf zertritt, so hat man ihr den Garaus, sie für alle und für immer unschädlich gemacht; dabei mag es aber wohl geschehen, daß die Schlange noch zuletzt dem Fuß, welcher ihr den Kopf zermalmt, eine empfindliche Wunde beibringt. Und nun sagt Gott, daß eben eine solche Wunde dem Ueberwinder der höllischen Schlange nicht erspart bleiben soll. Aber es soll nur ein Fersenstich sein. „Haec differentia hic observanda, quod serpenti quidem caput conterendum fuerit, semini mulieris solum calcaneus.“ (Calov.) Diese erste evangelische Verheißung läßt keinen Zweifel am Erfolg. „Quia caput salvum est, calcaneus tantum conteretur, paevalebit in hac pugna, e passione et morte emerget et victoriam reportabit.“ (Calov.) Der heftige Kampf des Weibesamens führt zum entscheidenden, endgültigen Sieg und zum Gericht über den Teufel, den Mörder der Menschen. Was für die Menschen eine frohe Botschaft, das erste Evangelium ist, das ist für den Teufel die Ankündigung des Straf-

urtheils Gottes; durch den Kreuzestod Christi ist „der Fürst dieser Welt gerichtet“, Joh. 16, 11. „Dieses ist der Text, welcher Adam und Eva lebendig gemacht und aus dem Tode wieder zum Leben erweckt hat, welches sie durch die Sünde verloren hatten.“ (Luther, I, 240.) Für alle, die es nun mit diesem Weibessamen halten, ist die Schlange unschädlich geworden. Wir bitten: „Tritt den Satan, starker Jesu, unter unsern schwachen Fuß.“ Der Apostel wünscht den Christen: „Der Gott des Friedens zertrete den Satan unter eure Füße in kurzem. Die Gnade unsers HErrn Jesu Christi sei mit euch“, Röm. 16, 20. Diese christliche Bitte, diesen apostolischen Wunsch erhört und erfüllt der Schlangentreter, von welchem schon unsere ersten Eltern auf Grund der ersten Verheißung erkannten, daß er zugleich Gott und Mensch, ein „Mann“ und „Jehova, der HErr“, sei, 1 Mos. 4, 1.

Eine andere Weissagung vom Tode Jesu, die wir hier ins Auge fassen wollen, findet sich im 22. Psalm. Der Bösewicht David Friedrich Strauß nennt diesen Psalm das Programm der Passion Christi. Er will damit sagen, die Evangelisten hätten viele Züge aus diesem Psalm in die Passionsgeschichte eingetragen. So frappant ist für diesen gottlosen Menschen die Uebereinstimmung von Weissagung und Erfüllung. Wir können aber sehr wohl diesem Lästler das Wort aus dem Munde nehmen und sagen: Ja wohl, in diesem Psalm hat Gott selbst das Programm der Passion aufgestellt, und genau nach diesem göttlichen Programm ging das Todesleiden Jesu vor sich. Leider wollen in unserer Zeit selbst viele christliche, lutherische Ausleger in diesem Psalm keine unmittelbare Weissagung von Jesu erkennen; dieser „Psalm Davids“, B. 1., soll zunächst von Erlebnissen Davids handeln und nur vorbildlich auf Christum deuten. Diese Ausleger bewundern die Weisheit Gottes, der es so gefügt habe, daß David ein so auffälliger Typus des großen Davidssohnes gewesen sei; nicht der Psalm, sondern der Lebens- und Leidensgang Davids, von dem dieser Psalm berichte, sei das Wunder göttlicher Führung und ein großartiger Beweis für die Wahrheit des Christenthums. So schreibt z. B. Delitzsch: „Der Gott, der die Geschichte zu vorbildlicher Darstellung des künftigen Heils gestaltet, ist nicht minder preiswürdig als der, welcher seine Heilsgedanken dem Menschengesitt mittheilt und da zum Worte prophetischer Verkündigung werden läßt. Daß der göttliche Liebestathschluß unserer Erlösung dergestalt in die Geschichte freier Wesen Abbilder seiner selbst hineinwirkt, ist eine Thatfache, die uns zur Anbetung hinreißt. Der Beweis für die göttliche Wahrheit des Christenthums, welcher aus dieser harmonia praestabilita¹⁾ seiner Vorgeschichte und seiner Erfüllungsgeschichte hervorgeht, ist

1) Das ist, vorherbestimmte Uebereinstimmung. Es ist dies ein Kunstausdruck der Leibnizschen Philosophie: „It is Leibnitz's famous doctrine of preestablished harmony, in virtue of which the infinitely numerous independent substances of which the world is composed are related to each other and form one universe.“ (Encycl. Brit., sub tit. Leibnitz.)

so großartig als der aus seinem gleichen Verhältnisse zur Prophetie.“ Aber so richtig und erbaulich diese Erwägungen sind, wenn es sich wirklich um Vorbilder und um vorbildliche Ereignisse handelt, so irrig und darum auch wahrer Erbauung hinderlich sind sie, wenn durch dieselben eine so klare, directe Weissagung von Christo, wie sie im 22. Psalm vorliegt, den Christenherzen als solche geraubt wird.

Man gibt damit auch eine scharfe Waffe gegen den Unglauben der Juden und ein vortreffliches Mittel zur Bekehrung eines zum Alten Testament sich bekennenden Juden aus der Hand. Calov schreibt gegen Grotius, der auch mit Calvin die Ansicht vertrat, daß dieser Psalm sensu literali von David und nur sensu sublimiore von Christo handele: „Quid tandem pro convertendo Judaeo supererit, si verba illa ita detorta fuerint, quibus Judaei unice constringi poterant?“ Christus sagt selbst Luc. 24, 44. gerade auch von den Psalmen, daß in denselben von ihm geschrieben worden sei, und daß auch dieses in den Psalmen Geschriebene habe erfüllt werden müssen. Wir reden daher mit Recht auf Grund des Zeugnisses Jesu von messianischen Psalmen. Welcher Psalm soll aber noch messianisch sein, wenn es dieser 22. nicht ist, von dem Johannes ausdrücklich, Cap. 19, 24., bezeugt, daß er an dem gekreuzigten Jesu erfüllt wurde, und aus dem Hebr. 2, 12. Worte angeführt werden als directe Rede Jesu: Er (Jesus) „spricht: Ich will verkündigen deinen Namen meinen Brüdern, und mitten in der Gemeinde dir Lob singen.“ (Pfl. 22, 23.)

David hat in seiner ganzen Leidenscarriere weder dieselben noch auch so große und so viele Widerwärtigkeiten erfahren, wie diejenigen sind, über welche der Leidende im 22. Psalm klagt. Justinus Martyr schreibt in seiner ersten Apologie (§ 35), indem er auf das Durchgraben der Hände und Füße, B. 17., und auf die Verlosung des Gewandes, B. 19., hinweist: „Ὁ μὲν Δαβὶδ ὁ βασιλεὺς καὶ προφήτης ὁ εἰπὼν τὰυτὰ, οὐδὲν τούτων ἐπάθεν — David, der König und Prophet, der dieses geredet hat, hat nichts dergleichen erlitten.“ Das wissen ja auch jene Ausleger, die hier nur eine typische Weissagung sehen wollen, sehr wohl, aber durch eitle Künste suchen sie ihre Erklärung zu retten. Delitzsch schreibt: „David der Leidende schaut . . . vermöge des Geistes . . . sich in Christo.“ David ist der Leidende und Klagende nach dieser Auslegung, aber durch Wirkung des Geistes Gottes gewinnt er in den eigenen Leiden eine Ahnung von der künftigen Passion des Messias. Noch weit schlimmer ist die Weise, in der Rebe die typische Deutung plausibel zu machen sucht. Er schreibt (Leidensgesch. II, 227): „David, ergriffen von dem Heiligen Geiste, redet in einer solchen überschwänglichen Weise von den Leiden, welche ihm trotz seiner Gerechtigkeit zugestoßen sind, daß seine hyperbolische Darstellung über seine eigenen Widerfahrnisse weit hinausgeht und nur in den Leiden seines Sohnes zu ihrem Rechte gelangt.“ Nach dieser Erklärung hat also David im 22. Psalm über eigene Leiden in übertriebener Weise geklagt. Zu diesen Uebertrei-

bungen ist David aber nicht gekommen, wie wenn sonst ein Christ sein Kreuz überschätzt und in maßlose, sündliche Klagen über dasselbe ausbricht, sondern dem David hat der Heilige Geist die Hyperbeln eingegeben, und — das ist nun das Wunderbare — Gott hat es so gefügt, daß diese Hyperbeln in Christo Wahrheit geworden sind; im Davidssohne ist zu seinem Rechte gelangt, was der Urahn David unter dem Druck des Geistes zu viel gesagt hat. Das ist eine vielleicht unbewußte Entheiligung des Namens, Geistes und Wortes Gottes. Luther sagt zum 22. Psalm: „Vor aller andern Schrift deutet“ dieser Psalm „Märlich Christi Marter am Kreuz. . . Solches Gleichen findet man so klar nirgend in andern Propheten, und ist auch der Hauptpsalmen einer.“ (IV, 147.) „Das ist der Hauptpsalmen einer vom Leiden Christi. Denn es ist kein anderer Psalm zu finden, der das Leiden Christi so klar beschreibt, als dieser.“ (l. c., 1530. Vgl. Hauspost. XIII, 1862.) „Man muß glauben, daß in diesem ganzen Psalm Christus als Mensch rede.“ (IV, 1240.) „Auf das gewisse Zeugniß des Evangelii hin halten wir daran fest, daß dieser ganze Psalm von Christo geredet sei.“ (l. c., 1284.) „Ich lasse nicht zu, daß irgend ein Theil dieses Psalms von Christo in der Person seiner Glieder gesagt sei, was viele der Väter behauptet haben,¹⁾ sondern ich will alles auf die eigene Person ziehen.“ (l. c., 1245.) Auch bei solchen Stellen dieses Psalms, wo man geneigt wäre, einen Wechsel der Personen anzunehmen, die Worte des Psalms nicht mehr als directe Rede Jesu, sondern als eine Aussage Davids über Christum aufzufassen, widersteht Luther einer solchen Exegese und hält daran fest, daß es ipsissima verba Christi sind. So zu B. 28.: „Wiewohl es scheinen könnte, als ob dieser Vers von dem Propheten, nachdem er die Person geändert habe, von Christo“ (= über Christum) „geredet sei, so wollen doch wir die Person nicht ändern, . . . wollen dafürhalten, daß noch der Mensch“ (Christus) „rede.“ (IV, 1342.) Selbst B. 30—32., wo ja offenbar von Christo in der dritten Person geredet wird („Vor ihm werden Kniee beugen. . . Er wird einen Samen haben; . . . vom HErrn wird man verkündigen. . . Sie werden seine Gerechtigkeit predigen, . . . daß er's thut“), nimmt Luther nur einen grammatischen Wechsel der Personen an und läßt Christum in der dritten Person von sich reden. „Wir wollen eine Aenderung der Person nicht zulassen, sondern annehmen, daß Christus bis ans Ende rede, der im Evangelio öfters von sich in der dritten Person redet, als Joh. 3, 16. Matth. 23, 8. f. Joh. 3, 13.“²⁾ (IV, 1345.)

1) Ähnlich wie Hengstenberg Leiden und Klagen dessen, der im 22. Psalm redet, auf die Person des „idealen Gerechten“ bezieht; in David soll sich das eigene Bewußtsein zu dem Bewußtsein seines Stammes (also der Kirche mit ihrem Haupte, Christo) erweitert haben.

2) In dem Gespräch mit Nicodemus, Joh. 3, geht die Rede auch plötzlich aus der ersten in die dritte Person über. Vgl. B. 12. 13.

An dieser Auslegung des 22. Psalms haben die großen Lehrer unserer Kirche festgehalten. **Balms** schreibt im Namen aller alten lutherischen Theologen, indem er ihre Ueberzeugung kurz zusammenfaßt: „Asserimus, hunc psalmum ad literam, primo, proprie et absque ulla allegoria, tropologia et *ἀναγωγή* integrum et per omnia de solo Christo exponendum esse.“ „Es schwindet hier gleichsam ganz der Unterschied zwischen Weissagung und Erfüllung. In diesem Psalm, welcher tausend Jahre vor der Erscheinung Christi im Fleisch gedichtet ist, lesen wir die Festgeschichte des Charfreitags.“ (Stöckhardt, „Passionspr.“, Anh., S. 4.) Freilich wird ein demüthiger Christ bei dem Forschen in diesem Psalm sich seiner Schwäche, ein demüthiger Theologe bei der Erklärung dieser Prophetie sich seiner Untüchtigkeit recht bewußt werden. **Luther** schreibt: „Ich unterliege unter den Worten dieses Psalms, fasse sie auch nicht genugsam, und wenn ich sie auch fassen könnte, so könnte ich es doch nicht genugsam vortragen.“ (IV, 1240.) Ueber das, was er von der Gottverlassenheit zu Ps. 2. geschrieben hat, urtheilt er acht Jahre später: „Ich habe . . . davon viel geschrieben; aber was ich erlangt habe, weiß Gott. Es kann eines Menschen Herz dies nicht begreifen noch verstehen, es ist zu eng dazu.“ (IV, 1531.)

Was sagt nun dieser Psalm von dem Kreuzestode unsers HErrn aus? Der Tod wird ausdrücklich erwähnt; das übermenschliche Leiden endigt mit dem Tode, der Leidende wird in des Todes Staub gelegt, Ps. 16. Und zwar ist dieser Tod ein gewaltsamer, das Schwert kommt über ihn. Ps. 21.: „Errette meine Seele vom Schwert“, „das ist, von der Gewalt derer, die das Schwert führen“. (Luther, IV, 1541.) Er ist von der Obrigkeit, der Trägerin des Schwerts, zum Tode verurtheilt worden. Er ist unschuldig vor Menschen, Ps. 9., und vor Gott, Ps. 10. f.; er weiß sich frei von aller Sünde, er liefert eben jetzt den stärksten Beweis für seine Sündlosigkeit durch sein Verhalten im Leiden. In seinem reinen, gottergebenen Herzen steigt kein Gedanke des Murrens wider Gott auf, er wird nicht wankend in seinem Gottvertrauen, er läßt nicht ab, zu Gott zu flehen, er läßt nicht von Gott, den er auch in der Nähe der Angst, Ps. 12., und trotz der Ferne der Hülfe, Ps. 2., seinen Gott nennt. Es ist ein vor Gott und Menschen unschuldiger Mann zum Tode verurtheilt worden. Die Menschen hassen ihn, sie sind ihm tödlich feind, sie verspotten ihn wegen seiner Unschuld und Frömmigkeit, sie lecken wie Raubthiere nach seinem Blute und stürzen sich wie wilde Bestien auf ihn; es sind große Farren, fette Ochsen, brüllende und reißende Löwen, Hunde, der Bösen Rotte, Einhörner, das ist, die Obersten des Volkes Gottes, und die große Masse des Volkes, heidnische Mächthaber und ihre Werkzeuge, rohe Kriegsknechte, die seine Ermordung beschließen, planen und ausführen. Bei den Menschen ist keiner, der ihm helfen könnte, Ps. 12., er fühlt sich völlig vereinsamt, Ps. 21. „Meine

Einsame', das ist, mich, der ich einsam bin." (Luther, IV, 1541.) Die Hölle selbst, der höllische Löwe hat den Rachen wider ihn aufgesperrt; der Fürst dieser Welt, Joh. 14, 30., wüthete in dieser bösen Rotte wider den Heiligen und Gerechten. Aber die letzte Ursache und damit auch die schauerlichste Tiefe dieses Todesleidens beschreibt er mit den Worten: „Du“ (Gott) „legest mich in des Todes Staub“, V. 16. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Auch von dir erlange ich keine Hülfe. „Ich heule, aber meine Hülfe ist ferne“, V. 2. Ich rufe Tag und Nacht, „so antwortest du nicht“, V. 3. Während du sonst deinen Kindern, die auf dich hofften, geholfen hast, daß sie nicht zu Schanden wurden, während du errettet hast, die zu dir schriehen, während du sonst unter dem Lob Israels wohnest, da von deinen Kindern für deine gnädige Errettung dir Dankopfer gebracht werden, machst du es mit mir anders, lässest du mich ein Spott der Leute und Verachtung des Volkes werden, so daß es unter Menschen unerhört ist, was ich leiden muß. „Ich bin ein Wurm und kein Mensch“, V. 7.

Noch auf einen vor andern bemerkenswerthen Umstand in dieser Weissagung müssen wir achten: es wird hier die Art der Hinrichtung, der Kreuzestod, mit den begleitenden Umständen so deutlich wie sonst nirgends im Alten Testament angezeigt, V. 17—19. „Sie haben meine Hände und Füße durchgraben.“ Mit „durchgraben“ ist das hebräische Wort *kaari* übersetzt; die Septuaginta übersetzt es mit *ῥομφαία*, die Vulgata mit *fodiunt* (also beide wie Luther); in der englischen Bibel lautet der Vers: „They pierced my hands and my feet.“ Alte jüdische Ausleger haben das Wort *kaari* zerlegt in die Partikel *ka* = wie, und das Hauptwort *ari* = Löwe, so daß man V. 17. übersetzen müßte: „Der Bösen Rotte hat sich um mich gemacht, wie ein Löwe meine Hände und Füße.“ Die letzten Worte sollen durch das Bild vom Löwen das wüthende Umringen der Feinde veranschaulichen. Diese jüdische Erklärung haben moderne christliche Exegeten sich angeeignet. „Dieser unsinnige Gedanke, daß ein Löwe im Singular¹⁾ . . . Hände und Füße eines Menschen umringt, will neueren Schriftgelehrten besser behagen, als die hehre, einfältige Aussage von dem bitteren Wehe, welches die Menschen dem heiligen, unschuldigen Leibe des Herrn angethan haben.“ (Stückhardt, „L. u. W.“, 37, S. 43.) Luther führt aus, daß die Grammatik nicht wider unsere Uebersetzung ist, daß aber der Sinn und die Erfüllung für unsere und gegen jene Deutung spreche. Daß Luther mit dieser Behauptung in Bezug auf die Grammatik recht hat, ist daraus zu ersehen, daß auch Gesenius im „Lehrgeb. der hebr. Spr.“, S. 401 u. 526, das Wort *kaari* grammatisch und lexikalisch genau wie Luther auffaßt und übersetzt. Die Marter der Kreuzigung wird V. 18. beschrieben: „Ich möchte

1) De Wette setzt allerdings den Plural: „wie Löwen“, aber das ist Willkür.

alle meine Beine zählen.“ Aehnlich schon B. 15.: „Alle meine Gebeine haben sich zertrennet.“ Die Kreuzigung war mit furchtbaren Schmerzen für den Leib, für alle Glieder des Leibes verbunden, der Leib ging gleichsam in Stücken aus einander. Zur Leibesmarter fügten die Menschen dem HErrn, auch als er schon am Kreuze hing, Kränkungen der Seele, Spott und Hohn, hinzu: „Sie aber schauen, und sehen ihre Lust an mir“, B. 18. Den Reinen und Heiligen haben sie seiner Kleider beraubt; entblößt hängt er am Kreuze und muß sehen, wie sie seine Kleider unter sich theilen und um sein Gewand das Los werfen, B. 19. Von dem zweiten Theil des Psalms, der den Sieg, die Auferstehung des HErrn und seine ewige Herrschaft und Herrlichkeit beschräbte, sehen wir hier ab, wollen aber doch das allerletzte Wort, B. 32., zum Schluß ansehen: „daß er's thut“, hebräisch: *ki asah* = er hat es gethan, vollbracht, ausgerichtet. Das ist ein majestätisches Wort am Schluß. Wie das erste Wort dieses Psalms, B. 2., das Wort unbeschreiblichen Wehes, so hat unser Erlöser aber auch dieses letzte Wort, das Wort unermesslicher Freude, am Kreuz laut ausgerufen: *τετέλεσται, consummatum est*, es ist vollbracht, Joh. 19, 30.

Auf die herrlichste Weissagung von dem Todesleiden unsers HErrn aus den Propheten, auf das 53. Capitel des Propheten Jesaias, müssen wir unten als auf einen der klarsten Schriftbeweise für die Lehre von der *passio* und *mors vicaria* näher eingehen und können darum vorläufig von derselben absehen. Alle Weissagungen hatten für das Volk Gottes des alten Bundes eine hohe Bedeutung; sie waren für die alttestamentlichen Kinder Gottes Erkenntniß- und Glaubensquelle. „Wiewohl das Gesetz“ (= Altes Testament) „nicht vornehmlich predigt Gnade und Vergebung der Sünde, wie das Evangelium“ (= Neues Testament), „so sind doch die Verheißungen von dem künftigen Christo von einem Patriarchen auf den andern geerbet, und haben gewußt, auch geglaubt, daß Gott durch den gebenedeieten Samen, durch Christum, wollt Segen, Gnade, Heil und Trost geben. . . . Darum haben sie Vergebung der Sünde, Gnade und Heil ohne alle Verdienst empfangen und sind durch den Glauben an die göttliche Verheißung, an das Evangelium von Christo, selig worden als wohl, als wir oder die Heiligen im neuen Testament.“ (Apologie, S. 97.) Es war von Anfang an für die Sünder in keinem andern Heil, als in dem gekreuzigten Christus. Petrus bezeugt Apost. 15, 11.: „Wir glauben, durch die Gnade des HErrn Jesu Christi selig zu werden, gleicherweise wie auch sie“ (nämlich die B. 10. erwähnten „Väter“). Christus ist „das Lamm, das erwürget ist von Anfang der Welt“ (nämlich nach seiner die Sünder erlösenden Kraft), und von Anfang an hat Gott diese erlösende Kraft ins Wort, in die Verheißung von Christo, niedergelegt. Die Alten sagen: „Christi *passio profuit, antequam fuit*.“

Aber auch für uns neutestamentliche Christen haben die Weissagungen des Alten Testaments eine hohe Bedeutung. Weibes, Weissagung und Er-

füllung, in deren Licht wir die Weissagung besser als die Gläubigen im alten Bunde verstehen, bringen uns zur rechten Erkenntniß, zu göttlicher Glaubensgewißheit. Der Geist Gottes hat auch uns, den Christen des neuen Testaments, zu gute schon durch die Propheten von Christo, von Christi Kreuz und Tod so klar gezeugt. 1 Petr. 1, 11. 12.: „Sie haben's nicht ihnen selbst, sondern uns dargethan.“
Fr. B.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Statistisches über die Missouri-Synode. Das „Statistische Jahrbuch“ unserer Synode für das Jahr 1900 ist soeben erschienen. Wir theilen aus demselben hier einige Zahlen mit. Am Ende des Jahres 1900 gehörten zur Missouri-Synode oder standen mit ihr in Verbindung 2147 Gemeinden, 1731 Pastoren und Professoren, 791 Predigtstationen, 728,240 Seelen, 422,565 communicirende Glieder, 101,145 stimmberechtigte Glieder. Gemeindefschulen sind 1767 vorhanden, die von 92,042 Kindern besucht werden. Da die Zahl der Schullehrer — außer Lehrerinnen und zeitweiligen Gehülfen — nur 832 beträgt, so haben 982 Pastoren neben dem Pfarramt auch das Schullehreramt verwaltet. Vergleicht man diese Zahlen mit denen des Jahres 1899, so ergibt sich die folgende Zunahme: Gemeinden 41, Pastoren 46, Predigtstationen 15, Seelen 10,772, communicirende Glieder 9464, stimmberechtigte Glieder 1854, Schulen 42, Schulkinder 741, Lehrer 17, Pastoren, die Schule halten, 23. An höheren Schulen sind in der Synode vorhanden 6 Gymnasien und Progymnasien (das Walthers-College eingerechnet), 2 Lehrerseminare und 2 theologische Seminare mit 1068 Schülern und Studenten. Die Zahl der Professoren, Lehrer und Hülflehrer an diesen Anstalten beträgt 58. Sogenannte Wohltätigkeitsanstalten, wie Waisenhäuser, Altenheime, Hospitäler etc., sind 22 im Kreise der Synode vorhanden. Die Beiträge der Gemeinden für auswärtige, das heißt, außerhalb der eigenen Gemeinde liegende Zwecke betragen im Jahre 1900 \$246,645.72, eine Zunahme von \$33,177.71 gegen das Vorjahr. Für die Innere Mission wurden \$66,527.52 beigesteuert, \$6380.43 mehr als im Vorjahr. Im Verlagsbause der Synode (Concordia Publishing House) erscheinen („Missions-Taube“ und „Lutheran Pioneer“ eingerechnet) 10 Zeitschriften, 7 in deutscher und 3 in englischer Sprache, mit einer Gesamtleserzahl von 188,750. Außerdem werden innerhalb der Synode 12 Local- und Privatblätter herausgegeben, deren Leserschaft im Jahrbuch nicht angegeben ist. Es wurden im Jahre 1900 78 neue Kirchen gebaut, die sich auf die Districtsynoden wie folgt vertheilen: Minnesota-Dakota 15, Nebraska 14, Westlicher 7, Kansas und Westlicher je 6, Iowa, Illinois, Wisconsin und Mittlerer je 5, Michigan 4, Südlicher (Brasilien eingeschlossen) 3, Oregon und Washington 2, California und Nevada 1. — Die vollreichste Synodalgemeinde scheint die Bethlehems-gemeinde in Chicago zu sein, mit 5301 Seelen, 2911 communicirenden Gliedern, 693 stimmberechtigten Gliedern, 929 Schulkindern und 9 Lehrern. Die Gemeinde wird von zwei Pastoren bedient. Die kleinste Gemeinde scheint die Gemeinde in Austin, Michigan, zu sein. Sie berichtet 20 Seelen, 8 communicirende Glieder, 2 stimmberechtigte Glieder, 5 Schulkinder; sie bildet einen Theil

einer größeren Parochie. In Bezug auf alle Zahlen, nach denen wir Menschen Gemeinden zählen, gilt natürlich das Wort: „Der Herr kennt die Seinen.“ Wir Menschen zählen und sollen zu den Gemeinden zählen, was den christlichen Glauben mit dem Munde bekennt und das Bekenntniß des Mundes durch den Wandel nicht aufhebt. Gott aber, der Herzenslündiger, siehet das Herz an. So ruft auch ein „Statistisches Jahrbuch“ mahnend allen seinen Lesern zu: „Versuchet euch selbst, ob ihr im Glauben seid, prüfet euch selbst“, 2 Cor. 13, 5. — Das Nähere über die Missionsthätigkeit der Synode findet sich unter Cap. IV. des Jahrbuchs, S. 114—120. I. Innere Mission. Die Zahl der Pastoren, welche ganz oder theilweise in der Inneren Mission thätig sind, beträgt gegen 400. Sie bedienen außer organisirten Gemeinden, die noch der Unterstützung aus der Missionskasse bedürfen, 791 Predigtstationen. Die Missionsarbeit erstreckte sich auf 36 Staaten der Union, außerdem auf die britischen Besitzungen in Canada: Quebec, Ontario, Manitoba, Assiniboia, Saskatchewan, Alberta und British Columbia. In London, England, befinden sich zwei, in Brasilien, Südamerica, drei Missionsprediger. Die Arbeit auf Hawaii ist noch nicht in Angriff genommen worden. Im Ganzen wurden für Innere Mission (London und Brasilien eingerechnet) etwa \$72,000.00 verausgabt. II. Negermission. Die Negermission wird in Gemeinschaft mit sämmtlichen Synoden der Synodalconferenz betrieben. Sie umfaßt 21 Stationen in den Staaten Louisiana, North Carolina, Virginia, Illinois mit 1332 getauften Seelen, 626 communicirenden Gliedern, 902 Wochenschülern und 842 Sonntagsschülern. Am Ende des Jahres standen 40 Erwachsene und 75 Kinder im Confirmandenunterricht. In der Negermission waren thätig 14 Pastoren und 8 Schullehrer. Verausgabt wurden für die Negermission \$16,092.79. Von den Negergemeinden selbst wurden beigesteuert \$1957.62. III. Indianermission. Unter den Stockbridge-Indianern in Wisconsin wurde regelmäßig von P. Ridel und (aushülfweise) von einem Studenten gepredigt. Zahl der Seelen, die unter der Pflege der Mission stehen, 125. Getauft wurden im letzten Jahre 6 Erwachsene und 5 Kinder. Die Gottesdienste werden durchschnittlich von 50 bis 75 Personen besucht. IV. Taubstummenmission. Von der Synode sind 4 Taubstummenmissionare angestellt, die an 14 Orten regelmäßig in der Zeichensprache den Taubstummen predigten. Außerdem predigten, neben ihren hörenden Gemeinden, den Taubstummen die Pastoren Th. Claus (in Elkhart und South Bend, Ind.) und Enno Dümmling (in Detroit). Organisirte Gemeinden von Taubstummen befinden sich in Chicago (18 stimmberechtigte Glieder) und Milwaukee (21 stimmberechtigte Glieder). Verausgabt wurden für die Taubstummenmission \$2106.51. V. Judenmission. Das Missionslocal des Judenmissionars N. Friedmann befindet sich 208 Monroe Straße, New York. Der Missionar predigt in New York und Boston. Er hat eine Samstags- und Sonntagsschule, die von 18 bis 25 Kindern besucht wird. In der Judenmission ist die Arbeit naturgemäß zumeist Einzelarbeit. 702 Judenfamilien wurden in New York, 148 in Brooklyn, 27 in Boston besucht. Der Missionar empfing 569 Privatbesuche in dem Missionslocal, 142 in seiner Wohnung. Außerdem hatte er 59 Religionsunterredungen mit „gelehrten Juden“. Der sichtbare Erfolg der Judenmission ist ein sehr geringer. Nur eine erwachsene Person empfing die christliche Taufe. Die Wichtigkeit der Judenmission besteht darin, daß im Laufe des Jahres einer großen Anzahl Juden Christus gepredigt wird. 1056 Tractate und 108 Testamente wurden vertheilt. Ausgegeben wurden für die Judenmission \$1500.00. VI. Letzten- und Esthenmission. Zehn kleine Gemeinden sind von Missionar Kebane gesammelt worden in den Vereinigten Staaten und Canada. Außerdem bedient der Missionar 8 Predigtplätze. Die Bedienung ist, wie die Commission meldet,

eine durchaus unzureichende. Der äußere Zusammenhang zwischen den zerstreuten Gemeinden wird einigermaßen hergestellt durch zwei Blätter: „Amerikas Westnesis“ (lettisch) und „Amerika Eesti Postimees“ (esthnisch). Es wurden für diese Mission \$771.47 ausgegeben. VII. Emigrantenmission. Die Synode hat in New York und Baltimore je einen Emigrantenmissionar. Der Zweck der Emigrantenmission ist der, den einwandernden Lutheranern im Leiblichen Beistand zu leisten und sie auf rechtläubige Gemeinden an den Orten ihrer Niederlassung hinzuweisen. Im „Pilgerhaus“ zu New York kehrten letztes Jahr 3675 Gäste ein, darunter 1343 Scandinavier. Von Baltimore aus wurden 225 Personen an lutherische Gemeinden gewiesen. Es wurden verteilt 1800 lutherische Kalender, 5900 Tractate, Predigten, Zeitschriften zc. VIII. Heidenmission. Die Synode hat seit einigen Jahren eine eigene Heidenmission in Ostindien. Stationen: Krischnagiri, Ambur, Banigambadi, Barugur, mit 5 Schulen. Missionare 5, von denen einer aber noch mit dem Erlernen der Sprache beschäftigt ist. Einige Erstlingsfrüchte durften eingeehmst werden. Es wurden in dieser Mission verausgabt \$5115.66. — Auf das Schulwesen der Synode ist schon oben hingewiesen worden. Eine Hauptforge der Synode ist auf die Gemeindefschulen gerichtet. Es gilt als Regel, daß jede Gemeinde auch eine Gemeindefschule habe, da Christkinder nicht in die religionslosen Staatschulen gehören. Außerdem ist die Gemeindefschule, wie die Erfahrung lehrt, ein ausgezeichnetes Missionsmittel. Die Gemeindefschulen sind in der Regel deutsch-englisch, das heißt, es werden beide Sprachen, je nach den Unterrichtsgegenständen, neben einander gebraucht. Die Pflege der Gemeindefschulen veranlaßt die in der Geschichte der Kirche vielleicht einzigartige Erscheinung, daß beinahe 1000 Pastoren (die genaue Zahl ist 982) auch noch Schule halten. Das ist eine schwere, aber reich gesegnete Arbeit. Nachweislich sind durch jahrelanges, treues Schulehalten Seitens der Pastoren an Orten, die kirchlich für aussichtslos galten, erkenntnißreiche lutherische Gemeinden herangezogen worden. — Die 1068 Schüler in den höheren Lehranstalten bereiten sich fast ausnahmslos auf den Dienst in Kirche und Schule vor. Die Zahl der Predigtamtscandidaten belief sich im Jahre 1900 auf 86. Es mußte jedoch noch eine große Anzahl theologischer Studenten zur Ausfülle im Predigtamt und Schuldienst herbeigezogen werden. F. P.

Der rhythmische Gesang und die lutherische Kirche. Wir lesen im „Herold“: „Es gibt gute Leute, die grundsätzlich allem Rhythmus in der Kirche opponiren. Sie wollen nicht solche Neuerung. Diese guten Leute möchten wir zunächst darauf aufmerksam machen, daß es sich hier keineswegs um eine Neuerung handelt. Der Rhythmus ist das Ursprüngliche in der lutherischen Kirche. Viele unserer Choräle waren ehemals Volksmelodien, denen man dann einen geistlichen Text unterlegte und sie ins Gotteshaus einführte. Das Entkleiden der Melodien von Takt und Rhythmus hat erst eine spätere Generation vorgenommen und damit der Kirche einen schlechten Dienst erwiesen. Um dann ein wenig Schwung und Variation in diese ermüdende Monotonie von langgezogenen Tönen zu bringen, hat man die schnörkelhaften Zwischenspiele nach jeder Strophe erfunden. Diesen hat man denn doch wieder den Saraus gemacht; aber man ist auf halbem Wege stehen geblieben. Denn der Abschaffung des Zwischenspiels lag ja entschieden die Absicht zu Grunde, daß die Gemeinde ihre Choralmelodien als ein zusammenhängendes Ganzes auffasse und Takt und Rhythmus wieder zu ihrem Rechte kommen sollten. Uns Nachgeborenen verbleibt nun die Aufgabe, den Gemeindegesang nach und nach wieder in die natürlichen Bahnen zu leiten. Der nicht-rhythmische Gesang ist eine Unnatur. Der Rhythmus ist dagegen ein unleugbares Naturprincip. Der Gang und Charakter der rhythmischen Bewegung ist es vornehmlich, der der Composition

ihr eigenthümliches Gepräge verleiht. Man kann dem fleißigen Kirchgänger nicht nachsagen, daß er sein natürliches rhythmisches Gefühl verloren habe — denn das ist dem Menschen angeboren —, es ist lediglich die Gewohnheit, die ihn das Unnatürliche nicht mehr empfinden läßt; ja, im Gegentheil, ihm erscheint jetzt die Unnatur als das Natürliche. Es ist nur der gewohnheitsmäßige Schlendrian, der der Einführung des rhythmischen Gesangs im Wege steht, und bei dem heißen Kampfe um dies erstrebenswerthe Gut zeigt sich gar oft, was Prof. Kreckschmar in Bezug auf die Opposition gegen den rhythmischen Gesang treffend bemerkt: „Wir Deutschen besitzen das furchtbare Talent, für die offenbarsten Albernheiten immer tief sinnige Beziehungen und eingebildete Vortheile ausfindig zu machen!“ Gebt uns den rhythmischen Gesang wieder, daß unsere Choralgesänge endlich aufhören, weiter nichts zu sein als eine Folge langgezogener Töne von ermüdender Monotonie.“ — Bekanntlich ist in der Missouri-Synode der rhythmische Gesang fast allgemein, und zwar ohne Anwendung von Zwang, eingeführt. Es gibt übrigens Leute in America, die den rhythmischen Gesang gerade deshalb nicht wollen, weil er „missourisch“ sei. Um Kleines mit Großem in eine Reihe zu stellen — denn die Singweise ist ein Mittelding —: es heißt nun nach und nach alles ursprüngliche Lutherische „missourisch“. Die lutherische Lehre von der heiligen Schrift, von der Kirche und vom Predigamt, von der Bekehrung und von der Gnadenwahl etc. geht jetzt in America und fast in der ganzen Welt unter der Benennung „missourisch“. Neulich nannte sogar jemand den Satz, daß die Ehe mit des verstorbenen Weibes Schwester in der Schrift verboten sei, eine „missourische“ Lehre. Mit der Geschichte steht unser „geschichtliches Zeitalter“ auf sehr gespanntem Fuße. J. P.

Zu den dießgepriesenen Fortschritten, welche das neunzehnte Jahrhundert auch in der Theologie gemacht habe, rechnet „The Congregationalist“ auch dies, daß man die Bibel nicht mehr ansehe als Gottes Offenbarung, sondern als Literatur, als den Bericht von Gottes Offenbarung, und daß man sich nicht mehr berufe auf das Wort der Schrift, sondern auf den persönlichen Christus. Er schreibt: „Vor hundert Jahren war die Schrift ein hartes und festes Gesetzbuch, gleichsam der Sitz der Autorität, das nicht zusammen mit dem anderen Buche Gottes, der Natur, gelesen, sondern aus sich selber erklärt werden mußte. . . . Jetzt wird die Schrift nicht mehr betrachtet als Gottes Offenbarung, sondern als der Bericht von Gottes Offenbarung, als die Geschichte der langen göttlichen Pädagogie unseres Geschlechtes, als die Geschichte der Offenbarung Jesu und was ihr vorausging, welcher Jesus, nicht das Buch (er hat kein Buch geschrieben), der Eine, höchste Meister ist. Darum studiren wir die Bibel als Literatur, vorzüglichste Literatur, und zwar in Verbindung mit dem Buch der Natur, und richten unser Leben ein nach dem Muster Christi, den die Bibel abmalt.“ — Mit den beiden Sätzen: „Die Schrift ist nur die Urkunde der Offenbarung“ und: „Christus, nicht das Bibelbuch ist der Eine, höchste Meister“ wird jetzt oft gegen die christliche Theologie, welche im inspirirten Wort der Schrift ihre alleinige Quelle und Norm erblickt, operirt. Der erste Satz: „Die Schrift ist nur die Urkunde der Offenbarung“, soll besagen, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel die Ansichten wiedergeben, welche die menschlichen Schreiber sich selbst von der Offenbarung Gottes in Christo gebildet hatten und daß deshalb nicht das inspirirte Wort der Schrift Quelle und Norm der Theologie sein könne, vielmehr kritisch festgestellt werden müsse, was von dem Worte der Schrift haltbar sei und was nicht. Letzte Quelle und Norm der Erkenntniß ist dann selbstverständlich die Vernunft. Und auch der zweite Satz: „Nicht das Bibelbuch, sondern der persönliche Christus ist der Eine, höchste Meister“, ist nur ein Schafspelz für den-

selben Nationalismus. Soll die Frage: „Was sagt der persönliche Christus?“ nicht heißen: „Was lehrt die Schrift?“ so kann der Sinn nur der sein: „Wie denke ich mir Christum, und welche Lehren würde meine Vernunft ihm in den Mund legen?“ juist so, wie die berüchtigte Frage Sheldons: „What would Christ do?“ im Grunde ihm nichts anderes heißt als: „What would Mr. Sheldon do?“ Sitzt aber erst die Vernunft im theologischen Lehrstuhl, so ruht sie nicht, bis sie alle spezifisch christlichen Lehren mit Stumpf und Stiel ausgerottet und Christum selber nur noch als Vorbild stehen gelassen hat. Von diesem Enthusiasmus und Rationalismus sagt Luther: „Alles aber, was ohne solch Wort und Sacrament vom Geist“ — und wir fügen hinzu: von Christo — „gerühmet wird, das ist der Teufel.“ Die blinden Theologen aber, von welchen der „Congregationalist“ redet, erblicken auch hier eitel Fortschritt: sie halten den Teufel für einen Engel des Lichts, selbst wenn er ihnen offen den Pferdesuß hinstreckt. J. B.

Evolution und moderne Theologie. „The Congregationalist“ schreibt: „Noch vor wenig Jahren wurden wöchentlich Predigten gehalten und Artikel geschrieben, in welchen vor der Evolutionslehre gewarnt wurde. Die Evolution wurde bespöttelt, und man zeigte, daß sie den Schöpfer entehre und den Menschen herabwürdige, und Darwin und seine Schüler wurden als gefährliche 'Infidels' behandelt. Aber Dr. Smith, ein congregationalistischer Pastor, der viele Jahre mit ausdauerndem Studium im Laboratorium zugebracht hat, benützt nun die Resultate seiner Forschung, um zu zeigen, daß die Evolution unsern Gesichtskreis von Gott erweitert und unsern Glauben an ihn stärkt, und bis jetzt haben wir noch von keiner ungünstigen Beurtheilung seiner Lehren gehört. Eins der meist versprechendsten Zeichen für das neue Jahrhundert ist die Thatsache, daß der Theologe und der Scientist sich begegnen auf gemeinsamem Boden.“ — Aehnliche Aussagen sind insonderheit in den jüngst verfloffenen Monaten auf zahlreichen Kanzeln und in vielen bedeutenden Secten-blättern gemacht worden, daß nämlich die Evolution eine ausgemachte und auch von der Kirche anerkannte Thatsache sei und daß diese Anerkennung der Evolutionstheorie von Seiten der Kirche einen großen Fortschritt für die Theologie bezeichne. Es ist dies eine um so schmachlichere Concession an den offenbaren Unglauben, da alle bedeutenden Evolutionisten, mit Darwin an der Spitze, zugeben, daß die Evolutionstheorie bisher nicht bewiesen worden sei, und andere, mit Virchow, Du Bois-Reymond und Wundt, öffentlich erklärt haben, daß auch die Zukunft diesen Beweis nicht liefern können. Ja, es fehlt auch nicht in der neuesten Zeit an Physiologen (z. B. Bunze), Pathologen (z. B. Rindfleisch) und Botanikern (z. B. Reinke), welche die Evolutionstheorie als Irrthum bezeichnen und ihre Schüler aufgefordert haben, sich vom Darwinischen Dogma loszumachen. Wenn daher die wissenschaftlichen Theologen sich jetzt wie ein Mann der Evolutionstheorie zuwenden, so greifen sie damit nach einem Fusel, den besonnene Forscher als ungenießbar an die Seite geschoben haben. Fortschritt ist das jedenfalls — fraglich ist nur die Richtung! J. B.

Ewige Verdammniß. „The Congregationalist“ schreibt: „Vor einer Generation war in congregationalistischen Versammlungen das Andover-Bekenntniß unbeanstandet, welches erklärt: ‚Die Gottlosen werden mit den Teufeln geworfen in das Meer, welches ewig brennt mit Feuer und Schwefel.‘ . . . Bei einer kürzlich vollzogenen Einführung jedoch erklärte ein Candidat, daß unverbesserliche Sünder schließlich vernichtet werden, da Gemeinschaft mit Christo die Bedingung der Unsterblichkeit sei. Das Concil erklärte sich einstimmig für Einführung und brachte so ohne Zweifel die Thatsache zum Ausdruck, daß der Glaube an eine bedingte Unsterb-

lichkeit kein Hinderniß der Gliedschaft in congregationalistischen Kirchen sei.“ Wie die Universalisten, so beruft sich dabei auch „The Congregationalist“ theils auf das natürliche Gefühl, dem die Lehre von der ewigen Verdammniß widerstrebe, theils auf die Lehre von der Liebe Gottes, mit der sich die Lehre von der ewigen Verdammniß nicht vertrage. — „The Congregationalist“ hat dabei nur ein Ding übersehen, daß nämlich die Theologie ihre Lehren aus dem klaren Wort der Schrift gewinnt und nie durch Vernunftschlüsse aus der Erfahrung, aus dem Gefühl oder aus obersten Sätzen. In der Theologie spielt weder das inductive Folgern aus den Thatfachen, noch das deductive Folgern aus allgemeinen Wahrheiten eine Rolle. Die Aufgabe des Theologen ist eben nicht die, die Lehren selber zu bilden und zu finden, sondern die von Gott in der Schrift vorgelegten Lehren gläubig anzunehmen. J. B.

Quademittel der Erweckungsprediger. Die Erfahrung hat gelehrt, daß von denen, welche bei revivals befehrt werden, die meisten schon in den ersten Wochen und Monaten der Kirche wieder den Rücken zuehren. Methodistische und andere Blätter geben daher allerlei Rathschläge, wie man die Neubekehrten halten könne. Der Rath nun, den ein angesehener professioneller Evangelist dem Pastor gab, in dessen Gemeinde er eben mit seiner Bekehrungsarbeit fertig geworden war, lautet also: „Da ich im Begriff bin, dich zu verlassen, so möchte ich dir dies recht tief einprägen, daß du, wenn du diese Bekehrten bei der Kirche erhalten willst, nicht glauben darfst, daß es dir gelingen werde, wenn du sie auf die alten Lieder in dem alten Gesangbuch zurückfallen läßt. Du mußt dieselben Lieder singen, die in diesen Versammlungen gesungen wurden, die sie sangen, als sie zur Hürde kamen. Du wirst meinen jungen Mann an der Kirchenthür finden, bereit, dich mit denselben zu versorgen, und jedes Exemplar wird dir anzeigen, wo du mehr holen kannst. Auch ist es mir vielleicht erlaubt zu bemerken, daß viele, welche Christo zugeführt worden sind, den Wunsch nach meiner Photographie ausgesprochen haben. Der junge Mann, welcher die Bücher hat, hat auch einen Vorrath von den Bildern, und vielleicht wird der Blick auf das Gesicht ihres geistlichen Vaters dazu beitragen, sie auf dem rechten Wege zu erhalten.“ — „The Christian Advocate“, welcher Obiges mittheilt und mißbilligt, macht allerlei äußerliche Vorschläge und urgirt dann insonderheit folgenden negativen Rath, daß nämlich der Prediger wenigstens in den ersten Monaten nach dem revival nicht predige über public questions, ecclesiastical problems, theological points, higher or lower critical problems, reforms, city government, amusement question, etc. Von der Predigt des Evangeliums aber, die doch allein den Glauben erzeugen und erhalten kann, sagt der „Advocate“ kein Wort. J. B.

Ein Proselyt. Der „Herold“ berichtet: „Der Rabbiner Joseph Moses aus Kingston, N. Y., der in jüdischen Kreisen großes Ansehen genoß, ist zum Christenthum übergetreten. Am Sonntag Lätare wurde er in der Church of the Heavenly Rest (Episkopalkirche), New York, von Dr. Worthington, Bischof von Nebraska, confirmirt. Der Ex-Rabbiner wird im Seminar der Episkopalkirche Theologie studiren und dann als Priester ordinirt werden. Er führt seine Bekehrung auf den Umgang mit christlichen Arbeitern seines Vaters in Polen zurück. Der Same, der dort im Stillen gesät wurde, hat nun Frucht getragen.“ Hoffentlich ist die Bekehrung echt. J. B.

Verlängerung des Jubeljahrs. Für die außerhalb der römischen Mauern sich befindliche Welt hat der Papst das Jubeljahr um sechs Monate verlängert. Diese Sitte betreffend schreibt die „Köln. Volkszt.“: „Ursprünglich galt das heilige Jahr oder das Jubeljahr, jubilaeum maximum genannt, nur für die Stadt Rom. Wer

die Gräber der Apostel nicht wirklich besuchte, hatte an den Inbildaumsnaden keinen Antheil. Doch schon Bonifaz IX. schuf diesbezüglich eine Neuerung. Nachdem nämlich sein Vorgänger, Urban VI., für das Jahr 1390 in Rom das Jubiläum verkündet und bald darauf seine Augen geschlossen hatte, bewilligte Bonifaz den Städten Magdeburg, Meissen und Prag das bisher unerhörte Zugeständniß, daß auch dort durch den Besuch bestimmter Kirchen und unter den übrigen vorgeschriebenen Bedingungen die Gnade des Jubiläums sowohl von den Bewohnern dieser Städte als auch von den Fremden, die dahin pilgerten, gewonnen werden könne. Natürlich strömten gewaltige Menschenmassen nach diesen Orten. Als die Feier des Jubeljahres 1460 zu Rom beendet war, erlangten die Polen und Littauer durch Vermittlung des Cardinal-Erzbischofs von Krakau eine ähnliche Bewilligung; doch mußten sie die Hälfte oder den vierten Theil von demjenigen, was ihnen die Reise nach Rom gekostet haben würde, als Almosen zum Kriege gegen die Türken beitragen. Papst Alexander VI. dehnte dann das Jubiläum vom Jahre 1600 durch eine Bulle auf alle von Rom entfernt wohnenden Christen aus, so daß dasselbe überall gewonnen werden konnte, jedoch gleichfalls unter der Bedingung, daß man eine bestimmte Summe zur Führung des Krieges gegen die Türken beisteuere. Seitdem bildete sich die Sitte, daß die Päpste in dem auf die Feier des Jubiläums in Rom unmittelbar folgenden Jahre den Jubelablaß auf den ganzen Erdkreis ausdehnten, nicht für ein ganzes Jahr, sondern auf eine kürzere Frist.“ — In St. Louis, wie wohl in allen größeren Städten der Welt, wo sich Katholiken finden, marschiren nun schon seit Wochen jeden Sonntag die verschiedenen papistischen Vereine von Kindern, Jünglingen, Jungfrauen, Männern und Frauen durch die Straßen der Stadt zu den drei vom Bischof designirten Kirchen. Wer im Zuge marschirt, braucht nur dreimal an drei verschiedenen Tagen die Kunde zu machen, wer aber allein geht, muß dasselbe fünfzehnmal thun an fünfzehn verschiedenen Tagen. Der angebliche Zweck dieser Processionen ist die Förderung der Gottesfurcht und Frömmigkeit und die Erwerbung des päpstlichen Plenarablasses. Was nun aber die Vermehrung der Gottesfurcht und Frömmigkeit betrifft, so wirken offenbar auch diese Processionen in der entgegengesetzten Richtung, nämlich abstumpfend und verrohend. Soweit unsere Beobachtung reicht, war die Stimmung der marschirenden Papisten jovial, wie die der Leute, welche auf dem Wege zum picnic sind. Wenn man die Vergebung der Sünden an das verdienstliche Werk einer Anzahl von Beinbewegungen bindet, so läßt sich ja auch nichts anderes erwarten. Der wirkliche Profit dieser Processionen ist ein materieller und fließt vornehmlich in drei Klassen: den Geldkasten der Kirche, der Schuster und der Transit Company.

J. B.

Ueber die Mönchsorden in den Philippinen hat der Regierungsdrucker in Washington weitere Briefe und Ausagen, von der „Taft-Commission“ gesammelt, veröffentlicht. Die wider die römischen Priester und Ordensleute erhobenen Anklagen lauten vornehmlich auf unerträgliche Herrschsucht, unerfüllliche Geldgier und maßlose Unzucht. Ein Schreiben von Col. Wood sagt: „Ich möchte ehrerbietig das Gesuch stellen, daß vorläufig keine Väter und Ordensleute mehr zu diesen Provinzen zugelassen werden. Die Eingebornen haben einen tiefeingemurjelten und starken Widerwillen, Mißtrauen und eine Abneigung gegen diese Väter. . . . Von dem Datum meiner Ankunft in den Provinzen im December vorigen Jahres an bis jetzt habe ich noch nicht ein Wort zu Gunsten der spanischen Clerisei gehört, und das beständige Flehen der Leute aller Provinzen ist gewesen, daß die Ordensleute nicht zu ihren Pfarreien zurückgelassen werden. . . . Sie waren im Besitz aller Kirchen, Klöster und Kirchensländereien und unterstützt von der spanischen Armee dominirten sie über die Eingebornen in solcher Weise, daß heute wohl kaum Einer in seine

frühere Pfarrei bewillkommt würde.“ Die Gründe, warum die Philippiner nichts wissen wollen von ihren bisherigen Priestern, faßt Ambrosio Flores also zusammen: „Die Gründe dieser Feindschaft sind zahlreich. Zuerst das stolze, despotische Gebaren der Mönche. Sodann die Abgaben der Pächter, deren Lage eine schreckliche war. Sodann die Thatsache, daß jeder in beständiger Furcht leben mußte, daß das Auge des Priesters auf sein Weib oder seine Tochter fallen könne und daß er verlorene sei, wenn er sich weigere, sie ihm preiszugeben. Ein anderer Grund war, daß sie der Schulung des Volkes im Wege standen. Auch zwangen sie die Reichen bei Trauungen, Tausen und Begräbnissen zu ceremoniellem Aufwand, wofür die Priester unverkündete Gebühren (in einem Falle z. B. tausend Dollars) forderten.“ Don Jose C. Nijares, der 63 Jahre auf den Inseln gelebt hat, sagt, die Keuschheit der Priester betreffend, daß er in dieser ganzen Zeit nur Einen exemplarischen Ordensbruder gekannt habe, und fügt dann hinzu: „Was ich von den Ordenspriestern gesehen habe, würde die Steine erröthen machen, wenn sie es vermöchten. Darum bitte ich die Commission, mir die Erzählung von Thatsachen zu ersparen, welche wegen ihrer Ekelhaftigkeit die Feder zu beschreiben sich weigert.“ Der Bericht der Commission theilt auch das Urtheil der beiden katholischen Kapläne, McKinnon und Fitzgerald, mit, welche ohne Einschränkung zugeben, daß die Mönche sehr unbeliebt beim Volke waren und daß an Zurücksendung derselben nicht gedacht werden sollte. — Die armen Philippiner meinen nun, wenn sie erst eingeborne Priester hätten, so wäre ihnen geholfen. Sie merken nicht, daß die Lehre der römischen Kirche vom Priesteramt und Eölibat es ist, welche die Priester tyrannisch, habgierig und unzüchtig macht, einerlei ob sie Spanier oder Philippiner sind.

F. B.

Theater und öffentliche Moral. Mit einem gewissen Stolz colportiren die politischen Zeitungen die Nachricht, daß Herr Knog, dem vom Präsidenten McKinley das Amt eines Generalanwalts angetragen ist, im Jahre 1870 von der Universität von West Virginia relegirt wurde, weil er Theater besuchte und besuchen wollte. Wir lesen darüber in einer uns vorliegenden Zeitung: „Philander C. Knog, dem Präsident McKinley die Stellung als Bundes-Generalanwalt angetragen hat, wurde von der Universität von West Virginia, woselbst er studirte, ausgewiesen, weil er im Jahre 1870 einer Theatervorstellung beigewohnt hatte. Anderen Studenten drohte dasselbe Schicksal, aber sie durften bleiben, als sie schriftlich das Versprechen gaben, fernerhin keine Theatervorstellung besuchen zu wollen. Knog und noch ein Student weigerten sich, dies zu versprechen, und mußten deshalb die Universität verlassen.“ Die Universität von West Virginia hat ganz recht gehandelt. Der Besuch von Theatern widerspricht selbst der bürgerlichen Moral. Kein Mensch, der es mit der Moral ernst nimmt, besucht selbst die Theater, noch gestattet er seinen Kindern oder Schülern, die Theater zu besuchen. Das haben auch Schauspieler immer und immer wieder ausgesprochen, die sich noch einen Rest von moralischem Gefühl bewahrt haben. Uebrigens existirt auch ein Congressbeschluss, durch welchen alle Theaterbesucher für unfähig erklärt werden, ein Staatsamt zu bekleiden. Der Congress hat im Jahre 1778 allen Staaten empfohlen, Theater, Pferderennen, Glücksspiele zc. zu unterdrücken, weil „sie nur dazu dienen, Müßiggang, Viederlichkeit und allgemeines Sittenverderben in Schwang zu bringen“. In Bezug auf die Beamten der Vereinigten Staaten hat derselbe Congress bestimmt: „Beschlössen, daß irgend welche Person in Diensten der Vereinigten Staaten, die in solchen Spielen auftritt, oder sie fördert, oder dazu untermunert, oder sie besucht, für unwürdig gehalten werden soll, solche Beamtenstelle zu bekleiden, und daher aus dem Dienst der Vereinigten Staaten entlassen werden soll.“ Freilich,

wir handeln nicht mehr nach diesem Beschluß, wie uns denn nach und nach so manches abhanden gekommen ist, was die Grundlage der bürgerlichen Freiheit und Wohlfahrt bildet. Selbst Lincoln besuchte Theater, was daraus hervorgeht, daß er im Theater erschossen wurde. Aber wer wird im Ernst leugnen, daß der Congreß vom Jahre 1778 recht hatte? Mit dem Munde sagt man zwar: „Der Congreß von 1778 hatte veraltete Ideen.“ Im Herzen gibt jeder, der etwas nachdenkt, zu: „Wir sind jetzt moralisch verklumpt.“ Von den Christen besuchen nur diejenigen die Theater, die dauernd oder zeitweilig an der Vorstellung leiden, daß man auch auf dem breiten Wege in den Himmel kommen könne.

F. P.

„The Fear of Death.“ Zu diesem Thema schreibt der „Independent“: „Zu den vielen Eigenschaften, welche den Menschen von seinen niederen Verwandten (Thieren) trennen, gehört in erster Linie die Furcht vor dem Tode.“ Nachdem sodann der Schreiber, wie das jetzt Mode ist, den Versuch gemacht hat, die Entstehung der Todesfurcht im Menschen evolutionistisch zu erklären, fährt er also fort: „Die Hauptfrage ist gegenwärtig die, wie man die natürliche und instinctive Elimination der Todesfurcht durch Erziehung befördern und beschleunigen könne. In eben dem Maße nun, als man den Menschen zu der Erkenntniß bringen kann, daß sein individuelles Leben nur existirt und Werth hat wegen des vorausgegangenen, des gegenwärtig vorhandenen und des folgenden Lebens, wird das Gefühl der Isolirung, welches der Tod dem Menschen aufdrängt, vermindert werden. Sobald die jetzt allgemein angenommene Wahrheit, daß der Mensch nur der letzte Schritt in einer Reihe ist, welche auf dem Wege des endlosen Sterbens durch geologische Zeitalter hindurch zur gegenwärtigen ungeheuren Vollendung emporgestiegen ist, der Hintergrund unserer Vorstellungen von der Sterblichkeit geworden ist, muß auch der entsetzliche Anblick des Todes verschwinden.“ — Vermöchte die evolutionistische Philosophie die Sünde als Fossilie früherer thierischer Daseinstufen des Menschen und das Gewissen als bloße Täuschung aufzuweisen und die Todesfurcht in Todesfreudigkeit zu verwandeln, so könnte sie rühmen: „Das Christenthum ist ein überwundener Standpunkt.“ Aber gerade auch an diesem Felsen geht die Evolutionstheorie zu Scheitern, an der Unausrottbarkeit des Sündenbewußtseins, des Gewissens und der Furcht vor Tod und Gericht. Umgekehrt ist aber auch die Thatsache, daß der Christ die Schrecken des Todes wirklich überwindet und ausruft: „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ der gewaltigste Beweis für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums.

F. P.

II. Ausland.

Vold und die Inspirationslehre. Am 11. und 12. Februar feierte die „Chemnitzer Conferenz“, welche „zur Wahrung des evangelisch-lutherischen Bekenntnißstandes“ der sächsischen Landeskirche ins Leben gerufen wurde, ihr 25jähriges Jubiläum in Dresden. Auf derselben hielt auch der kaiserlich-russische Staatsrath, Erz. Prof. Dr. theol. Vold aus Koston, einen Vortrag über „das gute Recht der alttestamentlichen Heilsgeschichte mit besonderer Beziehung auf die Schule“. In demselben behauptete Dr. Vold nicht bloß, „daß der Pentateuch in der Gestalt, in welcher er uns vorliegt, nicht mosaisch und daß er kein Werk aus Einem Guffe ist“, sondern sprach sich auch also über die Inspiration aus: „Was aber die hierher gehörigen Aussagen Christi betrifft, so bezeugen sie uns so viel, daß Gesetz und Lehre des Pentateuch Gottes durch den Mittler des alten Bundes vermitteltes Wort und Gebot sei. Allerdings waren Christi Zeitgenossen der Ansicht, daß Mose alles mit eigener Hand niedergeschrieben habe. Waren sie mit ihrer Meinung im Irrthum, so hatte Christus nicht den Beruf, denselben aufzudecken,

da ihr Glaube und ihre Seligkeit nichts damit zu thun hatten. Ausdrücklich möchte ich noch bemerken, daß die Auffassung des Pentateuch als eines rechten und wahren Geschichtsbuchs sich mit unserem Ergebnisse, daß er weder ein Werk aus Einem Guffe noch lezhändig von Mose herrührt, durchaus vereinigen läßt. Denn die Frage, ob sein Inhalt geschichtlich ist, deckt sich keineswegs mit der anderen, ob Mose ihn als Ganzes redigirt habe. Und wenn man meint, es lasse sich diesem Bestandtheil der heiligen Schrift, falls er in der von uns dargelegten Weise entstanden, nicht mehr das Prädicat ‚von Gott eingegeben‘ ertheilen, so frage ich: Warum sollte eine Einwirkung des Heiligen Geistes auf den unmöglich sein, der das Werk zum Abschluß gebracht hat, eine Einwirkung in der Richtung, daß es unter seinen Händen ein Ganzes ward, geeignet, einen Bestandtheil der heiligen Schrift Israels zu bilden? Freilich wird dann die Inspiration anders gefaßt werden müssen, als von denen geschieht, die das Schriftganze durch ein Dictat des Heiligen Geistes entstanden sein lassen und die heiligen Schriftsteller zu rein passiven Werkzeugen desselben machen. Vertreter dieser Anschauung, welche mit der wirklichen Beschaffenheit der heiligen Schrift in offenbarem Widerspruch steht, finden sich nicht nur unter Gliedern der reformirten Kirche, die in einer ihrer Bekenntnißschriften eine Definition der heiligen Schrift gibt, der jene Anschauung zu Grunde liegt, sondern auch unter Theologen der lutherischen, die in keinem ihrer Symbole sie auch nur andeutet. Wie wir jede Inspirationstheorie ablehnen müssen, welche den menschlichen Factor auf Kosten des göttlichen betont, so auch jede, welche der ‚thatsächlichen, psychologischen Wahrheit menschlicher Autorschaft‘ präjudicirt. Kann das menschliche Subject mit seinen Empfindungen und Ermägungen, mit seinen Sorgen und Kümernissen, mit seinem Kämpfen und Ringen stärker hervortreten, als z. B. in den Psalmen geschieht? Und verhält es sich anders mit den prophetischen Reden? Zeigen sie nicht die größten individuellen Verschiedenheiten in Sprache und Darstellung? Und bricht in denselben nicht oft genug das Ich des Propheten hindurch, seine Stimmung zum Ausdruck bringend über den Inhalt der ihm gewordenen Offenbarung? Ja, verrathen nicht auch die Geschichtsberichte ‚die jeweilige Hebung und Senkung der nationalen Entwicklung, die Mannigfaltigkeit der individuellen Veranlassung und Auffassung‘? Wie ist eine Erklärung dieser Erscheinung möglich bei der Annahme, das Schriftganze sei durch ein Dictat des Heiligen Geistes entstanden? Die heilige Schrift ist Gottes Werk, aber nicht so, als wenn sie von Gott geschrieben wäre durch Menschen, die ihm nur ihren Griffel liehen, sondern so, daß sie von Menschen verfaßt ist, die unter der Wirkung des göttlichen Geistes standen. Die Gottesbotschaft an die Welt wurde hier ebenso völlig menschlich, wie, um mit dem Evangelisten zu reden, das Wort in Christo Fleisch wurde. Weil es sich so verhält, darum ist auch an der Schrift die ‚Knechtsgestalt‘ zu schauen. ‚Wir haben‘ — sagt Hamann einmal — ‚diesen Schatz göttlicher Urkunden, mit Paulo zu reden, in irdenen Gefäßen, auf daß die überschwängliche Kraft sei Gottes und nicht von uns.‘ Ich muß mir's leider versagen, die Inspirationsfrage eingehender zu erörtern. Nur so viel will ich bemerken, daß sich eine Inspirationslehre erst dann feststellen läßt, wenn man die Schrift durchforscht und sich des ihr eigenthümlichen Wesens bemächtigt hat. Denn nur dann ist die Möglichkeit gegeben, daß sich die Theorie der wirklichen Beschaffenheit der Schrift entsprechend gestaltet. Einen verkehrteren Weg kann

es nicht geben, als den, daß man den Satz voranstellt: Die heilige Schrift ist vom Geiste Gottes eingegeben, und dann von diesem Satze aus auf die Beschaffenheit schließt, die sie vermöge solchen Ursprungs haben müsse. Denn es ist dann unausbleiblich, daß man zu Aussagen über die Schrift kommt, die zu ihrer wirklichen Beschaffenheit nicht stimmen. Man rechnet da Gott gleichsam vor, wie er es machen mußte. Aber das Resultat ist, daß man sich verrechnet. Die Geschichte der Schriftauslegung zeigt uns, auf welche Abwege man gelangte, wenn man mit einer auf rein logischem Wege ausgebildeten Inspirationstheorie an die heilige Schrift herantrat. Ich halte es für wichtig, die Schüler — und ich denke immer an den Unterricht auf der höchsten Stufe — auch in dieser Richtung zu belehren und ihnen zu sagen, daß die Schrift ihre Entstehung dem Zusammenwirken derselben Factoren verdankt, welche in der Geschichte walteten, die sie ins Wort faßt: der freien göttlichen Selbstbethätigung innerhalb der von Gott erwählten und zubereiteten Heilsgemeinschaft — des Volkes Israel — und der freien menschlichen Selbstbethätigung gegenüber der göttlichen Offenbarung; und daß wir diese heilsgeschichtliche Selbstbezeugung des Geistes Gottes an den ihm unter voller Geltendmachung ihrer individuellen Freiheit und Eigenthümlichkeit dienenden heiligen Schriftstellern Inspiration nennen. Im Zusammenhange damit wäre in der Schule weiter darauf aufmerksam zu machen, daß die heilige Schrift kein Lehrbuch der Naturgeschichte, sei es der Kosmologie, Anthropologie oder Psychologie u. dgl., ist, kein Lehrbuch eines Ausschnitts aus der Weltgeschichte, sondern das Denkmal der das Heil der Zukunft vorbereitenden und anbahnenden Gottesoffenbarungen und Gottesführungen; daß darum alles Einzelne ihres Inhalts nach seinem Verhältniß zu dem Heil beurtheilt sein will, das in der von ihr beurkundeten Geschichte sich ausprägt und nach Maßgabe seines Zusammenhangs mit demselben sich als untrügliches Gotteswort erweist. Dagegen kann von Irrthumslosigkeit dort keine Rede sein, wo Dinge in Frage kommen, die entweder gar nicht in das Gebiet der Heilsgeschichte fallen oder als ganz unwesentlich die Substanz derselben in keiner Weise berühren, oder aber solches, was sich auf Gegenstände weltlicher Wissenschaft bezieht, beziehungsweise von der heiligen Schrift auf Grund natürlicher Wahrnehmung und Beobachtung berichtet wird.“ — Dr. Volk leugnet also die wörtliche Inspiration und Irrthumslosigkeit der Schrift und will, daß beides in den Schulen gelehrt werde. Daß damit den klaren Aussagen der Schrift und des lutherischen Bekenntnisses ins Angesicht geschlagen wird, ist in dieser Zeitschrift wiederholt nachgemiesen worden. Auf seinen Irrthum ist Dr. Volk — wie er oben selber angibt — gerathen dadurch, daß er eine in der Theologie nicht berechnigte Methode der Erkenntniß zur Anwendung bringt. Anstatt nämlich die Lehre der Schrift von der Inspiration aus den betreffenden sedes doctrinae zu schöpfen, will Volk dieselbe inductiv feststellen durch Schlüsse aus dem, was er die wirkliche Beschaffenheit der Schrift nennt. „Nur so viel will ich bemerken“ — heißt es oben —, „daß sich eine Inspirationslehre erst dann feststellen läßt, wenn man die Schrift durchforscht und sich des ihr eigenthümlichen Wesens bemächtigt hat. Denn nur dann ist die Möglichkeit gegeben, daß sich die Theorie der wirklichen Beschaffenheit der Schrift entsprechend gestaltet.“ Diese Methode mag nun allenfalls zu einer Volkschen Inspirationshypothese führen, aber nie und nimmer zur Lehre der Schrift von der Inspiration. So zeigt es sich immer wieder, daß der error fundamentalis der gesammten modernen Theologie der Rationalismus ist.

F. B.

Undogmatisches Christenthum. In dem Programm, welches Dr. Höltscher in der „A. E. L. R.“ aufstellt, heißt es: „Aber schon öffnet sich hier ein anderes Gebiet unserer Arbeit und unseres Kampfes. Es ist der Gegensatz gegen die rationalistische Aufklärung der Gegenwart. Der Protestantenverein zwar hat äußerlich völlig abgewirrhchaftet, aber seine Denkweise lebt in einer breiten und, wenn wir uns nicht täuschen, wachsenden Unterströmung fort. Die Abneigung gegen die Lehre, die Indifferenzirung der Bekenntnisse, die ausgegebene Lösung eines ‚undogmatischen Christenthums‘, was ist das anderes als die Erneuerung des alten Rationalismus? — Im Grunde handelt es sich hier um die Frage der Offenbarung, oder noch genauer um die Frage: Ist das Christenthum ein Erzeugniß des natürlichen religiösen Geistes der Menschheit, eine Evolution des natürlichen Bewußtseins oder eine in der Person Christi in den Zusammenhang des Vorhandenen hineingetretene, nicht aus ihm erwachsene schöpferische That Gottes zur Erlösung der sündigen Menschheit? An dieser Frage werden die Geister offenbar, und es zeigt sich, daß Christus noch heute der Menschheit zum Fall und zur Auferstehung gesetzt ist. An der Person Christi scheiden sich die verschiedenen Richtungen unserer Zeit. Selbst die im lebhaften Fluß befindliche Frage nach dem Wesen und Werth und der Autorität der heiligen Schrift als des Wortes Gottes und speciell die alttestamentliche Discussion hängt zuletzt an dieser Frage: Was dünket euch um Christus, weß Sohn ist er? Wer das Christenthum an seinen eigenen Gedanken mißt und nicht sein eigenes und auch das Zeitbewußtsein nach dem Christenthum corrigirt, der wird immer zu den Negativen gehören, die das Maß und die Grenze ihres Denkens an der natürlichen Welt haben und im Grunde den überweltlichen, lebendigen Gott leugnen. Hier liegt der Kampf der Gegenwart und der Zukunft; und dieser Kampf kennt keinen Compromiß; denn es handelt sich darum, ob dieser moderne Protestantismus die Herrschaft in der Kirche haben soll, oder die Kirche selbst, die auf Thaten der göttlichen Offenbarung ruht. Die ‚Kirchenzeitung‘ wird, wie sie bisher die Fahne des lutherischen Christenthums hochgehalten hat, auch ferner nicht ablassen, gegen diesen Rationalismus in allen seinen schillernden Formen klare Stellung zu nehmen.“ — Diesen Kampf für das dogmatische Christenthum wird die „Kirchenzeitung“ nur dann mit Erfolg führen können, wenn sie daran festhält, daß die letzte Quelle und Norm der christlichen Erkenntniß nicht die Erfahrung ist, auch nicht die Thaten der göttlichen Offenbarung als solche, sondern einzig und allein die inspirirte, unfehlbare Schrift, in welcher uns Gott selber die christlichen Wahrheiten als Dogmen und somit das Christenthum als dogmatisches vorgelegt hat. J. B.

Zur Neutralität in der christlichen Religion. Wir lesen in der Sächsischen „Freikirche“: „Ueber die Stellung der Socialdemokratie zur Religion kam es in einer socialdemokratischen Versammlung im zweiten Berliner Reichstagswahlkreise zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen dem zur Socialdemokratie übergegangenen früheren Pastor Göhre und den ‚Genossen‘. Göhre wandte sich gegen die in socialdemokratischen Kreisen allgemein herrschende Ansicht, als sei der Christ ein Mensch, der einem bloßen Wahn nachjage, und deshalb nicht als gebildeter Mensch zu betrachten sei. Er verlangte, daß die Partei wirklich Ernst mache mit ihrem Satze: ‚Religion ist Privatsache‘, und den Genossen auch dann achte, wenn er überzeugter Christ sei. Willig ablehnend solle man sich nur den Staatskirchen gegenüber verhalten, von denen die Religion gemißbraucht und verfälscht werde. Neben vereinzeltem Beifall erfuhr Redner im Großen und Ganzen die ‚heftigste‘ Abweisung und mußte es so an sich selbst erfahren, daß die Socialdemokratie nicht daran denkt, mit jenem Satze, Religion sei Privatsache, Ernst zu machen, sondern daß es bei ihr heißt: ‚Grimmigste Feindschaft gegen das Christenthum ist Parteisache!‘ Der so-

cialdemokratische Stadtverordnete Hoffmann tabelte unter lautem Beifall Göhre dafür, daß er die kostbare Zeit der Genossen für eine Sache in Anspruch nehme, die nicht der Rede werth sei. Wenn Göhre sich etwa einfallen lassen wolle, die Socialdemokratie zur Religion zurückzuführen, 'so fliege er bei Zeiten hinaus'. Der socialdemokratische Reichstagsabgeordnete Fischer erklärte, der Abend sei ein verschwendeter. In einer zweiten derartigen Versammlung ging es noch 'wilder' her, sie drohte mehrfach der Auflösung zu verfallen, so, als eine Frau Gilert die Religion als 'Quatsch' bezeichnete. "Man muß sich gegenwärtig halten, daß es dem Christenthum gegenüber keine Neutralität gibt. Wer für seine Person ein Christ ist, der ist für Christum, für Christum eingenommen; der liebt das Evangelium und hält es für die höchste Weisheit. Wer für seine Person kein Christ ist, der ist eo ipso wider Christum, gegen ihn eingenommen; der ist ein Feind des Evangeliums und hält es für eine Thorheit. Die Menschen sind daher innerlich, in ihren Herzen, in jedem Falle entweder Freunde oder Gegner des Christenthums. Es ist möglich, daß ein Unchrist sich äußerlich neutral stellt, indem er es sorgfältig vermeidet, seiner Herzensfeindschaft in Worten oder Werken Ausdruck zu geben. Aber dazu gehört eine äußere Schulung, die sich am wenigsten bei den Socialdemokraten findet. Wir haben ein Analogon in gewissen politischen Zeitungen. Die versprechen, um Leser unter Christen zu gewinnen, daß sie sich der Angriffe auf das Christenthum enthalten wollen. Es gelingt ihnen aber nicht. Die innerliche Blindheit und Feindschaft dem Christenthum gegenüber ist zu groß. F. P.

Das Johannesevangelium und der Gnostiker Menandros. Im vorigen Jahre stellte Harnack die freilich jetzt längst vergessene Behauptung auf, daß Priscilla die Verfasserin des Hebräerbriefes sei. Nun kommt Dr. Kreyenbühl aus der Schweiz und sucht in einem mehrbändigen Werke darzutun, daß der Gnostiker Menandros von Kapparetäa der Verfasser des Johannesevangeliums sei. Dr. Seeberg schreibt diese wahnwitzige Theorie betreffend: „Es gehört doch wirklich eine kaum mehr zu beneidende Phantasie dazu, um das Wenige, was wir von Menander wissen, für genügend zu erachten, um seine ‚Lehre‘ in dem Johannesevangelium wiederzufinden. Um dem Leser ein Urtheil zu ermöglichen, setze ich her, was wir an älteren und wichtigeren Uebersetzungen über Menander besitzen. Justin der Märtyrer schreibt um 150: ‚Wir wissen, daß ein gewisser Menander, der auch aus Samaria und zwar aus dem Dorf Kapparetäa stammte, nachdem er Schüler des Simon (Magus) geworden war, auch von den Dämonen angetrieben wurde, in Antiochia lebte und viele durch die magische Kunst betrog, welche auch seine Anhänger davon überzeugte, daß sie nicht sterben würden. Und es gibt noch jetzt einige, die von ihm ausgegangen sind und dieses behaupten.‘ (Apol. I, 26.) Weiter bei demselben Justin: Die Dämonen hätten gesandt, Simon und Menander von Samaria, welche auch magische Wunderthaten ausführten und viele betrogen und noch im Betrüge befangen erhalten.‘ (Apol. I, 56.) Etwas mehr lesen wir bei Irenäus: ‚Der Nachfolger dieses (des Simon) war Menander, ein Samariter von Geburt, der auch zum Gipfel der Magie gelangte. Er nahm an, daß die erste Kraft allen unbekannt sei. Er aber sei derjenige, der von den Unsichtbaren (den Aeonen) entsandt wurde als Erlöser zum Heil der Menschen. Die Welt aber sei von Engeln erschaffen, die er, wie ähnlich auch Simon, von der Ennoia hervorgebracht sein ließ. Auch gebe er durch die Magie, die von ihm gelehrt werde, eine Erkenntniß zu dem Behuf, die Engel selbst, die die Welt gemacht haben, zu überwinden. Durch die Taufe, die auf ihn geschieht, empfangen seine Schüler die Auferstehung, sie können nicht weiter sterben, sondern verharrten, ohne zu altern, in Unsterblichkeit.‘ (Iren. I, 23, 5.) — Wie wenig Ursache haben wir doch, uns von den kindischen und sensationslüchtigen höheren Kritikern imponiren zu lassen! F. P.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

Mai 1901.

No. 5.

Was lehrt der Epheserbrieff von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?

(Fortsetzung.)

Der erste Abschnitt des Epheserbrieffs ist Dankagung, ein Hymnus, darin der Apostel Gott um all den reichen, geistlichen Segen, der den Christen zugefallen, ehrt und preist und darin er gerade auch das Lob der Kirche Gottes, der ewigen Kirche singt. Der zweite Hauptabschnitt, 1, 15—23., enthält ein Bittgebet St. Pauli. Derselbe versichert die Leser des Brieffs, daß er von dem Gott unsers Herrn Jesu Christi, dem Vater der Herrlichkeit, ihnen weitem Segen erbitte, insonderheit daß er sie in der christlichen Erkenntniß fördere. Gott möge ihnen den Geist der Weisheit und Offenbarung, erleuchtete Augen des Verständnisses geben, daß sie sonderlich ein Doppeltes recht verstehen und immer besser erkennen, einmal, welches die Hoffnung sei, die Gott ihnen eröffnete, da er sie berief, welches der Reichtum der Herrlichkeit des zukünftigen Erbes (B. 18.), und zum Andern, „welches die überschwängliche Größe seiner Macht sei an uns, die wir glauben nach der Wirkung der Kraft seiner Stärke, die er gewirkt hat durch Christum, nachdem er ihn auferweckt hat von den Todten“. B. 19. Daß wir Christen glauben, zum Glauben gekommen sind und im Glauben stehen, das ist geschehen und geschieht, wie hier hervorgehoben wird, zufolge (κατά) der Wirkung der Kraft der Stärke Gottes. Der Glaube der einzelnen Christen erscheint hier, aber auch die Kirche aller Gläubigen erscheint in diesem Zusammenhang als Werk und Wirkung der Kraft und Stärke Gottes. Am Ende des Abschnittes, B. 22. 23., tritt statt des Pluralsubjectes *ἡμεῖς οἱ πιστεύοντες*, „wir, die wir glauben“, das die Einheit markirende Subject *ἐκκλησία*, „Kirche“, ein. Die Kirche Gottes ist so wenig, wie die Welt, aus sich selbst entstanden, etwa durch Consens aller ihrer Glieder, sondern verdankt ihre Existenz, wie die Welt, lediglich der allmächtigen Kraft Gottes. Und zwar durch Christum, den er von den Todten auferweckt hat, hat Gott

diese zweite Welt, die Welt des Glaubens und der Gläubigen, geschaffen, wie denn der Glaube durch „das Wort der Wahrheit“, „das Evangelium“ von dem gekreuzigten und auferstandenen Christus, 1, 13., gewirkt ist. So ist es kein natürliches, creatürliches Leben, sondern ein neues, höheres Leben, Leben aus den Todten, welches den Gläubigen und der Kirche der Gläubigen innewohnt. Aber nun erfährt auch die Kirche der Gläubigen, welche aus der allmächtigen Schöpferhand Gottes hervorgegangen ist, fort und fort in ihrem ganzen Bestand und Ergehen auf Erden die überschwängliche Größe der Macht Gottes. In welcher Weise, das besagt die zweite Hälfte dieses Abschnitts, welche gerade für unsern Zweck von Belang ist.

Der Apostel fährt fort: „und nachdem er ihn (Christum) gesetzt hat zu seiner Rechten im Himmel über alle Obrigkeit und Gewalt und Macht und Herrschaft und alle Namen, die genannt werden nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, und hat Alles unter seine Füße gethan und hat ihn gegeben als Haupt über Alles der Kirche, die da ist sein Leib, die Fülle des, der Alles in Allem erfüllt.“ B. 20—23.

St. Paulus beschreibt hier zunächst mit glänzenden Farben die unvergleichliche Würde und Hoheit Christi. Gott hat Christum, und zwar Christum, den Gottmenschen, eben den, der von den Todten auferstanden, also Christum gerade nach seiner menschlichen Natur zu seiner Rechten im Himmel gesetzt, das heißt, ihm Antheil gegeben an seiner Majestät und allmächtigen Herrschaft. Christus ist hoch erhaben und herrscht über alle Obrigkeiten, Gewalten, Mächte, Herrschaften, über alle Potentaten dieser Erde und deren Machtgebiete. Er hat die Zügel des göttlichen Weltregiments, den ganzen Gang der Weltgeschichte in seiner Hand. Auch ohne und wider ihren Willen müssen die Großen der Erde ihm dienen. Ja, ob auch die Fürsten und Völker der Erde wider Gott und seinen Gesalbten revoltiren — der im Himmel sitzt, lachet und spottet ihrer und wird dereinst mit ihnen reden in seinem Zorn. Keine Macht der Erde kann den Thron Christi umstoßen, vielmehr muß auch die antichristliche Welt mit ihren bösen Anschlägen und Unternehmungen den Rath und Willen Gottes und seines Christus ins Werk setzen. Aber auch was genannt wird, was einen Namen hat in der unsichtbaren Welt, die vom Standpunkt der Christen auf Erden, vom Standpunkt der christlichen Hoffnung aus als „die zukünftige Welt“, *ὁ μέλλων αἰών*, bezeichnet wird, ist Christo unterthänig. Die Obrigkeiten, Gewalten, Mächte, Herrschaften des Himmels, die hohen, heiligen Seraphim und Cherubim, die Engelfürsten und Legionen der heiligen Engel sind diesem Menschen Jesus, der auf Gottes Thron sitzt, untergeordnet und richten die Befehle ihres Königs Christus aus. Und wenn es dann weiter heißt: „und hat Alles unter seine Füße gethan“, ja, „Alles“, so denken wir auch an die Fürsten und Gewalten der Hölle, die *κοσμοκράτορες*, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, „die bösen Geister im Himmel“ (*ἐν τοῖς ἐπουρανίοις*), die eben auch der unsichtbaren Welt angehören, Eph. 6, 12. Der Satan

und seine Engel liegen als überwundene Feinde zu den Füßen Christi und müssen schließlich auch mit ihrem Wüthen und Toben, mit ihrer teuflischen Christusfeindschaft die Sache und das Regiment Christi fördern.

Nun heißt es weiter, und auf diesen und den folgenden Worten liegt alles Gewicht: *καὶ αὐτὸν κεφαλὴν ὑπὲρ πάντα ἔδωκε τῇ ἐκκλησίᾳ ἣτις ἐστὶν τὸ σῶμα αὐτοῦ*, „und ihn hat er gegeben als Haupt über Alles der Kirche“. Eben ihn, *καὶ αὐτόν*, eben diesen Christus, wie er vorher beschrieben ist, hat Gott der Kirche gegeben. Als „Haupt über Alles“, in dieser Eigenschaft, hat er ihn der Kirche gegeben. In dem Ausdruck *κεφαλὴν ὑπὲρ πάντα* fassen sich alle die hohen Prädicate zusammen, die in den vorhergehenden Versen Christo beigelegt sind. Das *κεφαλὴν* bezieht sich aber zugleich auf *τῇ ἐκκλησίᾳ*. Der da ist das Haupt über Alles, den hat Gott der Kirche zum Haupt gesetzt und gegeben, so daß Christus das Haupt der Kirche und die Kirche sein Leib ist. Das Wort *κεφαλή* hat verschiedene Bedeutung, wenn Christus *κεφαλή ὑπὲρ πάντα* und wenn er *κεφαλή τῆς ἐκκλησίας* genannt wird. Vgl. Col. 1, 18. Christus ist Haupt über Alles, das heißt, Oberhaupt, Gebieter, Regent über Alles, über alle Mächte der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Dagegen im eigentlichen Sinn des Wortes ist Christus Haupt, nicht nur Oberhaupt, sondern Haupt der Kirche, Haupt an diesem Leibe, den die Kirche bildet. Das ist die Prærogative, die einzigartige Ehre und Würde der Kirche, das ist, der Gemeinde der Gläubigen, an welcher auch die Engel im Himmel keinen Theil haben, daß sie Christi Leib ist. Alle gläubigen Christen sind Glieder am Leibe Christi, und sie allein, nicht auch die Engel. Diese ehren Christum nur als *κεφαλὴν ὑπὲρ πάντα* und speciell als ihren Herrn und König. Alle Kinder Gottes im Himmel und auf Erden bilden Ein Ganzes, Eine große Familie. Wir schließen die Kinder im Himmel mit in den Rahmen der Kirche ein. Aber die Kinder Gottes auf Erden haben doch noch eine ganz andere Stellung zu Gott, dem himmlischen Vater, und zu Christo, als die Kinder Gottes im Himmel.

Was begreift nun dieser Ausdruck „Christus Haupt der Gemeinde“, „die Gemeinde Christi Leib“ in sich? Er bezeichnet zunächst die allerinnigste Gemeinschaft zwischen Christo und der Gemeinde. Die Gemeinde der Gläubigen ist mit Christo so eng verwachsen, wie ein menschlicher Leib und alle Glieder des Leibes mit dem Haupt verwachsen sind. Schließlich können aber zwei ganz verschiedenartige Dinge mit einander verflochten und verwachsen sein. Dem ist hier nicht so. Jener Ausdruck deutet ferner darauf, daß Christus und die Gemeinde, wie Luther öfter sich ausdrückt, „Ein Teig, Ein Kuchen, Eine Masse“ sind. Haupt und Leib eines Menschen sind aus Einem Stoff, demselben Fleisch und Blut. Und welches ist hier, bei diesem geistlichen Haupt und geistlichen Leib, die gemeinsame Substanz? Es genügt nicht, darauf hinzuweisen, daß Christus desselben Fleisches und Blutes theilhaftig ist, wie wir Menschen. Das ist hier freilich die nothwendige Voraussetzung. Christus, der Gottmensch, ist Haupt der Kirche. Christus hat

nicht der Engel Geschlecht, sondern den Samen Abrahams angenommen, ist heute noch, da er auf dem Thron der Ehren sitzt, Fleisch und Blut, wie wir. Darum ist er nicht der Engel Haupt, sondern nur Menschen sind Glieder seines Leibes. Indeß erscheint Christus nun und nimmer als Haupt der ganzen Menschheit. Die Gottlosen, Ungläubigen sind wahrlich nicht Glieder am Leibe Christi. Nur die Gemeinde der Gläubigen ist Christi Leib, mit Christo Eine Masse, Ein Teig und Kuchen. Was dieselbe mit Christo gemein hat, sagt der Apostel z. B. 1 Cor. 6, 17.: „Wer dem HErrn anhangt, ist mit ihm Ein Geist“, *ἓν πνεῦμα*. Christus, das Haupt, ist *πνεῦμα*, Geist, wie auch Gott der Vater *πνεῦμα* ist. Der Ausdruck *πνεῦμα* deutet hier, wie öfter, auf die unsichtbare, höhere, göttliche Wesenseite Christi. Die pneumatische, geistliche, göttliche Art bestimmt, durchdringt und durchleuchtet jetzt, seit seiner Erhöhung, auch die menschliche Natur, das leibliche Leben und Wesen Christi; Christus befindet sich jetzt in einem verklärten Leib und Leben. Und an eben dieser Substanz, an eben diesem *πνεῦμα* hat auch die Kirche Antheil, die im Glauben dem HErrn anhangt, wenn sie zur Zeit auch noch nicht verklärt, wenn ihr pneumatischer Charakter zur Zeit auch noch verdeckt und verborgen ist. „Ist Jemand in Christo, so ist er eine neue Creatur.“ So heißt es 2 Cor. 5, 17. Wer in Christo ist, ein gläubiger Christ, ein Glied am Leibe Christi, der ist eine neue Creatur, nach dem Bild Christi geschaffen, findet sich in einem neuen geistlichen, göttlichen Wesen und Leben, ist aus Gott geboren, trägt Gottes Samen in sich. Ja, wir Christen, die wir durch den Glauben Christo anhangen, sind durch Christum, wie St. Petrus in seinem zweiten Brief, 1, 4., schreibt, „der göttlichen Natur theilhaftig geworden“, sofern eben sterbliche Menschen derselben theilhaftig werden können. Dieses neue geistliche, göttliche Wesen und Leben ist ein unicum, welches die Schrift allein den gläubigen Christen zuschreibt. Dies neue Leben der Wiebergeburt wird dann vollendet im Leben der Verklärung. Dereinst, in jener Welt wird die Gleichartigkeit zwischen Christo und der Gemeinde, seinem Leibe, in die Augen springen. Dann werden die Gerechten, die Glieder am Leibe Christi helle leuchten, wie die Sonne, wie die Sterne des Himmels, heller noch und herrlicher, als die Engel des Lichts, werden die Herrlichkeit ihres Hauptes Christus widerstrahlen.

Noch noch ein Drittes muß man hinzunehmen, um das Gleichniß vom Haupt und Leib recht zu verstehen. Das Haupt ist das vornehmste Glied des Leibes. Vom Haupt geht alle Bewegung des Leibes aus. Das Haupt gilt als Sitz des Verstandes und Willens. Die Glieder des Leibes regen und bewegen sich, Hände und Füße handeln und wandeln, wie das Haupt denkt und will. Das Haupt ruft jede Action des Leibes hervor und gibt derselben ihre Direction. Und das gilt nun auch von Christo und seiner Kirche. Alle Thätigkeit, alle Bewegung der Kirche geht von dem Haupte Christus aus. Christus lenkt und regiert die Kirche, seinen Leib, nach

seinem Willen und Wohlgefallen. Dieses Regiment Christi in der Kirche ist ein ganz anderes Ding, als die Herrschaft Christi über die andern Creaturen. Die feindlichen Creaturen, die gottlosen Menschen, die bösen Engel müssen Christo, dem obersten Herrscher, gehorchen wider ihren Willen. Das Volk, das Christo geboren ist wie der Thau aus der Morgenröthe, ist eitel Willigkeit. Freilich auch die heiligen Engel dienen Christo, ihrem Herrn, mit Lust und Freuden. Sobald sie nur die Stimme seines Wortes hören, richten sie auch alsbald seine Befehle aus. Aber sie vernehmen die Befehle ihres Oberherrn als eine Stimme, die von außen an sie herantritt. Und es ist ein zwiefacher Act, daß Christus einmal seinen Willen kundthut, und daß sodann seine Diener im Himmel seinen Willen thun. Die Kirche, die Gemeinde der Gläubigen, vernimmt dagegen die Stimme Christi, als ihres Herrn und Hauptes, in ihrem Innern. Sie hat und hört das Wort der Wahrheit, 1, 13., und das ist Christi Stimme. Und der Heilige Geist, der in ihnen wohnt, 1, 13., senkt Christi Wort und Stimme in die Herzen der Gläubigen und gibt demselben Kraft und Nachdruck, daß die Gläubigen das thun, was das Wort sagt, und im Wort und nach dem Wort leben und wandeln. Es ist der Geist Jesu Christi, welcher die Kinder Gottes bewegt und treibt, den ihnen gewiesenen Weg entlang treibt, Schritt für Schritt. Und so ist Alles, was in der Kirche und von der Kirche geschieht, eine einheitliche Bewegung, die von Christo, dem Haupt, ausgeht und auf die Glieder seines Leibes übergeht. Es ist ein einheitlicher Act: das Haupt denkt und will, und die Glieder des Leibes setzen diese Gedanken, diesen Willen ins Werk.

Aber eben als „Haupt über Alles“ hat Gott Christum der Gemeinde zum Haupt gesetzt und gegeben. Das betont der Apostel. Die Machtstellung, welche der erhöhte Christus jetzt einnimmt, seine Herrschaft über alle Gewalten und Obrigkeiten der sichtbaren und der unsichtbaren Welt, soll nach Gottes Willen der Kirche Christi zu gute kommen und kommt ihr thatächlich zu gute. Christus führt das Weltregiment im Interesse seiner Kirche, die da ist sein Leib, mit welcher er so enge verbunden ist, welche seine Art hat, seine Ehre widerspiegelt, welche er nach seinem Willen und Wohlgefallen lenkt und leitet und ihrem herrlichen Ziel entgegenschleht. Die Weltgeschichte steht ganz und gar im Dienst der Kirchengeschichte. Alle die großen Unternehmungen der Potentaten auf Erden, von denen die Weltgeschichte sagt, sind je und je zur Förderung des Reiches Christi ausgeschlagen. Eine der epochemachendsten weltgeschichtlichen Episoden war die Aufrichtung des römischen Kaiserreichs zur Zeit Christi. Worauf es der Herr Himmels und der Erden damit abgesehen hatte, wird schon durch die Geschichte angedeutet, welche der Evangelist Lucas im zweiten Capitel berichtet. Die allgemeine Völkerbewegung, welche der Kaiser Augustus durch sein Ausschreiben der Schätzung hervorgerufen, mußte dazu helfen, daß Christus, der König in Israel, der Welt Heiland, zu seiner Zeit in seiner

Stadt Bethlehern geboren wurde. Die schweren, blutigen Kriege der letzten vorchristlichen Jahrhunderte hatten das Resultat, daß schließlich alle bekannten Völker der Welt unter dem Scepter und Regiment eines Mannes, des römischen Imperators, vereinigt wurden. Und Augustus verwendete nun die Frucht und Beute der Kämpfe und Siege Roms zu staunenswerthen Werken des Friedens. Er brachte die Völker einander nahe, die bis dahin ihre getrennten Wege gegangen waren. Er baute großartige Verkehrsstraßen, Viaducte, Brücken &c. Er stellte zwischen den Ländern am Mittelmeer regelmäßige Schiffsverbindungen her. Es redete auch alle Welt einerlei Sprache. Die griechische Sprache war Weltsprache. Die griechische Sprache und Cultur hatte schon vorher alle Welt durchdrungen. Das war alles Wegbereitung für das Evangelium von Christo. So konnten die Apostel bequem von Land zu Land, von Stadt zu Stadt reisen. Und wo sie auch hinkamen, wurden sie verstanden, wenn sie nur griechisch redeten. So wurde es ermöglicht, daß die Kirche Christi in wenigen Jahrzehnten in allen Theilen der damals bekannten Welt festen Fuß faßte. Etwas Aehnliches ist zur Zeit der Reformation geschehen. Die Erfindungen des auslaufenden Mittelalters, die der Welt ein ganz anderes Aussehen gaben, die Entdeckung neuer, unbekannter Länder haben dann der Sache der Reformation gedient und den Lauf des ewigen Evangeliums, welches Luther allen Völkern, Sprachen, Zungen verkündigen sollte, gefördert. Daß unser Land und Volk hier im fernen Westen das geworden ist, was es jetzt ist, das ist nicht ohne Gottes Leiten und Regieren geschehen. Und sicher war es dabei die Absicht des HErrn der Welt und der Kirche, daß sich hier in diesen Landen die Kirche, und gerade die Kirche des reinen Wortes und Sacraments in Friede und Freiheit erbauen und ihren Beruf erfüllen sollte. Die politische Freiheit war nur Mittel zum Zweck, zu dem Zweck, der kirchlichen Freiheit Raum zu schaffen. Daß die moderne Cultur auch der christlichen Kirche erprießliche Dienste leistet, liegt am Tage. Daß die bisher unerforschten und verschlossenen Gebiete der Erde in der neuesten Zeit bekannt geworden und dem Weltverkehr erschlossen sind, das ist Gewinn für die Kirche. So ist der christlichen Mission ein weites Feld geöffnet. Und auch die Mächte der unsichtbaren Welt müssen hier helfen und Handreichung thun. Die heiligen Engel, die starken Helden, bewahren insonderheit die Pioniere der Kirche, Missionare, Reiseprediger, auf ihren beschwerlichen und gefährlichen Wegen, daß sich fort und fort die Verheißung erfüllt, die der HErr der Kirche seinen Dienern gegeben hat, daß sie „Schlangen aufheben werden, und so sie etwas Tödtliches trinken, soll es ihnen nichts schaden“. Marc. 16, 18. So oft aber die Völker und Fürsten der Erde im Bunde mit den Mächten der Hölle wider die Kirche Christi Sturm gelaufen sind, ist doch nimmer ihr böser Rath und Wille, die Kirche von der Erde zu vertilgen, hinausgegangen. Vielmehr ist auch alle Feindschaft der Welt, alle Christenverfolgung zum Heil und Segen der Kirche ge-

biehen. Die Trübsal gereichte nur zur Läuterung, Gründung, Befestigung der Gläubigen. In solchen schweren Zeiten, da die Welt sie von sich austieß, haben die Glieder am Leibe Christi sich nur um so enger an einander angeschlossen und um so fester an ihr unsichtbares Haupt angeklammert. Und so ist und bleibt das der Trost der Kirche in dieser Zeit der Welt, in guten und in bösen Tagen, daß sie den zum Haupte hat, der da ist Haupt über Alles, und der schließlich seine verachtete Gemeinde aus der Niedrigkeit emporheben und Alles unter ihre Füße legen wird.

Ein zweiter Ehrentitel, den der Apostel der Kirche hier beilegt, ist τὸ πλήρωμα τοῦ τὰ πάντα ἐν πάσιν πληρουμένου. Man könnte geneigt sein, τὸ πλήρωμα in unserer Stelle in demselben Sinne zu nehmen, wie 1, 9. Col. 1, 19. Röm. 11, 12. 25., als „Vollmaß“, „Vollzahl“. Die Kirche ist ja thatsächlich die Vollzahl der Auserwählten. Jedoch die Beziehung zwischen πλήρωμα und πληρουμένου legt es näher, mit den meisten älteren und neueren Auslegern πλήρωμα hier passivisch zu fassen, so daß die Meinung ist, daß die Kirche von dem erfüllt ist, der da Alles in Allem erfüllt, oder, daß der, welcher Alles in Allem erfüllt, gerade auch die Kirche erfüllt.

Von dem erhöhten Christus, dem Gottmenschen, wird zunächst ausgesagt, daß er „Alles in Allem“, daß er das All der Dinge erfüllt. Es wird hier expressis verbis die Allgegenwart Christi, und gerade die Omnipräsenz der menschlichen Natur, speciell die Ubiquität des verklärten Leibes Christi bezeugt. Christus, der erst todt war und dann von den Todten auferweckt und über Alles erhöht ist, dieser Christus ist allen Creaturen nahe und gegenwärtig, als Gott und Mensch. Und diese göttliche Allgegenwart ist keine müßige Ruhe, sondern kraft derselben erhält Gott, erhält Christus alle Dinge in ihrem Bestand. „Es besteht alles in ihm“, in Christo. Col. 1, 17. Wenn Gott, wenn Christus nur einen Augenblick seine Hand abzöge, seine Gegenwart aus der geschaffenen Welt zurückzöge, so würde dieselbe alsbald in das Nichts zurücksinken, aus dem sie entstanden ist. Insbesondere aber erfüllt Christus die Kirche, welche deshalb τὸ πλήρωμα αὐτοῦ genannt wird, und zwar in einzigartiger Weise, sientemal eben nur der Kirche dieser Titel πλήρωμα beigelegt wird. Die Gegenwart Christi bei und in seiner Gemeinde, die wir gewöhnlich als Gnadegenwart bezeichnen, ist specifisch verschieden von seiner Allgegenwart, welcher sich alle Creaturen erfreuen. Sie ist einerseits durch Wort und Geist, andererseits durch den Glauben vermittelt. Christus wohnt durch das Wort in den Herzen seiner Gläubigen. Eph. 3, 17. Und das ganze Pleroma, die Vollzahl der Auserwählten, wohnt in ihm. Col. 1, 19. Die Gemeinde hängt nicht nur an Christo, als ihrem Haupte, und ist mit demselben aufs engste verwachsen, sondern Christus, das Haupt, und das ist das Besondere an diesem Haupt und Leib, erfüllt, durchdringt, durchlebt und durchwebt auch die Gemeinde, seinen Leib, und alle Glieder des Leibes, er selbst persön-

lich, als Gott und Mensch. Es ist wesentlich dasselbe Geheimniß, das man sonst die *unio mystica* zwischen Christo und den Gläubigen zu nennen pflegt. Und diese Gnabengegenwart Christi bei seiner Gemeinde ist auch, wie seine Allgegenwart, ein lebendig und kräftig Ding. Wie die Allgegenwart Christi alle Creaturen fort und fort mit Kräften des natürlichen Lebens erfüllt, so erfüllt seine Gnabengegenwart seine Kirche mit Kräften geistlichen Lebens. Kraft dieser seiner persönlichen Nähe und Gegenwart und Einwohnung erhält Christus seine Kirche in ihrem Bestand und macht sie so fähig und tüchtig, ihr Werk auf Erden auszurichten.

In der vorliegenden Verbindung der Worte, daß die Kirche das *Pleroma* dessen genannt wird, der Alles in Allem erfüllt, liegt aber nicht nur, daß die Kirche in besonderer, einzigartiger Weise von Christo erfüllt ist, sondern vor Allem, daß Christus in jener seiner Eigenschaft, als der Allgegenwärtige seiner Gemeinde nahe und gegenwärtig ist. Die Allgegenwart Christi steht im Dienst seiner Gnabengegenwart. Wie mit dem Weltregiment Christi, so ist es mit der Welterhaltung auf die Existenz, das Wohl und Gedeihen der Kirche abgesehen. Christus erfüllt Alles in Allem, erhält die Welt, weil er seine Gemeinde erhalten, derselben hier auf Erden das Leben fristen will, so lange es ihm gefällt. Daß die Erde noch steht, daß Samen und Ernte, Sommer und Winter, Tag und Nacht regelmäßig mit einander wechseln, kommt daher, daß die Kirche hier auf Erden noch eine Weile bestehen soll und mit ihrer Erdenarbeit noch nicht fertig ist. Christus, Herr und Haupt der Kirche, erhält Himmel und Erde und alle Dinge um der Kirche willen, und erhält die Welt so lange, bis die Kirche ihr Werk hienieden vollendet hat. Das Weltgebäude ist nur das Gerüst für den Aufbau der Kirche. Wenn dieser Bau vollendet ist, dann wird das Gerüst abgebrochen, dann geht die Welt unter, die Kirche aber bleibt und wird dann ganz und gar, in vollkommenem Maß von Christo erfüllt, mit seinem himmlischen Licht und Glanz durchdrungen sein. Welcher tröstliche Gedanke ist das für die Kirche Christi, die in der großen Welt und im Weltgetriebe wie ein verschwindender Punkt erscheint, daß sie sich sagen darf und soll: dieses unansehnliche Pünktlein ist das Centrum, um das Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne und alle Creaturen der Erde kreisen, und wird, wenn der Welt Zeit abgelaufen ist, das „Alles in Allem“ sein, welches Gott und Christus mit seiner Herrlichkeit erfüllt. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

5 Mos. 5, 18.¹⁾

לֹא תִתְקַח

Was heißt das? Heißt es, wie man es heut zu Tage faßt: „Du sollst nicht dir“ oder: „Du sollst nicht für dich begehren“, oder heißt es, wie unsere alten Theologen es faßt allgemein gefaßt haben: „Du sollst dich nicht begehren machen“, besser deutsch: „Du sollst nicht die Ursache sein, daß du begehrt“?

Wollen wir diese Frage entscheiden, so daß sie dann auch für uns entschieden ist, so haben wir uns zunächst vor jedem Vorurtheil in Acht zu nehmen. Selbst das berechtigte Verlangen, dem Gegner nicht einen Zoll breit zu gönnen, den wir ihm streitig machen können, darf uns nicht verleiten, unbesonnene Schritte zu thun. Warum sollten wir auch dazu versucht sein? Selbst wenn wir in diesem Punkt unsern Alten Unrecht geben müßten, so fällt deshalb keine einzige Lehre, auch die von dem erbsündlichen Verderben nicht. Selbst in dem zehnten Gebot bleibt sie trotzdem unerschütterter stehen. Auf der andern Seite müssen wir uns aber auch ebenso sorgfältig davor hüten, daß wir nicht sofort zu allem bereitwillig Ja und Amen sagen, was nun einmal in dem neuesten Wörterbuch steht.

Vor allen Dingen jedoch müssen wir uns davor hüten, daß wir die Sache nicht zu leicht nehmen. Wollen wir wirklich mit eigenen Augen sehen, was לֹא תִתְקַח 5 Mos. 5, 18. bedeutet, dann gilt es, das ganze Hitpael zu untersuchen, dann heißt es, jede einzige Stelle, wo die Form vorkommt, genau ansehen; und wenn wir eigens zu dem Zweck unsere ganze hebräische Bibel durchforschten, es ist ein Gotteswort, um das sich's handelt, ein Wort, an dem eine ganze Reihe der Tüffel sind, von denen, wie Christus sagt, nicht Eines je vergeht — es wäre daher der Mühe sicherlich nicht zu viel.

Daß nun zunächst keine der beiden Stellungen a priori zu verwerfen ist, lehrt uns keine geringere Autorität als Gesenius' „Hebräische Grammatik“. Das Hitpael, erklärt sie, hat zunächst reflexiv-causative Bedeutung: „sich zu dem machen, was der Stammbegriff aussagt“. So heißt א. ב. פָּהַר rein sein, הִטְהַר sich rein machen, sich reinigen; הִלֵּךְ leuchten, הִתְהַלֵּךְ sich leuchten machen, sich rühmen; יָצַב hingestellt, fest sein, הִתְיָצַב sich hinstellen, hintreten.²⁾ Wiederum werden auch Fälle genannt, wo das

1) Den Synodalen des Minnesota- und Dakota-Districts dargeboten als Vorbereitung für die diesjährigen Verhandlungen über das zehnte Gebot.

2) Welch eine vielseitige Verwendung diese, scheinbar so ungelente Form im Munde des Hebräers fand, mögen einige Beispiele zeigen: לִיץ spotten, Hitpael: sich als einen Spötter beweisen; נָבַז stark und hoch werden, Hitpael: sich also beweisen: sich übermüthig, stolz betragen; הִלֵּךְ krank sein, Hitpael: sich krank stellen; הִכִּיז weise sein, Hitpael: sich weise dünken, sich listig beweisen; שָׁפַח forschen, Hit-

„für sich“ oder sibi zu seinem Rechte kommt. Auffällig ist dabei nur das, daß die reflexiv-causative Bedeutung zuerst kommt und die andere nachgestellt wird, während doch das Wörterbuch für לְבַדְּךָ das sibi als ganz selbstverständlich annimmt, gerade als gäbe es keine andere Möglichkeit. Sollte da am Ende etwas nicht ganz in Ordnung sein?

Untersuchen wir einmal. Stellen wir die Verba, die im Hitpael vorkommen, alle zusammen, so finden wir, es sind ihrer gerade 206.¹⁾ Classificiren²⁾ wir diese unter den allgemein anerkannten Bedeutungen, so finden wir etwa a. 17 Fälle, die sich unter keiner Rubrik einfügen lassen, weil die radices meist noch sehr wenig bekannt sind. Von den übrigen sind b. 57 im Hitpael ganz offenbar reflexiv-causativ; bei c. 22 anderen ist dies bei einigem Nachdenken ebenso klar; d. 37 sind im Hitpael etwa = Kal, was meist auch auf die reflexiv-causative Bedeutung zurückzuführen ist (Ges. Gr., S. 143, 3); e. 34 halten wenigstens noch an der reflexiven Bedeutung fest; f. 9 sind reciproci; g. 22 sind passivisch, was, nota bene, auch oft mit der reflexiven Bedeutung zusammenhängt, und h. 7,³⁾ ganze 7 können⁴⁾ mit sibi übersetzt werden.

Daß wir noch deutlicher das Ergebnis überschauen: Sehen wir von den Fällen ab, die schlechterdings nicht zu classificiren sind, und von den Passiven, die hier nicht in Frage kommen, so sind von den übrigen 48 Procent ganz klar reflexiv-causativ, 70 Procent beruhen, wenigstens nach allgemeinem Zugeständnis, auf dieser Bedeutung, und das directe Reflexiv (se) findet sich (die paar reciproken mitgerechnet) in 96 Procent. In 4 Procent würde unser Sprachgefühl das sibi verlangen.

pael: sich suchen lassen, sich verbergen, verstellen, verkleiden; כָּבֵד schwer sein (auch von einer Menge), Hitpael: sich schwer, viel machen, sich brüsten, vervielfältigen, zahlreich sein; לָדַעַת gebären, Hitpael: sich als geboren angeben, sich in die Geschlechtsregister eintragen lassen.

1) Das לְבַדְּךָ , um das es sich hier handelt, ist in den folgenden Berechnungen selbstverständlich nicht mitgezählt.

2) Diese Classification richtet sich fast durchweg nach Gesenius' Wörterbuch. Eine detaillirte Liste stellt Schreiber dieses irgend einem, der der Sache nachforschen will, zur Verfügung. (Adresse: 1280 St. Anthony Ave., St. Paul, Minn.)

3) Nicht mitgezählt ist hier לְבַדְּךָ . Unter all den etwa 60 Stellen, wo diese Form vorkommt, findet Unterzeichneter nur eine, wo „für sich einhergehen“ erfordert erscheint, aber nicht durch das Hitpael, sondern durch das ausdrücklich hinzugefügte לְבַדְּךָ .

4) Der Umstand, daß וּשְׂפָ im Hitpael und וּלְבָ im Piel mit dergleichen Bedeutung wie im Hitpael den doppelten Accusativ der Person und Sache verbinden, zeigt freilich, daß der Hebräer in diesem Stück ein anderes Sprachgefühl hatte als wir. Wo wir sibi setzen müssen, da setzte er se. Wenden wir dies auf das Hitpael dieser Verba an, so gehört וּשְׂפָ unter b und וּלְבָ unter e, und es bleiben für h nur noch 5 übrig, die recht gut (vgl. 4 Mos. 6, 19. 3 Mos. 13, 33.) ebenso construirt werden könnten.

Das Resultat ist einigermaßen überraschend. Vielleicht haben wir uns doch verrechnet. Vielleicht kommen jene 7 (resp. 5) Verba so oft vor und jene 79 + so selten, daß das sibi dem Hebräer doch viel geläufiger war als das se — facere. Es klingt das allerdings etwas unwahrscheinlich, aber es ist doch eine Möglichkeit. Sehen wir einmal zu. Aus etwa 950 Stellen, an denen das Hitpael vorkommt, kommen auf

Klasse b, c etwa 268, ¹⁾ resp.	242 Stellen.	510
„ d	175 Stellen.	175
„ e, f	86, resp. 23 Stellen.	109
„ h	11.	

Ergebnis: Wenn der Hebräer ja ein einziges Mal beim Hitpael an sibi dachte, so legte er die andern neunundneunzigmal sich dasselbe nach der reflexiven und davon wiederum fünfundachtzigmal nach der reflexiv-causativen Bedeutung zurecht.²⁾

Aber wie, wenn הִתְפַּלֵּל nun den 7 (resp. 5) von Klasse h zuzuzählen wäre? Dann werden wir auch sicherlich so klare, deutliche, unmißverständliche Beweise dafür finden, daß darüber kein Zweifel sein kann. Die Form kommt, abgesehen von 5 Mos. 5, 18., an 14 Stellen³⁾ vor. Das sollte doch sicher genügen, den Sprachgebrauch einigermaßen festzustellen. — Nehmen wir unsere hebräische Bibel zur Hand und befehlen wir uns diese Stellen der Reihe nach, wie sie der Grundtext uns bietet.⁴⁾

4 Mos. 11, 4. Hier tritt uns zunächst ziemlich entschieden die Wahrnehmung entgegen, daß das Hitpael von הִתְפַּלֵּל , obwohl es gleich dem Piel mit „begehren“ übersetzt werden kann, doch eine eigenthümliche Bedeutung haben muß. Denn obwohl von diesem selben „begehren“ an drei verschiedenen Stellen die Rede ist, hier, B. 34. und Ps. 106, 14., das letztere Mal von Seiten eines ganz anderen Autors, so wird doch nicht einmal für das Hitpael das Piel gebraucht, auch B. 34. nicht, wo es offenbar dem heiligen Schreiber darum zu thun war, möglichst kurz zu reden. Es muß doch in der Lust, die hier der Böbel sich zu Schulden kommen ließ, etwas

1) Unterzeichnetem stand leider nur ein Wiederabdruck der Bugtorffschen Concordanz zur Verfügung. Doch würde, wie er aus sicherer Quelle weiß, eine vollständigere den Unterschied nur noch größer machen.

2) Wer die Grammatiken und Lexika von früher und jetzt sorgfältig vergleicht, der wird deutlich merken, daß der bedeutendste Fortschritt, den man im Lauf der Zeit in der Behandlung des Hitpael gemacht hat, darin besteht, daß man, je länger je mehr, der reflexiv-causativen Bedeutung die ihr gebührende Stellung eingeräumt hat — in der Praxis noch mehr als in der Theorie.

3) 4 Mos. 34, 7. 8. 10. ist doch wohl zu offenbar eine ganz andere Grundbedeutung anzunehmen.

4) Es ist hier die Ordnung der hebräischen Bibel strict innegehalten, nur daß ähnliche Stellen verbunden werden. Es kam dem Schreiber nicht darauf an, die passendsten Stellen vorne anzustellen.

gelegen haben, was einzig und allein durch das Hitpael einen adäquaten Ausdruck fand.

Was ist dies nun? Ist es der Nebenbegriff „für sich“, oder ist es — die einzige andere Möglichkeit — die reflexiv-causative Bedeutung? Käme es dem heiligen Schreiber darauf an, hervorzuheben, daß der Böbel ihm etwas begehrte, so hätte er doch wohl, wenn er überhaupt etwas seinem וְהָיָה hinzufügen wollte, einen Ausdruck gefunden. Aber nicht nach dieser Seite hin wird irgend etwas hervorgehoben, sondern nach einer ganz andern: Der Verbalbegriff wird verstärkt. Ein inneres Object, וְהָיָה, wird hinzugefügt. Das Object ihrer Begierde war gleichsam die Begierde selbst. Wie der Geizhals schließlich geizt um des Geizes willen, so hatten sie ihre Lust am Gelüsten. Diese Verstärkung aber kann sich unmöglich auf das hinzugefügte innere Object beschränken, sonst hätte in diesem Fall das Piel völlig ausgereicht. Zudem läßt Mose B. 34. das innere Object weg und will doch offenbar dasselbe sagen. Eine Verstärkung von וְהָיָה aber ist möglich auf Grund keiner andern Bedeutung als der reflexiv-causativen: „sie machten sich begehren eine Begierde“. Erst wenn man es so faßt, tritt hervor, wie muthwillig sie sündigten, wie ohne alle Noth sie sich gegen die gütige Vorsehung auflehnten.

Haben wir den heiligen Schreiber recht verstanden? Lesen wir weiter: B. 7. 8. 10. Warum streicht er es da so sehr heraus, wie gut das Manna schmeckte, wie mannigfach es verwandt werden konnte, wie prompt es jeden Morgen erschien? Warum erwähnt er, daß das Volk vor Verlangen nach den Pfeben und dem Lauch und den Zwiebeln und dem Knoblauch Thränen vergoß? War's dieses, daß sie das alles „für sich“ haben wollten, „für sich“ allein? Oder war's nicht vielmehr dies, daß er neben der reichlichen, mannigfaltigen, nie versagenden Hülfe Gottes ihren Muthwillen, ihre Bosheit in ein desto greller Licht stelle? Sonnenklar ist es nach seinem Bericht: Ursache zu begehren hatten sie nicht, sie machten sich begehren.

2 Sam. 23, 15. Liest man die Commentare zu dieser Stelle, so wird man hin und wieder Vermuthungen aufgestellt finden über den schrecklichen Wassermangel, an dem hier David und seine Schaar gelitten haben muß, und wer nicht weiter über die Sache nachdenkt, nimmt es an und geht weiter. Aber wo in der Bibel steht von solchem Wassermangel auch nur ein Wort? Weder hier noch in der Parallelstelle 1 Chron. 11, 17. wird davon etwas erwähnt. Wäre es Wassermangel gewesen, der die verthmachtete Schaar zum Aeußersten getrieben hätte, man hätte doch wohl auch kaum die drei allein in den Kampf gehen lassen, auch hätte in diesem Fall David doch sicher, wenn auch nicht sich, so doch wenigstens die drei getränkt. Aber nichts von alledem. An beiden Stellen findet sich vielmehr diese Geschichte in Davids Heldenbuch. In beiden kommt es dem heiligen Schreiber lediglich darauf an, zu zeigen, welche Heldenthat es war, die die drei verrichteten, indem sie mitten in das Lager der Philister hineintraten, David aus

dem Brunnen Wasser schöpften und mit heiler Haut und ganzen Gliedern wieder zu David zurückkehrten.

Auch hier steht an beiden Stellen, die trotz großer Ähnlichkeit doch auch eine kleine Abweichung zeigen, beide Male das Hitpael, hier nicht gerade ein Beweis dafür, aber doch wohl eine Bestätigung dessen, daß das Hitpael von חָטַף doch wohl seine eigene, von dem Piel desselben Stammes sich in etwas unterscheidende Bedeutung haben müsse. Welche denn? Paßt besser in den Context: David begehrte „für sich“, oder „er machte sich begehren“, „ließ sich gelüsten“? Gewiß, er wollte das Wasser für sich, er hatte zuerst im Sinne, davon zu trinken, aber so viel „für sich“ liegt doch schon in dem Verbalbegriff begehren selbst. Aber wird dies „für sich“ irgendwie hervorgehoben? Ist das die Ursache, warum hier dem Hitpael vor dem Piel der Vorzug gegeben wird? In keiner Weise. Nein, nicht Wasser war es, wonach David so heftig gelüstete, sondern Wasser aus dem Brunnen zu Bethlehem. Die Heldenthat, die das kosten würde, die stach ihm in die Augen. Welch ein prächtiger Streich wäre es, dachte er bei sich selbst, wenn ein paar meiner Helden da hineinrissen, mitten in das Lager der Philister, und mir einen Trunk Wassers holten! Aber nein! hieß es sofort wieder in seinem Innern, das wäre doch zu gewagt, die Gefahr wäre zu groß. Doch, er mag thun, was er will, er kann sich von dem Gedanken nicht trennen; je gefährlicher, desto schöner, je tollkühner, desto löflicher. Endlich kann er der Versuchung nicht mehr widerstehen, er fragt — es zu befehlen wagt er immer noch nicht —: „Wer will mir zu trinken holen des Wassers aus dem Brunnen zu Bethlehem unter dem Thor?“ War das einem so vorsichtigen (vgl. 1 Sam. 18, 25—30.), gewissenhaften Streiter etwa natürlich? Hat er nicht gleichsam mit Macht diese Lüsterheit in sich großgezogen? Mußte er nicht erst Gewohnheit, Ueberlegung und zum Theil schier sein Gewissen und manches andere noch überwinden, ehe er sich selbst dazu vermochte, das Leben seiner drei besten Helden so aufs Spiel zu stellen? „Er machte sich begehren“ ist auch hier das einzige, was der ganzen Situation gerecht werden kann. „Er goß es dem Herrn“, das weist vollends ganz die Idee zurück, als sei es ihm nur darum zu thun gewesen, seiner eigenen werthen Person einen Labetrunk zu gönnen, ob es auch einem seiner besten Haubegen das Leben kostete.

Die nächsten Stellen sind Jer. 17, 16. Amos 5, 18. Ps. 45, 12. In der ersten betheuert Jeremias: „Ich habe den traurigen Tag nicht begehret“, in der andern redet Amos von Leuten, die vermessener Weise sich nach des Herrn Tag gelüsten ließen, und in der zuletzt angeführten Stelle erklärt der heilige Sänger: „So wird er“ (der Messias) „deine Schöne begehren.“ An jeder dieser Stellen würde der Dativus commodi störend wirken, sobald er im Geringsten mehr betont würde, als dies ohnehin schon im Verbum liegt. Hat es überhaupt einen Sinn, daß das Hitpael und nicht das Piel steht, so muß es die reflexiv-causative Bedeutung sein. Sie paßt vor-

trefflich. Wer würde — die Menschen genommen, wie sie im Durchschnitt sind — wer würde wohl ganz von selbst darauf kommen, „den schmerzsvollen Tag“ oder gar den Tag des Herrn zu begehren? Wer das wirklich thäte, der hätte in der That erst ein Stück Arbeit an dem eigenen Ich zu thun, das nicht klein wäre. Es ist etwas Gemachtes, Gekünsteltes, Muthwilliges, es ist Bosheit, die an den beiden Stellen zurückgewiesen wird. Was aber die dritte Stelle betrifft, so paßt die reflexiv-causative Bedeutung da vollends gut. Wozu ruft der Psalmist der Braut erst zu: „Vergiß deines Volks und deines Vaters Hauses“? Sollte etwa an der Braut selbst etwas sein, was ihm natürlicher Weise gefallen könnte? Unter Menschen wäre so etwas sehr selbstverständlich, nun und nimmer aber ist es das, wenn es sich um Christum und den sündigen Menschen handelt. Da hat es buchstäblich geheißt: „sich begehren machen“, und ein schwererer Kampf ist nie gesucht worden als der, den er mit sich, er, der unendlich Liebende, mit sich, dem unendlich Gerechten und Heiligen, zu bestehen hatte, als es galt, an dem sündigen, schmutzigen, unfläthigen Menschengeschlecht Gefallen zu finden.

Epr. 13, 4. 21, 25. 26. Von letzterem Orte werden hier zwei Verse angeführt, weil es so erst recht offenbar wird, wie sehr die beiden Stellen dem Inhalt nach übereinstimmen, während sie doch dem Wortlaut nach so sehr verschieden sind. In Einem freilich stimmen sie vollständig überein: für das Begehren des echten Faulpelzes ist nur das Hitpael ausdrucksvoll genug, nur daß an der zweiten Stelle, die überhaupt viel ausführlicher ist, wieder das innere Object, וְאֵת, zur Verwendung kommt. Was aber tritt an der zweiten Stelle klarer hervor: daß der Faule „für sich“ begehrt oder die Thätigkeit, die er in Wünschen entwickelt? Es ist kaum nöthig, die Frage noch erst zu besprechen. Wer die Stellen, zumal die zweite, liest, der sieht es mit Augen, wie der Faule daliegt und im Hervorbringen von Wünschen sich's etwas kosten läßt. „Sagt doch nur nicht“, will Salomo sagen, „daß der Faule nicht arbeitet. Er arbeitet sich schier zu Tod — mit Wünschen, וְאֵת-לְיָמָיו“ — daß wir doch auch hier bei zwei kurzen Wörtern den Mund so voll nehmen könnten — „וְאֵת-לְיָמָיו“ —, nicht wie sonst ein gemeiner, gewöhnlicher Arbeiter acht bis zehn Stunden und dazwischen noch eine Mittagspause, nein — „den ganzen lieben, langen Tag liegt er da und begehrt Begierden!“ Was anders könnte das Bild noch deutlicher machen, als: „er macht sich begehren“? Woburch sonst könnte es noch klarer werden, welch ein Stück Arbeit das ist!

Epr. 23, 3. 6. 24, 1. Hier wären nun Stellen (es gilt dies vor allem von den beiden ersten), hinter die sich die Befürworter des „für sich“ verschangen sollten. Können sie sich doch hier auf eine Autorität berufen, die ganz sicher unparteiisch ist, auf Luther, der in seiner Bibelübersetzung hier das „dir“ gebraucht hat, an dem sie so festhalten. Aber man betone nur einmal das „dir“, was man doch thun müßte, wenn um dessen willen das

Hitpael hier gebraucht wäre — ist das etwa Luthers Sinn? Der Nachdruck, der so auf das „dir“ gelegt würde, wäre der Stelle ganz fremd. Nicht ein bißchen mehr darf es hier hervorgehoben werden, als ohnehin schon ganz selbstverständlich in einem starken Begehren liegt. Wenn wir übersetzen — und wir sagen es mit aller Seelenruhe, aber auch in jenem eigenen Ton der Autorität, welchen nur die eigene Anschauung und Erfahrung findet —: „Laß dich nicht gelüsten seiner Lederbissen!“ „Laß dich nicht gelüsten, bei ihnen zu sein!“ so treffen wir eben das, was Luther sagt. Je stärker hier der Ausdruck für „begehren“ gewählt wird — und verstärken kann ihn im Hitpael nur die reflexiv-causative Bedeutung —, desto deutlicher, desto überzeugender wird hier dem eitlen Streber, dem bethörten Vertrauensbüßler, dem Narren, der auf den Erfolg der Bosheit eifersüchtig ist, bedeutet, wela eine Thorheit er begeht.

Epr. 24, 1. ist zudem zu beachten die Parallele zwischen $\text{אֲנִי־לֹא־אֶחְבֵּד}$ und $\text{אֲנִי־לֹא־אֶחְבֵּד}$. Ersteres ist ein richtiges Piel, das, der Grundbedeutung dieser Form gemäß, „sich angelegentlich mit einer Sache beschäftigen“ heißt. Es sollte doch sicherlich etwas zu bedeuten haben, daß an der einzigen Stelle, wo $\text{אֲנִי־לֹא־אֶחְבֵּד}$ im Parallelismus mit einem andern Wort erscheint, es neben einem Worte steht, welches schon im Kal „hochroth werden“ bedeutet und welches darum im Piel ganz sicher einer hochgradigen Leidenschaft Ausdruck verleiht.

Es ist nun nur noch eine Stelle übrig: Pred. 6, 2. Sie dürfte schon von den bisherigen abweichen, ohne deshalb das bereits klar gewonnene Ergebniß zu zerstören. Aber sie thut es nicht. Allerdings ist es die einzige, die an Stellen anklingt wie 1 Sam. 2, 16. 2 Sam. 3, 21. 1 Kön. 11, 37., indem hier das Hitpael, wie dort das Piel, mit שָׁפַז konstruirt werden könnte.¹⁾ Aber es ist doch auch ein bemerkenswerther Unterschied. Dort steht das Piel für ein Begehren, das (selbst 1 Sam. 2, 16.) seine Grenzen hatte und nach Gottes ausdrücklichem Wort oder nach seiner offenbaren Fügung durchaus berechtigt war. Nicht also hier. Obschon kein absolutes Object hier steht, es, wie an fünf der bereits genannten Stellen, zu bezeugen, so geht doch aus dem ganzen Context hervor: Dieses $\text{אֲנִי־לֹא־אֶחְבֵּד}$ steht für eine maßlose Begierde, für eine Begierde, die das Begehrte schon nicht mehr begehrt um des Nutzens willen, oder der Freude willen, oder der Ehre willen, die es einbringt, sondern die einfach begehrt, um zu begehren. Solche Verstärkung der Bedeutung aber ist, man nehme das Hitpael, wie man wolle, möglich auf Grund keiner Bedeutung, als allein auf Grund der reflexiv-causativen.

Eine Zusammenfassung des gewonnenen Ergebnisses ist wohl überflüssig. Es ist aus dem Gesagten klar genug: Trotz all der Sorge und Mühe,

1) Daß Gesenius' Wörterbuch dies für Epr. 13, 4. behauptet, muß in einem Irrthum seinen Grund haben.

die man sich heut zu Tage mit der Herbeiziehung orientalischer Sprachen zur Erklärung des Hebräischen macht — der lutherische Philologe des siebzehnten Jahrhunderts, der seine hebräische Bibel zur Hand nahm und studirte und forschte und verglich, bis er sie beinahe auswendig wußte — er hat — hier wenigstens — den Geist des Wortes besser erfaßt. — Aber nun zu dem לֹא תִתְאָוֶה , 5 Mos. 5.

Daß an dieser einzigen Stelle die Form etwas bedeuten sollte, was sie sonst nirgends bedeutet, wird kein besonnener Philologe behaupten wollen, es sei denn, daß gerade an dieser Stelle der Context so eigenthümlich wäre, daß er das geradezu erzwänge. Ist dies nun der Fall? Das einzige, was in dieser Hinsicht vorgebracht werden könnte, wäre der Vergleich mit B. 18 a. und, was noch weit wichtiger ist, mit 2 Mos. 20, 17. Steht nicht, spricht man, dort קִיַּר genau an demselben Plage, wo hier das Hitpael von תִּתְאָוֶה gebraucht wird? Darum muß es auch, nach allen Regeln der Auslegungskunst, genau dasselbe bedeuten wie dort.

Genau dasselbe? Lassen wir es einmal gelten. Was heißt hier dann תִּתְאָוֶה ? „Begehren“ natürlich, antwortet man. Aber das genügt nicht. קִיַּר , genau gefaßt, bedeutet eine besondere Art des Begehrens, eine solche nämlich, die an dem Gegenstand, auf welchen sie sich richtet, Gefallen findet, der derselbe lieblich, begehrenswerth und angenehm erscheint, in die Augen sticht. Daher denn auch Luther es fast regelmäßig, auch 5 Mos. 5, 18 a., mit „gelüsten“ übersetzt hat. Dann soll also das die Ursache, sein, warum hier gerade das Hitpael und keine andere Form von תִּתְאָוֶה gebraucht wird, weil gerade von dieser Seite her dadurch das Begehren so recht ins Licht gestellt wird. Das wäre dann doch unter all den unclassificirbaren Hitpaels noch das allerabsonderlichste. Nun und nimmer dürfen wir in der Benützung paralleler Stellen so weit gehen. Ein anderes Wort ist immerhin ein anderes Wort; und wenn es auch einem andern so ähnlich wäre wie ein Ei dem andern, so wäre es immerhin noch ziemlich gewiß, daß es seinen Schwerpunkt und seinen dicksten Theil nicht ganz an derselben Stelle hat.

Daß תִּתְאָוֶה ebensogut wie קִיַּר „begehren“ heißt, ist ausgemacht. Insofern gleichen sie einander wie ein Ei dem andern. Aber wo liegt sein Schwerpunkt? Worin unterscheidet sich's? Es läßt sich nicht leugnen, daß die Grundbedeutung der Wurzel, die an sich schon ein mehr innerliches Begehren bezeichnet, etwas damit zu thun hat. Aber das allein kann's nicht sein, sonst hätte das einfachere תִּתְאָוֶה , dem niemand jemals einen besonderen Beigeschmack zugesprochen hat noch zusprechen kann, vollständig genügt. Kommt hier aber auf die Form, das Hitpael, etwas an, so kann es sich nur um zwei Dinge handeln. Entweder heißt es: „Du sollst dir nicht begehren“, oder es heißt: „Du sollst dich nicht begehren machen!“ Das erstere hat nur so lange noch einigen Schein, solange das „dir“ ganz unbetont und unbeachtet mit neben einschläpft. Es wird von

dem nicht nachdenkenden Leser nur so lange gebuldet, solange es sich ganz ruhig verhält, gar nichts weiter sagt, als ohnehin schon im Verbum liegt. Aber man mache damit einmal Ernst, man sage sich nur einmal die zwei Gebote her und betone das „dir“, und es wird einem nie wieder in den Sinn kommen, darin den Schwerpunkt zu suchen.

Und wenn die beiden Stellen, 2 Mos. 20 und 5 Mos. 5, noch ganz und gar, Wort für Wort einander ähnlich wären! Aber das sind sie nicht. 2 Mos. 20 lautet das neunte Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus“; 5 Mos. 5 heißt es: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weibes.“ 2 Mos. 20 beginnt das zehnte Gebot: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib“, und es werden im Ganzen fünf Gegenstände ausdrücklich erwähnt. 5 Mos. 5 beginnt es: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Hauses“, und der ausdrücklich erwähnten Gegenstände sind im Ganzen sechs. So auffallende Veränderungen haben doch sicher einen Zweck, und es muß unsere Aufgabe sein, diesen Zweck zu erforschen.

Was ist nun der Zweck erstlich der Verwechslung von „Weib“ und „Haus“ und von „Haus“ und „Weib“? Machen wir uns die Sache nur nicht schwer. Einerlei, wie viel wir darüber nachdenken, wir werden doch auf keinen andern Grund kommen als auf den: Ob das eine oder das andere an den betreffenden Stellen steht, macht keinen Unterschied. Ob die sündliche Begierde auf das Haus des Nächsten sich richtet oder auf sein Weib, ist dem neunten Gebot völlig einerlei. Worauf auch immer sie sich richten mag, sie ist darin verboten. Wiederum, ob in dem zehnten Gebot in erster Reihe das Haus oder das Weib des Nächsten steht, macht auch keinen Unterschied. Einerlei, welcher Gegenstand da an erster Stelle steht, solange nur eine Reihe von Gegenständen ausdrücklich erwähnt wird, verliert es seine Eigenart nicht. Summa, wer nach den Gegenständen die Grenzlinie zwischen beiden Geboten ziehen will, der mag diese Linie ziehen, wie er will, gerade, schief, edig, rund oder krumm, nie wird er sie so ziehen können, daß sie nicht gegen eine der beiden Fassungen verstoßt. Keiner von beiden wird sie passen, denn jede von beiden erwähnt das bereits im neunten Gebote benannte mit dem „und alles, was sein ist“ noch einmal.

Wie wichtig, daß das hier so deutlich hervortritt! Zu nichts anderem war das halsstarrige Volk¹⁾ so sehr geneigt, wie dazu, sich unerbittlich gerade an die Worte zu halten, die mit ebensoviel Buchstaben im Gesetz verzeichnet standen, und sich so das Frommsein bequem zu machen.

Aber wozu dann noch die Vermehrung der im zehnten Gebot ausdrücklich erwähnten Objecte? Zerbrechen wir uns auch hier nicht unnötig den Kopf. Wir mögen darüber nachgrübeln, bis wir grau werden, und wir werden nicht darüber hinauskommen: Wenn er das eine Mal fünf nennt und das andere Mal sechs, so waren ihm eben fünf nicht genug. Es

1) und jeder natürliche Mensch.

sollten ihrer mehr werden. Der einzige Unterschied, der zwischen dem neunten und zehnten Gebot je gefunden worden ist, dort ein einziger Gegenstand und hier eine ganze Reihe, sollte hier noch deutlicher hervortreten.

Verlohnnte es sich denn aber auch der Mühe, diesen Unterschied noch mehr hervorzuheben? Hat derselbe überhaupt einen Zweck? Oder ist er nicht vielmehr so gering, so klein, so gesucht, so nichtig, daß man darüber kein Wort mehr verlieren sollte? — Man denke sich einmal eine Mutter, die im Begriff ist, zur Stadt zu gehen und die Kinder allein zu lassen. Sie warnt sie: „Aber, Kinder, daß ihr mir nicht mit Feuer spielt!“ Man wird das ganz natürlich finden. Aber nun denke man sich, sie ist zum Gehen fix und fertig, hat den Thürknopf schon in der Hand; da wendet sie sich noch einmal an ihren zehnjährigen Karl: „Und du, Karl, daß du mir nicht den Ofen aufmachst! und daß du mir nicht die Dellekanne anrührst! und daß du dir nicht eins von den neuen Wachslichtern ansteckst! und daß du dir nicht unterstehst, draußen das Gras abzufengen! daß du dich sorgfältig hütetest vor allem und jedem, was uns in Feuersgefahr bringen könnte!“ Hättest du da nicht sofort es heraus, daß dem Karl in solchen Sachen nicht zu trauen ist? daß er zu allerhand derartigem Leichtsinn aufgelegt, geneigt ist? Gewiß merktest du das sofort, und du merktest es nicht etwa erst daraus, daß Karl noch eine besondere Lection bekommt. Keine Mutter von richtigem Erziehungsstand wird über eine Sache so viel Worte machen, wenn nicht Veranlassung und Ursache dazu vorhanden ist. Wenn man dem Feinde jeden Ausweg abschneidet, so zeigt man damit, daß man fürchtet, er könne noch ent schlüpfen. Wenn der Gefängnißwärter, ehe er sich zur Ruhe legt, erst noch jede Thür und jedes Fenster und jedes Schloß nachsieht, so erkennt man daraus, daß er's mit Leuten zu thun hat, die, wenn sie das geringste Schlupfloch offen finden, den nächsten Morgen weg sind. Und der Heilige Geist sollte umsonst und ohne alle Ursache so viele Worte und so viel Wesens machen? Ruhte die Sünde, das erbsündliche Verderben, nicht fortwährend vor unsers Herzens Thür, wären unsere sündlichen Neigungen, Borurtheile und Leidenschaften nicht, einem reißenden Thiere gleich, jeden Augenblick bereit, sich über den Nächsten und alles, was fein ist, herzustürzen und es ihm zu rauben, ja, ihn selbst zu vernichten: Gott hätte dem neunten Gebot das zehnte nicht hinzugefügt.

Wenn der Punkt aber 5 Mos. 5 noch klarer hervortreten soll in der verlängerten Reihe der genannten Gegenstände, weshalb ist dann wohl statt וְלֹא תִּחַרְךָ hier וְלֹא תִּחַרְךָ gewählt? Nur dann kann es das, worauf es hier Mose ankommt, noch deutlicher machen, wenn es hier heißt, was es bisher überall sonst geheißt hat: „Du sollst dich nicht begehren machen.“ „Du sollst nicht Ursache sein, daß du begehrst.“ E. L. Arndt.

Der gefangene Simson am Mühlrade der Philister.

(Fortsetzung.)

Muthwilliges Widerstreben gegen erkannte Wahrheiten ist es, was die besten landeskirchlichen Theologen gegen das Ende der vierziger Jahre vollends um ihre Kraft gebracht hat. Sie haben es erkannt und ausgesprochen, daß an eine Erneuerung der Landeskirchen nirgends mehr zu denken, ihre Gnadenzeit also vorüber war. Es war ihnen durch Wort und That klar genug bezeugt worden, und sie konnten es selbst nicht leugnen, daß die neumodische Union ein Werk der alten Schlange war; dennoch verbanden sie sich mit den offenbaren Feinden der Wahrheit wider alle jene Zeugen, welche dem Worte Gottes folgten und nicht wandeln wollten im Rathe der Gottlosen. Im Laufe des letzten Kampfes hat sich mehr und mehr „ein Gemeingeist des Unglaubens“ ausgebildet, wie Hengstenberg schrieb: „Jetzt zieht sich der einzelne Nichtgläubige, wenn er angegriffen wird, gleich auf das Hauptlager zurück; das Gewissen, sobald ihm die göttliche Wahrheit nahe treten will, flüchtet sich hinter den Zeitgeist, der sich als Weltgeist constituirt hat. Das wird sich gewiß noch weit mehr steigern; die Welt wird sich mehr und mehr zu einem Ganzen verbinden und ihnen“ (treuen Predigern) „wie eine starke Mauer entgegentreten.“ (1846, S. 4.) Weiderseits sprach man es aus, daß sich die Kämpfe „um den lebendigen Mittelpunkt der Christenheit concentriren“, daß es „zu einem großen und ernstern Entscheidungskampfe kommen“ muß (S. 241), bei dem es gar keine Vermittlung geben könne. Hatte man von Schleiermacher gesagt: „Seine Lehre wie seine Person ist eine Union von christlicher Mystik und weltlichem Humanismus seiner Zeit“ (1849, S. 479), so lag es jetzt klar vor jedermanns Augen, daß dessen Schule und alle Mittelparteien und Unionsfanatiker im Kampfe um den Grund der Kirche nur Partei wider Christum und sein Wort nehmen können; denn seit 1830 hat sich das Bündniß aller jener Geister, welche nicht für die Wahrheit zeugen wollten, immer fester gestaltet. Die Zeichen der Zeit predigten es laut genug, daß man Staatskirche und Union verlassen müsse, wenn man das lutherische Bekenntniß retten wolle. Diese Zeichen wurden von Freund und Feind auch also gedeutet. Dabei wollen wir den Hengstenberg'schen Unionslutheranern gerne zugestehen, daß zwischen den Zuständen in den Staatskirchen mit und ohne Union kein wesentlicher Unterschied stattfand; denn die Staatskirche als solche war überall zur Allermweltsunion geworden, und in manchen sogenannten lutherischen Landeskirchen fand man von den Kennzeichen der Kirche Gottes noch weniger als innerhalb preussischer Gemeinden. Das bewog ja unsere Synodalväter zur Auswanderung aus Sachsen, von welchem Lande trotz des von Hahn angeregten, von Rudelbach ersehnten Scheidungsprocesses die Ev. Kzt. noch in den Jahren 1849 (S. 777) und 1850 (S. 729 ff.) berichten mußte,

trostloser könnten die kirchlichen Zustände nirgends sein. Rudelbach konnte es trotz seines Auftretens wider jene Auswanderung selbst nicht lange mehr in Sachsen aushalten, sondern legte sein Amt nieder und ging nach Dänemark.

Unter den Gläubigen fanden sich „dieselben Schattirungen“ als in Preußen (1850, S. 971 f.), und das Kirchenwesen ist trotz der äußern Rechtsformen „durch und durch zerfressen“ gewesen, so daß der Unglaube herrschte und die wenigen Christen als „Antiquität“ getragen wurden. (1851, S. 197 f.) In Weimar und Thüringen, wo man in bessern Tagen vor Buße über Sünden in Bußtags-Ausschreiben gewarnt hat (1832, S. 14 ff. 81 ff.), konnte man auch jetzt nichts weiter als schales Röhrenwasser erwarten, wie Röhrs Rationalismus hieß, der seine Röhren durch das ganze Land hatte. In Bayern stellte sich das Kirchenregiment im Jahre 1849 zwischen die Freigeister, welche nach einer Seite, und die Löhneer, welche nach der andern Seite hin die Staatskirche verlassen wollten, und rief beiden zu: Bleibt! kehrt zurück! man muß zusammenhalten! Da jenen die Gewissensbedenken nur Pöffen waren und diese sich dem Traume hingaben, das tausendjährige Reich werde die Kirche schon bringen, so blieben beide in einem Stalle und ließen sich die Hörner absägen. Konnte doch jeder lehren, was er wollte, und nur die wenigen Zeugen, welche mit der That bewiesen, daß sie in einem Punkte Gott mehr als Menschen gehorchen wollten, mußten erfahren, daß der kirchliche Despotismus kein bloßes Erbstück der Hohenzollernfamilie ist. Meinte Stahl, während seiner Studienzeit in Erlangen seien „in der ganzen bayerischen Landeskirche kaum zehn, ja, vielleicht kaum drei gewesen, die sich zur Augsburgischen Confession bekannten“, so hat sich das zwar sehr geändert; er wollte es aber nicht bestreiten, daß man alle ihre Bekenner durch die deutschen Landeskirchen hindurch am Anfang der fünfziger Jahre in einem Marktsteden unterbringen könnte. (1853, S. 348.) Wer Näheres über den kirchlichen Ruin Oldenburgs, über den unge störten Kirchhofsfrieden Braunschweigs, Mecklenburgs, Holsteins zc. oder über die Verfolgung alles lutherischen Kirchenlebens in Hessen, Hamburg zc. liest, dem wird die Lust vergehen, die sogenannten lutherischen Landeskirchen etwas erheben zu wollen. Echte lutherische Bekenner wurden überall für Ruhe störer gehalten, über welche die „Denkschrift“ der Göttinger Facultät vom Jahre 1854 „über die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens“ lamentirt: „Der gesunde Verlauf der Regenerirung der Kirche von innen heraus hat etwa seit den vierziger Jahren betrübende Störungen erfahren. Es hat sich eine freilich von der Laienwelt fast verlassene Partei gebildet, welche, um es mit Einem Worte zu sagen, in eiliger Hast und vermeintlicher Kirchlichkeit das Werk einer Restauration des 17. Jahrhunderts zu unternehmen scheint. — Wir stehen am Vorabende eines Restaurationsversuches des 17. Jahrhunderts, für welches unsere Kirche so schwer hat büßen müssen.“

(S. 6. 11.) Dabei konnte man solche gefürchtete Zeugen allerwärts mit der Diogeneslaterne suchen. Von den Kirchenregimenten galt ohnehin: „Wer nur irgend unsere kirchlichen Zustände kennt, für den kann es keinem Zweifel unterworfen sein, daß bei Weitem in den meisten deutschen kirchlichen Behörden die Majorität dem Rationalismus angehört.“ (Kzt. 1848, S. 821.) „Hätte ich die *t h a t s ä c h l i c h e n*“ (nicht bloß die rechtlichen) „Zustände der lutherischen Territorialkirchen gegen die der preussischen Kirche abwägen wollen, so dürfte sich wohl gar oft das Zünglein zu Gunsten der letzteren geneigt haben.“ Das gab Victor Strauß dem Hengstenberg willig zu, als dieser, vom Zeugnisse wider die Union und ihr Abendmahl getroffen, ihm vorhielt: Wer eine Kirche der Bekenner nicht von der Zukunft erwarten will, „der wird weder in Preußen noch anderwärts mit ruhigem Gewissen in der Kirche verbleiben können; denn von einer lutherischen Kirche kann jetzt eigentlich nirgends mehr die Rede sein, wenn man es damit ernst und streng nehmen will“. (1849, S. 41 f.) Es ist wahr, wo man das lutherische Bekenntniß auf einem alten Papiere stehen ließ, geschah es nur, weil man die formelle Abschaffung aus Indifferentismus und Scheu vor unnöthiger Friedensstörung unterließ. Von einem solchen Rechte des Bekenntnisses im juristischen Sinne kann keine Seele leben, die nach den Gnadenmitteln hungert. Was die Breslauer im Jahre 1848 den Unionslutheranern schrieb, das galt darum auch für andere Landeskirchen: „Daß der Herr noch einmal den Landeskirchenweg einschlagen wird, dagegen sprechen alle seine Zeichen. Er läßt sich übrig bleiben ein arm und gering Volk, und der Wiederaufbau der Mauern Zions kann nur durch das Leben im Glauben, durch Sammlung der lebendigen Steine gelingen, so daß ihr nimmermehr eure Gemeinden durch ein summarisches, staatskirchliches Verfahren der lutherischen Kirche wieder werdet zuführen können.“ (S. 711.)

Die thatsächliche Predigt des reinen Wortes fehlte überall, und „bei dem Vorhandensein einer unkirchlichen Majorität eine Bekenntniskirche herzustellen zu wollen, ist eine niedrige Handwerksarbeit, eine bloße Kirchenfabrication“. (1849, S. 36.) Dr. Zimmermann in Darmstadt hatte bei Gründung des Gustav Adolph-Vereins der Kirche zugerufen: „Sollte eine 300jährige, ja, eine 1800jährige Geschichte so spurlos an uns vorübergegangen sein, daß wir uns noch dem Wahne hingeben könnten, Einheit der Lehre und des Glaubens hoffen zu dürfen?“ (1844, S. 212.) Die landeskirchlichen Lutheraner hielten zwar nicht wie dieser seinen Amphibienverein für die schönste Blüthe der Kirche ihrer Zeit, sondern meinten vielmehr, auf dem Gebiete der freien Vereine lasse sich noch etwas vom Bekenntniß erhalten; aber auch ihre „Organisation der christlichen und im wahren Sinn kirchlichen Kräfte“ in Vereinen hatte gar nicht mehr den Zweck, eine in Lehre und Glauben einige Kirche wieder herzustellen. Sie schoben die Einheit in reiner Lehre nun als Nebensache hinweg; das

Herz war davon abgefallen und dagegen eingenommen. „Die innere Mission, eine der größten Kirchenfragen der Gegenwart, und trefflich geeignet, ein Gegengewicht zu bilden gegen das der evangelischen Kirche besonders Gefahr drohende und durch unsere Zeitverhältnisse so nahe gelegte einseitige Ueberwiegen des Interesses für das Lehrelement, würde gewiß einer der wichtigsten Gegenstände der Wirksamkeit der evangelischen Verbrüderung werden.“ (1848, S. 823 f.)

Marthas Sorge und Mühe sollte einen Schlupfwinkel in den Staatskirchen zurichten, in welchen die Gottlosen „die Oberhand haben“, und „von denen es jetzt zweifelhafter ist wie je, ob der Herr sie erhalten will, ob nicht auch an ihnen sich das: ‚Siehst du wohl diesen großen Bau? kein Stein wird bleiben auf dem andern, der nicht zerbrochen wird‘ sich erfüllen wird“. (Ebd.) Man eröffnete diesen Lutheranern im weitern Sinn, welche überall zuerst Staatskirchenleute und dann Christen sein wollten, auch Ausichten wie diese: „Der kirchliche Associationsgeist tritt jetzt in ein neues Stadium ein durch die Centralisation der innern Mission, und es ist möglich, daß dadurch mehr als Ein Vorzug gewonnen wird, der seine Kraft zur Heilung des kirchlichen Lebens verstärkt: 1. daß die Thätigkeit der Associationen in sich selbst mehr Einheit und Schwungkraft erlangt; 2. daß das pietistische und humanistische Element sich in der innern Mission wieder die Hand reichen; 3. daß die Associationen der Gläubigen nicht neben der ecclesia vocatorum stehen bleiben, sondern ein Glied ihres Organismus werden.“ Wie aber, wenn solches lauter Träume sind? Dann kann man immer noch, wie in der Zeit des alten Rationalismus, zu den Herrnhutern fliehen. „Die Brüdergemeinde kann auf zwiefache Weise noch eine große Wirkung zum Heile der evangelischen Kirche ausüben: 1. kann sie, wenn sehr böse Zeiten kommen sollten, Zufluchtsörter für den auswärtig verfolgten Glauben darbieten, wo die kirchlichen Kräfte in der Stille sich bergen und stärken; 2. aber kann sie auch noch einmal und in erweitertem Maße der Ausgangspunkt einer großen Kirchenstiftung werden. . . . Es könnte ein zweiter, noch reicher begabter Hinzendorf von Gott erweckt werden, um von der Brüdergemeinde aus und auf sie gestützt die ganze evangelische Kirche einer Wiebergeburt entgegenzuführen. Sei es nun, daß Gott dies beschlossen habe oder nicht, gewiß ist es, daß die Brüdergemeinde ihre Mission zum Heile der Kirche noch nicht beendet hat, wie sehr auch die strengen Lutheraner ihren Latitudinarismus in Beziehung auf die confessionelle Kirchenlehre anfechten.“ (1849, S. 485 f.) Lutherischen Gewissen war mit solchen Träumen freilich nicht zu rathen; darum war man ihnen auch so böse. Wenn die Göttinger Facultät in ihrer „Denkschrift“ die Obrigkeit so ernstlich vor Anstellung eines wahrhaft lutherischen Professors warnte, so hörte man da nur das Winseln der alten Schlange heraus, welche das richtende Zeugniß der Wahrheit fürchtete; was gibt sich aber in dem fuchsartigen Herumschleichen Hengstenbergs um die entscheidenden

Gewissensfragen, in der grundsätzlichen Ignorirung der lutherischen Separation, in der gegen altes Lutherthum so verbissenen Geschichtsschreibung des Pietisten Tholud und in der jesuitischen Geschichtsmacherei des Unionslutheraners Wangemann zu erkennen? Was anders als das böse Gewissen, das von einer Wahrheit getroffen ist und sich dagegen verbittert!

Den Unionslutheranern ist während des Kampfes, in welchem das Volk sich wider Christum, sein Wort und seine Kirche entschied, die Wahrheit viel öfter und kräftiger bezeugt worden als an deren landeskirchlichen Lutheranern. Bei ihnen fehlte es nicht an Stimmen wie diese: „Die Mittler, welche die Liebe empfehlen, um den Glauben in den Schatten zu stellen, sollten an Luthers Wort denken: Verflucht bis in den untersten Abgrund der Hölle sei die Liebe, die auf Kosten des Glaubens gepriesen wird! Sie machen Freund und Feind irre und führen unser zerrissenes Vaterland, unsere verwüstete Kirche tiefer und tiefer in die schon so weit, durch so viele ihrer edlen Organe verbreitete heillose Gewohnheit der Lüge und der Verstellung. . . Uns gilt des Elias Wort: ‚Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist's aber Baal, so wandelt ihm nach!‘ Wird es auch von uns heißen wie 1 Kön. 18, 21.: ‚Und das Volk antwortete nichts?‘ (1846, S. 484.) Hier waren Landeskirche und Union in einander also verwachsen, daß auch unter den Theologen immer wieder Gewissen über ihr Bleiben beunruhigt wurden und sich anstellten wie jener Pastor, der seiner Conferenz alle Schriftstellen vom Verhalten gegen Irrlehrer und offenbar Gottlose vorlas und seine Brüder bat, nicht mit der Zweifellunst, die überall „innerlichen Verstand“ findet, über diese festen, starken und klaren Sprüche zu kommen, sondern sie einfältigen und willigen Herzens auf sich wirken zu lassen. „Das wird ohne Erröthen niemand leugnen können, daß das jetzt übliche Zurückziehen solcher Gottesworte aus dem Sichtbaren in das Unsichtbare, aus dem Concreten ins Abstracte, ins Blaue, schlechterdings ein Davonthun sei, ein Uebergehen des Wortes des Herrn. St. Paulus würde wahrlich den Ruhm nicht fein nennen, mit dem die heutigen unsichtbaren Gläubigen ob dem Worte zu halten versichern: Thut von euch selbst hinaus! meidet! weicht! habt nichts zu schaffen! entziehet euch! sondert euch ab! gehet aus! Es ist ein schlechter Gehorsam gegen das Wort: Den frechen Verführern muß man das Maul stopfen, wenn man daran genug zu thun meint, daß man sich die Ohren zuhält. . . Ihr meint zur Bewahrung vor Seelenschaden des Weichens von den Irrlehrern, des Ausgehens aus der kirchlichen Gemeinschaft mit ihnen nicht zu bedürfen. Gott aber kennt unsere Herzen besser als wir selbst und er läßt uns warnen: ‚Sehet euch vor!‘ ‚Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert?‘ Täuschen wir uns nicht; trauen wir nicht auf die Stärke unsers Glaubens, wo der Herr solch Trauen uns verwehrt! Durch jedes Concordiren mit den Feinden

Jesus wird die zarte concordia mit dem Herrn, unserm Gott, verlegt. Lauheit des Abscheus vor denen, welche lieb haben und thun die Lüge, steht in absolutem Wechselverhältnisse mit Lauheit gegen den Treuen und Wahrhaftigen.“ (1844, S. 679 ff.)

Solcher Guerillakrieg wider die Union hatte sich seit 1830 immer häufiger erhoben, daß man es sehen und greifen konnte, staatskirchliche Union führe nicht zur Einheit, sondern zur Zerrissenheit, und ein Volk, das am Haberwasser der Union getrunken, könne nie zum Frieden kommen. (1847, S. 19 f. 1851, S. 815 f.) „Die antiunionistische Gesinnung ist in raschem Fortschritt begriffen, intensiv nicht weniger wie extensiv“, schrieb Hengstenberg im Jahre 1844; und diese Zeit sah es auch, daß nicht nur die Separation mehr um sich griff als zuvor, sondern daß es um der Union willen zur Auswanderung vieler lutherisch Gesinnter nach America und Australien kam. Von nahe bevorstehender Scheidung und Entscheidung sprachen nun auch die Unionslutheraner mehr denn je. Die Ev. Kzt. hat von Anfang an „in Bezug auf die Union geschwankt und eine unsichere, kaum haltbare Stellung zwischen der Union und den Altlutheranern eingenommen, was vielleicht darin seinen Grund hat, daß der Herausgeber selbst nicht geborener Lutheraner, sondern lutherischgesinnter Reformirter“ war. (1849, S. 483.) Wenn er auch den Vorwurf zurückwies, daß er „alle fünf Jahre“ seinen Standpunkt gewechselt habe, so bekannte er doch selbst mit dem Präf. v. Gerlach: „Die Achillesferse der Ev. Kzt. ist ihre Stellung zur Union.“ (1856, S. 48.) Er hatte es einst den Rationalisten v. Cölln und Dav. Schulz nicht nur zugegeben, daß sich diese mehr als einmal geändert habe, sondern sich dieser Aenderung mit Recht als eines Fortschritts in der Erkenntniß rühmen können. Er konnte hernach sagen: „Das Wort: ‚Mancher Sünden werden erst hernach offenbar‘ ist auch in Bezug auf die Union wahr geworden und gereicht uns zur Entschuldigung, wenn wir nicht sogleich ihr Wesen vollständig erkannten.“ Es bedurfte gar nicht der schüchternen Erinnerung, „daß Retraktionen nie in der Kirche als Schande gegolten haben“, sondern er hätte es den stolzen modernen Theologen nur recht freudig bezeugen sollen: „Noch in höheren Jahren biegsam und lernfähig zu sein, ist eine Gabe Gottes.“ (Ebd.) (Schluß folgt.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Inspirationslehre in den Bekenntnisschriften. Immer wieder liest man in kirchlichen Blättern und Schriften, daß die Kirche sich in ihren Bekenntnisschriften nicht ausgesprochen habe über die Lehre von der Inspiration. Schrieb doch noch vor etlichen Monaten Dr. Volk aus Rostock in der „A. G. L. R.“: „Vertreter dieser Anschauung“ (von der Inspiration), „welche mit der wirklichen Beschaffenheit der heiligen Schrift in offenbarem Widerspruch steht, finden sich nicht nur unter Glie-

bern der reformirten Kirche, die in einer ihrer Bekenntnißschriften eine Definition der heiligen Schrift gibt, der jene Anschauung zu Grunde liegt, sondern auch unter Theologen der lutherischen, die in keinem ihrer Symbole sie auch nur andeuten.“ Wie grundlos aber diese Behauptung ist, geht nicht bloß aus vielen Stellen der lutherischen Sonderbekenntnisse hervor, sondern auch aus den Worten des Nicänums: „Und an den HErrn, den Heiligen Geist. Der da lebendig macht. Der vom Vater und dem Sohne ausgeht. Der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und zugleich geehret wird. Der durch die Propheten geredet hat.“ Mit Recht sagt Francis J. Hall vom Western Theological Seminary, Chicago, in „The Churchman“: „In dem nicänischen Bekenntniß lehrt uns die allgemeine Kirche zu glauben an den Heiligen Geist als den, ‚der durch die Propheten geredet hat‘. Es ist klar, daß der Ausdruck ‚die Propheten‘ sich auf die Schreiber der Schrift bezieht. Sonach ist es formelle und ausdrückliche Lehre der allgemeinen Kirche, daß der Heilige Geist durch die Schrift geredet hat. Wenn dies nicht eine bestimmte Lehre von der Eingebung der Schrift ist, so weiß ich nicht, wie man eine solche Lehre in menschlicher Sprache ausdrücken könnte.“ Was Hall hier sagt, ist gewiß richtig. In den fraglichen Worten des Nicänums handelt es sich nicht um eine zufällig nebenher eingestreute Bemerkung, sondern um ein Stück Bekenntniß, das mit allen übrigen Aussagen des Nicänums auf völlig gleicher Linie steht. Und was den Inhalt dieser Worte betrifft, so kommt ein Doppeltes in denselben zur klaren Aussage, nämlich 1. daß der Heilige Geist der eigentliche Autor der prophetischen Reden ist, und 2. daß die Propheten Werkzeuge waren, durch welche der Heilige Geist geredet hat. Eben dies ist aber die lutherische Lehre von der Inspiration und die der heiligen Schrift. Die modernen Theologen aber stecken im Angesichte solcher Stellen den Kopf in den Sand und behaupten und versichern: Von einer Inspirationslehre findet sich in den Bekenntnißschriften nichts!

J. B.

Lutherthum und der americanische Geist. „The Lutheran“ hat nun schon wiederholt den Satz abgedruckt und ausgeführt: „Lutheranism cannot live in America if it be inseparably joined with a German or Swedish or any other spirit.“ Mit demselben glaubt „The Lutheran“ eine besonders tiefe und bisher unerkannte Wahrheit aufgestellt zu haben. Die scheinbare Tiefe hat aber auch hier, wie so oft, ihren Grund lediglich in der Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des Ausdrucks. Mit dem Wort „Geist“ kann hier nämlich jeder so ziemlich die Gedanken verbinden, welche er will. Und ob der Satz richtig ist oder falsch, kommt ganz auf die bestimmten Gedanken an, welche man in diesen Ausdruck legt. Will „The Lutheran“ mit seinem Satze sagen, daß die lutherische Kirche sich auf die Dauer nicht halten kann, wenn sie sich nicht kümmert um ihre englischredenden Glieder und immer nur deutsch und schwedisch predigen will, auch wenn es keine Leute mehr gibt, welche Deutsch und Schwedisch verstehen, so enthält der Satz zwar keine besonders tiefe und neue, aber doch eine gewisse Wahrheit. Hat „The Lutheran“ aber den vagen Ausdruck „americanischer Geist“, „deutscher Geist“ deshalb gewählt, um in demselben Raum zu gewinnen für den 3. B. in der Generalsynode herrschenden Gedanken, daß das Lutherthum sich nur dann in America behaupten könne, wenn es mit den americanischen Secten ansange zu schwärmen für Abstinenz, Sabbath, Unionismus, revivals, Sonntagsschulen als Substitut für Gemeindefschulen 2c., so ist der obige Satz grundfalsch. Das Lutherthum ist das reine Evangelium, und wer irgend eine Lehre desselben ummodellt nach dem „americanischen“ oder irgend einem anderen Geiste, der baut damit nicht etwa das Lutherthum, sondern zerstört es.

J. B.

Die kirchliche Einigkeit betreffend schreibt "The Lutheran World": „Ist es nicht wahr, daß größere Verantwortlichkeit hierin — die Lutheraner in America zu vereinigen — auf der Generalsynode ruht als auf irgend einem andern lutherischen Körper? Die Generalsynode hat die Sprache, die Gebräuche und den Geist unseres Landes wie kein anderer lutherischer Körper. Und die Generalsynode wurde zu eben diesem Zweck organisiert, die Lutheraner in America zu vereinigen. Die Gründer derselben beabsichtigten, alle Lutheraner in Einen Körper zu verbinden. Die Väter und Gründer der Generalsynode dachten nicht im Traume daran, eine Secte zu schaffen und sich von andern Lutheranern zu separiren. Sie organisirten die Generalsynode, damit sie unter ihrem Banner alle Lutheraner in America vereinige“ etc. — Thatsache ist, daß wohl keine lutherische Gemeinschaft so viel Lebens macht von christlicher Einigkeit unter den Lutheranern im Besonderen und den Protestanten im Allgemeinen als die Generalsynode, aber auch, daß sie durch ihre falschen Lehren und ihre unionistische Gesinnung in Wahrheit mehr als irgend eine andere lutherische Gemeinschaft die wahre Einigkeit zerstört und unmöglich macht und daß sie überhaupt keine Ahnung davon hat, worin eigentlich die Einigkeit im Geiste besteht. Erklärt doch "The World" in demselben Artikel: „Vielleicht werden wir immer drei große Kirchenkörper haben, damit keine Wahrheit, die Dreieinigkeit betreffend, verloren werde. Vielleicht wird es immer Calvinisten geben, um die Souveränität Gottes zu betonen, Arminianer, um die Freiheit des Menschen und das Wert des Heiligen Geistes zu betonen, und Lutheraner, welche den Nachdruck legen auf Gott in Christo und die Rechtfertigung durch den Glauben an ihn.“ — Wenn die verschiedenen Secten wirklich dem Zwecke dienen, daß die einzelnen göttlichen Wahrheiten recht betont und erhalten werden, so sollte folgerichtig die Generalsynode, statt Einigkeit anzustreben, Gott bitten, die Secten zu erhalten und zu vermehren.

J. B.

Das Bekenntniß der Unirten. Im „Magazin für Evang. Theologie und Kirche“, Jahrg. 29, S. 5 lesen wir: „Unser Bekenntniß. In der Zeit kläglicher Zerrissenheit und confessioneller Zerspaltung der Christenheit einerseits und des Abfalls von den Grundwahrheiten des Christenthums andererseits thut es noth, daß die echte Flagge des Bekenntnisses zu Christo von allen wahren Bekennern stets hoch gehalten werde. Es gibt eine Centralwahrheit, um welche nothwendig sich alle echten Christen schaaren müssen und auch getrost können, eine Wahrheit, die freilich alle andern in nuce enthält. Es ist das Bekenntniß, welches Petrus dem Herrn als Antwort gab (Matth. 16, 16.): ‚Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.‘ Um dieses Bekenntniß können alle ernstgesinnten Christen sich sammeln, denen es darum zu thun ist, die Einigkeit im Geiste zu fördern. Das ist das unerläßlich Eine und Allgemeine, auf welchem die christliche Kirche ruht. Hier gibt es keine Vermittlung, keine Zwitterstellung. Das ist kein vages, unbestimmtes und unklares Allgemeines, sondern es ist so bestimmt formulirte Wahrheit, die man nur annehmen oder ablehnen kann: ‚Wer ist ein Lügner, ohne der da leugnet, daß Jesus der Christ sei? Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn leugnet‘, 1 Joh. 2, 22.“ — In dem zweiten Paragraphen ihrer Statuten bekennen sich die Unirten nicht bloß zu Einem Lehrsatz, sondern zu gar vielen, nämlich zu allen Auslegungen der heiligen Schrift, „wie sie in den symbolischen Büchern der lutherischen und reformirten Kirche“ niedergelegt sind, „insofern dieselben mit einander übereinstimmen“. Welches diese Lehrsätze sind, sagen die Unirten freilich nicht, und jeder glaubt denn auch bei ihnen, was er will. Dem obigen Citate zu Folge scheinen nun aber die Unirten von jedem, der in ihre Gemeinschaft aufgenommen sein will, zu verlangen, daß er sich wenigstens zu der Einen, bestimmt

formulirten Wahrheit: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“, bekennt. Daß aber ein rundes, volles und rückhaltloses Bekenntniß selbst zu dem obigen Lehrsaße nicht *conditio sine qua non* der Gliedschaft bei den Unirten ist, kommt in demselben Artikel zum Ausdruck, aus dem wir oben citirt haben. Seite 6 heißt es nämlich also: „Sollen oder wollen wir also nun zu dem heute etwas scheel angesehenen ‚dogmatischen‘ Christenthum zurückkehren? Wenn darunter verstanden wird, daß wir alle, welche dieses Bekenntniß noch nicht mit voller Herzensüberzeugung bekennen können, unter ein unbarmherziges ‚damnamus‘ stellen müssen — so sagen wir: nein! Nicht als Glaubenszwang soll dieses Bekenntniß den Seelen auferlegt werden. Wer nur noch kommen und ein Jünger, ein Schüler Jesu sein und bleiben will — den wird und will er nicht hinausstoßen (Joh. 6, 87.), und wie dürften wir es wagen, ihn hinauszu stoßen? Das Ausschneiden vollzieht sich von selbst, ohne unser Zutun, wenn wir nur die ganze unverfälschte Wahrheit verkündigen.“ Hiermit vergleiche man noch die in der Februar-Nummer von „Lehre und Wehre“, S. 57 citirten Aussagen des „Magazin für Evang. Theologie und Kirche“ von den freisinnigen und ungläubigen Elementen in unirten Gemeinden. Bei den Unirten kann auch der ein Gemeindeglied sein und bleiben, der sich nicht zu dem Einen formulirten Saße von der Gottheit Christi bekennt. Thatsächlich verlangen somit die Unirten von ihren Gemeindegliedern keinerlei Bekenntniß zu irgend einem formulirten Lehrsaße. „Wer nur noch kommen und ein Jünger, ein Schüler Jesu sein und bleiben will“, den nehmen die Unirten in ihre Gemeinschaft auf. Ja, genügt es nicht vielfach schon, daß einer, um unirtes Gemeindeglied zu sein, überhaupt noch kommt, einerlei aus welchem Grunde, oder wenn er zwar nicht mehr kommt, doch noch zahlt, oder falls er ganz kirchlos gestorben sein sollte, daß als Minimum einer seiner Angehörigen kommt und um ein kirchliches Begräbniß nachsucht?

F. B.

Americanische Kathedralen, deren Architektur das americanische nationale Leben und das Leben der americanischen Kirche zum Ausdruck bringe nach seiner gegenwärtigen Wirklichkeit und nach seinen Idealen — das ist einer der heißesten Wünsche des „Churchman“. Zugleich aber klagt er bitter, daß sich unter den Episcopalen so wenig architektonisches Interesse finde. „Aber dieser Mangel“ — sagt er — „dieser Mangel an intellectuellem und künstlerischem Interesse ist ein auffallendes Characteristicum unseres Volkes, ein nationaler Defect. Unsere englischen Brüder sind uns hierin weit voraus.“ — Auch in diesem Stück gleichen die Episcopalen den Papisten, daß ihnen mehr liegt am Schein als am Sein, mehr am Auswendigen als am Inwendigen, mehr an Kunst und schönen Formen als an der Wahrheit und Lauterkeit des göttlichen Wortes und mehr selbst an der Aesthetik als an der Ethik. Greuliche Irrlehrer, wie Briggs, nehmen sie dem klaren Wort der Schrift zuwider in ihre Gemeinschaft auf, Mangel an Interesse für Kathedralen aber tadeln sie als „nationalen Defect“. Wo aber, wie das im Papstthum so grob in die Augen springt, die Kunst in den Dienst der Lüge tritt, wird sie zum Huren-schmuck und zur pompa diabolica.

F. B.

Moral der Theaterspieler. Wie die Unsitlichkeit die Aussichten der Theaterspieler begünstigt und Sittlichkeit ein Hinderniß auf der Bühne ist, geht aus folgenden uns von H. K. zugesandten Schilderung aus einem Roman in der „New Yorker Staatszeitung“ hervor: „Ellen Wiborg“ (die Heldin), „war aus purer Begeisterung zum Theater gegangen. Sie hatte den Schein für das Sein genommen, und niemand vermochte ihr die Augen zu öffnen. Die Theaterleidenschaft war nach einem großen Erfolge in einer Wohlthätigkeits-Vorstellung über sie gekommen. Sie warf alles hinter sich und strebte nur dem Einen Ziele zu. Seitdem

sind sechs Jahre verfloßen. Sie war längst am Ende ihrer Illusionen; aber sie liebte noch immer ihre Kunst. Sie war sich aber auch klar geworden darüber, wie viel alltägliche Gemeinheit mit dieser Kunst zusammenhing. Sie hatte sich rein erhalten in der unreinen Sphäre, sie war gehobenen Fußes über all das Häßliche, was ihr in den Agenturen, hinter den Coulissen, in den Garderoben entgegentrat, hinweggegangen. Sie war immer mit ihrer Gage ausgekommen und hatte nie einen Pfennig von dem Zuschuß, den ihr Paul (der Sohn jener Commerzienrätthin, die sie als Theaterprinzessin nicht zur Schwiegertochter haben wollte) „angeboten, angenommen; aber sie hatte es oft erleben müssen, wie ihr der Director für eine Rolle, die sie brennend gern gespielt hätte und die ihr auch ihrem Fach nach zugekommen wäre, eine andere vorgezogen, weil diese just bessere Costüme für diese Rolle aufweisen konnte, als sie selbst besaß. Ja, einer hatte rund herausgesagt: „Ich habe eine Aversion gegen alle Damen, die mit ihrer Gage auskommen (!).“ Und so hatte sie sich zwar (!) überall, bei Agenten, Directoren, Collegien und dem Publicum den Ruf der absoluten Anständigkeit gewahrt, aber — sie war dabei nie über das Niveau der mittleren Stadttheater hinausgekommen, und immer larger wurden die Momente, wo ihr ihre Kunst wirkliche Befriedigung gewährte. Oft waren ihr (deshalb!) Zweifel gekommen über ihr Können. Nach dem Höchsten hatte sie gestrebt, als sie die Brücken hinter sich abgebrochen hatte. Und da war Einer gewesen, ein alter Comödiant, der einst einen Namen am Theater gehabt, nun aber nur noch um dieses Namens willen, der einst am Hoftheater geglänzt, als zweites Fach an dem kleinen Stadttheater gehalten wurde, der hatte ihr gesagt: „Sehen Sie, Wiborg, so mit einem Fuß in der ehrbaren (!) „bürgerlichen Vergangenheit stehen und mit dem anderen auf den Brettern, das taugt nicht“ (!). „Wer sich dem Theater verschreibt, der muß sich ihm mit Haut und Haarey verschreiben, mit allem, was in ihm ist. Sie sind keine Schönheit, aber Sie haben eine Bühnenfigur, ein Bühnengesicht und Talent, viel Talent. — Aber — wie der beste Acker keine Früchte bringt, wenn der Regen ausbleibt, so bleibt auch das Beste Ihres Talentés in Ihnen stecken, wenn nicht einmal eine Leidenschaft über Sie kommt, die alles aufrührt, was sich da drinnen verbirgt“ (!). „So eine Leidenschaft, an der Sie vielleicht zu Grunde gehen. Aber, wenn Sie diese Leidenschaft überdauern, vielleicht mit erstorbene m Herzen, dann, Wiborg, glauben Sie mir altem Manne, dann hat die Welt vielleicht ein anständiges Mädchen weniger, aber eine große Künstlerin mehr.“ — Als wir dies lasen, kamen uns die Worte des berühmten Atheisten Holbach in den Sinn, welche in „Sociales System“, III, 129 f. also lauten: „Welch unselige Wirkungen müssen nicht auf die Frauen diese Schauspiele hervorbringen, in welchen alles die sinnlichen Begierden bei ihnen zu nähren oder hervorzurufen sich verschwört, welche für sie oft eine unverstehbare Quelle von Leiden sind? Welche Verheerungen müssen nicht in ihrer lebhaftesten Einbildungskraft die verführerischen Darstellungen der Liebe und der verbrecherischen Liebeshändel hervorbringen, welche ihnen das Theater so häufig vor Augen führt? Darf man überrascht sein, so viel Gebrechlichkeit in einem Geschlecht zu finden, für welches Dramen, frivole Vorträge, Romane die einzige Beschäftigung sind und welches in seinem Rüßiggang fortwährend von der Wollust bestürmt wird? Ist die gesunde Moral nicht mit der Religion sich zu verbinden gezwungen, um Schauspiele zu verdammen, in welchen alles zu verführen, zu verweichlichen, sowohl Herz und Geist zu corrumpiren sich verschwört? Was soll man von Regierungen denken, welche Amusements nicht nur dulden, sondern ihnen noch ihre Protection schenken, die für die Jugend offenbar

die Schulen des Lasters sind, privilegierte Orte, welche die Leidenschaften zu erregen bestimmt sind, Klippen, wo die Unschuld durch Aug und Ohr überfallen, durch die Grundsätze einer ‚schlüpferigen Moral‘ verführt, ‚durch die Musik und durch unzuchtige Tänze‘ erhitzt sich fortgesetzten Schiffbrüchen aussetzt? Man sagt uns jeden Tag, daß das Theater, durch den Geschmack und die Decenz veredelt, für die Modernen eine ‚Schule der Sitten‘ geworden ist. Genügt es nicht, die Augen zu öffnen, um sich über diese Idee zu enttäuschen? Ist nicht der Gegenstand der am meisten geschätzten Dramen ohne Aufhören, uns Liebesintriguen, Laster zu malen, welche man liebenswürdig zu machen sich anstrengt, Zügellosigkeiten, welche die unbedachte Jugend zu verführen geschaffen sind, Schurkereien, fähig, tausend Mittel, Böses zu thun, einzuflüstern? Wird das Lächerliche, die Menschen von ihren Albernheiten zu curiren bestimmt, nicht oft auf die Ehrlichkeit, die Unschuld, die Vernunft und selbst auf die Tugend hingeworfen, für welche alles die tiefste Ehrfurcht einflößen sollte? Kann man endlich auf gut Glauben annehmen, es sei, um Lehren von Weisheit zu nehmen, daß so viele Müßiggänger täglich zu Schauspielen laufen, wo wir sie, wenig aufmerksam auf das Stück, beständig um eine Truppe von Sirenen herumflattern sehen, welche vom Handel mit ihren Reizen leben und welche alles aufbieten, um diejenigen in ihre Schlingen zu ziehen, deren Begierden sie erregt haben? Wird denn eine Frau, nachdem sie in einer großen Zahl von Komödien die eheliche Liebe ins Lächerliche ziehen gesehen hat, ganz durchdrungen von den Pflichten ihres Standes und den Gefühlen, welche sie ihrem Gatten schuldet, nach Hause zurückkehren? Welche Eindrücke können auf das unerfahrene und zarte Herz eines jungen Mädchens die verführerischen Beispiele, welche so viele Dramen ihm geben, machen, zur Vorstellung derselben es zu führen die Eltern selber so thöricht sind? Wie vielen Klippen ist eine empfindliche Seele nicht fortwährend durch die Unbesonnenheit derjenigen ausgefetzt, welche sie vor Gefahren beschützen sollten? — Der Theaterspieler hat der großen Mehrzahl der Bühnenstücke gemäß den Zweck, die Unsitlichkeit darzustellen und zu verherrlichen, und der Theaterbesucher hat den Zweck, sich durch solche Darstellungen einen Genuß zu bereiten. Die Wirkung kann daher auf beiden Seiten immer nur Eine sein: Sittenlosigkeit!

J. B.

II. Ausland.

Der Verein evangelisch-lutherischer Gotteskasten im Königreich Sachsen hielt im Anschluß an die Chemnitzer Conferenz ihre Generalversammlung. Die Mitgliederzahl in Sachsen ist von 569 auf 618 gestiegen. Die Einnahmen beliefen sich auf 32,900 Mt. gegen 33,758 im Vorjahre. Folgende Resolutionen wurden angenommen: „I. Wir können lutherischen Gemeinden, welche bei einer von außen eingeführten Union treu und unentwegt bei dem Panier des lutherischen Bekenntnisses ausblieben, nicht im Falle der Noth unsere Unterstützung versagen. Der Gustav-Adolf-Verein schließt diese Gemeinden grundsätzlich von seiner Unterstützung aus. Uns sind sie nicht nur Fleisch von unserem Fleisch, Wein von unserem Wein, sondern ehrwürdige, ja, ruhmvolle Confessorengemeinden in der Diaspora, deren wir mit an erster Stelle gedenken, wenn uns St. Paulus Röm. 12 zuruft: Nehmet euch der Heiligen Nothdurft an. Treue um Treue — damit halten wir es. — Dagegen unterstützen wir freikirchliche lutherische Gemeinden nicht, welche die historisch gewordenen unter Gottes Fügung entstandenen Landeskirchen als solche verwerfen, resp. Krieg mit ihnen führen. II. Wir stehen in demselben gegensätzlichen Verhältnis zum Katholicismus wie unsere Väter zur Zeit der Reformation. Die große Kluft, die uns von Rom trennt, ist eher größer geworden, da Rom inzwischen auf Tridentinum und Vaticanum noch weiter vom Evangelium abgerückt und zum Petrefact geworden ist.

Um unsere Stellung und die der Diasporagemeinden zu wahren und aller Gegenreformation wie allem Weitergreifen Roms zu wehren, halten wir für das erste und vornehmste Mittel reines und lauterer Gotteswort und Sacrament, wie es in unseren Bekenntnissen enthalten ist. Darum ist das A und O unserer Sorge, den Diasporagemeinden in katholischen Ländern zur rechtgläubigen und rechtgläubigen Predigt des göttlichen Wortes zu verhelfen. Kirchenbauten und dergleichen, so nothwendig sie sein mögen, stehen uns erst in zweiter Linie. Daß wir damit auf richtigem Wege sind, beweist die Haltung Roms, das vor Gottes Wort und Luthers Lehr die blasse Furcht überfällt, hingegen über Kirchenbauten, und wenn sie noch so schön sind, zur Tagesordnung übergeht, zumal wenn dem hungernden Volke darin die Steine der modernen Theologie geboten werden. III. Eine der Hauptkrankheiten der Gegenwart ist der Indifferentismus. Wir sind weit davon entfernt, dem Gustav-Adolf-Verein, in welchem wir so manchen bewußt lutherischen Freund haben, die Absicht unterzuschieben, als wolle er ihn fördern. Aber ein Verein, welcher die Reformirten, von denen doch Vater Luther sagte: ihr habt einen anderen Geist, als kirchlich gleichwerthig und gleich unterstützungsbedürftig wie die Lutheraner behandelt, welcher durch seine Existenz gewissermaßen auf die Indifferenz des lutherischen und reformirten Bekenntnisses schließen läßt, fördert unseres Erachtens thatsächlich den Indifferentismus. Fern liegt es uns, die alte Streitart gegen die Reformirten wieder ausgraben zu wollen, wie ja auch seit Bestehen des Gotteskasten kein schändes Wort gegen die Reformirten von unserer Seite gefallen ist. Es ist keine Kluft, die uns von ihnen trennt, sondern mehr nur ein Zaun, über den hinweg wir uns mit ihnen wohl vertragen. Aber eine Verbindung mit ihnen eingehen, die nach außen den Schein erweckt, als wären wir im Grunde Eins — das können wir nicht. Schiedlich friedlich — ist unsere Parole. Dies zur Rechtfertigung unserer Existenz und unserer Weise.“ — Sobald die Vertreter der Wahrheit den Anspruch aufgeben, daß in der Kirche die Wahrheit allein berechtigt sei, geben sie im Grunde die Wahrheit selber preis und erklären sie für eine menschliche opinio. Solange sie aber ihre Lehre für die unfehlbare göttliche Wahrheit halten, müssen sie auch den widersprechenden Irrthum bekämpfen und können nicht „schiedlich friedlich“ mit Irrlehrern über den Zaun hinweg sich vertragen. Der Verein evangelisch-lutherischer Gotteskasten in Sachsen leidet offenbar mit dem Gustav-Adolf-Verein an ein und derselben Seuche, dem Indifferentismus, wenngleich nicht in gleichem Grade. F. B.

Gute Werke und das christliche Dogma. Die „A. E. L. R.“ schreibt: Bemerkenswerth ist die „Unverfrorenheit“, mit der ein jüdisch geleitetes großes Börsenblatt versichert: „Die große ‚Gottlosigkeit‘ der Gegenwart ist das Bestreben, aus dem dogmatischen zum praktischen Christenthum, aus den Irrungen und Vorurtheilen der Gegenwart zur Wahrheit zu gelangen. Beide Bestrebungen engen, materiell wie geistlich, das Reich der orthodoxen Kirchlichkeit ein. Dies ist die Sünde, die ihm nicht vergeben werden kann. Das praktische Christenthum, das sich in der Sorge für die Waisen, die Armen und die Kranken äußert, fragt nicht nach dem Bekenntniß und kennt kein Dogma. Indem es das Gleichniß von dem barmherzigen Samariter zur Wirklichkeit macht, weiß es sich im Sinne und Herzen eins mit dem Heiland.“ Insoweit hierin das Zugeständniß liegt, daß alle sogenannten „humanitären“ Bestrebungen im letzten Grunde auf christliche Gedanken zurückgeführt werden müssen, kann man sich das ja gefallen lassen. Dem bewußten Trugschluß aber, daß diese Bestrebungen an und für sich das Wesen und den Kern des Christenthums ausmachten, kann nicht scharf genug entgegengetreten werden, weil er in der äußerlichsten, heidnischsten Weise das bloße Werk an die Stelle der Gesinnung setzt. — Die obengenannten Werke sind nur gottgefällig und wahrhaft christlich, sofern sie fließen

aus der Dankbarkeit dafür, daß Gott uns in Christo zu Gnaden angenommen und uns alle Sünden vergeben hat, also im letzten Grunde nur so fern sie fließen aus dem Dogma von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott. F. B.

Religion und Lehre. Dr. Zimmer — so berichtet die „E. R. Z.“ — schreibt in den „Blättern aus dem Evangelischen Diakonieverein“: „Seit Langem schon beschäftigt mich der Gedanke, wie es zu machen ist, daß gegenüber der auswendig gelernen Religion und gegenüber einem ‚agl.-preussischen Christenthum‘ (!) das religiöse Leben als wirkliches, innerliches Erlebnis schon in frühester Jugend sich entwickelt und ein solches auch bleibt, mit anderen Worten, daß Religion nicht unterrichtet und gelehrt, sondern erlebt wird. In Ausführung dieses Gedankens hat jetzt der Erziehungsausschuß des Ev. Diakonievereins das Preisauschreiben gestellt: ‚Die Entwicklung des religiösen Lebens im Kinde und die daraus zu ziehenden Folgerungen für Erziehung und Unterricht.‘ Was hier theoretisch und für die Kindheit entwickelt ist, das versucht der Ev. Diakonieverein praktisch in seiner Schwesternschaft. Es wird kein Glaubensbekenntniß verlangt von denen, die kommen, sondern nur ein reiner Wandel; wir haben aber das Vertrauen, daß, wer mit ernstem Willen in der Wohlfahrtspflege und zumal in der Krankenpflege arbeitet, von selbst religiös vertieft wird, aber zugleich auch, indem er das Leben mit seinen Nöthen und seinen Versuchungen und indem er die vielerlei Menschen mit ihren verschiedenen Lebensrichtungen und Erfahrungen kennen lernt, vor aller Engberzigkeit bewahrt bleibt — fromm, aber frei, mit engem Gewissen, aber mit weitem Herzen.“ — Diese schwärmerische Ansicht, daß Religion nicht gelehrt, sondern erlebt werden müsse, wird jetzt vielfach gerühmt als „ordentlich wohlthuend berührende und gesunde Auffassung des Christenthums“. Der Vater auch dieser Schwärmerei ist Schleiermacher, welcher von dem Grundgedanken ausgeht, daß Religion ein frommes Gefühl sei, welches zwar von der reflectirenden Vernunft erkannt und lehrhaft ausgesprochen, aber niemals gelehrt und durch Lehren erzeugt werden könne. Wie grundverkehrt aber diese Anschauung Schleiermachers ist, geht daraus hervor, daß ja das Wesen des Christenthums darin besteht, daß der Mensch der Lehre der Schrift im Glauben gewiß ist, daß ihm um Christi willen alle Sünden vergeben sind, und daß auch die Kraft, welche diese Gewißheit im Menschen erzeugt, nicht ausgeht vom Menschen und seiner Vernunft, sondern von eben dieser Lehre, welche nach Schleiermacher und Dr. Zimmer nichts zu thun hat mit der Religion. F. B.

Der Verein für „Feuerbestattung“ in Leipzig hat seinen Gliedern folgende Mittheilung gemacht: „Die evangelische Geistlichkeit in Sachsen hat den Gedanken, daß die Feuerbestattung eine heidnische Institution sei, in der letzten Weißner Kirchen- und Pastoralconferenz einstimmig fallen lassen und ist zu dem einstimmigen Beschlusse gekommen: die kirchliche Einsegnung derjenigen, die durch Feuer bestattet zu werden wünschen, nicht mehr zu versagen.“ Ferner, daß das Landesconsistorium in Dresden beschloffen habe, „nicht weiter zu verwehren, daß Gefäße mit den Ueberresten durch Feuer bestatteter Leichen auf Gottesäckern (kirchlichen Begräbnißplätzen) unter die Erde gebracht werden, wenn es ohne jede Feierlichkeit und unauffällig, auch ohne nachmalige äußere Kennzeichnung der Unterbringungsstätte als einer solchen, die ein Aschengefäß verberge, geschieht. . . Nach diesem ‚Sieg‘ hofft der Verein, sein lange verfolgtes Ziel verwirklicht zu sehen: ‚die gesetzliche Regelung der facultativen Feuerbestattung und die Concession zur Erbauung von Crematorien und Columbarien auf den Friedhöfen.“ (A. E. L. R.)

Ueber die evangelische Bewegung in Oesterreich theilt das „Kirchen-Blatt“ folgenden, der Zeitschrift „Pfarr-Haus“ entnommenen Bericht eines Pastors mit: „Große Freude bereitete es mir, das emporblühende evangelische Leben selbst be-

obachten zu können. Es blüht in Wien wie in Graz, in den neuen Gemeinden Steiermarks wie in denen Nordböhmens. In Wien traf ich es gut. Ich konnte in der lutherischen Kirche eine vorzügliche Predigt des bekannten Pfarrers Dr. von Zimmermann hören. Die Kirche war dicht gefüllt, so daß ich kaum einen Platz mehr fand. Nach dem Gottesdienst drängte sich alles um den Altar. Ich erhielt den Bescheid: eine Zahl Uebergetretener wird heute aufgenommen. Das war etwas für den Pastor aus Deutschesland, der die evangelische Bewegung studiren wollte. Siebzehn Personen, lauter Erwachsene, fünf Herren und zwölf Damen, nahmen vor dem Altar Platz. Der Geistliche faßte in längerer Rede noch einmal die Unterscheidungslehren der beiden Kirchen zusammen. Er that es mit viel Freimuth und ebensoviel Takt wie Geschick. „Wenn du trinken willst, so schöpfst du schwerlich aus der Donau bei Wien; aus der Donauquelle wirfst du es eher thun. Wir Protestanten schöpfen stets nur aus der Quelle, aus der Offenbarung der Wahrheit in der heiligen Schrift.“ „Das heilige Abendmahl wollt ihr heute feiern. Es gibt nur zwei Sacramente. Hätte Christus zehn eingesetzt, so würden wir zehn haben. Aber er hat nur zwei gestiftet.“ „Das Christenthum kennt keine Gnadenorte, an denen man der Gottheit näher sein könnte denn sonstwo. Sie sind ein Rest des Heidenthums.“ Man mußte der ganzen Rede mit lebhafter Zustimmung folgen. Die neuen Glieder der Gemeinde wurden unter Handschlag und Gebet feierlich aufgenommen und erhielten Denksprüche: „Sei getreu bis an den Tod“ 2c. Mit Weichte und Abendmahl war die heilige Feier vollendet, die mein evangelisches Herz mit Wonne erfüllte. — Auch in der neuen evangelischen Kirche in Währing, die sich neben dem Lutherhof recht stattlich ausnimmt, treten zahlreiche Katholiken zur evangelischen Kirche über, trotzdem daß der Pfarrer Johann sich weniger freundlich über die evangelische Bewegung geäußert hat; nur werden dort nicht besondere Aufnahmehandlungen vor der Deffentlichkeit gehalten. — Nicht minder gut steht es um die evangelische Sache in Graz, der kerndeutschen Stadt der grünen Steiermark. Dort waltet Pfarrer Eckart seines Amtes. Ein Sachse, wie Zimmermann, ist er vor einigen Jahren gerade zur rechten Zeit nach Graz gekommen. Die Bewegung begann, und ein tüchtiger, besonnener, erfahrener und energischer Mann stand in Graz an der Spitze der Gemeinde. Er wirkt in großem Segen durch sein Wort, das ihm ohne Phrase aus dem Herzen kommt und die Herzen gewinnt, durch seine ernste Persönlichkeit, durch sein organisatorisches Talent. Ich hörte von ihm eine Traureden bei einem Paare, von dem die Braut katholisch, der Bräutigam ein Neuprotestant war. Die ganze Hochzeitsgesellschaft und fast alle Zuhörer, Hunderte von Damen, alles war katholisch. — Eine Filialgemeinde von Graz ist Fürstenfeld, bekannt durch den Eisfeller, den sie als gottesdienstliche Stätte benützt. Herrliche Stunden waren es, die ich dort verlebte. Es war Sonntag, der Besaal faßte kaum die Menge der Anhängigen. Nur etwa 270 Seelen zählt die Gemeinde, aber mindestens 300 waren da, es finden sich stets eine große Anzahl Katholiken mit ein, die sich herzlich freuen, hier einmal zu hören, was sie in ihren Kirchen niemals hören, Gottes Wort. Wie lauschten sie, als ihnen der Prediger Matth. 21, 28—31. auslegte und ein anderer ihnen die Grüße der reichsdeutschen Glaubensgenossen brachte; wie frisch und sicher sangen sie aus Eckharts kleinem Gesangbuch ihre Kirchenlieder! Welch ein Leben herrscht im Familienabend! Wie Mauern saßen und standen sie Stunden lang und hörten eine Rede nach der andern an, und am Schlusse erhob sich ein Katholik und dankte bewegten Herzens für die herzerquickenden Gaben in Wort und Lied. Wenn Fürstenfeldt erst seine Kirche hat, dann wird das Evangelium dort noch ganz anders zünden; wenn nicht alle Zeichen trügen, wird dort die evangelische Bewegung bald in Fluß kommen.“

F. B.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

Juni 1901.

No. 6.

Eine Studie über den Kreuzestod unsers Herrn.

(Fortsetzung.)

Unser Herr Christus hat selbst seinen Tod am Kreuz vorausverkündigt, er hat mit seinen Jüngern oft und viel geredet von dem Ausgange, welchen er nehmen sollte zu Jerusalem. Und zwar hat er diesen Unterricht über sein Todesleiden auf die Schrift gegründet, den Jüngern aus Mose, aus den Propheten und Psalmen nachgewiesen, daß sein bitteres Leiden und Sterben im Rathe des Vaters beschlossen sei, und daß es sein Wille sei, den Willen seines Vaters zu erfüllen. Er sagt zu den Jüngern Joh. 4, 32. 34.: „Ich habe eine Speise zu essen, davon wisset ihr nicht. . . . Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.“ „Accipitur cibus hic pro re suavi et grata.“ (Calov.) Wie einen Hungrigen nach Speise verlangt, wie ihn die Speise erquickt, so ist es Jesu Verlangen, eine Erquickung für seine Seele, den Rathschluß Gottes zum Heil der Menschen zur Ausführung zu bringen (τελειώσω). Joh. 5, 30. versichert Jesus seinen Gegnern: „Ich kann nichts von mir selber thun“ (nämlich ohne oder gar wider den Willen meines Vaters) . . . ; „ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat.“ Der Wille des Vaters ist für meinen Willen entscheidend; ich will, was der Vater will. „Ich bin vom Himmel kommen, nicht, daß ich meinen Willen thue, sondern des, der mich gesandt hat“, Joh. 6, 38. Er ist freiwillig vom Himmel in das Elend der Menschen hinabgestiegen, aber er ist zugleich als ein Gesandter des Vaters gekommen; und er ist willig und entschlossen, seine Mission zu erfüllen. Es ist beides wahr: Er gibt ungewollungen sein Leben in den Tod und zugleich erfüllt er durch seine freiwillige Selbstopferung den Willen und das Gebot seines Vaters. Joh. 10, 18. hebt der Herr selbst beides hervor: „Niemand nimmt es“ (mein Leben) „von mir, sondern ich lasse es von mir selber. Ich habe es Macht zu lassen, und habe es Macht wieder zu nehmen. Solch Gebot habe ich empfangen von meinem Vater.“ Daran, daß er aus freiem

Entschluß in das Todesleiden geht, soll die Welt seine Liebe zum Vater erkennen. Joh. 14, 31.: „Daß die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und ich also thue, wie mir der Vater geboten hat; stehet auf, und laffet uns von hinnen gehen.“ Wie er nach seiner Auferstehung die überstandenen Leiden auf den Rathschluß Gottes zurückführte — „Christus mußte leiden, εδει παθει“, Luc. 24, 26. —, so machte er vor dem Leiden seinen Jüngern die Nothwendigkeit der bevorstehenden Passion durch den Hinweis auf den Rathschluß des Vaters klar. Luc. 22, 37.: „Ich sage euch: Es muß das auch vollendet werden an mir (δει τελεσθῆναι ἐν ἐμοί), das geschrieben stehet: Er ist unter die Uebelthäter gerechnet.“ Er setzt dann noch hinzu: Καὶ γὰρ τὰ περὶ ἐμοῦ τέλος ἔχει — „Denn auch das mich Betreffende hat ein Ende“, alle Weissagungen, die sich auf mich beziehen, werden nun erfüllt: es geht mit mir jetzt zum gottgesetzten Ziel. Luthers Uebersetzung ist zugleich eine richtige Auslegung: „Denn was von mir geschrieben ist, das hat ein Ende.“ Auf den Rathschluß Gottes als die eigentliche Ursache seines Leidens und Sterbens deutet Jesus noch in seiner Rede vor Pilatus. Auf die stolze Frage des heidnischen Richters: „Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht habe, dich los zu geben?“ antwortet Jesus: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben“, Joh. 19, 10. f., das heißt, „wenn nicht Gott aus bedachtem Rath und Vorsehung dir zuließe, solche Gewalt an mir zu üben, wegen der Erlösung des menschlichen Geschlechts“. (Weimarsche Bibel.) Es liegt also in dieser Antwort Jesu sicherlich mehr als ein allgemeiner Hinweis auf die Wahrheit, daß Gott die Obrigkeit geordnet, derselben ihre Gewalt verliehen hat, aber deshalb auch Rechenschaft von ihr fordern kann und wird. Daß in dem Todesleiden Jesu die Schrift erfüllt und der Rathschluß Gottes zur Ausführung gekommen sei, ist auch die nächste Bedeutung des Wortes am Kreuze: „Es ist vollbracht“, Joh. 19, 30. Es liegt freilich viel in diesem einen Worte: Leiden, Mühe und Arbeit hat ein Ende; der Teufel und die Hölle sind überwunden; die Erlösung der Sünderwelt ist ausgeführt. „Wie in einen Strom verschiedene Flüsse sich ergießen, so erfüllt das Herz Christi, aus dem dieses, τετέλεσται, emporsteigt, nicht bloß ein Gedanke, in dieses Wort mündet vieles zusammen.“ (Nebe.) Aber der erste und nächste Gedanke ist (was Nebe und andere nicht zugeben): Die Schrift ist erfüllt. Das zeigt deutlich der Zusammenhang. „Darnach, als Jesus wußte, daß schon alles vollbracht war, daß die Schrift erfüllet würde,¹⁾ spricht er: Mich dürftet. . . . Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht.“ Was Jesus wußte, das hat er dann auch ausgesprochen. Sehr schön führt Luther aus, wie reich an tröstlichen Wahr-

1) Εἰδὼς . . . διὰ πάντα ἤδη τετέλεσται, ἵνα τελειωθῇ ἡ γραφή. Dieser Zwecksaß, ἵνα κτλ., ist nicht abhängig von dem folgenden: „spricht er“, sondern von dem vorhergehenden: „vollbracht war“; Jesus wußte, daß alles vollbracht war, und zwar zu dem Zwecke vollbracht war, damit die Schrift erfüllt würde.

heiten dieses Siegeswort unseres Erlösers am Kreuze ist, wie aber das die Hauptsache ist, wie daraus aller Trost fließt, daß die Schrift erfüllt ist. „Daß der Herr verscheidet mit dem Wort: ‚Es ist vollbracht‘, damit deutet er, daß alle Schrift erfüllet sei. Als wollte er sagen: Welt, Teufel haben an mir gethan, so viel sie vermocht haben; so habe ich auch gelitten, so viel zur Erlösung der Menschen vonnöthen und in der Schrift durch die Propheten geweissagt und verkündigt ist. Darum ist alles erfüllt und vollbracht. Solches sollen wir wohl merken, daß Christi Leiden der Schrift Erfüllung und der Erlösung des menschlichen Geschlechts Vollbringung ist. ‚Es ist vollbracht‘, Gottes Lamm ist für der Welt Sünde geschlachtet und geopfert. Der rechte Hohepriester hat sein Opfer vollendet, Gottes Sohn hat seinen Leib und Leben zur Bezahlung für die Sünde dahingegeben und aufgeopfert; die Sünde ist getilgt, Gottes Zorn versöhnt, der Tod überwunden, das Himmelreich erworben und der Himmel aufgeschlossen. Es ist alles erfüllt und vollendet, und darf niemand disputiren, als sei noch etwas dahinten zu erfüllen und zu vollbringen.“ (St. L. Ausg., VIII, 962; vgl. Kirchenpost. XII, 1526.)

Weil Jesus wußte und weil er die Jünger lehren wollte, daß sein Ausgang durch Gottes Rath und Verordnung bestimmt sei, deshalb bezeichnete er auch die bevorstehende Passion oft als „seine Stunde“, als „seine Zeit“, welche Ausdrücke dann auch von den Evangelisten in derselben Bedeutung gebraucht werden. Joh. 8, 20.: „Niemand griff ihn; denn seine Stunde war noch nicht kommen.“ Joh. 12, 23.: „Jesus sprach: Die Zeit (*ἡ ὥρα*, die Stunde) ist kommen, daß des Menschen Sohn verkläret werde.“ B. 27.: „Jetzt ist meine Seele betrübet. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde? ¹⁾ Doch darum bin ich in diese Stunde kommen.“ Ich soll ja leiden, eben diese Stunde ist mir ja vom Vater gesetzt. Sein Gebet Joh. 17 beginnt Jesus, unser Hohepriester, mit den Worten: *Πάτερ, ἐλήλυθεν ἡ ὥρα* — „Vater, die“ (große, von dir bestimmte) „Stunde ist gekommen.“ Während seines Seelentampfes im Garten sagt er den Jüngern: *ἤγγικεν ἡ ὥρα* — *ἦλθεν ἡ ὥρα*, Matth. 26, 45. Marc. 14, 41. „Die Stunde“ (von welcher ich euch oft gesagt habe) „ist nahe, ist da.“ *Ὁ καιρὸς μου ἐγγύς ἐστι*, „Meine Zeit ist hier“, Matth. 26, 18.

Ähnlich wie in den Weissagungen des Alten Testaments allmählich eine immer deutlichere Sprache geführt, eine immer mehr auf einzelne Umstände eingehende Beschreibung der künftigen Passion Jesu geliefert wird, so hat der Herr Christus selbst zuerst in leisen Andeutungen, später immer klarer und bestimmter von seinem Todesleiden geweissagt. Als er zum ersten Male mit seinen Jüngern die Ostern in Jerusalem feierte, wies er die Juden, die ein Zeichen von ihm begehrten, auf seinen Tod und auf seine

1) Dieser zweite Satz ist auch eine Frage, er bestimmt die erste allgemeinere Frage näher. Auf beide Fragen gibt sachlich der dritte Satz die Antwort.

Auferstehung hin. „Brechet diesen Tempel, und am dritten Tage will ich ihn aufrichten. . . Er aber redete von dem Tempel seines Leibes. Da er nun auferstanden war von den Todten, gedachten seine Jünger daran, daß er dies gesagt hatte“, Joh. 2, 19. ff. Dem Nicodemus sagte Jesus in seiner nächtlichen Unterredung mit diesem „Meister in Israel“ auch von seinem Kreuzestode, indem er Bezug nahm auf die typische eiserne Schlange, 4 Mos. 21. „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden“, Joh. 3, 14. Sonderlich zwei Worte sind in dieser Stelle beachtenswerth: das Wort „muß“ (*dei*) und das Wort „erhöhet werden“ (*ὕψωθήναι*). „Des Menschen Sohn muß erhöhet werden“, das ist eine unerläßliche Nothwendigkeit. Es ist bemerkenswerth, wie oft dieses Wörtlein *dei*, oportet, in den Reden Jesu von seinem Leiden wiederkehrt. Welcher Art diese Nothwendigkeit sei, zeigen deutlich solche Stellen wie Matth. 26, 54.: „Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß also gehen.“ Vgl. Luc. 24, 26. f. Der Tod Jesu am Kreuze ist allerdings die Folge einer unabänderlichen Bestimmung, aber nicht irgend einer unbekanntenen Schicksalsbestimmung, sondern des göttlichen Rathschlusses, der in der Schrift geoffenbart worden war. Es war in Gottes Rath bestimmt und in Gottes Wort angekündigt, daß „des Menschen Sohn muß erhöhet werden“. Das Wort „erhöhet werden“ ist (sonderlich mit der Bezugnahme auf die eiserne Schlange, aber auch ohne den Hinweis auf dieses Vorbild) eine Ankündigung des Kreuzestodes. Zu den Worten Jesu Joh. 12, 32.: „Wenn ich erhöhet werde von der Erde“, bemerkt der Evangelist V. 33.: „Das sagte er aber, zu deuten, welches Todes er sterben würde“ — *ποιῶ θανάτῳ ἤμελλον ἀποθνήσκειν*. Und Cap. 18, 31. berichtet Johannes, daß es sich so gefügt habe, daß ein heidnischer Richter das Todesurtheil sprach, daß die Juden es nicht sprechen durften, „auf daß erfüllet würde das Wort Jesu, welches er sagte, da er deutete, welches Todes er sterben würde“ — *ποιῶ θανάτῳ ἤμελλον ἀποθνήσκειν*. Doch deutet das Wort „erhöhet werden“ nicht bloß auf die räumliche Erhöhung von der Erde an den Kreuzesbaum, sondern zugleich auf die durch die Kreuzigung erwirkte Erhöhung zum HErrn und Heiland der Menschen. Am Kreuz ist Jesus der Heiland der Welt geworden. „Gott hat diesen Jesum, den ihr“ (Juden) „gekreuziget habt, zu einem HErrn und Christ gemacht“, Apost. 2, 36. Durch den Kreuzestod ist Jesus zu seiner Herrlichkeit eingegangen; weil er „gehorsam gewesen ist bis zum Tode am Kreuze, darum hat ihn auch Gott erhöhet“, Phil. 2, 8. 9. — Auf diese Erhöhung zum Erlöser der Sündwelt, die mit der Erhöhung ans Kreuz verbunden war, auf die Erhöhung zu göttlicher Glorie, welche auf die Erhöhung am Kreuze folgen sollte, weist der HErr Joh. 8, 28.: „Da sprach Jesus zu ihnen: Wenn ihr“ (Juden) „des Menschen Sohn erhöhen werdet“ (an das Kreuz), „dann werdet ihr erkennen, daß ich es sei, und nichts von mir selber thue“ (daß ich wahrhaftig Gottes

Gesandter, Gottes Sohn bin). Die Erhöhung an das Kreuz war der Weg zur Erhöhung zu der Rechten der Majestät. Seinen ungerechten Richtern, die im Begriffe stehen, das Todesurtheil zu sprechen, bezeugt der Herr Jesus: „Doch sage ich euch: Von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet“ (*ἀπ᾿ ἀρτι ὄψεσθε* — von nun an werdet ihr sehen) „des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft“, Matth. 26, 64. Zu dem Worte „erhöhet werden“, Joh. 3, 14., bemerkt Calov: „Euphemismus¹⁾ ille . . . videtur etiam ideo adhibitus, quia in cruce exaltatus est Christus, cum factus sit *mundi salvator*, et *gloriam suam ingressus per passionem sit*.“

Außer andern kürzeren Reden und Andeutungen (z. B. Matth. 9, 15. 12, 40. Joh. 6, 51. 10, 12. 15.) finden wir in den Evangelien drei große Weissagungen des Herrn Jesu von seinem Todesleiden; jede von diesen drei ausführlichen Reden des Herrn über seine bevorstehende Passion ist von jedem der drei ersten Evangelisten (den sogenannten Synoptikern) berichtet worden. Die erste Ankündigung fand statt nach dem herrlichen Bekenntniß des Petrus: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn.“ „Von der Zeit an fing Jesus an und zeigte seinen Jüngern, wie er mühte hin gen Jerusalem gehen und viel leiden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und getödtet werden und am dritten Tage auferstehen“, Matth. 16, 21. St. Marcus fügt seinem Bericht noch hinzu: „Und er redete das Wort frei offenbar“, *παρρησιαζὸν τὸν λόγον ἐλάλει*, er redete mit Parrhesie, mit Nachdruck; ganz frei und unverhohlen kam er jetzt mit der Sprache heraus. Er bezeichnete den Ort seines Leidens und Sterbens — Jerusalem —, die Größe der Passion — „viel leiden“ —, die Art des Todes — er wird „getödtet“ werden, es wird ein gewaltsamer Tod sein —, die menschlichen Feinde, die es zum Todesurtheil und zur Vollstreckung desselben bringen werden — die Ältesten, Hohenpriester und Schriftgelehrten —, vor allem aber als letzte eigentliche Ursache aller Leiden den Rathschluß Gottes. Alle drei Evangelisten (Matth. 16, 21. Marc. 8, 31. Luc. 9, 22.) setzen in die Rede des Herrn das Wörtlein *δεῖ*, „des Menschen Sohn muß viel leiden“; den Rathschluß Gottes hat der Herr ganz besonders betont und hervorgehoben in dem Verweis, welchen er nach dem Bericht der beiden ersten Evangelisten dem Petrus ertheilen mußte, als dieser anfing, dem Herrn zu wehren und zu sprechen: „Herr, schone dein selbst; das widerfahre dir nur nicht.“ Der Herr entgegnete ihm: „Du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist“, *οὐ φρονεῖς τὰ τοῦ θεοῦ, ἀλλὰ τὰ τῶν ἀνθρώπων*. Du hegst verkehrte menschliche Gedanken von dieser Sache, du bedenkst nicht, daß es Gottes Sache ist. Und es ist doch Gottes; wer mich vom Leiden abhalten will, der will Gottes Werk stören, der stellt sich in den Dienst Satans, des Feindes Gottes. So spricht er zu Petro:

1) Es ist nicht sowohl ein euphemistischer, das ist, schonender, als vielmehr ein prägnanter, vielsagender, gedankenreicher Ausdruck.

„Heb dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich“, Matth. 16, 23. Marc. 8, 33. Alle drei Evangelisten fügen aber auch die Worte an, mit welchen der Herr das Resultat seines Leidens, den Sieg durch die Auferstehung am dritten Tage, ankündigt.

Die zweite ausführliche Ankündigung Jesu von seinem Leiden und Sterben fand statt nach der Verkklärung auf dem Berge, Matth. 17. Marc. 9. Luc. 9. Als der Herr mit seinen Jüngern nach der Verkklärung vom Berge herabging, gebot ihnen Jesus: „Ihr sollt dies Gesicht niemand sagen, bis des Menschen Sohn von den Todten auferstanden ist“, Matth. 17, 9. Marc. 9, 9. Lucas berichtet nicht das Verbot, aber die Befolgung desselben von Seiten der Jünger, Cap. 9, 36.: „Und sie verschwiegen und verkündigten niemand nichts in denselbigen Tagen, was sie gesehen hatten.“ Diese Andeutung des Herrn von seinem Tode, die zu der eben geschenehen Verkklärung gar nicht zu passen schien, erörterten nun die Jünger unter sich. Marc. 9, 10.: „Und sie behielten das Wort bei sich und befragten sich unter einander: Was ist doch das Auferstehen von den Todten?“ das ist: Was will er wohl damit sagen: auferstehen von den Todten? Daran schlossen sich Fragen der Jünger und Belehrung des Herrn über die erwartete und in Johannes dem Täufer erfolgte Erscheinung des Propheten Elias, Matth. 17, 10—13. Marc. 9, 11—13. Dann erfolgte „den Tag hernach, da sie von dem Berge kamen“, Luc. 9, 37., die von allen drei Evangelisten berichtete Heilung des Mondsüchtigen. Es war dieses Wunder durch die begleitenden Umstände eine besonders herrliche Offenbarung der Macht und Majestät Jesu, also auch eine Verkklärung des Herrn vor vielen Zeugen. Luc. 9, 43.: „Und sie entsazten sich alle über der Herrlichkeit Gottes“, ἐπὶ τῇ μεγαλειότητι τοῦ θεοῦ, über Gottes Hoheit, Macht und Majestät. — Um nun falschen, fleischlichen Messiasshoffnungen bei seinen Jüngern zu wehren, läßt der Herr Jesus auf diese doppelte Verherrlichung durch die Verkklärung auf dem Berge und durch das Wunder unten am Berge einen eindringlichen Unterricht über seine bevorstehende Passion folgen. „Da sie sich aber alle verwunderten über allem, das er that, sprach er zu seinen Jüngern“, Luc. 9, 43. Es war ein Unterricht, er wollte seine Jünger belehren. „Er lehrte (ἐδίδασκε) aber seine Jünger und sprach zu ihnen“, Marc. 9, 31. Es war ein eindringlicher Unterricht; der Herr macht die Sache wichtig, indem er mit den Worten einleitet: „Fasset ihr zu euren Ohren diese Reden“, Luc. 9, 44. Es hat also der Herr ohne Zweifel viel mehr Worte gemacht, als die Evangelisten hier berichten; diese geben nur in etlichen Versen das Thema und den Inhalt an, sowie auch den Eindruck, welchen dieser Unterricht auf die Jünger machte. „Es ist zukünftig“ (μελλει, dasselbe Wort Luc. 9, 44., wo Luther es mit „muß“ übersetzt hat), „daß des Menschen Sohn überantwortet werde in der Menschen Hände, und sie werden ihn tödten, und am dritten Tage wird er auferstehen. Und sie wurden sehr betrübt.“ (So Matthäus; ähnlich Marcus, kürzer Lucas, der aber die Stim-

mung der Jünger am ausführlichsten beschreibt, Cap. 9, 45.) Von wem wird wohl des Menschen Sohn in die Hände der Menschen überantwortet werden? Wir dürfen hier nicht an den Verräther denken, der IESum den Juden („Ich will ihn euch verrathen“ — *παράδοσω*, Matth. 26, 15.), auch nicht an den Hohenrath, der IESum dem Pilatus überantwortete („Und sie“ — die Hohenpriester und Schriftgelehrten — „werden ihn überantworten“ — *παράδουσιν* — den Heiden“, Matth. 20, 19.), denn der HErr sagt nach dem übereinstimmenden Bericht der drei Evangelisten in dieser Rede, daß des Menschen Sohn werde in die Hände der Menschen überantwortet werden. Diese Ueberantwortung kann daher nicht von einem Menschen ausgehen; es muß einer sein, der über den Menschen steht, der aber dann IESum an die Menschen ausliefert; und das ist Gott. Der HErr weist also auch hier auf den Willen und Rathschluß Gottes als letzte Ursache seines Todesleidens hin. Dieses „Ueberantwortetwerden“ (*παράδοσθαι*) geht von dem aus, von welchem der Apostel Röm. 8, 32. schreibt: „Welcher auch seines eigenen Sohns nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben“ (*παρέδωκε αὐτόν*). —

Die dritte große Weissagung des HErrn von seinem Leiden und Sterben verkündete er den Jüngern auf der letzten Reise nach Jerusalem in der Nähe der Stadt Jericho, Matth. 20, 17—19. Marc. 10, 32—34. Luc. 18, 31—34. (Theil der Perikope für den Sonntag Estomihi). Aus dieser Rede IESu erkennen wir seine Willigkeit zu leiden; er weiß, was ihm in Jerusalem bevorsteht, trotzdem, oder vielmehr eben deshalb geht er hin. „Sponte et promte ascendit Hierosolymam. . . . Eo ipso ostendit, quod non coactus, non invitus, sed sponte passionem adeat.“ (Gerhard, cit. „Mag.“ 18, 34.) Wir erkennen ferner aus dieser Rede IESu, aus seinem Verhalten bei derselben seine Liebe zu den Jüngern. Die lieben Jünger folgten ihrem Meister wohl, aber ob der angekündigten Trübsal „entfaßten sie sich und fürchteten sich“, Marc. 10, 32. Da offenbarte sich nun die Liebe des Meisters darin, daß er voranging. „Und IESus ging vor ihnen“ — *καὶ ἦν πρόδρων αὐτοῦς ὁ Ἰησοῦς*. Grotius bemerkt: „Mors intrepidi ducis.“ „Wie ein Feldherr, um seinem Heere Muth einzusüßen, demselben voranzieht, so stellt sich hier IESus an die Spitze seiner Jünger.“ (Stöckhardt, „Mag.“ 18, 34.) „Fällt's euch zu schwer, ich geh' voran, ich steh' euch an der Seite, ich kämpfe selbst, ich brech' die Bahn, bin alles in dem Streite.“ Aber auch die Ankündigung des Leidens selbst, die umständliche Beschreibung desselben ist ein Beweis der vorsorglichen Liebe des HErrn zu seinen schwachen Jüngern. Auf diese Weise bereitet er sie vor und stärkt sie. Sie bestanden ja trotz der Vorbereitung die schwere Probe schlecht genug. Was wäre wohl geschehen, wenn die Tage der Trübsal sie völlig unvorbereitet gefunden hätten? Wie genau, ausführlich und umständlich diese Ankündigung des Leidens ist, erkennen wir aus einer Zusammenstellung der drei Berichte. Wir hören da von

dem Verrath des Judas („Des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden“ — Matthäus, Marcus), vom Todesurtheil des Hohenrathes („Und sie werden ihn verdammen zum Tode“ — Matthäus, Marcus), von der Auslieferung an Pilatus („Und werden ihn überantworten den Heiden — des Menschen Sohn wird überantwortet werden den Heiden“ — Matthäus, Marcus, Lucas), von der Leibes- und Seelenmarter Jesu (das Verspotten und das Geißeln erwähnen alle drei Evangelisten, das Verspeien Marcus und Lucas, das „Geschmähtwerden“ Lucas: ὕβρισθησεται, „man wird seinen Uebermuth an ihm auslassen, gegen Recht und Gerechtigkeit in frevelhafter Willkür ihn behandeln“, „Mag.“ 18, 36), von dem Tode und von der Art des Todes („Und tödten“ — Marcus und Lucas; „zu kreuzigen“ — Matthäus; es sollte also ein gewaltthamer, von der Obrigkeit verhängter Tod, der Kreuzestod sein).

Bei Matthäus und Marcus findet sich im Anschluß an diese Rede Jesu noch vor dem auch bei Lucas gebrachten Bericht über die Heilung zweier Blinden die Vermahnung des Herrn an seine Jünger, zu welcher ihm das unbesonnene Begehren der Söhne Zebedäi und ihrer Mutter nach einer bevorzugten Stellung im künftigen Reiche der Herrlichkeit und die dabei sich offenbarende Eifersüchtelei der Jünger unter einander Veranlassung gab. In dieser Vermahnung redet der Herr abermals von seinem Todesleiden, und zwar, wie sonst öfter, als von einem Kelch, den er trinken werde, als von einer Taufe, mit welcher er werde getauft werden, und deutet damit auf den Rathschluß Gottes, der ihm dieses Leiden verordnet hat. (Vgl. Luc. 12, 50. und das Gebet im Garten Gethsemane.) Am Schlusse dieser Vermahnung steht das große Wort, mit welchem der Herr Zweck, Frucht und Nutzen seines Leidens und Sterbens angibt: „Des Menschen Sohn ist nicht kommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele“ (λύτρον ἀπὸ πολλῶν steht bei beiden Evangelisten, Matth. 20, 28. Marc. 10, 45.; bei Letzterem hat Luther λύτρον mit „Bezahlung“ übersetzt). Daß dieser Zweck auch erreicht werden würde, darüber hat der Herr keinen Zweifel gelassen. Die Ankündigung seines Leidens und Sterbens schließt er mit der Ankündigung seiner Auferstehung. „Und am dritten Tage wird er wieder auferstehen“ (alle drei Evangelisten). „In die Finsterniß des Todes läßt er die helle Osterfonne leuchten.“ („Mag.“ 18, 37.) Auf den ewigen, in der Schrift geoffenbarten Rathschluß Gottes aber weist der Herr in dieser Rede mit den von Lucas (18, 31.) berichteten Worten der Einleitung: „Und es wird alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn.“ Τελεσθήσεται, „es wird vollbracht werden“, hat unser Erlöser vor dem Leiden gesagt; τετέλεσται, „es ist vollbracht“, hat er am Ende des Leidens ausgerufen. „Alles, was Christus gelitten hat, ist geschehen von wegen der heiligen Schrift.“

Fr. B.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt von Prof. F. Zuder.)

Das Tridentinum.

In der Bannbulle, die Leo X. gegen Luther erließ, wurde diesem ein besonders schwerer Vorwurf damit gemacht, daß er sich „sogar erdreistet habe, an ein allgemeines Concil zu appelliren, worauf doch nach Pius II. und Julius II. die Strafe der Ketzerei stehe“. Das sollte den Wittenberger Mönch vernichten. Aber dessen Sache nahm einen ganz andern Verlauf, als man in Rom bei Verabfassung dieser Bulle gedacht hatte. Von vielen Seiten wurde ein Concil gefordert, und besonders Kaiser Carl V. sah darin das Mittel, die Protestanten wieder zur Kirche zurückzubringen. Er machte darum diese Forderung wiederholt geltend. Als aber im Jahre 1529 zwischen ihm und dem Pabst Clemens VII. eine Versöhnung zu Stande gekommen war, ließ er sich von diesem überzeugen, daß das Concil nur den Erfolg haben werde, die Kluft zwischen der römischen Kirche und denen, die von ihr ausgegangen waren, unübersteiglich zu machen, und daß es darum nur Eine Alternative gebe, die Protestanten entweder zurückzubringen oder zu vernichten. Hierdurch war die Haltung des Kaisers auf dem Reichstag von 1530 bestimmt, der für die Evangelischen mit der Erklärung schloß, daß sie bis zum April des nächsten Jahres in den Schooß der Pabstkirche zurückgekehrt sein müßten; widrigenfalls würden sie mit Waffengewalt dazu gezwungen werden.

Aber hier ging es nach dem Wort des Propheten: „Beschließet einen Rath, und werde nichts draus. Beredet euch, und es bestehe nichts; denn hie ist Immanuel.“ Der Herr war mit seinen Bekennern. Um der drohenden Türkengefahr willen konnte der Kaiser die Hülfe der protestantischen Fürsten nicht entbehren. Er hatte vielleicht auch nicht gerade Lust, gleichsam nur der Soldat des Pabstes zu sein, und so kam er wieder auf die Forderung zurück, daß ein Concil veranstaltet werde. Als nun Clemens VII. zwar einwilligte, aber erklärte, daß dasselbe in einer italienischen Stadt gehalten werden müsse, wurde der Kaiser unwillig und gewährte den Protestanten in Deutschland Gewissensfreiheit bis zum Concil. Aus diesem selbständigen und entschiedenen Auftreten des Kaisers erkannte man in Rom, daß fernerer Widerstand nutzlos sei, und der nächste Pabst, Paul III., betrieb sogar selbst das Zustandekommen der gefürchteten Versammlung. Er suchte durch seinen Gesandten Bergerius die deutschen Fürsten günstig zu stimmen, und selbst Luther sollte dazu bewogen werden, keine Einsprache zu erheben. Diese Bemühungen waren nun zwar vergeblich. Aber der Kaiser gab jetzt zu, daß das Concil in Italien abgehalten werde, und so wurde dasselbe auf das Jahr 1537 nach Mantua ausgeschrieben. Die Lutheraner rüsteten sich dafür auf alle Fälle durch die Verabfassung der Schmalkaldischen Artikel. Aber in Mantua kam kein Concil zu Stande; auch nicht in Vicenza, wo es nach

einem neuen päpstlichen Ausschreiben im nächsten Jahre stattfinden sollte. Endlich wurde Trient zum Ort der Versammlung bestimmt, eine Stadt, die zum deutschen Reich gehörte, aber unter dem Bischof von Trient stand und dem Papste nicht zu deutsch war. Im November 1542 sollte die Eröffnung stattfinden. Die Legaten des Papstes und der Gesandte des Kaisers stellten sich auch ein. Aber sie warteten sieben Monate vergeblich auf die Ankunft von Prälaten. Zwischen Franz I. von Frankreich und dem Kaiser war Krieg ausgebrochen, und darum war an die Bescheidung des Concils jetzt nicht zu denken. Die Gesandten mußten also unverrichteter Sache wieder abreisen. Als dann aber Friede geschlossen war, setzte der Papst, ohne den Kaiser zu fragen, die Eröffnung auf den 15. März 1545 fest. Der Kaiser aber wollte den Schein vermeiden, daß er gezwungen wäre, und zeigte sich jetzt auch eifrig für die Sache.

So kam sie diesmal zu Stande, wenn auch immer noch etwas langsam. Am 13. März trafen die drei Legaten des Papstes in Trient ein und ertheilten in großer Freude über den ihnen zu Theil gewordenen festlichen Empfang dem zahlreich herbeigekommenen Volke einen vierzigtagigen Ablaß. Außer ihnen war aber kein Prälat da; auch der Gesandte des Kaisers kam erst zehn Tage nach ihnen. Inzwischen hatten sich auch drei Bischöfe eingestellt. Aber mit drei Bischöfen ein allgemeines Concil zu beginnen, wäre doch gar zu dürftig gewesen; so verschob man die Eröffnung von einem Termin zum andern. Nach neun Monaten endlich hatten sich 25 Prälaten eingefunden, und am 13. December 1545 wurde dann das Concil eröffnet, was mit großer Feierlichkeit in der Hauptkirche der Stadt geschah, wo für 400 Abgeordnete Sitze bereit gemacht waren.

In der Eröffnungspredigt verkündete der Bischof von Bitonte, daß alles sich dem Concil zu unterwerfen habe, wenn anders nicht gesagt werden solle, das Licht des Papstes sei in die Welt gekommen, und die Welt habe die Finsterniß dem Licht vorgezogen. Diese Posaune hatte also einen deutlichen Ton gegeben; man konnte sehen, was Rom wollte. Aber solch große Offenheit machte dort durchaus keinen angenehmen Eindruck, und die officiellen Vertreter des Papstes waren um so vorsichtiger. Sie verkündeten dem Concil, daß mit voller Freiheit gehandelt werden solle. Ein Schein von Freiheit wurde Anfangs auch gewahrt. Aber es zeigte sich bald, was eigentlich gemeint war. Der Kaiser hatte ausdrücklich verlangt, daß zuerst nur über Fragen der Disciplin, nicht aber des Glaubens verhandelt werde, weil sonst die Protestanten nicht mehr zu gewinnen sein würden. Darüber gab es nun lange Verhandlungen. Diese wurden in sogenannten Congregationen geführt, die Sessionen dienten nur dazu, die gefaßten Beschlüsse zu verkündigen. Weil man nicht zur Entscheidung über den Gegenstand der Verhandlung kommen konnte, so wurden in der zweiten Session, am 7. Januar, den Concilsmitgliedern Verhaltensmaßregeln gegeben, und in der dritten, am 4. Februar, verlas man das Athanasianum, worüber doch

kein Streit war. Da man sich aber über den Berathungsgegenstand immer noch nicht einigen konnte, weil die Vertreter des Kaisers auf dessen Forderung bestanden und Reformen verlangten, die italienischen Bischöfe dagegen, die vom Papst ganz abhängig waren, zum Theil auch von ihm besoldet werden mußten, mit Glaubensartikeln beginnen wollten, so legten endlich die Legaten die angenehme Maske ab und erklärten, der Papst wolle haben, daß zuerst über Glaubensartikel berathen werde. Das erregte zwar Erstaunen und heftigen Widerspruch. Aber durch eine geschickte Wendung, durch die Andeutung, daß sonst vielleicht der Kaiser Glaubensartikel festsetzen werde, gelang es, die Gegner zu verblüffen, und so wurden also Lehrartikel vorgenommen.

Die nächsten Verhandlungen galten nun der Erkenntnißquelle für die kirchliche Lehre, und diese begann man mit großer Freude. Die Nachricht vom Tode Luthers war eingetroffen, und die Legaten strahlten vor Freude. Deutlich trat auch gleich der Geist hervor, der in Trient die Herrschaft hatte. Es wurde sofort klar, daß es sich da nicht um die Wahrheit handelte, sondern nur darum, das System der päpstlichen Anmaßung zu schützen und zu bestätigen. Auf die Frage: „Was ist die Quelle des Glaubens?“ antwortete man: „Die Schrift und die Tradition“, stellte also dieses ungreifbare Etwas gleichberechtigt neben die Schrift, trotzdem Kirchenväter wie Irenäus, Tertullian, Basilius, Ambrosius, Chrysostomus und Augustin nur die Schrift als Quelle der Wahrheit bezeichnen. Die unfasbare Tradition wurde also entgegen dem beglaubigten Zeugniß der Geschichte und im Widerspruch mit dem Zeugniß der Schrift selbst für eine, und wie es eigentlich gemeint war, für die Quelle der Wahrheit erklärt.

Dazu kam es freilich nicht ohne viel Widerspruch. Der Bischof von Chioggia nannte die Gleichstellung der Tradition mit der Schrift gottlos, und es kam zu den heftigsten Verhandlungen. Die Legaten ermahnten zur Einigkeit im Herzen, jedenfalls aber solle man nur Eine Stimme hören lassen. Dabei waren sie rastlos thätig, für die dem Papste gefällige Meinung Propaganda zu machen, und erreichten endlich auch, was sie wollten. Als es zur Abstimmung kam, waren alle Widersacher gewonnen bis auf Einen, und dieser, der vorher so tapfere Bischof von Chioggia, gab zwar nicht sein Placet zu diesem Beschluß, antwortete aber, als er aufgerufen wurde: „Obtemperabo.“ Er fügte sich.

In seiner Eröffnungspredigt hatte der Bischof von Bitonte gesagt, die Eröffnung der Pforten des Concils sei so viel als die Eröffnung der Pforten des Himmels, um aus demselben lebendiges Wasser herabzubringen und den ganzen Erdboden mit der Erkenntniß des Herrn zu erfüllen. Dann ermahnte er die „Väter“, ihre Herzen als ein dürres Land aufzuthun, um dieses Wassers theilhaftig zu werden und sich zu bessern. Aber wenn sie dies auch nicht thäten und ihre Herzen nach wie vor lasterhaft und verderbt blieben, so „wird dennoch der Heilige Geist wissen, euch den Mund auf-

zuthun und durch denselben zu reden“. Die eben berichtete Abstimmung zeigt, welches der Geist war, der durch den Mund der Prälaten redete. Rom wußte durchzusetzen, was ihm genehm war.

Daselbe geschah noch öfters. Gegen das Zeugniß vieler Kirchenväter und gegen die Meinung der Mehrzahl der anwesenden Theologen wurden die Apokryphen zu kanonischen Büchern gestempelt. Man scheute sich auch nicht zu decretiren, daß die als Vulgata bekannte lateinische Uebersetzung der Schrift authentische Geltung haben solle. Es wurde zwar darauf hingewiesen, daß dem Grundtext allein solche Geltung zukommen könne. Dagegen aber wurde geltend gemacht, daß man den Reßern gewonnenes Spiel gebe, wenn jeder die Freiheit haben sollte, sich auf den Grundtext zu berufen. Manche meinten auch, die Synagoge habe eine authentische Schrift durch Gottes Vorsehung an dem hebräischen Alten Testament; ebenso hätten die Griechen das authentische Neue Testament. Da wäre es ja eine Beleidigung, daß die römische Kirche, Gottes vielgeliebte Kirche, ohne diese Wohlthat gelassen worden sei. Es sei daher sehr wahrscheinlich, daß der Heilige Geist, der die heiligen Bücher eingegeben, auch die in der römischen Kirche angenommene Uebersetzung in die Feder dictirt habe. So wurde die lautere Quelle der Wahrheit in den Hintergrund geschoben, und dies wurde noch feierlich bestätigt durch den Beschluß, daß niemand die Schrift in einem Sinne auslegen dürfe, welcher dem der Kirche zuwiderliefe, auch dann nicht, wenn er seine Auslegung geheim zu halten vorhabe. So wurde das Wort des Herrn: „Suchet in der Schrift“ mit Füßen getreten. Scheute sich doch ein Franciscaner, Richard Mans, nicht, während der Verhandlungen über die Schriftauslegung zu sagen, die Schrift sei zwar ehedem zur Unterweisung des Volkes gelesen worden, aber jetzt lese man sie nur statt eines Gebetes, dürfe sie also gar nicht mehr zu einem Gegenstand des Nachforschens machen. Die Scholastiker hätten die Glaubenslehren so vortrefflich erklärt, daß es gar nicht mehr nöthig sei, sie aus der heiligen Schrift zu lernen.

Obwohl in diesen grundlegenden Fragen Rom immer den Ausschlag gab, so geschah dies doch nicht ohne viel Kampf. Auch bei den darauf folgenden Verhandlungen über die Erbsünde und über die Rechtfertigung zeigte sich die größte Meinungsverschiedenheit. In ihrem Eifer gegen Luther gingen viele so weit, daß der Cardinal Polus sich veranlaßt sah, die Warnung auszusprechen, man dürfe eine Sache nicht einfach darum verwerfen, weil Luther sie vertrete. Im Zusammenhang mit der Lehre von der Erbsünde wurde über die unbefleckte Empfängniß Marias aufs festigste gestritten. Selbst von den drei päpstlichen Legaten war einer für diese Lehre, der zweite war ein Gegner derselben, und der dritte war zweifelhaft. Darum hielt man es für das Beste, in der Sache nichts zu entscheiden. Doch wurde der Pabst um seine Meinung gefragt. Der billigte die Stellung seiner Legaten, daß die Frage unentschieden bleiben solle. Die Jungfrau sei, setzte man hinzu, von der Lehre von der Erbsünde weder betroffen noch ausgenommen.

So groß diese Verlegenheiten aber auch waren, es gab noch größere. Die kaiserlichen Abgeordneten wiederholten immer wieder die Forderung, daß auch Reformen beschloffen werden sollten. Das aber machte das Concil dem Pabst zu einer großen Last. Viele waren auch mit der Führung des Concils höchst unzufrieden. Es bestche, wurde gesagt, nur aus drei Mitgliedern, nämlich den drei päpstlichen Legaten. Darum hätte der Pabst das Concil sehr gerne an einen andern Ort verlegt. Aber er wagte das nicht. Denn der Kaiser hielt an Trient fest; hatte auch gedroht, er werde jeden in die Etsch werfen lassen, der es wage, diese Sache anzuregen.

Unter den Reformfragen, die dem Pabst und seinen Legaten am meisten Noth machten, stand die sogenannte Residenzfrage und die über die Beneficien obenan. Bei der ersteren handelte es sich darum, ob ein Bischof, der seine Diöcese verlasse, Gott oder dem Pabst ungehorsam sei. Eine große Anzahl von Bischöfen, besonders die sonst so päpstlich gefinnten Spanier, wollten in diesem Stücke nicht dem Pabst unterstellt sein. Ueber diese Frage wurde bis zum Schluß des Concils verhandelt, ohne daß sie eigentlich beantwortet wurde. Bei der andern handelte es sich um den groben Unfug, der mit der Vergabung von geistlichen Stellen geübt wurde, auch insofern, als oft eine ganze Anzahl von geistlichen Stellen auf dieselbe Person übertragen und hohe Aemter sogar unmündigen Knaben verliehen wurden. Diese Frage berührte den damaligen Pabst selbst sehr nahe. Denn er hatte seine beiden Enkel, Knaben von sechzehn und vierzehn Jahren, zu Cardinälen gemacht. Mit den Verhandlungen hierüber konnte man gar nicht vorwärts kommen. Da vereinigten sich endlich zwanzig Bischöfe zu gemeinsamer Arbeit, deren Resultat Anträge waren, die eine offene Verurtheilung der päpstlichen Verwaltung in sich schlossen. Die Residenz sollte göttlichen Rechtes sein, die Cardinäle, die mehrere Bisthümer besäßen, sollten nur Eines behalten, alle Dispense, deren Nothwendigkeit nicht nachgewiesen werden könne, sollten widerrufen werden u. dgl. Diese Anträge setzten die Legaten in so große Angst, daß sie sich Verhaltungsmaßregeln von Rom erbaten. Dem Pabst verursachten sie auch schlaflose Nächte; aber er wußte sich doch zu helfen. Er verbot die Berathungen darüber nicht, aber er forderte, daß es geschehen müsse *salva semper in omnibus sedis apostolicae autoritate*. Er behielt sich also vor, abzulehnen oder umzuändern, was ihm nicht genehm war; und wie das in der Folge geschah, ist daraus zu ersehen, daß etwa hundert Jahre später der französische Minister, Cardinal Mazarin, Inhaber von vierzig Abteien war und Ludwig XIV. einen seiner unehelichen Söhne im Alter von drei Jahren zum Abt von St. Denis machen konnte. Trotz dieser trefflichen Hintertür machten aber die Verhandlungen in Trient dem Pabste das Concil so bedenklich, daß er seine Legaten insgeheim ermächtigte, dasselbe zu verlegen. Es fand sich auch ein erwünschter Vorwand. Zwei mit dem Concil nach Trient gekommene Aerzte erklärten eine in Trient herrschende Krankheit für die Pest. Zwar weigerten sich alle Aerzte in der

Stadt, das Gutachten der Concilsärzte zu unterschreiben. Aber die Legaten beriefen eilig eine Sitzung, und man beschloß, das Concil nach Bologna zu verlegen, am 11. März 1547.

Diese Verlegung unterbrach aber für längere Zeit die ganze Thätigkeit des Concils; denn sie hatte eine Spaltung zur Folge. Achtunddreißig Prälaten gingen nach Bologna, vierzehn blieben in Trient, und beide Theile beanspruchten, die rechtmäßige Fortsetzung des Concils zu sein. So konnte nichts zur Erledigung der vorliegenden Fragen geschehen. In Bologna hielt man zwar einige Sitzungen, aber nur um sich wieder auf einen andern Termin zu vertagen. Inzwischen hatte Carl V. im Schmalkaldischen Krieg die Protestanten in Deutschland niedergeworfen und stand auf dem Gipfel seiner Macht. Er hatte durch das Augsburger Interim den bekannten Versuch gemacht, eine Annäherung zwischen den beiden Religionsparteien zu bewerkstelligen, sich auch von den Protestanten das Versprechen geben lassen, das Concil zu beschicken. Nun forderte er die Zurückverlegung nach Trient. Das war dem Pabste sehr fatal, und um Zeit zu gewinnen, gab er sich den Anschein, als hätte er die Gründe dafür, ob die Versammlung mit Recht nach Bologna verlegt worden sei — wozu er doch ausdrücklich die Ermächtigung gegeben hatte —, nie genau geprüft. Er ließ sich also die Acten schicken und wollte bis zum 15. April des nächsten Jahres seinen Entscheid abgeben. Er that das aber nicht; und nun wartete der Kaiser ruhig auf den Tod des damals 82jährigen „Oberhauptes der Kirche“. Dieser erfolgte im November 1549, und der neugewählte Pabst Julius III. willigte nach langen Verhandlungen in die Zurückverlegung. Im Mai 1551 wurde das Concil in Trient wieder eröffnet. Die zur Verhandlung kommenden Lehrfragen waren die vom Abendmahl, von der Buße und von der letzten Delung.

Von besonderem Interesse aber ist in dieser Periode des Concils die Betheiligung der Protestanten. Zuerst nahm die Bewilligung eines Geleitsbriefs für die protestantischen Theologen viel Zeit in Anspruch, und endlich bewilligte man einen, der keine wirkliche Garantie bot. Inzwischen kamen Gesandte evangelischer Fürsten an, zuerst der des Churfürsten von Brandenburg, dann die von Württemberg und Straßburg, auch der des Churfürsten Moriz von Sachsen. Sie sollten nicht in öffentlicher Sitzung, sondern in einer Congregation im Palaste des Legaten empfangen werden. Aber auch so machte die Frage viel Roth, was für Plätze man ihnen anweisen solle. Als Reher hätten sie ja nur knieend oder stehend mit entblößtem Haupte zugegen sein dürfen. So konnte man sie aber nicht behandeln. Darum wies man ihnen Ehrenplätze an, aber, wie im Protokoll bemerkt wurde, aus Barmherzigkeit und Mitleid, ohne Nachtheil für die Rechte der Versammlung. Da stellte denn der Abgeordnete des Churfürsten Moriz in ruhiger Rede klare und sehr große Forderungen. Es solle anerkannt werden, daß der Pabst unter dem Concil stehe. Alle bisher gefaßten Beschlüsse sollten revidirt werden, wenn die protestantischen Theologen eingetroffen seien.

Diese sollten beratende Stimme haben. Erst aber müsse ihnen ein Geleitsbrief ausgestellt werden, der keinen Grund mehr zu Befürchtungen übrig ließe. Daß das Concil auf diese Forderungen nicht eingehen werde, stand natürlich fest. Aber die Rede des sächsischen Abgeordneten wurde doch ruhig angehört, und man stellte Berathung in Aussicht. Auf die Ankunft der protestantischen Theologen zu warten, war schon vorher beschlossen. Ein wirklich befriedigender Geleitsbrief war aber nicht zu erlangen. Doch begnügten sich die Vertreter der evangelischen Fürsten auf Zureden des kaiserlichen Gesandten mit dem, was zu erreichen war. So kamen auch evangelische Theologen an, zwei aus Straßburg und vier aus Württemberg. Aber sie wurden weder angehört noch wurde ihnen Zutritt gestattet. Und was die Legaten schon längst zu bewerkstelligen trachteten, daß das Concil auseinandergehe, geschah jetzt plötzlich durch das kriegerische Auftreten des Churfürsten Moriz gegen den Kaiser. Auf die Nachricht von seinem Zug nach Süden flohen viele Prälaten, und am 28. April 1552 wurde das Concil auf zwei oder mehr Jahre vertagt. (Schluß folgt.)

Der gefangene Simson am Mühlrade der Philister.

(Schluß.)

Es ist uns jetzt nicht daran gelegen, die einzelnen Entwicklungsstufen der Unionslutheraner zu verfolgen. Kurzum, sie sahen sich allmählich immer mehr der sogenannten *absorptiven* oder *exclusiven* Union entfremdet, die im Jahre 1817 beabsichtigt war und in welcher einer lutherischen Confession nicht mehr gedacht werden sollte, wie ja ursprünglich auch der Name der Censur unterlag. Jenen Unionsfanatikern, welche die Propaganda des Indifferentismus übernahmen und im Eifer für den Kirchhofsfrieden der unirten Staatskirche allen Lebenszeugen den Tod wünschten, konnte ein Hengstenberg nur sagen: Meine Seele komme nicht in euren Rath! „Ist es auch vor Gott recht, daß man den Erben und Kindern die Thüre weist? Und was soll man von einer Union halten, die einen exclusiven Charakter annimmt, und zwar gegen solche, die dem Bekenntnisse der Kirche treu sind, während Rationalisten und Ungläubige in aller Ruhe darin wohnen?“ (1856, S. 812.) Sie erkannten, „daß die Union die Fahne geworden ist, um die sich nicht allein die Schaaren, die wirklich eine Vereinigung der reformirten und lutherischen Kirche wollen, sondern auch die große Zahl derer, die noch viel lieber eine Union zwischen Kirche und Welt erstreben möchten. Zu den Kämpfern für die Union gehört der ganze Rest des Rationalismus, die Schleiermachersche Schule und alle, die für jeden Geistlichen eine tyrannische Lehrfreiheit in Anspruch nehmen. Diese Leute kämpfen unter dieser Fahne für ihre Existenz; darum werden sie nicht müde zu schreien: Groß ist

die Diana der Epheser!" (Ebb.) Es fehlte ihr zu offenbar das jedem Gotteswerke „durchaus unentbehrliche Kriterium: der Haß der Welt" (S. 817), als daß Christen sich auf die Dauer dafür begeistern konnten. Die Unionslutheraner gaben es allmählich zu, daß die Union sich in die Kirche Nichts einschlich, um zu fehlen (1849, S. 851 f.); und wenn sie dabei immer wieder auf die Gedanken verfielen, die Zeit müsse noch lehren, ob Gott seine Hand dabei nicht im Spiele hatte (1848, S. 22. 236), oder gar die Verdienste Satans und seiner Werkzeuge um Christi Kirche zusammensuchten (wie 1849, S. 467 ff.), so bewies dieses nur, daß sie in Luthers fester Burg nicht verschanzt waren, sondern wie Iffaschar noch zwischen den Grenzen lagerten. Die Frage: „ob mit der Union eine Veränderung in dem Lehrbegriffe der beiden Confessionen gegeben sei", mußten sie nach langem Sträuben doch dahin beantworten: „Wenigstens in Bezug auf die lutherische Confession wird diese Frage nur bejaht werden können." (1844, S. 4.) Die Ordinationsformel „ist ein Schlagbaum, welcher nicht bloß alle exclusiven Lutheraner, sondern überhaupt alle strenger kirchlich Gesinnten vom Eintritte in den Dienst der Kirche abhält. Wer ihr sich unterwirft, willigt ein in die von der Synode (der preussischen Landeskirche) verlangte Unterscheidung von Schrift und Wort Gottes; willigt ebenso ein in die von der Synode beliebte Beschränkung der Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils auf die in dem Formulare enthaltenen dürftigen Zweideutigkeiten; willigt ein in die Beseitigung aller Bekenntnisse der Kirche, der allgemein christlichen und der speciel evangelischen, denen für das Lehramt nur noch insofern Bedeutung gelassen wird, als sie diese dürftigen Zweideutigkeiten enthalten." (1847, S. 10.) Die symbolische Verpflichtung innerhalb der Union ist also „so viel wie nichts". (S. 530.) „Die Generalsynode, die sogar das apostolische Glaubensbekenntniß nicht unangefochten ließ, gründete ihr Recht, Aenderungen in der Lehre zu beantragen, auf den Vorgang der Union, die nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe." (1856, S. 50. Vgl. 1847, S. 16.) Wenn die Union consequent durchgeführt wird, es sei von den zu Korahs Rotten gewordenen Gemeinden und den von den Massen berufenen Räubersynoden (1851, S. 30. 24), oder von den durch Schleiermacher gegen alle den Confessionen gemeinsamen Artikel mißtrauisch gemachten Gelehrten (1856, S. 60) und ihre Anhängsel in den Regimenten, so gibt es keinen feststehenden Punkt mehr. Persönliche Bekenntnisfreiheit läßt man dem einzelnen Lutheraner, aber keine lutherische Kirche in der Union. (1849, S. 51 ff.) Wie sich beides mit einander vereinen läßt, wußte man zuletzt selbst nicht mehr zu sagen, sondern Hengstenberg sprach es noch aus, „daß der lutherischen Kirche ein äußerlich gesondertes Gebiet verbleiben muß". (1856, S. 49 f.) „Hat die lutherische Kirche kein Recht zu existiren, und wodurch hat sie das Recht verloren? Durch die Union doch gewiß nicht. . . Die Wege dazu aber müssen erkannt und angebahnt werden." (S. 814.)

So wurden die Unionslutheraner durch die von Zeichen der Zeit begleiteten Zeugnisse der Wahrheit an einen Punkt hingedrängt, wo sich das Gewissen nicht mehr auf die nahe Stunde des Scheidens und Entscheidens verträsten ließ, sondern sich selbst vor die ernste Entscheidung gestellt sah: „Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach; ist's aber Baal, so wandelt ihm nach!“ Dennoch konnten sie die Union, das Kind, das schon mit Zähnen zur Welt kam und doch stets unfertig blieb, nicht verlassen. Sie blieb ihnen eine „vorübergehende Erscheinung“ (1830, S. 12 ff. 1833, S. 38 ff. 1846, S. 468), wodurch Weiß und Schwarz nicht vereinigt werden könnten wie in den preussischen Landesfarben, woran man sich aber auch nicht vergreifen dürfe. Die Zeit müsse die Wolke fortnehmen. Den Mangel an lutherischem Kirchenregimente könne man ja tragen, wie seit der Reformation so oft. (1849, S. 457 ff. 1853, S. 305 ff. u.) Es handle sich ja um keinen Artikel der stehenden und fallenden Kirche. (1848, S. 18. 21.) Eine Kirchenverfassung könne dem Schaden doch nicht helfen, wenn sie auch vom Himmel verschrieben würde. (1849, S. 543 f.) Die Union ist wohl für das Gewissen oft beschwerend; doch muß man aushalten aus Liebe zu der unklaren Mittelmasse. (1850, S. 473 f. 1849, S. 376.) Wir haben uns die Kirche „nicht erst zu wählen“, sondern sind einmal in die Union „hineingeboren“. (1849, S. 42.) Zu einer Scheidung muß es noch kommen, aber man muß die Ausstoßungsstunde abwarten, und diese Zeit ist ohnehin nahe. (1846, S. 889 ff. 1848, S. 243 ff. 274 f. 283 ff. 601 ff. 780 ff. 1856, S. 777 ff.) Die Zeit braucht ganze Männer, mit voller Rüstung, bei denen man klares Bekenntniß ohne Vermitteln findet. (1847, S. 1 f. 1846, S. 3. 1849, S. 36. 1850, S. 367 ff. 467 ff. 1853, S. 61.) Man muß sie eben vom Himmel her erwarten und sich inzwischen vorbereiten. (1848, S. 5 ff.) „Wer glaubt unserem Predigen? Auch in den besseren Gemeindemassen, auch unter der Mehrzahl ihrer gutgesinnten Glieder bleibt's ja dabei: es hat noch keine Gefahr. . . Wachen und horchen sie auch einmal auf, wenn die Wächter allzu laut werden, sie achten's doch nicht; denn, es ist blinder Lärm'. . . Wahrlich, es soll Angeichts solcher trüben, Tod und Verwesung verkündenden Thatsächlichkeit doch niemand der Trübselerei oder des Vorgreifens nach den letzten Dingen uns beschuldigen, wenn unser, der Wächter und Rufer über dies Volk, sehr viele es bekennen müssen, daß die Frage, ob die von dem Herrn vorgesehene Zeit und Stunde des Fliehens auf die Berge, das heißt, der eigenen Rettung ohne Aufenthalt um nicht mehr zu Rettendes, etwa schon da sei — zu mancher Stunde uns viel, viel näher und schwerer an- und aufgelegt als die Frage nach irgend einem Wie und Was von neuem Zionsaufbau unter dem Himmel. Doch ließen und lassen wir die Hoffnung nicht.“ . . . (1850, S. 468 ff.) Die Flucht war zu voreilig, sagte man den Separirten, obgleich diese die klarsten Gottesworte für ihren Austritt anführten (1842, S. 60 ff. 540 ff. 1843, S. 165 ff. 1847, S. 185 ff. 393 ff. 1848, S. 75 ff. 709 ff. 1849,

S. 362 f. 372 ff.); sie war wider die Liebe; denn sie ließ die Massen zurück. (1848, S. 375. 389 f. 461 ff. 823.) Man mußte zugeben, daß dieses Häuflein auf die Staatskirche einen segensreicheren Einfluß hatte, als wenn es bei seinen Freunden zurückgeblieben wäre (1843, S. 9 f. 1847, S. 906. 1848, S. 11 f. 453 f. 1849, S. 481 f. 1850, S. 6); aber nun „wollen sich die Lutheraner innerhalb der Landeskirche zu ihren Hütten sammeln und in dem, das ihnen vertrauet ist, mit allen Genossen der Gemeinde treulich ausharren, ohne zu weichen“ (1849, S. 494. 220), sich ohne Union in Vereinen zusammenthun (1848, S. 329 ff. 359 ff. 375 ff. 601 ff.), sich mit einer Conföderation und einem Kirchentag und Kirchenbund begnügen, die keine Senfkornart haben (1848, S. 561 ff. 589 f. 1849, S. 633 ff. 1852, S. 38 ff. 101 ff. 393 f. 537 f.), und jeder Separation gemeinsam mit den Behörden entgegenarbeiten. (1850, S. 575 f.; vgl. S. 46. 77 ff. 185 ff. 254 ff. 351 ff. 685 ff. 813 ff. 838 ff. 885 ff.) Wenn die Kirchenregimente nur gläubige Prediger befördern, so werden sie jeder Separation am besten wehren (1848, S. 2 f. 1852, S. 342 f.); denn wenn man hier die Union etwa noch für ein geschichtliches Unrecht hält, so wird man doch „Unterwerfung unter göttliche Fügung“ predigen (1856, S. 49) und Furcht vor dem Schisma einprägen. (1853, S. 745 ff. 783 ff. 808. 836 f. 924 ff. 1856, S. 981 ff.) Dem diplomatischen Gewissen eines Staatschristen darf ja der Gehorsam gegen Gottes Wort nicht Hauptsache sein, sondern es soll sich vorsagen: „Die Separirten haben nach dem Verluste der ersten Schlacht alle Festungen aufgegeben“ (1849, S. 557); ein echter Lutheraner weiß, „daß man unter allen Umständen ausharren müsse“. (1855, S. 57.) Darnach muß Ps. 1 und jedes Schriftwort sich drehen lassen. „Warum wollen wir uns trennen, da Gott uns zusammenläßt?“ hatte der Geist des Gustav Adolph-Vereins vorgefagt. (1844, S. 54.) Es ist wahr, hieß es, soll man die Staatsdomäne verlassen und in der Wüste Selbständigkeit spielen? (1849, S. 251 ff.) Wen zieht es nach dem Gideonshausen der Freikirche, der immer noch kleiner werden soll? „O nein! o nein! mein Vaterland muß größer sein!“ Bei den Philistertöchtern ist's einem Simson wohlher, der statt Gideons Scheidungsmuth die Neigung zur Verbindung mit den Fremden hatte und, wenn er auch nicht von israelitischer „Einseitigkeit“ so frei war wie Unionstheologen, doch unter modernen Theologen sich sehen lassen darf, weil er weder den Vätern folgen wollte noch den Kindern dienen durfte. Genug, daß man zuweilen Heerschau hält und beim Alarm ruft: Auf, du Stadt auf dem Berge! du Volk des Zeugnisses! ihr treuen Lutheröhne!

Während man also eine äußere Entscheidung von der Zukunft erwartete, hatte man sich im Innern schon entschieden. Damit ist Gottes Gnadenstunde unerkannt vorübergegangen. Der Feind hat es wohl bemerkt. „Die Auflösung der christlichen Welt wird ihren Gang gehen“, schrieb Hr. Baur um diese Zeit. (Kritik der Evangelien, 1850, Borr. XI.) Der Geist bezeugte

es den Verleugnern, daß sie die große Eins verloren haben, die allen Nullen erst ihren Werth verleiht; und was waren sie nun auf dem Weltmarkte? Der Vorsizende des sächsischen Provincialvereins sagte ganz wohl: „Auf Sauls eiteln Siegesruhm kommen die Philister mit Wagen und Reitern über die Kinder Israel. Diese verkriechen sich in Höhlen, Klüften, Felsen und Löchern, und als der Tag des Streites erscheint, sind ihre Waffen stumpf; denn sie haben zu den Philistern hinabziehen müssen, wenn sie eine Haue oder Sense zu schärfen hatten, und diese haben ihre Schneiden abgearbeitet. Hier ist ein Bild unserer Zustände.“ (1853, S. 846.)

L. Tied rühmte, in fünfzig Jahren sei alles religiös geworden (Vorr. zu F. Lehmanns Gedichten); aber diese Religiosität incommodirt keinen Sünder im Palast und in der Hütte, fügten andere, wie Graf v. Arnim, hinzu, und einem Hengstenberg wurde bange bei dem Anblick der „in der Geschichte der Christenheit fast beispiellosen Stumpfheit und Dumpfheit, mit der die Creatur die Schläge ihres Schöpfers entgegennimmt und die viel bedenklicher ist als alle Zeichen des Zornes Gottes selbst“. (1856, S. 1 f.) Um die Masse zu gewinnen, wollte man die Allerweltskirche bauen, und darüber verlor man erst allen Einfluß auf das Volk. Die Leuchte ist erloschen; das Salz ist dumm geworden. „Es ward bald offenbar, daß man nicht mit Geistern aller Art an einem Joch ziehen darf, ohne daß die eigenen Sinne von der Einfältigkeit in Christo Jesu verändert werden.“ (1852, S. 560.)

„Der Geist der Lauheit, Halbheit, schlechten Vermittlung und Erschlaffung ist in solchem Grade über die Kirche in Baden ausgegossen, daß man sich freuen muß, wenn man von dorthier einmal eine Posaune vernimmt, die einen deutlichen Ton gibt.“ (S. 551.) Das war nur ein Vortrab des Verderbens, das man über die Landeskirchen zog, als man, vor die Entscheidung gestellt, nach der „rechten Mitte“ zwischen Rationalismus und Separation suchte und im Augiasstalle mit allen falschen Geistern zusammenbleiben wollte, bis man sich in das System des Friederufens gefunden hatte. Man wollte den Todten ihre Todten begraben helfen, bis man sich die eigenen Gräber grub. (S. 911.) Daß die Gemeinschaft mit Falsch- und Ungläubigen den Christen blendet, ist oft genug bezeugt worden; dennoch blieb man sicher, bis man selbst das Augenlicht und die Augensalbe dazu verlor. (S. 571 ff.) Daß die stete Berührung mit solchen Geistern das Christenherz weich macht, wo der Herr es hart haben will wie einen Demant, konnte man selbst nicht leugnen; dennoch wollte man mit den Feinden Israels zusammen an einem Tempel bauen (1848, S. 9 f. 451 ff. 463 f.) und zog durch Wort und böses Beispiel viele Christen nach sich, daß die Eulenkufe sich schon hören ließen: „So läßt sich das Laienvolk nach und nach die weitherzigsten Grundsätze einträufeln und weicht unvermerkt vom Fels der reinen Lehre. Die Gemeinschaften und ihre Führer werden sich immer mehr zwischen den Grenzen lagern, mit der Welt Mission und andere Werke treiben und sich an einem faulen Frieden genügen lassen.“ (1852,

S. 574.) „O welche Macht gibt man dem Feinde über sich, wenn man anfängt, aus Rücksicht auf Menschen in Glaubenssachen zu markten!“ (Ebb.) Dennoch hat man auf dem Markte von Laodicäa fortgemarktet, bis der Simson der gläubigen Theologie seine Freiheit verschachert hatte und dem Zeitgeiste das Rad im Kreise herumdrehen mußte. Die Zeugen hatten es ihm oft genug gesagt, daß die Vermittlungstheologie sein gefährlichster Philister sei (1849, S. 89 ff. 241. 1850, S. 728. 1851, S. 78), um so gefährlicher, als die Unionstheologie von Alters her Preußens Stolz war (1852, S. 695 ff. 902 ff.); doch wollte er sich nicht warnen lassen, bis ihn das verrätherische Weib in die Gewalt der Mörderbanden überliefert hatte und es nun ans Klagen ging: „Unser Leiden war die Muthlosigkeit der treuen Leute, daß der Lüge nicht dreißt die offene Wahrheit, dem Frevel nicht das gute Recht, dem Verrath nicht muthige Treue entgegengesetzt ist, sondern daß man sich in ein Unterhandeln mit den satanischen Kräften eingelassen und eine Vermittlung mit ihnen gesucht hat, darüber aber innerlich selbst untreu und unwahr geworden ist.“ (1848, S. 914.) Durch das Parlamentiren ist er auf so abschüssige Wege gerathen, daß die im „Protestantenverein“ neu auflebenden Rationalisten sich die Augen rieben und fragten, wie es komme, daß „solche Männer, die in früheren Jahren ganz auf der Rechten standen und zu den Eng- und Strenggläubigsten gerechnet wurden, nun von einer Weitherzigkeit erscheinen, wie man sie zur Zeit selbst in freieren Kreisen kaum mehr festhalten zu dürfen meint“. (1856, S. 737.) Die Unionstheologie war freilich diplomatisch klüger als der Affenvogt, welcher es durch die Frankfurter Reichsversammlung vom Jahre 1848 erreichen wollte, daß die Kirche von der Erde verschwinde und sich in den Himmel zurückziehe; weshalb ihr die Ev. Kzt. bezeugt: „Der Fürst dieser Welt braucht die Rationalisten nicht mehr für seine listigen Anläufe gegen das Zion unserer Kirche. Sie gehören zur Bagage. Auch das mörderische Geschütz der Strauß, Feuerbach, Bauer &c. ist demontirt. Dies Geniecorps ist verbraucht. Es hat allen Anschein, als ob der Fürst dieser Welt, dessen Haupttattik es alle Zeit gewesen ist, sich in einen Engel des Lichts zu verstellen, in seinen Generalstab wo möglich sogenannte gläubige Theologen von der unionswissenschaftelnden Art zu bringen sucht.“ (S. 365 f.) Was half's, daß sich der Gebundene noch „eine Dosis heiliger Ironie“ verschrieb (1850, S. 19), als ihm schon die Lebenskraft ausgehen wollte, und er zu J. Grimms Lästerung des Wortes Gottes in einer vor der Berliner Akademie der Wissenschaften verlesenen Abhandlung anmerkte: „Das müssen wir als ein Zeichen unserer Zeit und als ein Zeugniß, das wider uns ist, hervorheben, daß ein solches Wort in der Christenheit nicht den allgemeinsten, den entschiedensten Widerspruch erfährt . . ., daß die Kirche einer solchen Erscheinung gegenüber kein Wort des Zeugnisses, kein Wort des Erbarmens und der Vermahnung hat für das Glied ihres Leibes, von dem so weit hin mit der Fadel des Unglaubens öffentlich und feierlich

Ärgerniß gegeben ist!" (1852, S. 615.) Was nützte es, daß er den langweiligen Unionsvereinen Jungendreschen als einzige Virtuosität nachsagte? (1851, S. 33.) Er mußte gestehen, daß seine Conferenztage nun selbst Schwägertage werden wollten und ein hohles Pathos sich in den Pastoralconferenzen immer mehr einstellte. (1848, S. 817. 820 f. 858. 860. 1849, S. 484. 1850, S. 461.) Simson hatte das Geheimniß seiner Kraft verloren. Er mußte sich sagen: „Es ist ein Bann unter uns, welcher den Eingang in die Zuflucht der Schrift uns versperrt. Wir gehorchen dem Worte nicht, das unsers Herzens Trost will sein; wir gehorchen ihm nicht mit der That durch alles hin, um jeden Preis, es falle Himmel und Erde und was nicht bleiben will. Gott wird's von uns fordern. . . . Wo der Gehorsam gegen Gottes Wort unmöglich ist, da sollen wir nicht möglich sein wollen.“ (1851, S. 998 f.) Dieser und jener erfuhr es, in welchem Zusammenhange seine Theologie mit seinem persönlichen Gnadenstande sich befand (1848, S. 508), und daß dieselbe Lebensquelle nicht jener unzugänglich werden kann, ohne daß auch dieser darunter leidet. So mußten aber auch die Führer des christlichen Volks sich sagen: „Die gläubige Theologie hätte ein Salz sein können für unser Volk, wenn ihre Vertreter ein Herz und eine Seele gewesen wären in der unbedingten Hingabe an das Wort Gottes. Aber sie hat ihre Mission nicht erfüllt. Daß sie bei ihrem Aufkommen mit manchen Merkmalen ihres Ursprungs behaftet war, konnte nicht anders sein. Der ihr gestellten Aufgabe aber, sich mehr und mehr von diesem vitium originis zu reinigen, hat sie wenig entsprochen. Laodicäische Lauheit brüstete sich als weise Vermittelung. Man liebäugelte mit der Zeit, und die negativen Elemente wurden wieder mehr vorherrschend. In Rothes Ethik, welche in der feinsten und verführerischsten Weise Natur und Gnade, Welt und Reich Gottes indifferencirt und die Juden für gute Christen erklärt, gelangte die gläubige Theologie bis an die Grenze des falschen Prophetenthums.“ (1849, S. 20.) Das klingt ja wie eine Stimme reuiger Umkehr! Doch — weit gefehlt! Solche fromme Seufzer hat man den Pietisten abgelernt, welche nicht nur über erlittenes, sondern auch über begangenes Unrecht klagen und dadurch es wieder gut gemacht zu haben meinen. blieb die Reformation der Theologie Anfangs in jämmerlicher Halbheit stecken (1834, S. 180), so ist sie nun in einen Zustand gerathen, in welchem eine aufkommende und eine absterbende Theologie sich nahe berühren können. Sie befindet sich auf einer Schaukel- und Hängebrücke zwischen Glauben und Unglauben, wie die Apologetik und „christliche Philosophie“ sie baut; worin sie Friedensfeste mit der Welt feiert und zugleich rühmen kann: „Eine rettende Macht erkennen wir in der allmählichen Restauration der gläubigen Theologie, sowohl insofern sie gläubig, als insofern sie wissenschaftlich ist.“ (1849, S. 483.)

Die gläubige Theologie ist also nicht mit Jubel in das Philisterlager übergegangen, sondern unter Seufzern dahingeführt worden wie Simson.

Sie ließ sich nun von einer neu aufkommenden Theologie mitschleppen, die sie einst verflucht hat und von der sie noch sagte, daß dabei Rationalismus und Indifferentismus so stark werden als zuvor. (1849, S. 126 ff.) „Jetzt stellt kaum jemand in Abrede, daß die Periode des Rationalismus die siegreich daraus hervorgegangene Kirche mit einem Niederschlag fortgeschrittener Erkenntniß befruchtet hat.“ (Fr. Delitzsch: Der breite Graben, S. 6.) „Die neue Schule unterscheidet sich von dem alten Rationalismus nur insofern, als sie nicht die ‚reine Vernunft‘, sondern ‚das christliche Bewußtsein‘ zum obersten Richter aufstellt.“ (Kzt. 1852, S. 326.) Als ihre sicheren Ergebnisse bezeichnet Dr. Kölling dieses: 1. Die moderne Theologie hat mit dem evangelischen Formalprincip gebrochen; denn Gottes Wort ist ihr eben nicht mehr Gottes Wort. 2. Sie hat mit dem evangelischen Materialprincip gebrochen; denn das rechtfertigende Blut Christi ist ihr nicht mehr das Blut des Sohnes Gottes. („L. u. W.“ 41, 24.) Seufzend erkannten dieses die Zeugen wider den alten Rationalismus, welche nun in den Dienst dieser neumodischen Philistertheologie hineingezogen waren. „Mit tiefer Wehmuth muß uns die Bewegung erfüllen“, klagten sie, „das Schauspiel, welches wir uns, so zu sagen, selbst geben. Es ist gleichsam ein Fall ohne Ende, wo nirgends ein Halt- und Ruhepunkt zu finden ist. In dem Wahn, alles zu verbessern, wird alles schwankend gemacht, alles untergraben, alles nach und nach niedergerissen. . . Bis jetzt kamen die Angriffe gegen die Autorität, die Authentie und die Inspiration der heiligen Schrift von außen, von den entschiedenen Feinden der Kirche; jetzt kommen dieselben aus dem Innern des Heiligthums selbst; wir sehen die alten Waffen in den Händen der Gläubigen, verjüngt und um so gefährlicher, als dieselben in diesem Werk der Zerstörung ein Werk Gottes zu sehen wännen.“ (Kzt. 1852, S. 335.) Wie aber die Unionslutheraner nun fester denn je davon überzeugt waren, daß sie von der Unionskirche nicht ausgehen dürfen (1855, S. 57 ff.), so stand es insbesondere den Theologen, welche sich einmal gegen den Ruf des HErrn die Ohren verstopft hatten, jetzt unerschütterlich fest, daß sie mit der neumodischen Philistertheologie zusammenarbeiten müßten. Es ist ein trauriger Anblick, wenn man die alten Zeugen, die wirklich einmal herrliche Werkzeuge Gottes waren, im Dienste der Feinde sieht. Ein Cl. Harms hat einmal Christi Banner voraustragen dürfen, und er zeugte auch wiederholt gegen das Zusammenwachsen der Gläubigen mit den Ungläubigen als einen sichern Weg zu dem Gerichte, daß Christus die Kirche „aufgibt“. Dabei lebte er sich selbst mit einem rationalistischen Collegen an derselben Kirche zusammen und lernte von Schleiermacher eine solche Stellung zur heiligen Schrift, daß ihm die Ev. Kzt. (1831, S. 81 ff.) deutlich bezeugen mußte, dabei könne er nicht aus göttlichem Beruf ein Führer des christlichen Volks sein. Man betrachte aber, wie sich fortan Hengstenbergs Auftreten gestaltet, der so manche Lanze für seinen HErrn und Meister einst gebrochen hat!

Nach 1848 war es mit dem ernstesten, heiligen Kampfe vorbei. Er wollte den Philistern nicht dienen und mußte es doch thun. Wer die Arbeit Simsons in der Mühle näher schildern will, der muß in die Lebensthätigkeit der besten Theologen Deutschlands hineingreifen, wie sie etwa seit den vierziger Jahren sich gestaltet hat. Harleß, der treue Zeuge, wie ist er verstummt auf dem Oberconsistorialpräsidentenstuhl, nachdem ihn im Jahre 1856 König Max II. (nach der Volksfage) angefahren: „Was erregen Sie mir mein Volk!“ Wem die amtlich gedruckten Kammerverhandlungen der folgenden Jahre durch die Hände gehen, dem wird es wehe ums Herz werden, wie viel und oft er nebst römischen Bischöfen der abeligen Kammer mit politischen und staatswissenschaftlichen Arbeiten dienen mußte, während in Zion sein Name vergessen wurde. Simson in der Mühle! — Fr. Delißch, der innige Freund Dr. Walthers, wie ist er von der Wahrheit immer mehr abgekommen! Wie ist er den Feinden der reinen lutherischen Lehre gegenüber innerhalb der Staatskirche zum Weibe geworden! Man lese seine Schrift: „Der breite Graben“, und man wird nicht mehr nach dem von den Philistern geknechteten Simson zu suchen brauchen. — Rudelbach, der die gläubigen Theologen Deutschlands noch zu den Quellen des Lutherthums zurückführen wollte und sich seiner sächsischen Landeskirche einem Stephan gegenüber noch ernstlich annehmen zu müssen glaubte, mußte in dem sächsischen Kampfe wider das apostolische Glaubensbekenntniß in Tiefen des kirchlichen Verderbens blicken, daß ihn der Schreck aus dem Lande trieb. „Ich gehe mit tiefbewegtem Herzen, gebunden im Geiste wie einst der große Apostel, hinweg“, sprach er in seiner Abschiedspredigt vom 26. p. Trin. 1845. „Welches evangelischen Lehrers Herz hätte nicht geblutet, wo er eine Zuchtlosigkeit vor Augen sah, die ungebunden selbst das Wort und die Sacramente antastete!“ Und nun kommt's noch so weit, daß man „öffentliche Maßregeln vorschlug, zum Theil schon durchgesetzt hat, um einer antichristlichen Partei unsere evangelischen Kirchen zu öffnen, um wo möglich die letzte Blutsfreundschaft mit allen christlichen Gemeinschaften auf Erden, das lautere Bekenntniß der evangelischen Wahrheit, herauszuheben.“ „Die schweren, himmelschreienden Mißbräuche“ trieben ihn aus der sächsischen Landeskirche heraus, aber — nur in die dänische hinein. Damit war seinem Zeugenberufe keine Genüge gethan, wie er selbst in einem Briefe an Guericke vom 5. Juli 1849 bekannte: „Vieles, es ist wahr, scheint unnatürlich in dem Vorfatze, eine rein staatskirchliche Stellung anzunehmen, jetzt, da alle Staatskirchen zu Trümmern gehen und ich selbst der ernstlichsten Anklämper gegen sie einer gewesen bin. Allein es scheint, ich sollte das ganze wüste und verkehrte Getriebe noch einmal ansehen, um davon und dawider zeugen zu können.“ Warum stürzte er sich nochmals hinein? „Ich mußte eine einigermaßen ruhige Stelle suchen, wo ich doch ohne ängstliche Sorge meinem Gott rechtschaffen dienen könnte und auch einige Muße zu literarischer Arbeit hätte“, antwortet er. „Es fragt sich freilich, ob so eine

Stellung auf die Länge der Zeit haltbar ist.“ (Ztsch. f. Theol. u. Kirche, 1863, S. 493.) Fortan kämpfte er nur noch mit stumpfen Waffen und arbeitete sich mit vielen Entschuldigungen ab. — So ist es mit allen, die ihre Stimme in den Staatskirchen einmal wie eine Posaune erhoben haben und dann — doch sitzen geblieben sind. Sie haben ihren Lohn dahin. Gott gebe, daß sie im Sterben noch den Heiland des Schwächers gefunden haben und nicht durch die moderne Theologie auch von ihm noch getrennt worden sind für immer. Ihr Leben wird aber ein ernstes Warnungsbild für die Kirche der letzten Zeit bleiben. G. G.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Höhere und niedere lutherische Schulen. In den kirchlichen Blättern der Generalsynode und des Council finden wir in letzter Zeit viele Klagen darüber, daß nicht der rechte Eifer für lutherische höhere Schulen vorhanden sei. Wir finden da Aeußerungen, wie diese: “Do we as a Christian people and Lutherans appreciate higher education? Are not the facts considerably against us? With the wealth our people possess and the large number of young people which our Sunday school reports show to belong to us, why is it that our schools are all very small and struggling to exist? Do we appreciate higher education?” Liegt der Fehler nicht auch da, daß man in diesen kirchlichen Gemeinschaften der niederen christlichen Schulen, der Gemeindefschulen, fast allgemein ver-gessen hat? Die Leute denken vielleicht so: wenn unsere Kinder bis zum vierzehnten Jahre ohne christliche Schulen fertig werden können, so ist auch keine Nothwendigkeit vorhanden, die gereifere Jugend mit lutherischen Schulen zu versorgen. Dazu kommt noch ein anderes. Im Council hält man hie und da, in der Generalsynode allgemein mit den Secten Kirchengemeinschaft. Da machen die Leute vielleicht den naheliegenden Schluß: „Es kann unserer Jugend nicht viel schaden, wenn sie die höheren Lehranstalten der Secten besucht; wozu also eigene höhere Lehranstalten gründen und erhalten?“

F. P.

Unwahrheiten über die Missouri-Synode verbreitet “The Lutheran”, wenn er von derselben in seiner Nummer vom 9. Mai, S. 9, also schreibt: „Eine Kirche, die puritanisch genug ist — wenn man es so nennen will —, das Theater mit einem Schlag in die Pforte der Hölle zu setzen, und zugleich breit genug, den Saloon in bequemer und leicht erreichbarer Nähe für die, welche auf dem schmalen Wege wandeln, bestehen zu lassen ohne Protest, ist nicht consequent. Saloon und Theater haben Verbindung mit einander. Die Verdammung des Einen und Schweigen mit Bezug auf das andere ist nicht Religion ohne Falsch.“ — “The Lutheran” behauptet also, daß die Missourier zwar kämpfen wider das Theater, aber den Saloon ungestrast lassen. Das ist aber eine grobe Unwahrheit. Die Missourier haben nicht bloß von Anfang an wider das Theater gekämpft, sondern öffentlich und sonderlich, mündlich und schriftlich, in Synodalberichten, Zeitschriften und Tractaten auch wider den weltüblichen Saloon. Dem “Lutheran” fehlt es in diesen Fragen offenbar an einem Doppelten: einmal an Klarheit der Erkenntniß, und so geräth er — da er doch mitreden will — auf Irrthümer, sodann auch an genauer Kenntniß der That-sachen, und so verfällt er ins Verleumbden.

F. P.

Generalsynode. Der "Lutheran Observer" sagt: "Originally, all was soft and plastic. The granite foundations were mortar and ashes or cinders and water. Cosmic forces have since been crystalizing rocks out of the same elements which exist in the soil or float in the streams and exhale in the atmosphere." Wir erlauben uns die Frage: Woher weiß der "Observer" das? Wenigstens die Theologen sollten sich von den Geologen zc. keine Bären aufbinden lassen.

F. P.

Die Bekenntnistreue unter den Protestanten betreffend schreibt "The Independent": „Prof. Briggs sagt, daß in sehr wenig Jahren kein einziges protestantisches Glaubensbekenntniß und kein Katechismus seine Verbindlichkeit in irgend einer Denomination bewahren werde“. Er bedient sich des Wortes 'protestantisch', um das apostolische und nicänische Glaubensbekenntniß auszuschließen. Aber in welcher Denomination hat schon jetzt das Bekenntniß noch bindende Kraft? Ist es die der Episkopalen mit ihren neununddreißig Artikeln, oder die der Presbyterianer mit ihrem Westminster-Bekenntniß? Welche ist es, außer die Missouri-Lutheraner? — Obwohl es nun noch andere Synoden gibt, welchen der Ruhm der Bekenntnistreue ebenso wenig als der Missouri-Synode abgesprochen werden kann, so hat doch der "Independent" darin Recht, daß es auch große lutherische Kirchenkörper in diesem Lande gibt, bei welchen das lutherische Bekenntniß keine volle und wirklich bindende Geltung hat. Die Generalsynode bekennt sich z. B. nicht einmal voll und ganz zur Augustana, und beim Generalconcil steht das lutherische Bekenntniß wohl auf dem Papier, in der Praxis aber ist es vielfach ein todter Buchstabe. Wenn daher Remensnyder in der folgenden Nummer, den "Independent" corrigirend, von allen lutherischen Kirchengemeinschaften Americas sagt, "that all equally hold to the 'unaltered Augustana'", so ist das eine correctio corrigenda.

F. P.

Von der Presbyterian General Assembly, versammelt in Philadelphia, Pa., wurde beschlossen, die Bekenntnisangelegenheit einer Committee zu übergeben, welche für die nächste in New York abzuhaltende Versammlung ausarbeiten soll 1. eine populäre Darlegung der reformirten Lehre, 2. Amendments zu verschiednen Capiteln des Westminster-Bekenntnisses und 3. Zusätze über Gottes Liebe zu allen Menschen, über Mission und den Heiligen Geist. Die populäre Darlegung der reformirten Lehren soll nicht den Zweck haben, das Westminster-Bekenntniß zu verdrängen, sondern lediglich ein besseres Verständniß desselben anzubahnen. Amendments sollen in Vorschlag gebracht werden zu Capitel 3, welches von dem Rathschluß der Prädestination handelt, zu Capitel 10, wo von den „erwählten Kindern, die in der Kindheit sterben“ die Rede ist, zu Capitel 19, wo von der Nichtigkeit der guten Werke der Unwiedergeborenen geredet wird, zu Capitel 22, das vom Eide handelt, und zu Capitel 25, in dem der Pabst zu Rom „der Antichrist, der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens“ genannt wird. Die vorzuschlagenden Amendments dürfen Veränderungen des Textes oder erklärende Bemerkungen sein, doch so, daß das reformirte Lehrsystem durch dieselben in keiner Weise verleßt wird. Das Bestreben der Committee mit ihren Vorschlägen soll vielmehr sein, "more clearly to express the mind of the church, it being understood that the revision shall in no way impair the integrity of the system of doctrine set forth in our confession and taught in the holy Scriptures". — In den zahlreichen vom "Presbyterian" mitgetheilten Reden, welche in Philadelphia gehalten wurden, findet sich nirgends ein ernstlicher Versuch, die streitigen Lehrpunkte aus der Schrift zu beleuchten und nach derselben zu beurtheilen. Der Grundirrtum, an dem der Presbyterianismus krankt, ist der Nationalismus. Die Presbyterianer

haben noch nicht gelernt, sich in Fragen des Glaubens einzig und allein vom klaren Wort der Schrift leiten zu lassen. Daher sind sie auch nicht im Stande, den Calvinismus abzuschütteln. Richtet sich die von der Assembly eingesetzte Committee nach den ihr gewordenen Instructionen, so können die Früchte ihrer Arbeit höchstens etliche unionistische Formen und Formeln sein, welche in der äußeren Einheit der Phrase und des Ausdrucks die innere Verschiedenheit des Geistes und Vielheit der Lehre nur dürftig verhüllen, nicht aber aufheben. Das Schlußergebnis der ganzen Revisionsbewegung wird sein, daß alle wirklich falschen Sätze des Westminster-Bekenntnisses stehen bleiben und obendrein etliche schriftgemäße Stücke, z. B. der Satz vom Antichristenthum des Papstes, gestrichen werden. F. B.

The United Presbyterian Assembly hat in Des Moines, Iowa, abermals ein Zeugniß wider die Logen abgelegt, in welchem zwar den sessions in der Behandlung von Logenfällen das Recht, "to exercise a wise discretion", zugesprochen, aber auch erklärt wird: „Es ist insonderheit die Pflicht der Christen, sich fern zu halten von Gemeinschaften, welche durch ihre sittlichen Lehren und durch ihr religiöses Ritual den Glauben nähren, daß der Mensch auch ohne Christum selig werden könne. Wir verwerten solche Verbindungen als der Ehre Christi und dem Heil der Menschen zuwider, und Personen, welche die Wahrheit die Logen betreffend erkannt haben und doch bei denselben bleiben, sollen nicht als Glieder der Kirche aufgenommen werden.“ — Diese löbliche Ausnahme erinnert uns nur an die Regel, daß die Secten das offenbare Feidenthum der Loge nicht bloß dulden, sondern verbreiten helfen. F. B.

Gegen Probepredigten protestirt Rev. Kreuz im "Presbyterian Banner" also: „Nichts streitet so sehr wider die Würde des Evangeliums, nichts ist so schmachvoll für die Sache des Herrn, nichts ist so ehrfurchtslos in dem Reiche Gottes, als das Suchen nach einem Arbeitsfelde mit Probepredigten.“ Nach einem Bericht der General Assembly gibt es unter den Presbyterianern 1049 vacante Gemeinden mit 65,000 Seelen und mehr als 800 Prediger ohne Amt. „Ich weiß nicht — sagte ein presbyterianischer ex-moderator —, was über die presbyterianische Kirche gekommen ist. Sieh nur meinen Schreibtisch an. Er ist förmlich bedeckt mit Briefen von Gemeinden, welche einen neuen Pastor suchen, und von Pastoren, welche neue Gemeinden suchen. Ueberall zeigt sich ein Geist der Unruhe und Unzufriedenheit. Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll.“ — Abgesehen davon, daß sich das Halten von Probepredigten, um eine Anstellung zu gewinnen, nicht verträgt mit der Lehre von der Göttlichkeit des Berufes, ist auch diese Weise, die Gemeinden mit Predigern zu versorgen, die denkbar schlechteste. Soll die Gemeinde nach einer "sample sermon" urtheilen und wählen, so ist es meist der erste, zufällige Eindruck, den der Prediger macht, auf welchen hin die Entscheidung getroffen wird. Weniger wichtigen, äußeren Eigenschaften wird von der Gemeinde ein Gewicht beigelegt, welches ihnen nach Gottes Wort nicht zukommt. Diejenigen Eigenschaften aber, welche jeder Prediger nach Gottes Wort haben soll, treten für die Beurtheilung in den Hintergrund. Die unausbleibliche Wirkung auf die Probeprediger ist dann die, daß sie auch das Äußere auf Kosten des Inneren, die Form auf Kosten des Inhaltes hervortreiben. Die traurigen Zustände unter den Presbyterianern sind eine Frucht ihres falschen Systems, welches naturgemäß sensationsfüchtige, unzufriedene Gemeinden und sensationelle Prediger großzieht. F. B.

Rückgang des Spiritismus. Die Spiritisten, welche vor noch wenigen Jahren behaupteten, daß ihre Anhänger nach Millionen zählen, klagen jetzt laut und oft über Verfall. In New York wurde vor Kurzem eine "grand mass convention of

spiritualists and liberalists" abgehalten, auf welcher der Präsident der "National Spiritualists' Association" sagte, daß er 21 Staaten der Union bereist und die spiritistischen Verbindungen in üblem Zustande gefunden habe. Wo früher große und kräftige Vereine gewesen, seien jetzt nur noch „leere Schalen“. Der Herausgeber des officiellen Organs der Spiritisten erklärte in derselben Versammlung: "Unless you get together and settle your petty differences among yourselves you will perish from the face of the earth." — Diese Abnahme der Spiritisten erklärt wohl auch die starke Zunahme der "Christian Scientists". F. B.

Doukhobors in Canada. Von dieser Secte befinden sich, wie der "Advocate" berichtet, etwa 8000 in Canada. Während der letzten vier Jahre sind sie von Rußland ausgewandert und haben sich als Colonie im canadischen Nordwesten niedergelassen. In Canada hofften sie die Freiheit zu finden, welche ihnen in Rußland verlagert wurde. Jetzt aber lassen sie einen Aufruf an alle Nationen ergehen, ob es irgendwo ein Land gebe, wo man sie dulden und nicht zwingen würde, den Forderungen ihres Gewissens zuwider zu handeln. Daraus geht hervor, daß sie auch in Canada nicht die begehrte Freiheit gefunden haben. Das nimmt auch nicht Wunder, denn zu den „Gewissenssachen“ dieser Secte gehören z. B. auch die Bestimmungen, daß alles Eigenthum als gemeinsames registriert werden müsse und nicht als Privateigenthum und daß sie dem Staat keine Auskunft über Heirathen, Geburten und Todesfälle geben dürfen. Wenn man nun auch zugibt, daß die Secte die genannten Stücke wirklich für Gewissenssache hält, so kann doch nicht vom Staat gefordert werden, daß er in diesen Dingen, die weltlicher Natur sind und innerhalb seiner Reichthümer liegen, nachgebe, um nicht tyrannisch und intolerant zu erscheinen. Weigern sich die Leute, in den genannten Punkten dem Staate Gehorsam zu leisten, und müssen sie darüber leiden, so leiden sie als Uebelthäter, als solche, die sich wider die Obrigkeit auflehnen, wenngleich aus falschem Gewissen. Wohin wollte das auch führen, wenn der Staat alles dulden müßte, wovon irgend jemand sagte, daß sein Gewissen es erfordere! F. B.

Union Theological Seminary. Von den Studenten dieses Seminars, das sich seiner "advanced views" rühmt, wurden zwei von den Congregationalisten und zwei von den Presbyterianern als gänzlich untüchtig zurückgestellt. In dem mit ihnen angestellten Examen leugneten zwei die führende Kraft des Opfers Christi. Der Dritte leugnete die Autorität der heiligen Schrift und behauptete, daß die Berufung in Sachen des Glaubens den Ausschlag gebe. Der Vierte gab zwar die Möglichkeit der Unsterblichkeit zu, meinte aber, daß es für diesen Glauben keinerlei Grundlagen gebe. Zur Rechtfertigung oder Entschuldigung sagte der Präsident vom Union Seminary, Charles Cuthbert Wall, D. D.: "Union Seminary darf man nicht Schuld geben, wenn seine Studenten auf Probe gestellt werden. Unser Charter schreibt vor, daß wir lehren sollen, ohne Partei zu ergreifen für irgend ein Bekenntniß oder irgend eine Denomination. Wir unterrichten nach den breiten Grundsätzen des christlichen Glaubens. Welche Lehrstücke er annehmen will, entscheidet jeder Student selber." — Unionistische Anstalten können, weil sie selber keinen Standpunkt haben, nur Irrlehrer, Zweifler und verworrene Köpfe heranziehen. F. B.

Papisten und die öffentlichen Schulen. McQuaid, der Bischof von Rochester, N. Y., erklärte vor Kurzem in einer öffentlichen Rede: „Kein Sklave hat sich je so tief erniedrigt vor seinem Herrn, als unsere Katholiken sich unterwürfig erweisen gegenüber den Ungerechtigkeiten, die ihnen von den Politikern aufgelegt werden. . . . Solange bis die Katholiken ihre Rechte gelernt haben, ist es weiser, unterwürfig zu

sein. . . Es gibt Katholiken, welche sagen: „Laßt die Klosterbrüder und Schwestern für den religiösen Unterricht sorgen, und wir wollen die Rechnung bezahlen.“ Das ist sehr edel und löblich, aber ihr seid nicht treu in dem, das euch als Bürgern eines freien Landes anvertraut ist. . . Es gibt katholische Männer, die sich nicht geltend zu machen wagen. Wir fordern sie nicht auf, an den Wahlplatz zu gehen, um für unsere Schulen zu stimmen, weil das erst dann geht, wenn Männer auftreten und ihre Rechte behaupten, ohne von Bischöfen und Priestern dazu aufgefordert zu werden. . . Für America wäre es ein glücklicher Tag, wenn Frauen das Stimmrecht hätten. Wenn es sich um Gewissensfragen oder um die Sorge für die Kinder handelt, werden Frauen den Politikern Troß bieten und stimmen, wie christliche Männer stimmen würden, wenn sie den Muth hätten. Ich habe geredet. Mag die Zukunft kommen.“ — In diesen Worten liegt ein dreifaches Bekenntniß: 1. Daß die römische Hierarchie die öffentlichen Schulen in ihre Gewalt zu bringen sucht, 2. daß die katholischen Männer noch nicht die gefügigen Werkzeuge sind, welcher die Priester zur Verwirklichung ihres Planes bedürfen, und 3. daß die Hierarchie auf Mittel und Wege sinnt, wie sie (etwa durch Frauenstimmrecht) am Stimmlasten mehr Einfluß gewinnen kann.

F. B.

Rev. Charles M. Sheldon, der kürzlich mit 66 Telephonen von Topeka nach Kansas City, Mo., predigte, will jetzt auch das Drama in den Dienst der Religion und Sittlichkeit stellen. Seine Novelle „Edward Blake“ will er dramatisiren, um sie dann als „Lehrerin ethischer und religiöser Wahrheiten“ über die Bretter gehen zu lassen. Sheldon fing damit an, daß er, statt Predigten zu halten, Gesichten vorlas, die er selber gedichtet hatte. Da dies, wie es scheint, seinen Reiz verloren hat, so greift Sheldon jetzt zum Drama, um so die Massen zu erreichen. Aber selbst wenn es Sheldon gelingen sollte, auf diesem Wege religiöse Wahrheiten dem großen Publicum nahe zu bringen, so wird doch die Wirkung eine irreligiöse und unmoralische sein. Die Zuschauer werden die also vorgelegten Wahrheiten für Fabeln und Erfindungen und die Religion für ein Spiel halten.

F. B.

Das Obergericht der Vereinigten Staaten hat in Ehescheidungsangelegenheiten entschieden, daß nur dann eine Ehescheidung gültig sei in irgend einem Theil der Vereinigten Staaten, wenn die Scheidung gewährt wird in dem Staate, in welchem beide, Mann und Weib, ihren gesetzlichen Wohnsitz haben, daß sie aber ungültig sei, wenn in einem Staate bewilligt, in dem nicht beide Theile gesetzmäßig wohnhaft sind. Von dieser Entscheidung verspricht man sich eine Abnahme des unfauberen Scheidungsgeschäftes in etlichen westlichen Staaten.

F. B.

Riffon und Kriege. Der „Church Economist“ rechnet aus, daß jeder amerikanische Soldat, der in Cuba oder auf den Philippinen oder in China sich befindet, so viel koste wie zwei Riffonare; 100,000 Riffonare würden uns nicht mehr kosten als 50,000 Soldaten. Aber die Hunderte von Millionen Dollars für die Ausdehnung der weltlichen Herrschaft bewillige man gern, während man es für eine Verschwendung halte, wenn einige wenige Millionen „for a truly Christian conquest of foreign people“ ausgegeben würden. Wir unsererseits finden daran gar nichts Verwunderliches. Für die Ausdehnung der weltlichen Herrschaft hat die Majorität eines Volks Sinn, Verständniß und Neigung; „a truly Christian conquest“ aber liegt nur dem geringen Häuflein der Kinder Gottes am Herzen. So ist es leicht verständlich, weshalb für Kriege viel, für die Riffon aber wenig Geld vorhanden ist. Solange man freilich wunderliche Gedanken von „Christian nations“ im Kopfe hat, schafft man sich allerlei Räthsel, wo keine sind.

F. B.

Menschliche Intelligenz und Kriege. Derselbe "Church Economist" wundert sich auch darüber, daß "at this age of the world", nämlich bei der jetzigen großen Aufklärung und Civilisation, noch so viel Kriege geführt würden, da man doch einsehe, daß Kriege "hell", enorm theuer und nicht im Stande seien, eine Frage zum Abschluß zu bringen. Hinter Letzteres müßte man doch wohl ein Fragezeichen setzen. Kriege sind unter Umständen leider! nothwendig und bringen allerdings Fragen zum Abschluß. Doch darauf einzugehen, haben wir keine Veranlassung. Aber darauf hinzuweisen ist noth, daß man der menschlichen Vernunft auch in natürlichen Dingen nicht zu viel zuschreibe. Allerdings haben die Menschen nach dem Fall noch etwas Vernunft und Verstand in natürlichen Dingen. Aber mit dem kümmerlichen Rest spielt der Teufel Fangball. Er braucht bloß die Leidenschaften zu erregen, dann vergessen die Menschen sofort, daß "war hell" und „enorm theuer“ ist. Der Teufel regiert die Ungläubigen, wie der Apostel ausdrücklich erklärt Eph. 2, 2., nicht die Vernunft. Wenn es noch theilweise vernünftig zugeht in der Welt, so verdanken wir das dem allmächtigen Eingreifen Gottes. Die Vernunft oder der freie Wille kann noch nicht einmal einen Heller verachten, wie Luther sagt. Viel weniger steuert er den Kriegen in aller Welt. Das thut ein anderer. F. B.

Wall Street Gambling. "The Churchman" schreibt in seiner Nummer vom 18. Mai: „Die vergangene Woche brachte den erwarteten Krach an der Börse. Da das Steigen in dem Werth der Actien weniger Grund in irgend einer wirklichen Werthzunahme hatte als in den Plänen der Capitalisten, die Controle von Eisenbahnen in ihrem Interesse auszubenten, indem einer gegen den andern ein Spiel um Millionen spielte, so kam der Krach, weil Actien gekauft und verkauft wurden, die nicht vorhanden waren. Diese Speculationen afficiren den nationalen Wohlstand nur mittelbar und schädigen die rechtmäßige Geldanlage nur wenig. Sie sind aber ein heunruhigendes Zeichen in unserem nationalen Leben. Die Ausdehnung dieser Transactionen und die Größe der Verluste lassen nämlich erkennen, daß die Spielwuth weiter in die Massen des Volkes gedrungen ist als je zuvor. Um dies zu zeigen, ist es nicht nöthig, auf das Einzelne einzugehen. Vier Zahlen genügen. Verkauft wurden vorige Woche an der 'New York Stock Exchange' 11,687,887 Actien. In derselben Woche vorigen Jahres dagegen wurden 2,938,258 verkauft, ungefähr ein Viertel so viel. Bis zum 10. Mai dieses Jahres wurden auf der New York-Börse 142,000,069 Actien verkauft. In demselben Zeitraum des vorigen Jahres dagegen 58,532,021, und doch war die Speculation des vorigen Jahres eine lebhafte. Es gibt nur Ein Wort, das die Situation richtig beschreibt — Spielen. Es gibt nur Eine Ursache des Krachs — gambling." Wohl in keinem Lande der Welt ist die Grenzlinie zwischen Geschäft und Spiel so gründlich verwischt, als gerade in den Vereinigten Staaten. Gambling ist Eine von den Sünden, für welche unser Volk den Merker verloren hat. Daher hält es auch so schwer, das Gewissen in diesem Stück zur Thätigkeit anzuregen, was ja auch wir, insonderheit in der Lebensversicherungsfraße, immer wieder erfahren müssen. F. B.

II. Ausland.

Deutschländische Berichterstattung über die americanischen kirchlichen Verhältnisse. Die „Lutherische Kirchenzeitung“ hat die Berichterstattung über die americanisch-lutherische Kirche fast gänzlich aufgegeben. Dagegen haben neuerdings „Der alte Glaube“ und „Die evangelische Kirchenzeitung“ ziemlich regelmäßig berichtet. Aber wie? Man sucht sich die wunderlichsten „Quellen“ aus. So berichtet „Der alte Glaube“ auf Grund einer Denkschrift der „University“ von New York

unter anderem Folgendes über americanische kirchliche Anstalten: „Die Zahl der theologischen ‚Colleges‘ und Seminarien betrug im Jahre 1899 im Ganzen 165. Sie sind über die einzelnen Staaten sehr ungleichmäßig vertheilt. Illinois hat 18, New York 17, viele Staaten nur 2 oder 1, ihrer achtzehn sogar keine Anstalten zur Ausbildung von Geistlichen. Dem Bekenntniß nach sind 28 katholisch, 137 protestantisch. Den Lutheranern der verschiedenen Synoden gehören 22. Als deutsche Anstalten sind darunter nur 4 aufgeführt, von denen der Zahl der Studenten und Professoren nach die in Columbus, Ohio, die bedeutendste ist. Die geringe Zahl der deutschen theologischen Seminarien erklärt sich leicht daraus, daß wohl die meisten deutschen Gemeinden ihre Geistlichen von deutschen Anstalten, Neuendetschau, Breklum zc., erhalten, abgesehen von den nicht wenigen Missionaren, die aus irgend einem Grunde den Missionsdienst verlassen und dann in America ein Pfarramt übernehmen. Einrichtung und Art des Unterrichts läßt sich im Allgemeinen wohl am meisten mit derjenigen an unseren Missionsseminarien vergleichen.“ Das theologische Seminar von Columbus hatte nach dem Brobstschen Kalender letztes Jahr 38 Studenten, während in demselben Kalender St. Louis 195 Studenten und Springfield 151 Studenten zugeschrieben werden. Bekanntlich berichtet der Brobstsche Kalender nach den officiellen Angaben der Vorsteher der Anstalten. Wenn daher „Der alte Glaube“ künftig wieder über lutherische Anstalten in America berichten will, so sollte er doch „Quellen“ wie die „Denkschrift“ der „University“ von New York meiden. Die Leute von der „University“ von New York stehen naturgemäß den kirchlichen Verhältnissen, und namentlich den kirchlichen Verhältnissen der deutschredenden Lutheraner Americas, sehr fern. Aber was beklagen wir uns über unzutreffende Zeitungsberichte! Selbst in deutschländischen theologischen Lehrbüchern herrscht die größte Oberflächlichkeit, wenn von den americanischen kirchlichen Verhältnissen die Rede ist. In der neuesten Auflage (1900) des „Compendium der Dogmatik“ von Luthardt werden als Quellen der Berichterstattung über den Gnadenwahlstreit in America zwei Schriftchen von Dieckhoff angegeben! Warum berichtet man in Deutschland überhaupt über die americanisch-lutherische Kirche, wenn man sich nicht die Mühe geben will, die americanisch-lutherische Literatur zu studiren?

F. P.

Der Allgemeine deutsche Sprachverein und die deutsche Kirchensprache. Seit 1885 besteht ein „Allgemeiner deutscher Sprachverein“, der sich das Ziel gesteckt hat, der Verunzierung der „schönen, reichen Muttersprache“ zu wehren. Der Verein will nicht nur dem unnötigen Gebrauch von Fremdwörtern entgegenwirken, sondern überhaupt Sinn und Verständniß für ein richtiges, klares und schönes Deutsch wecken und pflegen. Nach einem uns vorliegenden Aufruf zählt der Verein gegenwärtig 210 Zweigvereine in allen Theilen Deutschlands, in Oesterreich und im Auslande. Wer dem Verein beitreten will, kann sich bei dem Schatzmeister des Vereins, Buchhändler Berggold, Berlin W. 30. Roskstraße 78 melden. Ob gerade die Bildung eines Vereins das beste Mittel war, um der Entartung der deutschen Sprache zu wehren, mag dahingestellt bleiben. Das Ziel selbst ist ohne Zweifel ein lobenswerthes. Dies sollte auch die lutherische Kirche Americas, soweit sie noch die deutsche Sprache gebrauchen muß, sich gesagt sein lassen. Daß ein americanisch-lutherischer Pastor, der eine deutsche Gemeinde zu bedienen hat, der englischen Sprache mächtig sei, ist relativ nothwendig. Daß er aber der deutschen Sprache völlig mächtig sei, das heißt, ein unanstößiges, gutes Deutsch spreche, ist schlechthin nothwendig. Durch ein fehlerhaftes Deutsch bereitet er dem Evangelium Hindernisse. Es ist freilich schwer, die Idiome auseinanderzuhalten, wenn man zwei Sprachen tagtäglich neben einander lesen, hören und sprechen muß. Aber bei eini-

ger Sorgfalt kann das Ziel erreicht werden. Wir sollen auch in dieser Beziehung nicht unserer Bequemlichkeit nachgeben, sondern auf das sehen, was der Kirche und dem Evangelium frommt.

F. P.

„An die Katholiken Stuttgarts! Sonntag, den 5. Mai, Nachmittags 5 Uhr findet im Europäischen Hofe eine Versammlung der Katholiken Stuttgarts statt, in welcher gegen die schmählischen Angriffe, die neuerdings gegen das heilige Sacrament der Buße, gegen die Ehre des katholischen Priesterstandes wie der katholischen Laien gerichtet worden sind, öffentlich Protest eingelegt werden soll. Für die Katholiken Stuttgarts ist es Ehrensache, durch zahlreiche Betheiligung an dieser Versammlung öffentlich Zeugniß für ihre schwer angegriffene Kirche abzulegen. Für Frauen sind die Galerien des Saales reservirt. Die Stadtpfarrer der katholischen Kirchengemeinden: Prälat Oberkirchenrath Schneider, Stadtpfarrer Mangold, Stadtpfarrer Fohmann. Namens des Volksvereins für das katholische Deutschland: Geschäftsführer J. Roth, Verlagsbuchhändler.“ — Diese Anzeige findet sich im Stuttgarter „Neuen Tagblatt“ vom 4. Mai. Durch ganz Deutschland stimmen die Katholiken ein ähnliches Geschrei der Entrüstung an, weil Grafmann in einer Broschüre aus Liguori und Gury gezeigt hat, welcher Art die Moral ist, die der Priester im Beichtstuhl lehrt. Thatsache ist nun aber, wie die „A. E. Z.“ hervorhebt, 1. daß Grafmann nur Citate aus den genannten römischen Schriftstellern, insonderheit Liguori bietet; 2. daß Liguori von den höchsten Autoritätspersonen der römischen Kirche als Lehrer angepriesen und heilig gesprochen worden ist, und 3. daß in den „Widerlegungen“ Grafmanns durch die katholische Presse noch nie die Behauptung gemacht, geschweige denn der Nachweis versucht worden ist, diese Citate seien erdichtet oder entstellt. Um so eifriger sind nun aber die Papisten, den sittlichen Schmutz und Koth, der ihren Priestern und Beichtstühlen anklebt, entrüstet wegzuhueheln und wegzulügen.

F. B.

„Wir glauben all an Einen Gott.“ Folgende Telegramme bringen die Zeitungen: „Tiefbewegt habe ich von der Gefahr Kenntniß erhalten, in der sich Eure Majestät während des Bairamfestes befand, und wie sichtlich der Allmächtige das kostbare Leben Eurer Majestät beschützt hat. Indem ich Eurer Majestät meine aufrichtigsten Glückwünsche zur Errettung aus der Gefahr darbringe, kann ich meine Bewunderung über Euer Majestät Verhalten und den Beweis von Muth, den Sie Ihren Unterthanen und den anwesenden Fremden gegeben, nicht verhehlen. Ich bete zu Gott, daß er Eure Majestät in seinen gnädigen Schutz nehme. Wilhelm.“ Der Sultan erwiderte hierauf: „Mit lebhafter Freude habe ich das Telegramm entgegengenommen, das Eure Majestät in Folge des Erdbebens am vergangenen Sonntag an mich zu richten die Güte hatten. Immer dem göttlichen Willen unterworfen, habe ich nur die entsprechende Haltung eingenommen. Ich danke dem Allmächtigen, daß er in seiner unendlichen Güte mich, sowie Hunderte Personen aus dieser Gefahr errettet hat, und ich bete zu ihm, daß er Eure Majestät und alle Welt vor ähnlichen Gefahren bewahre. Tief gerührt und beglückt von den Gefühlen aufrichtiger Sympathie, welche mir Eure Majestät auch bei diesem Anlasse wieder bewiesen, bitte ich Eure Majestät, meinen ganz besonderen Dank entgegenzunehmen. Abdul Hamid.“

(Freikirche.)

Graf Leo Tolstoi. In dem Sendschreiben des heiligen Synod, welches den Bann ausspricht über Tolstoi, heißt es: „In seinen (Tolstois) Worten und Briefen, die von ihm und seinen Schülern über die ganze Welt, besonders aber innerhalb der Grenzen unseres theuren Vaterlandes verbreitet werden, predigt er mit dem Eifer eines Fanatikers die Vernichtung aller Dogmen der orthodoxen Kirche und

des wirklichen Wesens des Christenglaubens: verwirft den lebendigen persönlichen Gott, der in der heiligen Dreieinigkeit verehrt wird, den Schöpfer und Erhalter des Weltalls, leugnet den Herrn Jesus Christus, den Gottmenschen, den Heiland und Erlöser der Welt, der um der Menschen und unserer Errettung willen gelitten und von den Todten auferstanden ist, leugnet die unbefleckte Empfängniß bei der Menschwerdung Christi des Herrn und die Jungfrauschafft der heiligen Mutter Gottes, der heiligen Jungfrau Maria, vor und nach der Geburt, glaubt nicht an ein Leben nach dem Tode und an eine Vergeltung, verwirft alle Sacramente der Kirche und die segensreiche Wirksamkeit des Heiligen Geistes in diesem und hat, indem er die allerheiligsten Glaubensgegenstände des orthodoxen Volkes verspottet, sich nicht unterjocht, das größte der Sacramente, das heilige Abendmahl, dem Spotte zu unterziehen. Alles das predigt Graf Leo Tolstoi ununterbrochen in Wort und Schrift zum Anstoß und Schrecken der ganzen orthodoxen Welt und ist dadurch nicht im Geheimen, sondern offen vor allen, bewußt und absichtlich von jeglicher Gemeinschaft mit der orthodoxen Kirche abgefallen. Versuche, die zu seiner Belehrung gemacht wurden, blieben ohne Erfolg.“ — Tolstoi und seine Gattin geben sich nun, als ob ihnen ein großes Unrecht geschehen sei, und letztere hat auch schon an den heiligen Synod ein Schreiben gerichtet, in welchem sie ihre Entrüstung unter anderm auch also zum Ausdruck bringt: „Der Bannfluch, der die Unterschriften von Priestern der Kirche trägt, hat nicht verfehlt, mich empfindlich zu berühren. Meine Entrüstung und mein Schmerz sind groß. Nicht als ob ich glaube, daß dieser Spruch die ewige Verdammniß meines Mannes zur Folge haben werde; das ist Gottes, nicht der Menschen Sache. Ich kann es nicht und werde es nie fassen, wie die Kirche, der ich selbst angehöre und von der ich nie lassen werde, diesen Bann hat aussprechen können — dieselbe Kirche, die Christus gestiftet hat, damit sie im Namen Gottes die feierlichsten Vorgänge im Leben des Menschen mit dessen Segen weihet: die Geburt, den Eheschluß, den Tod; dieselbe Kirche, welche die Aufgabe hat, die Gebote der Barmherzigkeit und der Gnade zu verkünden; dieselbe Kirche, die uns anweist, unsere Feinde und die, so uns hassen, zu lieben; dieselbe Kirche, die alle Menschen in ihre Gebete einschließen soll. Dieser Bannfluch wird nicht die Zustimmung, sondern die Entrüstung aller Menschen hervorrufen. er bedeutet für meinen Gatten eine Zunahme der Liebe und Sympathie, die ihm entgegengetragen werden. Im Fall des Ablebens soll dem Grafen Leo Tolstoi ein kirchliches Begräbniß verweigert werden. Wer soll damit getroffen werden? Der Todte, seine sterbliche, gegen Schmerz unempfindliche Hülle, oder die, die ihm im Leben am nächsten stehen, die, welche an ihn glauben? Für mich ist die Kirche ein abstracter Begriff, und als ihre Diener erkenne ich nur solche an, die das innere Wesen der Kirche erfassen. Wenn man glauben müßte, daß die Kirche nichts ist als eine Gemeinschaft von Menschen, die kein Bedenken tragen, in ihrer Bosheit das höchste Gebot Christi, das Gebot der Liebe, zu verletzen, so wären wir, die wir ihre treuen Jünger und die Wächter ihrer Gesetze sind, schon lange aus der Kirche ausgetreten. Nicht diejenigen, die nach der Wahrheit suchen, sind die Abtrünnigen, sondern jene, die in ihrer Hoffart an der Spitze der Kirche stehen und sich abgewendet haben von den Gesetzen der Liebe, der Demuth, der Barmherzigkeit und die das Werk geistiger Hentersknechte vollbringen.“ — Tolstoi verlangt also von der Kirche kirchliche Ehre und Anerkennung dafür, daß er die Kirche und ihre Lehren in den Roth getreten hat; eine ebenso unvernünftige und unsittliche als unverdäunte Forderung.

ſ. B.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

Juli und August 1901.

No. 7. u. 8.

Ueber die Selbstverleugnung, die sich an einem Diener Christi finden soll.

(Aus der Schlussansprache, gehalten bei der Entlassung der diesjährigen Predigamtscandidaten, von F. Pieper. Nachträglich aus dem Gedächtniß aufgezeichnet.)

. . . St. Paulus schreibt in seinem Briefe an die Philipper im 2. Capitel, im 21. Verse: „Sie suchen alle das Ihre, nicht das Christi Jesu ist.“ Das ist ein gewaltiges, Mart und Bein erschütterndes Wort für alle Prediger und die es werden wollen. Weshalb? Der Zusammenhang zeigt, daß der Apostel dies nicht von den Christen zu Philippi, auch nicht von den Christen zu Rom, wo sich der Apostel zu der Zeit befand, sondern von den Gehülfen im Predigtamt, also von den Predigern sagt, die damals zu Rom um ihn waren: „Sie suchen alle das Ihre, nicht das Christi Jesu ist!“ Freilich, der Apostel lobt seinen Gehülfen Timotheus. Timotheus gibt er das Zeugniß, daß der *λόγος*, ganz eines Sinnes mit ihm, dem Apostel, und „rechtschaffen“ sei. Rühmend erwähnt der Apostel auch des Epaphroditus. Epaphroditus war sogar „um des Wertes Christi willen dem Tode nahe gekommen“. Aber von andern Dienern am Wort, die damals um ihn waren, sagt St. Paulus: „Sie suchen alle das Ihre, nicht das Christi Jesu ist.“

Was mögen denn das für Leute gewesen sein, von denen der Apostel diese Worte gebraucht? Es werden Leute gewesen sein, die einst bona fide in den Dienst der Kirche traten. Sie wollten nicht sich selbst, sondern Christo, ihrem Heiland, an den sie gläubig geworden waren, im Predigtamt dienen. Aber sie haben nicht über ihr böses Fleisch gewacht. Das Fleisch — auch das Fleisch, das den Christen noch anhängt — ist selbstfüchtig. Es sucht das Seine, nicht das Christi Jesu ist. Es bequemt sich nur äußerlich zum Dienst Christi. Es ist fortwährend geschäftig, unter der Hand seine eigenen Interessen zu fördern, beim Dienste Christi seine Rechnung zu finden. Es will Christo dienen, aber da, wo es ihm — dem Fleische

— gefällt; nicht zu weit nördlich und nicht zu weit südlich, in einem möglichst gesunden Klima, nicht zu weit von Hause und von guten Freunden entfernt u. Es will Christo dienen, aber unter der Bedingung eines genügend gesicherten Einkommens im Irdischen. Und wenn es sich entschließt, was Ort und Umstände des Dienstes betrifft, „Opfer“ zu bringen, so will es als ein „lebendiger Heiliger“ angesehen sein, über den Gott und Menschen sich billig wundern. Das ist das selbstsüchtige, sein eigenes Interesse suchende Fleisch, wie es sich auch noch fortwährend in den Christen regt. Diesem ihrem Fleische müssen jene Leute deutlich erkennbar nachgegeben haben, von denen der Apostel sagt: „Sie suchen alle das Ihre, nicht das Christi Jesu ist.“ So bereiteten sie dem Reiche Gottes Hindernisse und brachten ihre eigenen Seelen in Gefahr.

Welch eine Abnormität ist es, wenn ein Prediger, ein „Diener Christi“, das Seine, nicht das Christi Jesu ist, sucht! Ein Prediger soll das, was Christi Jesu ist, suchen. Dazu ist er da. Anders geziemt es sich nicht. Das fordert die Natur, der große Ernst der Sache. Christus hat an die Menschenseelen sein Gottesblut gewendet. Er hat sie durch sein Blut von der ewigen Verdammniß erkauft. Und nun beruft er sich in der Kirche und durch die Kirche Diener, Prediger, die ihm die durch Erlegung eines so hohen Preises bereitete Ernte einheimen sollen. Dazu sollen sie öffentlich und sonderlich sein Wort verkündigen, ohne müde zu werden. Dazu sollen sie hingehen, wohin er sie sendet. Dazu sollen sie ihre Bequemlichkeit, ihren Gewinn, ihre Ehre, ja, ihr eigenes Leben verachten können und nur dies Eine suchen, daß sie die von der Verdammniß erkauften Seelen selig machen. Solche Diener geziemen sich für einen solchen Herrn und für eine solche Sache, und solche Diener braucht Christus. Er sagt von derselben Sache bei einer gewissen Gelegenheit: „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück“, nämlich auf die Dinge dieser Welt, auf seinen eigenen Vortheil, „der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.“¹⁾

Sie, meine theuren Freunde, stehen nun nach vollendeten Studien im Begriff, in das Predigtamt einzutreten. Wir, Ihre Lehrer, versehen uns zu Ihnen, daß Ihr Herz gegenwärtig also stehe, daß Sie nicht das Ihre, sondern das Christi Jesu ist, suchen wollen. Müßten wir nicht der Liebe nach also von Ihnen halten, dann hätten wir Sie nicht zur Berufung ins Predigtamt empfohlen. Aber wir wissen, daß auch Sie noch das Fleisch, das böse Fleisch, an sich haben, das Fleisch, das der Natur und dem Zweck des Predigtamts allezeit widerstrebt, das bei dem Dienste Christi seine eigenen Interessen gewahrt wissen will. Daher beherzigen Sie die Mahnung: Wachen Sie über Ihr Fleisch; tödten Sie durch den Geist des Fleisches Geschäfte! Das müssen ja alle Christen tagtäglich thun, wenn sie nicht um ihre Seligkeit betrogen werden wollen. Die Christo angehören, kreuz-

1) Luc. 9, 62.

zigen ihr Fleisch sammt den Lüsten und Begierden. Es gibt keinen breiten, sondern nur einen schmalen Weg zum Himmel. Bleiben auch Sie, als Prediger, auf dem schmalen Wege. Vergessen auch Sie, als Prediger, nicht das nothwendige tägliche Geschäft der Kreuzigung des Fleisches durch den Geist. Thun Sie dem Fleische, das das Seine sucht und nicht das, das Christi Jesu ist, nicht den Willen. Und wo Sie einmal straucheln, da greifen Sie durch Gottes Gnade wieder alsbald nach dem vorigen Stande. Werden Sie nicht wie jene andere, die das Ihre suchen, sondern erzeigen Sie sich als Timothei und Epaphrobiti. Gott verleihe Ihnen und uns allen Gnade, daß nicht das Wort auf uns Anwendung finde: „Wer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes“, sondern vielmehr das Wort an uns erfüllt werde: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude!“ Amen.

Was lehrt der Epheserbrief von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?

(Fortsetzung.)

Das zweite Capitel des Epheserbriefs enthält eine doppelte Erinnerung. In der ersten Hälfte desselben erinnert der Apostel die Heidenchristen an ihre Bekehrung, daß sie, die erst todt waren in Sünden, mit Christo lebendig geworden und in das himmlische Wesen versetzt sind. Die zweite Hälfte beschreibt dieselbe große Veränderung, die mit ihnen vorgegangen, da sie aus Heiden Christen wurden, nur nach einer andern Seite, hinsichtlich ihrer Stellung zu dem Volk Gottes. Und dieses Letztere ist für unser Thema von Belang.

Wir fassen zunächst die apostolische Aussage 2, 11—18. ins Auge: „Darum gedenket, daß ehedem ihr, die Heiden im Fleisch, die da Vorhaut genannt wurden von der sogenannten Beschneidung, die am Fleisch mit der Hand gemacht ist, daß ihr zu jener Zeit ohne Christum waret, entfremdet dem Staate Israel und fremd den Bündnissen der Verheißung, indem ihr keine Hoffnung hattet und ohne Gott in der Welt waret; nun aber seid ihr, die ihr ehedem fern waret, durch Christum Jesum nahe herzugekommen durch das Blut Christi. Denn er ist unser Friede, der da die Heiden eins gemacht und die Zwischenwand, den Haun zerstört hat, indem er die Feindschaft, das Gesetz der Gebote in Satzungen durch sein Fleisch abthat, damit er die Zwei in sich selbst zu Einem neuen Menschen schüfe, so Friede machend, und die Heiden in Einem Leibe Gott versöhnte durch das Kreuz, nachdem er die Feindschaft durch sich selbst getödtet hätte. Und so ist er dann gekommen und hat Frieden verkündigt euch, den Fernen, und Frieden den

Nahen; denn durch ihn haben wir beide in Einem Geist den Zugang zum Vater."

St. Paulus weist hier zuvörderst die Christen aus den Heiden in ihre heidnische Vergangenheit zurück. Zu der Zeit wurden sie, die Heiden im Fleisch, die sich in ihrer natürlichen Art und Beschaffenheit befanden, verächtlicher Weise Vorhaut genannt von den Juden, welche wiederum von ihnen, den Heiden, spöttischer Weise als Beschneidung bezeichnet wurden, wie ja die Beschneidung an sich eine äußerliche Manipulation war, ein Einschnitt am Fleisch, mit der Hand gemacht. V. 11. Doch den Heiden fehlte zu jener Zeit noch mehr, als das äußerliche Zeichen am Fleisch, das die Juden kennzeichnete. Sie waren dem Staat Israel entfremdet, ἀπὸ κλιτριωμένοι τῆς πολιτείας τοῦ Ἰσραήλ. „Israel“ ist hier Ehrentitel. Das wahre Israel ist gemeint, welches nicht nur dem Fleisch, sondern auch dem Geist nach Israel war, Gotteskämpfer, Gottes Volk. Dieses Israel bildete eine πολιτεία, ein bürgerliches Gemeinwesen, einen Staat, der aber eben von allen Staaten der Heiden toto genere verschieden war, indem der große Gott selbst hier Herr und König war. Und das höchste Gut, das heiligste Vorrecht, das Gott seinem Volk, den Bürgern dieses Staates gegeben, war die Verheißung. Dieselbe hatte Gott seinem Volk wiederholt durch förmliche Bundeschlüsse und heilige Eide fest und gewiß gemacht. Die Verheißung lautete auf Christum, in welchem alles Heil für Zeit und Ewigkeit beschlossen ist. In der Verheißung hatte das gläubige Israel schon Antheil an Christo. Von dem Gottesstaat Israel und damit von der Verheißung und damit von Christo waren die Heiden ehemals ausgeschlossen, und so waren sie ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt. Das war ein trostloser Zustand. V. 12. Nun aber sind sie, die da fern waren, nahe herzugelommen, eben dem nahegekommen, dem sie fern und fremd waren, dem Gottesstaat und Gottesvolk, ja, sind in dasselbe eingegliedert und haben an allen Rechten und Vorzügen desselben Antheil bekommen. Und zwar sind sie nahe herzugelommen durch Christum Jesum, durch das Blut Christi. V. 13. Wiefern das, zeigt das Folgende.

Denn er selbst, Christus, ist unser Friede, V. 14., nämlich, wie der Zusammenhang lehrt, Friede zwischen Juden und Heiden. Und wiefern das, verdeutlichen die folgenden Participialsätze. Er ist unser Friede, indem er einmal die Beiden eins gemacht, und sodann, indem er den Zaun, der eine Zwischenwand zwischen Beiden bildete, zerstört hat. Das Letztere ist das zeitliche prius. Der Apostel nennt es an zweiter Stelle, da er an die Aussage τὸ μεσότοιχον τοῦ φραγμοῦ λύσας sofort die weitere Ausführung anschließen will. V. 15a. Die Zwischenwand, welche er im Sinn hat, ist das Gesetz. Das war neben der Beschneidung, V. 11., und neben der Verheißung, V. 12., eine dritte Prerogative Israels. Doch St. Paulus characterisirt hier das Gesetz in einer Weise, die es begreiflich macht, daß es Juden und Heiden von einander schied. Er nennt es τὸν νόμον τῶν ἐντολῶν

ἐν νόμῳ. Das Gesetz begriff viele Gebote in sich, und jedes Gebot zerfiel wieder in eine Menge Satzungen, welche das Leben, Thun und Lassen der Israeliten bis ins Einzelne und Kleinste regelten. Solches Gesetz war ein Zaun, welcher Israel in seiner Besonderheit bewahrte. Auch die gläubigen Kinder des Alten Bundes waren unter diese Satzungen verwahrt. Gal. 4, 3. Und dieser Zaun war so ipso eine Scheidewand zwischen Juden und Heiden. Die vielen Gebote und Satzungen hielten und schreckten die Heiden zurück. Diese mochten nicht an ein so gestrenges Leben, wie das Gesetz Israels es forderte, hinan. Ja, das Gesetz der Gebote in Satzungen schied und trennte nicht nur, sondern erzeugte Feindschaft zwischen Juden und Heiden. Die Heiden haßten die Juden um jenes leidigen Gesetzes willen, welches diese auch ihnen gegenüber als Gottes Forderung geltend machten. Hinwiederum waren die Juden geneigt, auf die Heiden als gesetzlose und gottlose Menschen geringschätzig und verächtlich herabzusehen. Nun aber hat Christus, und zwar durch sein Fleisch, ἐν τῇ σαρκὶ αὐτοῦ, durch sein Leben, Leiden und Sterben im Fleisch, das Gesetz, welches Trennung, Zwiespalt, Feindschaft anrichtete, und damit die Feindschaft selbst abgethan. Er hat durch seinen Kreuzestod zunächst das Gesetz, sofern es die Menschen von Gott schied, aufgehoben, hat die Uebertreter vom Fluch des Gesetzes erlöst, die Feindschaft zwischen Gott und Menschen beseitigt, Gott mit den Sündern versöhnt. Damit aber hat er zugleich das Gesetz als Schranke und Zwischenwand zwischen den Menschen, Juden und Heiden, niedergerissen, die Feindschaft der Menschen unter einander ausgeglichen. Das war der erste Schritt zur Einigung oder vielmehr die Vorbedingung zur Einigung, daß das Trennende aus der Mitte gethan wurde. Darauf sollte ein Zweites folgen, was der Absichtssatz, ἵνα τοὺς δύο κ., B. 15 b. 16. benennt, mit welchem die Ausführung jenes ersten Participialsatzes B. 14 a., ὁ ποιήσας τὰ ἀμώτερα ἐν, beginnt. Christus hatte es mit seinem Leiden und Sterben, mit dem Abthun des Gesetzes und der Feindschaft, darauf abgesehen, die Zwei in sich selbst zu Einem neuen Menschen zu schaffen. Die Zwei, welche erst von einander geschieden, mit einander verfeindet waren, Juden und Heiden, sollten hinfort nicht nur in Friede und Freundschaft neben einander leben, sondern Einen Menschen, Einen neuen Menschen bilden, der in Christo seine Einheit hätte. Auf diese Weise wollte Christus im vollsten Maß Frieden machen. Und dieser Eine neue Mensch sollte Gott leben und dienen. Das besagt der zweite Theil des Absichtssatzes, B. 16. Christus wollte die Heiden in Einem Leibe Gott versöhnen durch das Kreuz, nachdem er zuvor die Feindschaft durch sich selbst getödtet. Der Ausdruck ἀποκατάλλαξις, „daß er versöhnte“, ist hier, da es sich ja um etwas handelt, was über den Kreuzestod Christi hinausliegt, wie z. B. 2 Cor. 5, 20., im subjectiven Sinn zu fassen, als Zueignung und Aneignung der durch Christi Tod bewirkten objectiven Versöhnung, als identisch mit Bekehrung. Das Absehen Christi ging auch dahin, die Heiden als Einen neuen Menschen oder, wie es

hier heißt, in Einem Leibe zu Gott zu bringen, in die Gemeinſchaft Gottes einzuführen, daß ſie dann als Ein Ganzes Gott zugehören, Gott leben und dienen möchten. Wiefern Chriſtus durch ſein Kreuz das zuwege bringen wollte, geht aus dem Folgenden hervor.

Der folgende Satz, B. 17., zeigt, wie Chriſtus jene ſeine Abſicht hinausgeführt hat: *Καὶ ἐλθὼν εὐαγγελίσατο εἰρήνην ὑμῖν τοῖς μακρὰν καὶ εἰρήνην τοῖς ἐγγύς·* „und ſo iſt er denn gekommen und hat Frieden gepredigt euch, den Fernen, und Frieden den Nahen.“ Mit dem „Kommen“ Chriſti iſt hier offenbar nicht das Kommen des Herrn ins Fleiſch gemeint, ſondern ein Kommen, das nach ſeinem Tode eingetreten iſt, ſein Kommen im Geiſt. Der Zweck dieſes Kommens war die Predigt des Evangeliums. Chriſtus ſelbſt hat das Evangelium gepredigt, nicht unmittelbar, ſondern durch den Mund ſeiner Diener, der Apoſtel, der Prediger des Neuen Teſtaments, deren Rede und Predigt war Chriſti Stimme, der erhöhte Chriſtus war in und mit ihnen, und hat durch ſie geredet. Als Inhalt dieſer Predigt wird „der Friede“ bezeichnet. Der Friede als kurze Summa des Evangeliums iſt der Friede *κατ' ἐξουχίαν*, der Friede mit Gott, den Chriſtus mit ſeinem Kreuz und Blut den Sündern erworben. Solchen Frieden hat er dann ſelbſt, nachdem er durch Leiden des Todes zu Gott erhöht war, den Nahen und den Fernen verkündigt, Heiden und Juden. Die Fernen ſind hier an erſter Stelle genannt, obgleich die Apoſtel immer zuerſt den Juden das Evangelium predigten, weil St. Paulus in dieſem Zusammenhang eben mit den Chriſten aus den Heiden redet und dieſe an die große Wohlthat erinnert, die ihnen widerfahren. Das *εὐαγγελίζεσθαι εἰρήνην* an ſich ſelbſt erſcheint hier als Wohlthat, die den Nahen, wie den Fernen, zu Theil geworden, deren ſich gerade auch die mit „euch“ angeredeten Heidenchriſten erfreuen. So hat der Apoſtel hier eine Predigt des Evangeliums im Sinn, die ihren Effect in ſich ſchließt. Chriſtus hat Nahen und Fernen den Frieden verkündigt und damit den Einen wie den Andern den Frieden, ſeinen Frieden mitgetheilt, hat ihnen den Frieden ins Herz gepredigt, in ihr Inneres eingekent, ſo daß ſie jetzt wirklich Frieden mit Gott haben. Und auf eben dieſe Weiſe hat er nun auch zwiſchen den Beiden Frieden gemacht, aus Heiden und Juden Einen neuen Menſchen geſchaffen, Einen Leib gebildet. Beide Theile ſind mit Gott befriedet, und ſo auch unter einander eins geworden. Durch das Kreuz Chriſti iſt Letzteres geſchehen, durch das Blut Chriſti ſind die Heiden zu Iſrael nahe herzugekommen, indem ſie durch die Predigt, durch das Evangelium von Chriſti Tod, Kreuz und Blut gewonnen und herbeigezogen ſind. Daß dem ſo iſt, daß Heiden und Juden in Chriſto eins ſind, beide gleichermaßen Kinder des Friedens, daß ſie jetzt in Einem Leibe Gott verſöhnt ſind, erweiſt der Apoſtel B. 18. noch aus dem Thatbeſtand der Gegenwart, daß ſie beide in Einem Geiſt den Zugang zum Vater haben. Weiderlei Kinder, die aus der Vorhaut, wie die aus der Beſchneidung, rufen jetzt in Einem Geiſt und damit in Einem Sinn den verſöhnten Gott als Vater

an, reden, beten, verkehren mit Gott, wie die lieben Kinder mit ihrem lieben Vater.

Wir ersehen auch aus dem vorliegenden Abschnitt des apostolischen Sendschreibens, was es um die christliche Kirche ist. Die Kirche ist ein einheitliches Ganzes, aus den ursprünglich heterogensten Elementen, wie Beschnittenen und Unbeschnittenen, zusammengesetzt. Die zuvor von einander getrennt und geschieden waren, die einander haßten und verachteten, leben hier in Frieden und Freundschaft mit einander. Die vorigen Gegensätze sind verschwunden. Und zwar in Christo, dem Erlöser, sind sie eins geworden. Er selbst, Christus, ist unser Friede. Durch ihn haben wir Frieden mit Gott und also auch Frieden unter einander. Die Glieder der Kirche bilden Eine *κοιτηα*. Was von der alttestamentlichen, das gilt auch von der neutestamentlichen Kirche. Die Heiden sind ja in die *κοιτηα του Ισραηλ* eingegliedert. Die christliche Kirche ist das Israel rechter Art, das Israel Gottes. Es gibt in dieser gottensfremdbeten Welt ein Gottesvolk, einen Gottesstaat, in welchem der Gott Himmels und der Erden Herr und König ist, in welchem Gottes Wille geschieht auf Erden, wie im Himmel. Und dieser Gottesstaat ruht auf ganz anderen Gerechtsamen, als die Staaten dieser Welt, nicht auf einem Contract, auf gegenseitiger Verpflichtung zwischen König und Unterthanen, sondern auf den Verheißungen, welche Gott den Bürgern dieses Reichs gegeben und auf alle mögliche Weise verbrieft und versiegelt hat, auf den allertheuersten Gottesverheißungen, welche in Christo Ja und Amen sind und bis auf die letzte pünktlich erfüllt werden. Freilich sind sonst die Bande, welche die Bürger eines Staates verknüpfen, nicht so eng und fest, als die Bande, durch welche die Kinder eines Hauses mit einander verflochten sind. Die Kirche Christi aber trägt nicht nur Volkscharacter, sondern zugleich auch Familienscharacter. Die Glieder der Kirche bilden nicht nur einen Staat, sondern zugleich auch, wie der Apostel in diesem Zusammenhang wieder hervorkehrt, eine große, heilige Familie von Gotteskindern, welche alle einen freien, offenen Zugang zu dem Vater im Himmel haben und in Einem Geist und Sinn vor Gott treten und beten. Ja, noch mehr, sie sind Ein Mensch, „Ein neuer Mensch“. Die Kirche ist die durch Christum und seinen Geist erneuerte und geheiligte Menschheit, die Menschheit nach Gottes Wohlgefallen. Doch diese Menschheit ist eben nicht, wie das natürliche Geschlecht der Menschen, in sich gespalten und zerklüftet, sondern erscheint vor Gott als Ein Mensch, als Eine Person. Die Tausende von Menschen, aus allen Völkern und Zungen, die in Christo eine neue Creatur geworden sind, die sind Ein Herz und Eine Seele, die leben und bewegen sich nach Einem Sinn und Willen, nach Christi Sinn und Willen. Das war also der ewige Liebeswille Gottes, uns arme verlorene, verdammte Menschen in Einem Leibe sich zu versöhnen und in seine Gemeinschaft zurückzuführen, damit wir nun als Ein Mensch, einmütig und wie aus Einem Munde dem Gott unsers Lebens, dem Gott unsers Heils Lob und Ehre geben.

Vor Allem aber lernen wir aus dem Passus 2, 11—18., wie, auf welche Art und Weise, durch welche Mittel jener Eine neue Mensch geschaffen, die christliche Kirche gebildet, eine christliche Gemeinde constituirt wird, der Kirche, einer Gemeinde neue Glieder gewonnen werden. Denn auf dieselbe Art und Weise, wie zu St. Pauli Zeit die Heiden nahe herzutamen, werden heute noch Solche, die ferne sind, zu denen, die schon vorhanden sind, herzugeführt. Und da werden wir zunächst daran erinnert, daß dies nicht durch Gesetz und Gesetzespredigt geschieht. Was der Apostel 2, 14. 15. von dem Gesetz der Juden aussagt, das gilt überhaupt von dem genus des Gesetzes. Eine Kirchengemeinschaft, welche das Wesen der Kirche und des Christenthums vornehmlich in Gebote und selbstgemachte Ordnungen setzt, vermehrt auf diese Weise etwa nur die Zahl der Heuchler und Namenschristen, welche in Wahrheit nicht Glieder am Leibe Christi sind. Aeußerliche Satzungen bringen nur ein äußerliches Kirchenthum und den Schein der Zusammengehörigkeit zu Wege, sind aber wahrlich nicht ein Kitt, welcher die Herzen zusammenschließt und zusammenhält. Viel Gesetz und Satzung erzeugt nur Unfrieden, Feindschaft, Zank, Zwist, Mißgunst, Selbstüberhebung. Doch der Apostel nennt eben jenes „Gesetz der Gebote in Satzungen“, welches Gott selbst dem Volk Israel gesetzt und gegeben hatte, einen Zaun, eine Zwischenwand, und bezeichnet es als ein Ding, welches Feindschaft gebiert. Das Gesetz der Juden hielt die Heiden ferne. Und auch das Gesetz Gottes in seiner Allgemeingültigkeit, nach Abzug aller jener Gebote und Satzungen, welche nur dem Volk Israel und für die Zeit des Alten Bundes vermeint waren, auch das Moralgesetz, welches in den νόμος τῶν ἐντολῶν ἐν δόγματι einbegriffen ist, hat an sich nur abstoßende Kraft und Wirkung. Wenn man denen, die ferne sind, mit der bloßen starren Forderung „Du sollst!“ „Du sollst!“ und der Drohung „Wehe dir, wenn du das nicht thust!“ nahetritt oder vielmehr entgegentritt, so gewinnt man damit keinem Menschen das Herz ab. Das Gesetz schreckt nur und schreckt zurück. Freilich muß den Fernen und Fremden vorerst das Gesetz gepredigt werden, wenn sie zur Kirche herangezogen werden sollen. Es muß ihnen gezeigt, und zwar aus dem Gesetz gezeigt werden, daß sie dem Gesetz Gottes zuwider sind und zuwider handeln, und daß sie darum ἄθεοι, gottlose Menschen sind, ohne Gott in dieser Welt leben, und daß sie deshalb arme, gottverlassene Creaturen sind und darum keine Hoffnung des Lebens, sondern nur Tod und Verderben zu erwarten haben. Nur erschrockene Sünder, die ihren elenden Zustand schmerzlich fühlen und empfinden, hören dann auch das andere Wort, welchem in der Kirche der Vorrang und die Herrschaft gebührt, und dem das Gesetz nur dient und den Weg bereitet. Die Heiden sind, wie der Apostel ausführt, durch Christum, durch das Blut Christi, durch das Kreuz Christi, durch das εὐαγγελιζέσθαι nahe herzugekommen. Das Evangelium von Christo ist der Magnet, welcher die Fernen anzieht. Das Evangelium allein hat kirchenbildende Kraft und Wirkung, das ist hier die constitutive

Macht, das schafft den Einen neuen Menschen, das ist das eigentliche und einzige Mittel, der Kirche neue Glieder zu gewinnen, welche wirklich auch Bürger in dem Gottesstaat und Kinder in dem Hause Gottes sind. Wenn den erschrockenen Sündern, die am liebsten Gott und der Kirche Gottes und den Dienern der Kirche entfliehen möchten, weit weg bis ans äußerste Meer, gesagt und eindringlich vorgestellt wird, daß Christus das Gesetz mit seinem Fluch und allem seinem Zwang niedergebrochen hat, daß Christus mit seinem Blut und Kreuz die gesetzlosen und gottlosen Menschen Gott versöhnt hat, daß jetzt auch den allerfernsten und vollkommensten Heiden und Söllnern der Zugang zu Gott offen steht, so hat solche Predigt die Kraft, den Menschen das Herz abzugewinnen, daß sie, und zwar gerade auch innerlich, Gott und seiner Kirche zugethan werden. Die betrübten und getrösteten Sünder freuen sich dann in dem Gott ihres Heils und sind fröhlich und selig in der Gemeinschaft ihrer Brüder in Christo, denen gleichermaßen Heil widerfahren ist, und dienen von nun an mit Lust und Liebe Gott und ihren Brüdern.

Es ist hierbei wohl zu beachten, daß nach 2, 17. Christo selbst das *εὐαγγέλιον* zugeschrieben und gleichsam in den Mund gelegt wird. Christus, der zu Gott erhöht ist, hält durch den ganzen neutestamentlichen Aeon hindurch Advent auf Erden durch das Evangelium. Das Evangelium ist nicht nur Predigt von Christo, sondern zugleich auch Predigt Christi selber. So oft die Predigt des Evangeliums anhebt, kommt Christus und ist er gegenwärtig, er selbst ist allewege in, mit und bei seinem Worte. Durch das Predigen der Menschen klingt Christi Stimme hindurch. Das verbürgt unserm Predigen Wirkung und Erfolg. Es will uns wohl oft bedünken, als werde mit unserer Predigt nichts oder gar wenig ausgerichtet. Der natürliche Mensch hat kein Wohlgefallen am Evangelium. Die nach dem Lauf dieser Welt, in ihren Lüsten dahinleben, denen ist die süße Kost, die christliche Kost, die das Evangelium ihnen darbietet, zum Ekel. Die Sünder, welche durch das Gesetz in ihrem Gewissen beunruhigt und gestachelt sind, wollen doch nicht an den Trost des Evangeliums heran. Und auch der Prediger, der eben auch noch Fleisch und Blut an sich hat, empfindet hier noch oft Apathie und Antipathie, daß die frohe Botschaft des Heils so trocken von den Lippen geht. Da wissen wir denn und sollen wissen und festhalten, daß Christus der eigentliche Prediger ist. Ob das Evangelium mit Kraft und Freudigkeit oder in großer Schwachheit gepredigt wird, Christus hat hier sein Werk und predigt selber den Frieden, den er erworben hat. Er nimmt Verdruß und Widerwillen aus dem Herzen und predigt Frieden, den Gottesfrieden ins Herz hinein und macht also aus Sündern Gotteskinder, Kinder des Friedens. Christus zieht mit den Boten des Friedens durch die Lande, auch in die fernsten Regionen, und erweitert und mehrt so das Friedensreich, das er auf Erden gestiftet. Freilich widerstehen gar Viele, welche das Evangelium hören, dem Drang der Liebe

Christi, stoßen das Evangelium von ihrer Seligkeit zurück und werden schließlich durch das Evangelium geärgert und abgestoßen. Doch werden immer etliche Seelen gewonnen und zu der Gemeinde Gottes hinzugethan. Christus selber predigt den Frieden, und darum geht die Predigt des Wortes nie ohne Frucht ab. Christus steht dafür ein und sorgt dafür, daß der Rathschluß der Liebe Gottes, den Gott vor Grundlegung der Welt gefaßt hat, und eben in Christo gefaßt hat, auch hinausgeführt wird, daß die ausgewählten Kinder von aller Welt Enden herzukommen, daß sie kommen und hören und glauben, und daß schließlich Alles, was im Himmel und auf Erden ist, in eins zusammengefaßt wird.

Es sei hier schließlich noch auf einen Punkt, der in das Gemeindegelben einschlägt, aufmerksam gemacht. Dem Apostel fällt das Doppelte, daß die Heiden zu dem Gottesstaat Israel nahe herzugelommen und daß sie Gott nahegebracht sind, in Eins zusammen. Das war und ist das Absehen Gottes, das ist die Wirkung des Evangeliums, der Friedenspredigt Christi, daß Juden und Heiden in Einem Leibe Gott versöhnt, in die Gemeinschaft Gottes eingeführt werden und daß sie dann in Einem Geist den Zugang zum Vater haben. Es ist im Grund ein und dasselbe göttliche Werk, daß überhaupt eine neue Creatur und daß jener Eine neue Mensch geschaffen wird. Ein und dieselbe göttliche Wirkung in den Herzen verschiedener Personen macht eben diese Personen eins, zu Einem Menschen. Stiftung und Mehrung der Kirche, Gemeindebildung ist also nicht ein accidens, etwa gar menschliches accidens, das zu dem Gotteswerk der Belehrung der Sünder erst nachträglich hinzukäme. Wo durch das Wort Glauben gewirkt wird, da wird eo ipso eine Gemeinde der Gläubigen gezeugt oder erweitert. Wenn demnach ein christlicher Missionar oder Reiseprediger an einem Orte einem Haufen Heiden oder überhaupt unchristlichen Leuten das Wort des Lebens verkündigt und solche Predigt in Etlicher Herzen zündet und Glauben schafft, so ist von Stund ab an solchem Ort ein Häuflein Gläubiger vorhanden, so ist eben damit an solchem Ort die christliche Kirche, eine christliche Gemeinde gestiftet. Und wenn dann dies Häuflein um das Wort geeint bleibt und im Bewußtsein der Glaubenseinigkeit sich förmlich als Gemeinde constituirt und organisirt, so ist das nicht Gemeindebildung im eigentlichen Sinn des Wortes, sondern nur ein äußerlicher, öffentlicher Erweis und Anerkennung der Thatsache, daß Gott schon vorher an diesem Ort eine Gemeinde der Gläubigen ins Leben gerufen hat. Oder wenn ein Fremder die gottesdienstlichen Versammlungen einer christlichen Gemeinde besucht und durch Gottes Gnade der heilsamen Lehre, die er hier vernimmt, von Herzen zusällt, so ruft er von Stund ab mit dieser Gemeinde in Einem Geist denselben Gott und Vater an, so ist er eben damit schon der Gemeinde eingegliedert, von Gottes wegen und vor Gott schon Kirchenglied und Gemeindeglied geworden. Und wenn er dann hinterdrein sich bei jener Gemeinde zur Aufnahme meldet und die Gemeinde, nachdem sie sich überzeugt

hat, daß er mit ihr Eines Sinnes und Glaubens ist, ihn aufnimmt, oder wenn eine Gemeinde einem mündig gewordenen jungen Christen das Stimmrecht gibt, so ist wahrlich nicht erst in der sogenannten Aufnahme oder gar in der Ertheilung des Stimmrechts die Gemeindegliedschaft begründet, sondern die Gemeinde erkennt damit das neue Glied, das Gott ihr zugeführt hat, nur förmlich und öffentlich als das an, was es ist, als Bruder in Christo, resp. als mündigen Bruder. Es ist für christliche Prediger und Gemeinden von Wichtigkeit, solcher Genesiss der Kirche und der Kirchengliedschaft sich stets bewußt zu bleiben. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Studie über den Kreuzestod unsers HErrn.

(Fortsetzung.)

Christus ist gestorben nach der Schrift. Der Heilige Geist, der durch die Propheten von dem Todesleiden unsers HErrn geweissagt hat, hat uns durch die Evangelisten und Apostel auch die Erfüllung der Weissagungen, die zeitliche Ausführung des ewigen Rathschlusses Gottes, mitgetheilt. Der Tod Christi am Kreuz ist auch durch glaubwürdiges menschliches Zeugniß so sicher verbürgt, wie nur irgend eine Thatsache der Geschichte. Von Napoleon I. wird erzählt, daß er einmal an Herder die Frage gerichtet habe, ob es wohl überhaupt einen Christus gegeben habe. Nur wer eine solche unsinnige Frage stellen kann, kann auch an der Thatsache zweifeln, die wir Christen im Symbolum bekennen: „Gelitten unter Pontio Pilato, gekreuziget, gestorben und begraben.“ Luther schreibt: „Ist es wahr, oder nicht, daß Christus gestorben ist? Da müssen wir sicherlich antworten, wenn wir nicht völlig unsinnig sind, daß er gestorben sei.“ (VIII, 244.) Aber das menschliche Zeugniß erzeugt keine heilsame Erkenntniß von unsers HErrn Kreuz und Leiden, verleiht keine göttliche Gewißheit, wirkt nicht den rechten Christenglauben. Wenn wir lernen wollen, wie die Weissagung erfüllt, wie der Rath Gottes hinausgegangen ist, dann müssen wir uns an die Schrift halten. Die Evangelisten und Apostel, die heiligen Männer Gottes haben auch von dem Tode Christi zu uns geredet durch den Heiligen Geist. Petrus nennt sich 1 Petr. 5, 1. einen „Zeugen der Leiden, die in Christo sind“. Und St. Paulus schreibt 1 Cor. 1, 23.: „Wir predigen den gekreuzigten Christum.“ Aus der ausführlichen Beschreibung der Leidensgeschichte lernen wir über Zeit, Ort, Art und Umstände des Todes Jesu so viel, wie uns zu wissen nöthig, wie uns zur Erbauung im Glauben dienlich ist. Können wir dabei auf diese oder jene Frage, über welche wir gerne Auskunft hätten, in dem biblischen Berichte keine Antwort finden, können wir andere Fragen aus eben diesem Berichte nicht mit vollständiger

Gewißheit entscheiden, so zögern wir nicht, die Sache auf sich beruhen zu lassen. „Es ist zwar nicht alles, was der HErr Christus gethan hat, beschrieben; was aber geschrieben ist, haben die heiligen Apostel für genugsam gehalten, uns in der Lehre und in dem Leben zu unterrichten.“ (Cyrillus. S. Weim. Bib., Borr., S. XXV.)

So können wir z. B. nicht genau angeben, wie alt Christus war, als er starb, in welchem Jahr unserer Zeitrechnung dieses große Ereigniß stattgefunden hat u. dgl. Dagegen läßt sich aus dem Bericht der Evangelisten der Wochentag der Kreuzigung Christi leicht bestimmen. Wir feiern das Gedächtniß des Todes unsers HErrn mit Recht an einem Freitage, dem Charfreitage (sogenannt von dem altdeutschen Wort: die Kara, das ist, Trauer, Klage). Lucas schreibt Cap. 23, 54.: „Es war der Rüsttag“; Rüsttag — *παρασκευή* — war der Name des sechsten Wochentags geworden wegen der Stellung, die er unter den Wochentagen (ähnlich wie unser „Mittwoch“), nämlich als Tag der Zurüstung auf den Sabbath, einnahm. Für solche, denen dieser neue Name für Freitag nicht bekannt war, setzt St. Marcus, Cap. 15, 42., den älteren Namen zur Erklärung daneben: „Es war Rüsttag, welcher ist der Vorfabbath“, *ἡν παρασκευή, ὅ ἐστι προσαββατον*, der Tag vor dem Sabbath. Johannes zeigt, Cap. 19, 31., deutlich an, daß auch er das Wort Rüsttag als Namen des Tages vor dem Sabbath gebraucht: „Diemeil es der Rüsttag war, daß nicht die Leichname am Kreuze blieben den“ (nun bald eintretenden) „Sabbath über.“ Demgemäß hat B. 14. das Wort „Rüsttag in Ostern“ — *παρασκευὴ τοῦ πάσχα* — nicht die Bedeutung: der Tag der Zurüstung auf das Osterfest, sondern: „der Rüsttag des Osterfestes“, das heißt, der Freitag in der Osterwoche, wie wir vom Osterdienstag reden. Das Osterfest dauerte eine ganze Woche vom fünfzehnten Tage des Frühlingsmonats an; aber es wurden nicht alle Tage mit gleichem Aufwande gefeiert, durch besondere Feier ausgezeichnet wurde der erste und der letzte Tag (vgl. 2 Mos. 12, 16. 3 Mos. 23, 7. 8.), vor allem aber der Sabbath der Osterwoche, auf welchen sich Sabbathswürde und Osterfreude vereinigte, Joh. 19, 31.: „Desselbigen Sabbath's Tag war groß“, *ἡν μεγάλη ἡ ἡμέρα ἐκείνου τοῦ σαββάτου*, so wie bei uns von den 52 Sonntagen des Jahres der Ostersonntag der größte ist.¹⁾ Auffällig ist, daß Matthäus, Cap. 27, 62., diesen „großen Sabbath“ nicht bei seinem eigenen Namen nennt, sondern als den „andern Tag“ beschreibt, „der da folget nach dem Rüsttage“. Damit wird dieser Rüsttag, vor welchem Iesus zum letzten Male mit seinen Jüngern das Osterlamm gegessen, an welchem er dann sich selbst als das Lamm Gottes zum Opfer dargebracht hatte, recht in den Vordergrund gerückt; vor dem Charfreitage verschwindet die Bedeutung des „großen Sabbath's“ der Juden.

1) Natürlich mit dem Unterschiede, daß bei uns alle Sonn- und Festtage nur kirchliche, nicht göttlicher Ordnung sind.

Auch der Monatsstag des Todes Jesu ergibt sich aus dem Bericht der drei ersten Evangelisten. Nach diesem Bericht hat der Herr Jesus mit seinen Jüngern am Abend vor seinem Leiden das Passah gegessen. Gott hatte aber den Tag für dieses sacramentliche Mahl festgesetzt. Das Passah wurde am vierzehnten Tage des Frühlingsmondes Nachmittags geschlachtet und „zwischen Abends“¹⁾ zubereitet und verzehrt. Nun sagen die drei ersten Evangelisten deutlich aus, daß der Herr mit seinen Jüngern das Passah zur gewöhnlichen, von Mose vorgeschriebenen Zeit gefeiert habe. Matth. 26, 17.: „Aber am ersten Tage der süßen Brode traten die Jünger zu Jesu und sprachen zu ihm: Wo willst du, daß wir dir bereiten, das Osterlamm zu essen?“ Marc. 14, 12.: „Und am ersten Tage der süßen Brode, da man das Osterlamm opferte, sprachen seine Jünger“ etc. Luc. 22, 7. ff.: „Es kam nun der Tag der süßen Brode, auf welchen man mußte opfern das Osterlamm. . . Gehet hin, bereitet uns das Osterlamm“ etc. Hiernach hat also der Herr Jesus mit seinen Jüngern am vierzehnten Tage des ersten Monats im jüdischen Kirchenjahr (2 Mos. 12, 2.) Passah gehalten, und am fünfzehnten Tage dieses Monats, dem ersten Tage der jüdischen Osterwoche, welcher in diesem Jahre auf den Rüsttag, den Freitag, fiel, ist er am Kreuze gestorben. Freilich scheint dem eine Stelle aus dem Johannesevangelium zu widersprechen. Johannes berichtet, Cap. 18, 28., daß die Verkläger Jesu an jenem Morgen nicht zum Pilatus in das Richterhaus hineingehen wollten, „auf daß sie nicht unrein würden, sondern Ostern essen möchten“, *ἵνα φάγωσι τὸ πάσχα*. Um dieser Stelle willen haben viele Ausleger der ältesten und unserer lutherischen Kirche angenommen, Christus habe das Passahmahl mit seinen Jüngern einen Tag früher, als geordnet war, gehalten, er selbst sei als das rechte göttliche Passahlamm am Tage des Passah geopfert worden, und jene Mahlzeit sei ein *πάσχα μνημονευτικόν*, ein an sein eigenes Opfer, das *πάσχα θύσιμον*, erinnerndes Opfer gewesen. Aber die Aussage der drei Evangelisten kann man nicht anders verstehen, als daß der Herr jene Mahlzeit an dem gewöhnlichen Tage, zur üblichen Stunde, nach der Ausdrucksweise des Lucas an dem gesetzlichen Tage (*ἡ ἡμέρα*, . . . *ἐν ᾗ ἔδει θύεσθαι τὸ πάσχα*, Luc. 22, 7.) gehalten hat. Unter jener Ostermahlzeit aber, welcher sich die Juden nach Joh. 18, 28. durch Berunreinigung nicht berauben woll-

1) Das heißt, in der Zeit des Ueberganges von einem Tage zum andern, so daß also der letzte Theil der Passahfeier auf den fünfzehnten Monatsstag, den ersten Tag der „süßen Brode“, der Osterwoche, fiel. Moses hatte das Essen des ungeäuerten Brodes nur für das Passah und für die folgenden sieben Tage vom 15. bis 21. Abib vorgeschrieben, 2 Mos. 12, 15. 18. f. 3 Mos. 23, 5. 6. Dadurch, daß die Juden später, um ja rechtzeitig vom Genuß des gefäuerten Brodes abzulassen, schon den ganzen vierzehnten Tag des Monats zu den Tagen der süßen Brode zählten, wurden es acht volle Tage; daher heißt bei den Evangelisten schon der 14. Abib der erste Tag der süßen Brode, Matth. 26, 17.

ten, kann man wohl das Freudenmahl, welches sie am ersten Oftertage im Gegensatz zu dem ernstern Passahmahl des vorhergehenden Abends zu veranstalten pflegten, verstehen. Aus 5 Mos. 16, 2.: „Du sollst dem Herrn, deinem Gott, das Passah schlachten, Schafe und Rinder, an der Stätte, die der Herr erwählen wird“, sehen wir, daß auch andere Opfer außer dem eigentlichen Passahlamm während der Ofterwoche „Passah“ hießen. (Vgl. die Anmerkung zu Joh. 18, 28. in der Weimarer Bibel.)

Auch über die Tageszeit, die Stunde der Kreuzigung und des Todes Jesu geben uns die Evangelisten Auskunft. Die Stunde, in welcher Pilatus das Urtheil sprach, gibt Johannes an. Joh. 19, 14. 16.: „Es war . . . um¹⁾ die sechste Stunde. . . Da überantwortete er ihn, daß er gekreuziget würde.“ Die Lesart „dritte Stunde“, *ώρα τρίτη*, findet sich nur in etlichen Handschriften geringeren Ansehens, ist daher nicht genügend verbürgt, wiewohl Petrus von Alexandrien bezeugt, er habe das Wort *τρίτη* in der Urschrift, die in Ephesus aufbewahrt worden sei, selbst gefunden;²⁾ auf jeden Fall ist an dem Morgen jenes Rüsttags (nach der bei uns üblichen Bezeichnung ungefähr um neun Uhr Morgens) das Urtheil gesprochen und dann sofort auch vollstreckt worden. Der Weg zur Richtstätte war nicht weit. St. Marcus schreibt Cap. 15, 25.: „Es war um die dritte Stunde“ — *ἦν δὲ ὦρα τρίτη* (nach unserer Rechnung neun Uhr Morgens) —, „da sie ihn kreuzigten.“ Um die sechste³⁾ Stunde (Mittags zwölf Uhr) ward eine Finsterniß über das ganze Land; diese Finsterniß währte bis zur neunten Stunde (bis drei Uhr Nachmittags), und bald darauf neigte Jesus das Haupt und verschied.

Auch den Ort der Kreuzigung geben alle Evangelisten an. Matth. 27, 33.: „Da sie an die Stätte kamen, mit Namen Golgotha“ (eigentlich Golgotha), „das ist verdeutschet, Schädelstätte.“ Aehnlich Marc. 15, 22. Joh. 19, 17. Bei Lucas findet sich, Cap. 23, 33., nur die griechische Bezeichnung. Dieser Hügel, welcher wahrscheinlich wegen seiner Formation *κρανίου τόπος* hieß oder, wie Lucas schreibt, einfach *κρανίου*, das ist, Schädel, lateinisch *calvaria* (davon das Wort Calvarienberg, englisch Mount Calvary), „war nahe bei der Stadt“, Joh. 19, 20., an einer belebten Straße (Matth. 27, 39. und Marc. 15, 29. werden Passanten erwähnt), nicht weit vom Stadthor. Hebr. 13, 12.: „Jesus . . . hat gelitten außen vor dem Thor.“ Es war Gebrauch, solche Hügel an großen Verkehrswegen für die öffentliche Hinrichtung auszuwählen. Quintilianus schreibt: „Quoties

1) An dieser Stelle „um“ = „ungefähr“, „etwa“, *ὦρα δὲ ὡσεὶ ἑκτη*. Diese Bedeutung hat „um“ nicht immer. Marc. 15, 25.

2) Eine Verwechslung des griechischen Zahlzeichens 6 (ς') mit dem Zeichen 3 (γ') konnte leicht stattfinden.

3) Matth. 27, 45.: *Ἄπὸ δὲ ἑκτης ὥρας . . . ἕως ὥρας ἑνάτης*. Marc. 15, 33.: *Γενομένης δὲ ὥρας ἑκτης . . . ἕως ὥρας ἑνάτης*. Luc. 23, 44.: *Ἦν δὲ ὡσεὶ (ungefähr) ὦρα ἑκτη . . . ἕως ὥρας ἑνάτης*.

noxios crucifigimus, celeberrimae eliguntur viae, ubi plurimi intueri, plurimi commoveri hoc metu possint.“ — Es geht die Sage, daß Adam auf dem Calvarienhügel begraben sei. Origenes knüpft an diese sinnige Tradition die Bemerkung: „In loco illo, qui dicitur calvariae locus, id est, locus capitis, caput humani generis resurrectionem invenit cum populo universo per resurrectionem Domini Salvatoris, qui ibi passus est et resurrexit.“ Aber wir bedürfen dieser Sage nicht. Es ist genug, daß der Sohn Gottes auf diese verfluchte Erde gekommen und auf derselben für Adam und alle Adamskinder, die unter dem Fluche liegen, ein Fluch geworden ist, da er sich an das Fluchholz hängen ließ. Auch wenn Adam nicht auf Golgatha begraben liegt, ist doch wahr, was ein alter Kirchenvater zu jener Sage bemerkt hat: „Ibi erectus est medicus, ubi jacebat aegrotus.“

Am Kreuze ist unser Herr Christus gestorben. So war es im Rathe Gottes beschlossen. Auf den Kreuzestod deutete nach Christi eigener Auslegung die eberne Schlange, 4 Mos. 21. Von der Kreuzesmarter war im 22. Psalm geweissagt. Und der Herr selbst hatte es seinen Jüngern frei herausgesagt: „Sie werden des Menschen Sohn überantworten den Heiden, . . . zu kreuzigen“, Matth. 20, 19. „Des Menschen Sohn wird überantwortet werden, daß er gekreuziget werde“, Matth. 26, 2. Die Osterengel erinnerten die Weiber an diese Reden Jesu: „Gedenket dran, wie er euch sagte . . . : Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder, und gekreuziget werden“ — *δεῖ . . . σταυρωθῆναι*, Luc. 24, 6. f. Mit Rücksicht auf sein zukünftiges Kreuzesleiden hat der Herr schon vor seiner Passion den Leiden, welche seine Jünger um seinetwillen auf sich nehmen sollten, den Namen „Kreuz“ gegeben, Matth. 10, 38. 16, 24. Marc. 10, 21. Luc. 14, 27. u. a. Um des Kreuzes Christi willen ist das Wort Kreuz von dem Herrn selbst gleichsam als terminus technicus für die Leiden der Christen in dieser Zeit gewählt worden. Es war Gottes Wille, daß sein lieber Sohn am Kreuze für die Sünder sterbe. Gerade auch in dem Tode am Kreuze offenbarte Jesus seinen Gehorsam gegen seines Vaters Willen und Gebot. Der Apostel sagt von Christo: „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz“, Phil. 2, 8. Weil Jesus am Kreuze sterben sollte, fügte Gott es so, daß ein heidnischer Richter das Urtheil sprach. Wie ein heidnischer Kaiser, ohne es zu wissen, durch sein Schatzungsgebot dazu förderlich war, daß Davids Sohn in Davids Stadt geboren wurde, so mußte ein heidnischer Richter, ohne es zu wollen, dazu helfen, daß das Wort Davids, welches er von seinem Sohne geredet hatte: „Sie haben meine Hände und Füße durchgraben“, Ps. 22, 17., zur Ausführung kam. Hätte der jüdische Hoherath noch die Gewalt über Tod und Leben gehabt, hätte Pilatus im Ernst und nicht aus Ironie zu den Juden gesagt: „Nehmet ihr ihn hin, und richtet ihn nach eurem Gesetz“, Joh. 18, 31., so wäre Christus etwa gesteinigt und zur Verschärfung der

Strafe sein Leichnam ans Holz gehängt worden. (Vgl. 5 Mos. 21, 18—23. Jos. 8, 29. 10, 26. f.)¹⁾ Aber Christus sollte und wollte sich selbst auf dem Holze opfern; es sollte nicht bloß sein Leichnam am Kreuze hangen, sondern er sollte an dem Fluchholz sterben. Darum hatte es Gott so gefügt, daß die Juden selbst bekennen mußten, daß das Scepter aus ihren Händen entwendet sei, 1 Mos. 49, 10.; sie erwidern auf jene ironische Rede des Pilatus: *Ἡμῖν οὐκ ἐξέστιν ἀποκτείνειν οὐδένα*, „Uns ist es nicht erlaubt, jemanden hinzurichten“, Joh. 18, 31. Dazu macht der Evangelist die Bemerkung: „Auf daß erfüllet würde das Wort Jesu, welches er sagte, da er deutete, welches Todes“ (*ποιῶ θανάτῳ*, welcher Art der Tod sein werde, den) „er sterben würde.“

Was die Gestalt des Kreuzes betrifft, so nimmt man gewöhnlich an, daß die Römer das Kreuz in drei verschiedenen Gestalten gekannt haben: die *cruz decussata*, das heißt, das Kreuz, welches die Form des lateinischen Zeichens für die Zahl Zehn (X) hatte, das sogenannte Andreas-Kreuz;²⁾ sodann die *cruz commissa*, das heißt, das Kreuz, dessen Balken an einander gefügt wurden (T);³⁾ endlich die *cruz immissa*, das heißt, das Kreuz, in dessen langen Balken das Querstück eingelassen wurde, so daß es vierarmig (+) war; wegen des über den Querbalken hinausragenden Kopfstückes hieß es auch *cruz capitata*.⁴⁾ Viele Stellen der Kirchenväter, in denen das Kreuz Christi z. B. mit dem Mastbaum und der Rahe, der wagerechten Segelstange, oder mit einem Menschen, der beide Arme ausstreckt, mit einem schwimmenden Menschen und mit einem fliegenden Vogel verglichen wird, sowie auch der von allen Evangelisten erwähnte Umstand, daß eine Tafel mit Angabe der Ursache des Todesurtheils ans Kreuz geheftet wurde, und zwar *ἐπάνω τῆς κεφαλῆς*, „oben zu seinen Häupten“, Matth. 27, 37., deuten auf die Vierarmigkeit des Kreuzes, auf die *cruz immissa*. Diese Figur des Kreuzes findet sich auch auf alten Münzen römischer Kaiser, auf alten Kirchengeräthen und in alten Schriften. Es hat darum hohe Wahrscheinlichkeit, daß das Kreuz Christi so gestaltet war, wie es bei uns auf Gemälden, Crucifixen, als Zierde auf Geräthen,

1) Die Juden bezogen, wie aus Joh. 19, 31. zu ersehen ist, die mosaische Verordnung über solche aufgehängte Leichname von gesteinigten Verbrechern auch auf die nach römischem Recht am Kreuze hingerichteten Missethäter. Und diese Anwendung hat Gott durch den Apostel Gal. 3, 13. bestätigt.

2) Es ist aber nicht nachzuweisen, daß der Apostel Andreas an einem so gestalteten Kreuze den Märtyrertod erlitten habe; das *Martyrologium Romanum* sagt nur von seiner Kreuzigung, nichts von der Form des Kreuzes.

3) Es wird verglichen mit dem griechischen Buchstaben Tau (T) und führt im Mittelalter den Namen St. Antoniuskreuz.

4) Von diesen aus zwei Stücken zusammengesetzten Kreuzen, *cruces compositae*, unterschied man die *cruz simplex*, die eigentlich kein Kreuz, sondern ein einziger senkrechter Pfahl war, daher auch *cruz acuta* genannt. (Vgl. „Lehre und Wehre“, Jahrg. 25, S. 174: „Wie ist der Herr gekreuzigt worden?“)

auf Kirchtürmen, in dem Kreuzeszeichen bei Amtshandlungen und sonst dargestellt wird.

Der senkrechte Kreuzesbaum war gewöhnlich nur so hoch, daß sich der Gekreuzigte mit seinen Füßen eine halbe Leibeslänge über dem Erdboden befand. Daß Christi Kreuz nicht höher war, läßt der Umstand erkennen, daß die Kriegsknechte dem Herrn einen Essigtrank darreichen konnten, indem sie einen Schwamm mit Essig um einen Rohrstab (*καλαμος*: Matthäus, Marcus), oder Hopfstengel (*ῥοσσωπος*: Johannes) legten und so zum Munde darhielten. Nachdem man an der Richtstätte angekommen war, wurde zuerst das Kreuz aufgestellt (*crux fitur, ponitur, statuitur*), dann wurde der Verurtheilte zum Kreuz hingeführt (*in crucem agitur*), und wenn er es nicht selbst besteigen konnte, von den Henkersknechten auf den Pfloch, welcher aus dem senkrechten Balken des Kreuzes hervorragte und dann dem Körper des Gekreuzigten zur Stütze diente, gehoben (*in crucem tollitur, levatur*). So sagt Augustinus von Christo: „Se permisit in crucem levari.“ Dem auf dem Pfloche sitzenden Uebelthäter wurden dann die Glieder gestreckt, Hände und Füße (auch wohl Leib und Brust) mit Stricken festgebunden und dann mit langen, starken Nägeln (die *clavi trabales* waren sprüchwörtlich) ans Holz genagelt. So sind unserm Erlöser Hände und Füße durchgraben worden. Der Auferstandene zeigte seinen Jüngern die Narben dieser Wunden, Luc. 24, 39. 40. Joh. 20, 20. Thomas durfte seinen Finger in diese Nägelmale (*εις τὸν τύπον¹⁾ τῶν ἰγλων* — *in locum clavorum*) legen, Joh. 20, 25. 27.

Die Strafe mit dem Tode am Kreuze galt für eine ebenso harte wie schimpfliche Sühne eines groben Verbrechens, für das „*crudelissimum taeterrimumque supplicium*“ (Cicero). „Die Kreuzesstrafe war an sich schon Schmach und Schande, die man nur den gemeinsten Verbrechern, verachteten Sklaven anthat.“ (Stöckhardt, „Passionspr.“ II, S. 21.) Die Römer nannten die Kreuzigung den Sklaventod. In der ersten Zeit konnten wirklich nur Sklaven von ihren Herren, die eben unbeschränktes Recht über ihre Sklaven hatten, zum Kreuzestode verurtheilt werden. Später verhängte auch die Obrigkeit diese Strafe über Fremde und Ausländer, zuletzt auch über römische Bürger niederen Standes, aber immer nur bei den größten Verbrechen, z. B. bei Rebellion, Fahnenflucht, Straßentraub, Giftmischierei, Mißbrauch der Religion zur Unzucht u. dgl. Zu diesem Tode hat unser Erlöser sich erniedrigt: *Ἐταπείνωσεν ἑαυτὸν γενόμενος ὑπῆχους μέχρι θανάτου, θανάτου δὲ σταυροῦ.* „Er erniedrigte sich selbst, indem er gehorsam ward bis zum Tode“ (merke aber zu welchem Tode!), „zum Tode aber am Kreuz“, Phil. 2, 8. „Der Altar dieses Hohenpriesters ist das Kreuz und Galgen. Denn gleichwie wir jetzt das öffentliche Gericht und Rabenstein ansehen, also soll man auch das Kreuz ansehen, daran Christus

1) Nach anderer Lesart: *τύπον* = *figuram*.

hängt. Jetzt heißt es das heilige Kreuz; denn Christus hat es so ehrlich gemacht; aber dazumal ist's nicht anders gewesen, denn als hingen ihn die Juden an den lichten Galgen, oder setzten ihn auf den Rabenstein. Auf demselben Altar vollbringt dieser Hohepriester sein Opfer." (Luther, Hauspost. XIII, 1807.)

Schimpf und Schmach des Gekreuzigten wurde durch die Beraubung aller Kleider vermehrt; völlig entblößt wurde Christus, der Heilige Gottes, an das Kreuz geheftet. Selbst von einem Lendentuche, wie es auf Gemälden und Crucifixen geziemender Weise sich findet, findet sich im Berichte der Evangelisten keine Andeutung. Im 22. Psalm klagt der gekreuzigte Erlöser: „Sie theilen meine Kleider unter sich, und werfen das Los um mein Gewand“; und alle vier Evangelisten — Matthäus und Johannes mit ausdrücklicher Bezugnahme auf jenes Psalmwort, wobei der letztere am ausführlichsten die Art der Vertheilung und Verlosung unter die vier Kriegsknechte beschreibt — berichten die Erfüllung dieser Weissagung.¹⁾ St. Bernhard sagt: „Christus pauper in nativitate, pauperior in vita, pauperrimus in morte.“ Ja, er war arm bei seiner Geburt, aber er hatte doch eine treue Mutter, einen lieben Pflegevater, die ihm ein Bettlein in der Krippe bereiteten; er war ärmer hernach im Leben während seiner öffentlichen Wirksamkeit, er „hatte nicht, da er sein Haupt hinlege“, Matth. 8, 20., aber er fand doch einen Lazarus, eine Martha und Maria, die ihn in ihr Haus aufnahmen; am ärmsten war er im Tode; da war er der allerverachtetste und unwertheste, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg, daß man einen Ekel vor diesem Anblick empfand, Jes. 53, 3. Die an unserm Herrn Christo vollzogene Kreuzesstrafe wurde auch dadurch noch schimpflicher, daß er zusammen mit zwei Uebelthätern, mitten zwischen zwei gemeinen Verbrechern, hingerichtet wurde. Jesaias hatte geweissagt: „Er ist den Uebelthätern gleich gerechnet“, Jes. 53, 12., und der Herr hatte seinen Jüngern gesagt: „Es muß noch das auch vollendet werden an mir, das geschrieben steht: Er ist unter die Uebelthäter gerechnet“, Luc. 22, 37. Das geschah freilich schon, als der Hoherath Christum für des Todes schuldig erklärte, als das Volk dem Barabbas vor Christo die Freiheit erbat, als Pilatus Christum geißeln ließ und ihn zum Tode verurtheilte; aber in besonders auffälliger Weise, vor den Augen aller wurde Christus zu den Uebelthätern gerechnet, indem er mitten unter solchen Menschen hingerichtet wurde, von denen der eine selbst bekannte: „Wir empfahen, was unsere Thaten werth sind“, Luc. 23, 41. Das hebt der Evangelist Marcus hervor: „Und sie kreuzigten mit ihm zween Mörder, einen zu seiner Rechten und einen zur Linken.“²⁾ Da ward die Schrift erfüllet, die da sagt:

1) Matth. 27, 35. Marc. 15, 24. Luc. 23, 34. Joh. 19, 23. f.

2) Johannes hebt, ohne an jenes Wort des Propheten zu erinnern, recht hervor, daß Jesus sich in der Mitte befand. „Allda kreuzigten sie ihn, und mit ihm zween andere zu beiden Seiten, Jesus aber mitten inne“, Joh. 19, 18.

Er ist unter die Uebelthäter gerechnet“, Marc. 15, 27. f. „Daß Jesus mitten zwischen zwei bekannten, ruchlosen Menschen, zwei Mördern, gekreuzigt wurde, mehrte seine Schmach. Jeder, der das sah, mußte denken und sprechen: Der ist auch ein Uebelthäter, er hängt in der Mitte, er ist etwa der schlimmste unter den dreien.“ (Stöckhardt, „Passionspr.“ II, 21.)

Bei Beschreibung der Kreuzesmarter in der Predigt, im Confirmandenunterricht und sonst bedienen wir uns am besten der Ausdrucksweise der Schrift, der Sprache der Propheten und Evangelisten. Auf ein Christenherz macht der Bericht des Heiligen Geistes den größten Eindruck. Man kann diesen Eindruck nicht verstärken, indem man realistisch die Kreuzesmarter ausmalt.¹⁾ Auch in den Passionsliedern unserer Kirche wird auf Grund der Schriftsprache mit edlen, keuschen Worten die Kreuzigung unsers Herrn uns vor die Augen gemalt, wenn es z. B. heißt: „Die Farbe deiner Wangen, der rothen Lippen Pracht ist hin und ganz vergangen, des blassen Todes Macht hat alles hingegenommen, hat alles hingerafft, und daher bist du kommen von deines Leibes Kraft.“ Solche Poesie und Rhetorik versteht und liebt das gläubige Herz, welches sich auf seine Betrachtung des Kreuzesleidens Christi mit der Bitte vorbereitet: „Jesus, deine Passion will ich jetzt bedenken; wollest mir vom Himmels-thron Geist und Andacht schenken. In dem Bild jeßund erschein, Jesus,

1) Wie widerlich auf das Gemüth eines Christen, der die heilige Passion Christi im Glauben bedenkt, eine solche rhetorische Ausschmückung wirkt, zeigt folgende Stelle aus Th. Reims „Geschichte Jesu von Nazara“ (S. 430; citirt in Nebe, „Leidensgesch.“ II, 318): „Das düstere Schweigen und den Klageruf können wir begreifen aus der Fülle der Marter, mit welcher sein Leib zu ringen hatte. Der Mund alter Medner und neuere ärztliche Kunst hat die Qualen des Kreuzes zu beschreiben gesucht: diese Durchbohrung der Glieder auf Knotenpunkten reizbarer Nerven und Sehnen, die wachsende Entzündung der schwerverwundeten, nach kurzer Blutung der Luft und Sonne preisgegebenen Theile; der peinliche Schmerz der unnatürlichen, endlos in Einer Lage festgehaltenen Ausstreckung, der stechende Schmerz durch alle verwundeten Glieder bei kleinster Bewegung, allermeist die furchtbare Hemmung des Blutlaufes in den verwundeten Organen, in den steifen Händen und Füßen, in den nach oben gezerrten Armen, in Folge davon bange und stechende Blutcongestionen in den edlen Organen des Herzens und Gehirns; und in all dieser Hitze, in all dieser Bellemmung, in all dieser Erschöpfung vielleicht kein Schatten des Himmels und keine Stärkung der Menschen, außer dem fortwährenden Hohne und dem einmaligen Essigwasser.“ Abgesehen von der Tendenz, daß Reim hier ruchloser Weise die bittere Klage Jesu über die Gottverlassenheit als eine natürliche Folge der Kreuzesmarter und ihrer Wirkungen auf Herz und Gehirn des Gekreuzigten hinstellen will, so ist die Beschreibung der Qual am Kreuze selbst eine solche, daß sie die erbauliche Betrachtung stört, und darum ist sie auch nur annäherungsweise keineswegs nachzuahmen. Es ist eine sehr matte Kritik jener Darstellung Reims, wenn Nebe zu derselben bemerkt: „Wir unterschreiben das alles, nehmen dazu noch an, daß der Heiland eine zartorganisirte Natur besaß, und dennoch sind wir nicht im Stande, die Leiblichen Schmerzen als die Ursachen anzuerkennen, welche diesen Schmerzensschrei bei ihm erzeugen.“

meinem Herzen, wie du, unser Heil zu sein, littest alle Schmerzen. Meine Seele sehen mach deine Angst und Bande, deine Speichel, Schläg und Schmach, deine Kreuzesfchande, deine Geißel, Dornenkron, Speer- und Nägelwunden, deinen Tod, o Gottessohn, und den Leib voll Schrunden.“

Wo das Kreuz, an welchem unser Herr den Tod erlitten hat, geblieben ist, wissen wir nicht; und es ist gut, daß wir es nicht wissen. Nicht jenes Kreuz, sondern der Gekreuzigte ist uns von Gott gemacht zur Erlösung. Wie einst der fromme König Hiskias das Vorbild des Kreuzes Christi, die eberne Schlange, zerstieth, weil das Volk diesem Bilde räucherete, diese Reliquie abergläubisch verehrte (2 Kön. 18, 4.), so hat Gott selbst das Kreuz, an welchem Christus unsere Erlösung vollbracht hat, verschwinden lassen, um dem Aberglauben und der Abgötterei zu wehren. Die römische Kirche feiert am 3. Mai das Fest der Kreuzeserfindung¹⁾ und am 14. September das Fest der Kreuzeserhöhung.²⁾ An beiden Festtagen hat Luther im Jahre 1522 gepredigt. (Kirchenpost. XI, 2240. 2372. XII, 1854.) In diesen Predigten sagt Luther u. a.: „In der Erfindung äußerlich ist dem Kreuz Christi größere Unehre geschehen, denn da es unter der Erden war.“ „Es mag sein, daß man an etlichen Orten vom heiligen Kreuze ein Stücklein habe; aber es sind der Stücke so viel überall, daß auch wohl möchte schier ein groß Haus davon gebaut werden; welches man denn alles dafür hält, daß es vom heiligen Kreuze Christi sei. Da denn auch nicht ein wenig Unehre dem heiligen Kreuze widerfährt, daß es besser wäre, es wäre nie erfunden, denn daß es eine Ursache gebe zur größten Sünde, zur Abgötterei.“ „Wenn mir ein Stück von dem heiligen Kreuze geschenkt würde und in meiner Hand stünde, ich wollte es bald dahin thun, daß es die Sonne nicht viel bescheinen sollte, allein darum, daß der Mensch so gar sehr geneigt ist auf die Mißbräuche.“ „Darnach ist noch ein anderer Mißbrauch kommen durch Thomam von Aquin, dem man die Taube ins Ohr malet.³⁾ Ja, ich meine, es sei ein junger Teufel gewesen. Der hat große Klugheit vorgegeben mit *dulia*, *hyperdulia*⁴⁾ und was des Dinges mehr ist, und sagt, man sollte es anbeten, aber doch so fern, daß man zusammen knüpfe den, der im Himmel ist, mit dem, das der Maler gemallet hat. Ja, knüpf's auch an den Teufel und bete ihn auch an. Wörtlein sind's, damit man die Leute umführet. . . . Derhalben wollte ich, daß man alle Kreuze

1) Die Sage geht, daß Helena, die Mutter Constantins des Großen, auf Golgatha habe nachgraben lassen; an dem genannten Tage seien die drei Kreuze gefunden und Christi Kreuz daran erkannt worden, daß ein Kranker durch Berührung mit demselben geheilt worden sei.

2) Weil an diesem Tage (im Jahre 628) das Kreuz, nachdem es vierzehn Jahre lang im Besitz der heidnischen Perser gewesen, wieder nach Golgatha gebracht worden sei.

3) Anzuzeigen, daß der Heilige Geist ihm die guten Gedanken eingestüstert habe.

4) Die *δουλεία*, die einfache Verehrung, sei erlaubt und nur die *ὑπερδουλεία*, der übermäßige Dienst, sei verboten.

umstürzte, die also geschwitzt haben und geblutet, damit denn die Wallfahrten und das Geplärz aufkommen ist, das denn solchen großen Irrthum und Mißbrauch gemacht hat: immer für den Teufel hinweg; denn es richtet nichts Gutes an, wie wir nun, Gott Lob, erfahren haben.“ Luther führt aus, daß die rechte Kreuzeserfindung und Kreuzeserhebung bei uns darin bestehe, daß wir unser Kreuz, die Leiden dieser Zeit, in Geduld und Gottergebenheit tragen. So schrieb Luther auf seiner Rückreise von der Wartburg nach Wittenberg an den Churfürsten: „E. F. G. hat nun lange Jahre nach Heiligthümern in allen Landen bewerben lassen; aber nun hat Gott E. F. G. Begierde erhört und heimgeschickt ohne alle Kosten und Mühe ein ganz Kreuz mit Nägeln, Speeren und Geißeln. Ich sage abermal: Gnade und Glück von Gott zum neuen Heiligthum!“ Die Predigt am Tage der Erfindung des Kreuzes schließt Luther mit den Worten: „Schidet euch, zu heiligen euer Kreuz: es hebt sich nun an, daß wir verfolgt und Reher gescholten werden. Gott helfe uns allen, daß wir's willig und fröhlich tragen, Amen.“

Fr. B.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingesandt von Prof. C. Huth.)

Röm. 2, 11—16.

Dieser Abschnitt des Briefes St. Pauli an die Römer bildet den eigentlichen locus classicus für die Schriftlehre von dem allen Menschen von Natur ins Herz gepflanzten Sittengesetz; er ist die eigentliche sedes doctrinae des göttlichen Wortes über das Naturgesetz, die *lex naturae*. Wir wollen nun einmal diesen Worten des heiligen Apostels in streng exegetischer Form eine kurze Betrachtung widmen, um uns mit Gottes Hilfe ihren Inhalt recht deutlich zu vergegenwärtigen. Auch von diesem Theil heiliger Schrift gilt ja das Wort des Apostels 2 Tim. 3, 16. 17. Unser Abschnitt gehört zu dem ersten Haupttheil des Römerbriefes, in dem der heilige Apostel ausführlich darlegt, daß die ganze Menschheit der eigenen, vor Gott geltenden Gerechtigkeit ermangelt, daß sie vielmehr der Sünde und damit dem Zorngerichte Gottes und dem ewigen Verderben verfallen ist und daher einer Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit bedarf, wie sie in dem Evangelium von Christo Jesu als einer Kraft Gottes zur Errettung und Seligmachung der ganzen Sünderwelt gegeben ist, Röm. 1, 16. 17. Nachdem der heilige Apostel in der ersten Unterabtheilung (Cap. 1, 18—32.) in wenigen scharfen Strichen ein erschütterndes Bild von der Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit der Heiden und von Gottes schrecklichem Zorngericht über sie entworfen hat, führt er in der zweiten Unterabtheilung aus, daß auch die Juden gleicher Verdammniß verfallen seien, weil ihr Thun und

Treiben nicht besser sei als das der Heiden, die sie richteten, Cap. 2, 1—10. Und vor diesem Vorngericht könnten die Juden auch nicht ihre thatsächlichen, großen Vorzüge bewahren, der Besitz einer besonderen Offenbarung und eines geschriebenen Gesetzes, solange sie sich dadurch nicht zur Buße leiten ließen. Denn nicht der bloße Besitz des Gesetzes, sondern nur seine Erfüllung könne vor Gott gerecht machen, Cap. 2, 11—24. Ebenso sei nicht die äußere Beschneidung am Fleische, sondern nur die innere, geistliche Beschneidung des Herzens etwas nütze, Cap. 2, 25.—3, 8. Demgemäß bezeuge denn auch die Schrift die Sündhaftigkeit und Verschuldung aller Menschen, der Heiden und Juden, B. 9—20. Aus diesem kurzen Ueberblick des Contextes ergibt sich, daß unsere Stelle in den Zusammenhang gehört, wo der Apostel nachweisen will, daß der bloße Besitz eines geoffenbarten Gesetzes nicht vor dem Verderben schützen kann. Nach diesen einleitenden Bemerkungen wenden wir uns nun sofort unserm Texte selbst zu.

B. 11.: „Denn es ist kein Ansehen der Person bei Gott.“ In B. 7. und 8. hatte der heilige Apostel das Princip der göttlichen Vergeltung aufgezeigt und dann B. 9. und 10. hervorgehoben, daß Gott keine Ausnahme von diesem Grundgesetz mache. Diese Wahrheit war den jüdischen Particularisten sehr anstößig, denn sie standen in dem Wahn, daß sie als leibliche Nachkommen Abrahams, als Glieder des mit der göttlichen Offenbarung betrauten Volkes vor Gottes Strafgericht sicher seien. (Vgl. auch B. 1. 3.) Deshalb begründet nun der Apostel in unserm Verse die allgemeine Anwendung jenes Grundgesetzes göttlicher vergeltender Gerechtigkeit durch die allgemeine Wahrheit, deren Richtigkeit die Juden in Rücksicht auf 5 Mos. 10, 17. selbst nicht leugnen konnten, daß bei Gott kein Ansehen der Person sei, daß er also als ein gerechter Richter ohne Rücksicht auf irgend welche besonderen Vorzüge allein auf die Gerechtigkeit der Sache sehe. Wäre aber Gott ein solch parteiischer Richter zu Gunsten der Juden, wie diese wähnten, so müßten eben die Vortheile, die das jüdische Volk vor den Heiden voraus hatte, die Grundlage dieser parteilichen Bevorzugung sein. Somit gewinnt der Apostel durch jenen allgemeinen Satz zugleich den Uebergang zu dem besonderen, ausführlichen Nachweis, daß die genannten Vorzüge der Juden sie nicht vor dem Vorngericht Gottes bewahren könnten. Dies legt der Apostel dann im Folgenden zunächst in Bezug auf den Besitz des Gesetzes dar. — Der Ausdruck *πρόσωπον λαμβάνειν*, Gal. 2, 16., mit seinen Ableitungen: *προσωποληψία*, Eph. 6, 9. Col. 3, 25. Jac. 2, 1. — *προσωπολήπτως*, Apost. 10, 34. — *προσωποληπτείτε*, Jac. 2, 9. — *ἀπροσωπολήπτως*, 1 Petr. 1, 17. — kommt nur in der biblischen und kirchlichen Gracität vor. Er ist die Uebersetzung des Hebräischen *רַחֵם וְשָׁפַט* und bedeutet 1. einen Rechtsuchenden und Schutzlehenden gnädig an- und aufnehmen — vgl. 3 Mos. 19, 15. — und dann in weiterer Entwicklung 2. Parteilichkeit zeigen, ein ungerechtes Urtheil fällen. Im Neuen Testament finden sich alle diese Ausdrücke nur im üblen Sinne.

B. 12.: „Denn alle, die ohne Gesetz gesündigt haben, werden auch umkommen ohne Gesetz; und alle, die unter einem Gesetz gesündigt haben, werden durch ein Gesetz gerichtet werden.“ Der Zusammenhang mit dem vorhergehenden Verse ist dieser: Bei Gott ist kein Ansehen der Person. Das folgt daraus, daß die Sünder bestraft werden ohne Rücksicht darauf, ob sie im Besitze eines göttlich geoffenbarten Gesetzes waren oder nicht. Somit haben wir hier die Begründung der allgemeinen Wahrheit in B. 11. Da aber der Apostel in diesem Zusammenhang nur den Zweck verfolgt nachzuweisen, daß der Gesetzesbesitz als solcher die Juden nicht vor dem Verderben retten kann, so redet er hier im Anschluß an den Anfang unser Capitel auch nur von dem Strafgericht und nicht zugleich von dem Lohn und der Befeligung. *Ἄσται γὰρ ἀνόμως ἡμαρτον, ἀνόμως καὶ ἀπολούνται.* Das Adverb *ἀνόμως* heißt hier nicht, wie gewöhnlich, „in gesetzwidriger Weise“, sondern: „ohne im Besitze einer Gesetzesnorm gewesen zu sein“. Das gilt aber von den Heiden, die deshalb auch 1 Cor. 9, 12. *ἀνομοί* genannt werden. Das Gesetz, das St. Paulus hier meint, ist natürlich nicht das Gesetz Moses (Phil.), denn dies war ja den Heiden nicht bekannt. Das geht auch aus der Artifellosigkeit der folgenden parallelen Ausdrücke *ἐν νόμῳ* und *διὰ νόμου*, sowie aus der Allgemeinheit der ganzen Aussage hervor. Aber der Apostel denkt auch nicht an irgend eine Gesetzesnorm überhaupt, sondern an ein von Gott gegebenes Gesetz im Allgemeinen, da es sich ja um das Gericht Gottes über die Heiden handelt. In dem Präteritum *ἡμαρτον* haben wir wohl ein Beispiel des sogenannten collectiven Gebrauchs des Aorists (aorist of concentration), den wir durch unser Perfectum wiedergeben können. Von dem Gesichtspunkt des Apostels aus ist die Sünde jedes einzelnen Sünders einfach ein vergangenes Factum und die Sünde aller eine Summe von Facta, die zusammen ein vergangenes Factum ausmachen und als solches angeschaut werden. Meyer meint, daß der Aorist von dem zeitlichen Standpunkt des Gerichts gesagt sei. Aber dagegen scheinen solche Parallelen wie Röm. 3, 23. und 5, 12. zu sprechen. Die Stellung des *καὶ* vor *ἀπολούνται* zeigt, daß es nicht auf *ἀνόμως* zu beziehen ist in dem Sinne, daß das Verdammungsurtheil Gottes über die Heiden ohne Gesetzesnorm erfolge, wie sie ohne eine solche gesündigt hätten. Es gehört vielmehr zu *ἀπολούνται* und besagt, daß ihr Verderben aus ihrem Sündigen folgen und ihm entsprechen werde. Jedes Sündigen hat das Verderben zur Folge. „Welche Seele sündigt, die soll sterben.“ „Die Unparteilichkeit Gottes, welche begründet werden soll, besteht ja darin, daß er in jedem Fall über die Sünde Strafe verhängt, und die Erwähnung des specifisch verschiedenen Wie dient nur dazu hervorzuheben, wie durch die Verschiedenheit der Verhältnisse wohl das Wie modificirt, aber das Daß nicht aufgehoben werden kann.“ (Weiß.) — *Ἀπόλλυσθαι* bezeichnet im Neuen Testament entweder das Umkommen in unnatürlichem Tode, Matth. 8, 25., oder als Gegensatz von *σώζεσθαι*, *σωτηρία*, das Um-

kommen im ewigen Tode, das ewige Verderben. So hier. Von einer Milderung des Strafgerichts über die Heiden, als ob *ἀνόμος* heißen sollte: nicht nach der Strenge des mosaischen Gesetzes, ist in dem Ausdruck nichts angedeutet. — *Ἐν νόμῳ* ist wohl am besten in dem Sinne von: „auf dem Gebiete, im Bereiche, innerhalb einer Gesetzesinstitution“ zu fassen. Doch ist auch die Erklärung Meyers und Philippis: „bei Gesetz, das heißt, im Besitze eines Gesetzes“, sprachlich durchaus zulässig. Das Fehlen des Artikels bei *ἐν νόμῳ* und *διὰ νόμου* weist, wie bereits angedeutet, schon darauf hin, daß der Apostel *νόμος* nicht direct von dem mosaischen Gesetz verstanden wissen will, sondern von einem positiven, von Gott gegebenen Gesetz als solchem, so daß *ἐν νόμῳ* heißt: innerhalb oder im Besitze einer positiven, gottgegebenen gesetzlichen Institution. Zur Evidenz erhoben wird die Richtigkeit dieser Fassung dadurch, daß der Apostel in dieser allgemeinen Aussage bloß den Zweck verfolgt zu zeigen, daß der Besitz einer Gesetzesinstitution an sich den Menschen im Gerichte Gottes nicht gegen das Verdammungsurtheil schützen könne. Die geschichtliche Thatsache, daß es ein positives Gesetz nur beim Volke Israel gab, bleibt bei dieser allgemeinen Erörterung ganz außerhalb des Gesichtskreises des Apostels.¹⁾ *Διὰ νόμου κριθήσονται* — *κριθήσονται*, nicht *ἀπολυῶνται* sagt der Apostel hier mit Absicht, denn er denkt dabei an die specielle Thätigkeit des Richters, der nach den Bestimmungen einer positiven Gesetznorm urtheilt und ihren Strafverfügungen gemäß die Uebertreter derselben mit Strafe belegt, doch bleibt dem Apostel auch hier die Vollziehung des Gerichtes selbst, nicht die Art der Vollziehung durchaus die Hauptsache, wie der Context lehrt.

1) Anmerkung zu dem Gebrauch von *νόμος* und *ὁ νόμος* im Neuen Testament. Ueber den Unterschied zwischen *νόμος* und *ὁ νόμος* findet man in den Commentaren die sonderbarsten Aufstellungen. Die einen behaupten, daß *νόμος* ohne Artikel stets das mosaische Gesetz bezeichne, die andern, daß es artikellos nie vom Gesetz Moses gebraucht werde. Der scharfsinnige Origenes sagt über diesen Unterschied zu Röm. 8, 21. nach Rufins Uebersetzung: „*Moris est apud Graecos, nominibus ἀρθρα praeponi, quae apud nos possunt articuli nominari. Si quando igitur Mosis legem nominat, sollitum nomini praemittit articulum; si quando vero naturalem vult intelligi, sine articulo nominat legem.*“ Diese Unterscheidung deutet aber längst nicht alle Fälle. Wir können drei Hauptgebrauchsweisen unterscheiden: 1. *ὁ νόμος* = das mosaische Gesetz; der Artikel bezeichnet das Gesetz als die bekannte Gesetzesinstitution des Moses; 2. *νόμος* ohne Artikel = Gesetz im Allgemeinen, sei es nur als ein gottgegebenes gedacht oder nicht (vgl. Röm. 8, 20. f. 4, 15. 5, 18. u. a.); 3. *νόμος* ohne Artikel vom mosaischen Gesetz. Aber die Artikellosigkeit besagt dann, daß es an den betreffenden Stellen nicht als das bekannte Gesetz des bekannten Gesetzgebers Moses in Betracht kommt, sondern nur in seiner Eigenschaft als Gesetz, als Gesetzesinstitution. (Vgl. Röm. 5, 20. 10, 4. Gal. 2, 19.) — Abgesehen von einigen wenigen Stellen, die in ihrem Context besonders zu befehen wären, z. B. Röm. 2, 25. 3, 31., dürften diese Gebrauchsweisen wohl alle Fälle bedecken. (Vgl. Gifford zu Gal. 2, 19.)

V. 13.: „Denn nicht die Hörer eines Gesetzes sind gerecht vor Gott, sondern die Thäter eines Gesetzes werden gerechtfertigt werden.“ Die pharisaisch-gefinnten Juden rühmten sich nicht nur den Heiden gegenüber ihres Gesetzesbesitzes — und das jüdische Volk hatte dadurch ja wirklich einen großen Vorzug —, sondern sie wähnten auch, daß sie durch diesen Besitz als solchen Gott wohlgefällig und somit vor Gottes Gericht sicher seien. Diesem falschen Wahn gegenüber begründet nun der Apostel in unserm Verse die letzte Hälfte des vorigen Verses, speciell das *κριθῆσονται*. Nicht die Hörer eines von Gott gegebenen Gesetzes als solche sind bei Gott, nach Gottes Urtheil (*παρὰ τῷ θεῷ*) gerecht, gottwohlgefällig, Cap. 1, 17., und damit dem Gericht entnommen, sondern nur die Thäter eines solchen Gesetzes, nur die, die allen Forderungen des Gesetzes vollkommen genügen, Jac. 4, 11. Gott fragt in seinem Gericht nicht darnach, ob jemand durch den Besitz eines gottgegebenen Gesetzes einen Vorzug vor andern hat, V. 11., sondern allein darnach, ob er durch Erfüllung des Gesetzes den Forderungen des göttlichen Willens entspricht, V. 6. Ist dies der Fall, so wird er von Gott gerecht gesprochen und ist eben damit dem Gericht und Verderben entronnen. — Unsere Stelle ist übrigens sehr wichtig für das richtige Verständniß des Begriffes *δικαιῶν*; denn hier beweist die Gegenüberstellung von *δικαιοῦν παρὰ τῷ θεῷ* und *δικαιοθῆσονται* unwidersprechlich, daß *δικαιῶν* den richterlichen Act (the judicial verdict) bezeichnet, durch den Gott den Menschen für gerecht, seinem heiligen Willen entsprechend und ihm wohlgefällig erklärt. Der Begriff einer *justitia infusa* wäre hier widersinnig. Die Frage, ob es Thäter des Gesetzes gäbe, die es vollkommen halten, läßt Paulus an unserer Stelle ganz unberücksichtigt. Er stellt hier nur der falschen Norm der jüdischen Particularisten gegenüber die Norm der göttlichen Gerechtigkeit auf, V. 6. Aber die ganze Beweisführung des Römerbriefes beruht ja auf der Thatsache, daß es keine solchen Thäter des Gesetzes gibt. Und das spricht der Apostel Röm. 3, 20. auch direct aus. Melancthon: „Haec descriptio est justitiae legis, quae nihil impedit alia dicta de justitia fidei.“ Calvin: „De jure itaque loquitur Apostolus, non de facto, quod lex perfectissimam obedientiam, non solum externam, sed etiam internam, immo summam totius naturae integritatem exigit. Tales autem factores legis non dari, hic ex instituto docet: ut concludat, neminem per legem justificari.“ Hörer nennt der Apostel die Juden, weil sie das Gesetz vornehmlich aus den Vorlesungen desselben an den Sabbathtagen in den Synagogen lernten, Apost. 15, 21. 2 Cor. 3, 14., sowie auch Joh. 12, 34. und Gal. 4, 21. — Von dem Fehlen des Artikels gilt, was im vorigen Verse gesagt ist. Auch hier wird dadurch die Aussage generalisirt. Der Sinn dieses ganzen Passus, V. 11—13., ist demnach folgender: Gott ist ein unparteiischer, gerechter Richter. Denn alle, die, ohne im Besitz einer gottgegebenen Gesetznorm gewesen zu sein, gesündigt haben, werden auch ohne eine solche

Gesetzesnorm dem ewigen Verderben verfallen; und alle, die innerhalb einer gottgegebenen Gesetzesinstitution gesündigt haben, werden durch eine solche Gesetzesinstitution gerichtet werden. Denn nicht die Hörer eines gottgegebenen Gesetzes sind nach Gottes Urtheil gerecht, sondern die Thäter eines solchen Gesetzes werden für gerecht erklärt werden.

B. 14.: „Denn wenn Heiden, die doch ein Gesetz nicht haben, von Natur thun, was zum Gesetz gehört, so sind sie, weil sie ein Gesetz nicht haben, sich selbst ein Gesetz.“ Ueber die richtige Verknüpfung unsers Verses mit dem Vorhergehenden ist von den Auslegern viel gestritten worden. Die einen meinen, daß der Apostel hier das Verdammungsurtheil über die Heiden, also die erste Hälfte von B. 12., beweisen wolle. Diese Verbindung ergäbe den Sinn: Die Heiden werden ohne Gesetz (*ἀνόμως*) dem Verderben verfallen; denn obgleich sie *ἀνομοι* sind, haben sie doch ein Gesetz, nach dem sie mit Recht gerichtet werden. Aber bei dieser Verknüpfung müßte B. 13. als Parenthese gefaßt werden, während er doch eine treffende und für den Zusammenhang notwendige Begründung der zweiten Hälfte von B. 12. bildet. Sodann ist hier ja gar nicht von der Verdammung der Heiden die Rede. Auch würde nach dieser Fassung des Zusammenhangs die streng logische Gedankenfolge, bei der das jedesmalige folgende γάρ immer den unmittelbar vorhergehenden Gedanken begründet, durchbrochen, und B. 12b. und B. 13. schwebten in der Luft. Andere meinen, Paulus wolle hier begründen, daß die B. 13. in Bezug auf die Juden ausgesprochene Verbindung der Rechtfertigung auch von den Heiden gelte. Dann hätten wir folgenden Sinn: Die Juden werden nur durch die Erfüllung des Gesetzes vor Gott gerecht. Das gilt auch von den Heiden. Denn auch sie haben ein Gesetz. Aber diese Verbindung ist schon deshalb unzulässig, weil dann gerade der den Fortschritt vermittelnde Gedanke: „Das gilt auch von den Heiden“, der durch unsern Vers seine Begründung erhalten sollte, ausgelassen wäre. Der Satz: „Die Juden werden nur durch ihr Thun gerecht; denn auch die Heiden haben ein Gesetz“ — ist unverständlich. — Der Zusammenhang ist vielmehr folgender. Der Apostel hat B. 13. gesagt, daß nicht die Hörer, sondern nur die Thäter eines Gesetzes gerechtfertigt werden, das heißt, daß nicht der Besitz eines Gesetzes als solcher, sondern nur seine Erfüllung vor Gott rechtfertige. Diesen Gedanken begründet er nun in B. 14. und 15. durch den Nachweis, daß ja auch die Heiden ein Gesetz haben. Wenn also der bloße Gesetzesbesitz zur Rechtfertigung genüge, so ergäbe sich die unannehmbare Folgerung, daß eben dadurch auch die Heiden vor Gott gerecht sein würden. Diese Folgerung widerspreche ja auch dem Verhalten der Heiden selbst. „Denn auch bei ihnen finde alle Selbstzurechnung nur darnach statt, ob sie die Forderung des Gesetzes erfüllt haben oder nicht.“

Ἄρα = wenn vorkommenden Falls, so oft als. Es setzt einen objectiv möglichen Fall, der sich unbestimmt oft wiederholen kann. Ἐπιτηδεύοντες τὰ μὴ νόμον ἔχοντα. Das Fehlen des Artikels vor ἐπιτηδεύοντες zeigt, daß der Apostel

nicht von der gesammten Heidenschaft in allen ihren einzelnen Gliedern redet, sondern von einzelnen Heiden, bei denen der angenommene Fall eintritt. Ihre Zahl ist ganz unbestimmt und für den Zusammenhang auch gleichgültig. Worauf es ankommt, ist ihr Charakter als Heiden. Gegen diese Fassung des artikellofen ἔθνη beweisen solche Stellen wie Röm. 3, 29. 11, 13. 15, 10. 12. nichts. — Die folgende mit dem Artikel versehene Participialbestimmung: τὰ μὴ ἔχοντα, gibt nun die charakteristische Eigenschaft der Heiden an, nach der sie hier in Betracht kommen, als solche nämlich, die ein Gesetz doch nicht haben. Zu dem articulirten Particip vgl. Cap. 1, 18. 9, 30. — Durch die Negation μὴ wird hier νόμος negirt, wie ihre Stellung vor diesem Wort lehrt. Die Heiden haben also kein Gesetz, das heißt, kein positives, geoffenbartes Gesetz, wie die Juden, sondern nur ein Analogon eines solchen in ihrem Sittenbewußtsein, in ihrer „sittlich bestimmten Natur“.

Die Färbung, die, wie man annimmt, dem Gedanken hier durch die subjective Negation μὴ gegeben wird, erläutert man gewöhnlich so: „die ex hypothesi kein Gesetz haben, das heißt, die als solche vorgestellt werden, die kein Gesetz haben“. Doch vgl. über den Unterschied von οὐ und μὴ im Neuen Testament, Blasch, § 75. — Die adverbiale Bestimmung φύσει darf nicht mit Bengel zu τὰ μὴ νόμον ἔχοντα bezogen werden in dem Sinne: die von Natur kein geoffenbartes Gesetz haben. Denn durch diese Bezeichnung würde der Zusatz φύσει ganz überflüssig, wenn nicht direct unpassend. Auch hätte dann Paulus der Deutlichkeit wegen ohne Zweifel τὰ φύσει μὴ νόμον ἔχοντα geschrieben. Es ist vielmehr Dativus causae zu τὰ τοῦ νόμου ποιῶσιν und besagt: „von Natur“, auf Grund der natürlichen, mit dem Dasein gesetzten Verfassung, ohne durch ein positives Gesetz dazu angetrieben oder geleitet zu sein.

Die Aussage des Apostels τὰ τοῦ νόμου ποιῶσιν haben Pelagianer und andere Rationalisten als Bestätigung ihrer falschen Meinung in Anspruch genommen, daß auch Heiden das Gesetz vollkommen erfüllen und so vor Gott gerecht werden könnten. Daß das nicht die Meinung des Apostels sein kann, steht allen Schriftgläubigen Christen von vornherein fest. Denn diese Erklärung unserer Stelle widerspricht ja der gesammten Schriftlehre von der Sünde und der Rechtfertigung und insonderheit der ganzen Gedankenentwicklung dieses ersten Theils des Römerbriefs, Cap. 1, 18.—3, 20., deren eigentliches Thema und Ergebnis ist, daß kein Mensch, weder Jude noch Heide, in Gottes Augen gerecht, das heißt, der Norm seines Willens entsprechend ist, daß vielmehr alle ohne Ausnahme unter der Sünde liegen und daher dem Zorngericht Gottes verfallen sind. (Vgl. 3, 9—20. 7, 14. Gal. 3, 22., Röm. 11, 32.) — Aber dieser Irrthum wird auch durch unsere Stelle selbst widerlegt. Denn der heilige Apostel redet hier ja gar nicht von einer vollkommenen Erfüllung des Gesetzes. Hätte Paulus das zum Ausdruck bringen wollen, so hätte er gesagt: τὸν νόμον ποιῶσιν oder: τελῶσιν, oder: φουλάττωσιν. Dann hätten wir den Sinn gehabt: wenn vorkommen-

den Falls Heiden das Gesetz, das heißt, das Gesetz als Ganzes, erfüllen. So aber sagt er absichtlich: τὰ τοῦ νόμου ποιῶσιν, und so haben wir den Sinn: wenn einzelne Heiden vorkommenden Falls die Dinge thun, die des Gesetzes sind, mit denen es das Gesetz zu thun hat; kurz, wenn einzelne Heiden gelegentlich thun, was zum Gesetz gehört, seine einzelnen Vorschriften, wie z. B.: nicht stehlen, nicht tödten, nicht falsch Zeugniß reden u. dgl. St. Paulus denkt also durchaus nicht an Heiden, die den νόμος, das Gesetz Moses (beachte den Artikel!), in der Gesamtheit seiner Bestimmungen und Gebote erfüllen, sondern an einzelne Heiden, die in einzelnen concreten Fällen die betreffenden einzelnen Stücke, die zum Gesetz Moses gehören, thun, die einen diese, die andern jene. — Wenn übrigens εἴθνη τὰ τοῦ νόμου ποιῶσιν im Sinne der Rationalisten, der alten wie der jungen, gefaßt werden könnte, so hätten wir den Sinn, daß Heiden gelegentlich die sämtlichen positiven und negativen Forderungen der mosaïschen Gesetzesinstitution erfüllten (πάσας τὰς ἐντολάς τοῦ νόμου), ein Sinn, der selbst einem Pelagius und De Wette unannehmbar sein dürfte. Denn der Artikel vor νόμος bezeichnet hier das Gesetz ausdrücklich als das Gesetz Moses, als das bestimmte und bekannte Gesetz, das nach B. 12. 13. die haben, die innerhalb einer positiven Gesetzesordnung leben und darnach gerichtet werden. — Bezä und andere verstehen unter τὰ τοῦ νόμου das, was das Gesetz thut, nämlich das Gebieten und Verbieten, das Verurtheilen und Bestrafen zc. Aber diese Fassung dürfte, abgesehen von anderem, durch den genauen Parallelismus des τὰ τοῦ νόμου ποιῶσιν mit ποιηταὶ νόμου, B. 13., verwehrt werden.

Οὗτοι νόμον μὴ ἔχοντες. Οὗτοι nimmt das Subject mit Nachdruck wieder auf. Der Participialzusatz fügt eine adverbiale Bestimmung im Sinne des Grundes zum Prädicat hinzu, wie das Fehlen des Artikels lehrt. Man muß also übersetzen: weil sie kein Gesetz haben, nicht etwa: obgleich sie kein Gesetz haben. Denn das Folgende bringt ja keinen Gegensatz dazu. — Die hier vor das Particip gestellte Negation läßt den Accent auf ἔχοντες fallen, so daß der Besitz eines Gesetzes verneint wird, wie es die Juden haben und wie es denen mangelt, die von Natur Gesetzesgebote erfüllen. Der Sinn ist also: Die Heiden müssen, eben weil sie kein Gesetz haben, sich selbst ein Gesetz sein. Ἐαυτοῖς εἰσὶν νόμος — „sie sind sich selbst ein Gesetz“. Ihr sittliches Selbstbewußtsein vertritt ihnen die Stelle eines positiven, geoffenbarten Gesetzes, dessen Besitz ein großer Vorzug der Juden ist. Die Juden lernen Gottes Forderungen aus dem göttlichen Gesetz. Die Heiden hingegen tragen eine Art Gesetz im eigenen Busen und sagen sich deshalb selbst, was recht und unrecht ist. Das bekunden sie eben damit, daß sie in einzelnen Fällen aus eigenem Antriebe thun, was Gottes Gesetz fordert. Apologie: „Dieweil das natürliche Gesetz, welches mit dem Gesetz Moses oder zehn Geboten übereinstimmt, in aller Menschen Herzen angeboren und geschrieben ist, und also die Vernunft eilichermas die zehn Gebote fassen und

verstehen kann, will sie wähnen, sie habe genug am Gesetz, und durch das Gesetz könne man Vergebung der Sünden erlangen.“ (Müller, S. 87 f.)

B. 15.: „Denn als solche beweisen sie durch die That, daß das Werk des Gesetzes in ihren Herzen geschrieben stehe, indem ihr eigenes Gewissen zugleich dafür Zeugniß ablegt und in ihrem Verkehr mit einander ihre Gedanken, die anklagen oder auch entschuldigen.“ Das generelle Relativum *οτις*, das St. Paulus von *ος* durchgängig scharf unterscheidet, drückt oft eine Qualität aus und kommt dann nicht selten einer causalen Bestimmung gleich. (Vgl. Cap. 1, 25. 1 Cor. 3, 17. Phil. 1, 28. 1 Tim. 3, 15. Gal. 4, 24. 26. und insonderheit Röm. 16, 3. ff.) So steht es hier = als welche = als solche, die = denn als solche. Es beschreibt mithin die Heiden in solcher Weise, daß damit der Gedanke des vorigen Verses bestätigt wird. Wir haben demgemäß folgenden Zusammenhang mit dem Vorhergehenden: Die Heiden sind sich selbst ein Gesetz. Das geht daraus hervor, daß sie, die doch kein positives Gesetz haben, von Natur Gesetzesgebote erfüllen. Aber sie könnten *τα του νόμου* nicht von Natur thun und sich so selbst ein Gesetz sein, wenn sie nicht ein natürliches Sittengesetz in ihren Herzen trügen, aus dem ihnen *τα του νόμου* als sittliche Verpflichtung kund würden. Darum liefern sie als solche, die sich selbst ein Gesetz sind, eben durch ihr *ποιειν τα του νόμου* den Thatbeweis dafür, daß „das Werk des Gesetzes“ in ihren Herzen geschrieben steht. Das Verbum *εvidenceνσθαί* steht vom Thatbeweis, von der *demonstratio rebus gestis facta*. — Den Ausdruck *το εργον του νόμου* erklären Grotius u. a. von der Function, dem Geschäft des Gesetzes, das heißt, von dem, was das Gesetz Moses in den Juden wirkt, von der Erkenntniß dessen, was recht und unrecht sei. „Opus legis est id, quod lex in Judaeis efficit, nemppe cognitio liciti et illiciti.“ Und es ist nicht zu leugnen, daß diese Fassung des Ausdrucks einen trefflichen, dem Zusammenhang durchaus angemessenen Sinn ergibt. Aber trotzdem liegt es näher, wie unser Nachweis des Zusammenhangs mit dem Vorhergehenden lehrt, *το εργον του νόμου* mit Beziehung auf *τα του νόμου ποιειν* von B. 14. zu erklären, auf das es offenbar hinweist. So gesagt, bezeichnet der Ausdruck, dem *τα του νόμου* entsprechend, das Wirken, das Thun, das zum Gesetz gehört, das heißt, das vom Gesetz gebotene Thun. Der Singular ist dann collectivisch zu fassen, wie B. 7., und weist auf das Thun des Gesetzes hin, das der Apostel bei dem *ποιειν τα του νόμου* des vorigen Verses im Sinne hatte.

Von diesem im Gesetz gebotenen Thun sagt der Apostel, daß es in den Herzen der Heiden geschrieben stehe. Das beweisen sie eben durch ihr in B. 14. charakterisiertes sittliches Verhalten. Denn das *ποιειν τα του νόμου* würden sie ja nicht leisten können, wenn sie es nicht als sittlich Verpflichtendes in ihren Herzen erkannten. Das *γραπτόν* ist natürlich ein von dem bekannten geschichtlichen Vorgang bei der Gesetzgebung auf Sinai hergenommene Bild. Wie dort der Dekalog auf steinernen Tafeln geschrieben stand,

so ist den Heiden das Naturgesetz ins Herz gegraben. — Uebrigens ist wohl zu beachten, daß der Apostel auch hier nicht — so wenig wie B. 14. — τὸν νόμον sagt. Denn das Gesetz Moses ist ja den Heiden nicht als Ganzes in seiner bestimmten, besonderen Ausprägung bekannt. Aber auch τὰ ἔργα τοῦ νόμου schreibt St. Paulus nicht, weil das natürliche Sittenbewußtsein der einzelnen Heiden eben nicht alle einzelnen Gebote des mosaischen Gesetzes enthält und bestätigt, denn es ist durch das erbündliche Verderben vielfach verdunkelt und verwischt, so daß es keine klare und allumfassende Norm des Rechts und Unrechts mehr ist. — Das Wort συμμαρτυρεῖν kommt außer an unserer Stelle noch Röm. 9, 1. 8, 16. vor. Es ist natürlich nicht gleich dem Simplex μαρτυρεῖν, auch nicht „ungefähr gleich“, sondern heißt „mit, zugleich Zeugniß ablegen“. Die nähere Beziehung des „mit“ ergibt sich aus dem jedesmaligen Zusammenhang. Demgemäß ist zu übersetzen: indem ihr eigenes Gewissen zugleich Zeugniß dafür ablegt. Somit gewinnen wir folgenden Sinn: Einmal bezeugen die Heiden durch ihr sittliches Handeln, durch ihr ποιεῖν τὰ τοῦ νόμου, daß sie sich selbst ein Gesetz sind, daß des Gesetzes Werk in ihren Herzen geschrieben stehe; zum andern bezeugt dasselbe ihr eigenes Gewissen, das ihre Thaten richtet. Neben dem Thatbeweis für das Vorhandensein eines Sittenbewußtseins steht das Gewissenszeugniß. Das Gewissen ist hier also die sogenannte conscientia consequens moralis, das Bewußtsein, das alle Menschen über den sittlichen Charakter ihrer Handlungen haben. (Vgl. z. B. 2 Cor. 1, 12. 4, 2. 5, 11. 1 Cor. 10, 25. 1 Thess. 4, 2.) Dies Bewußtsein setzt eben voraus, daß sie ein inneres Gesetz, eine innere sittliche Norm haben, nach der sie beurtheilen können, ob ihre Thaten böse oder gut sind.

Καὶ μεταξὺ ἀλλήλων τῶν λογισμῶν κτλ. Die meisten Erklärer sehen in diesem Satzgliede eine nähere Ausführung über den Gewissensproceß und übersetzen demgemäß: und zwar indem die Gedanken unter einander (abwechselnd) anklagen oder auch vertheidigen. Der Sinn wäre dann dieser: Die Gedanken halten gleichsam ein Zwiegespräch („conscience being in debate with itself“) über die sittliche Beschaffenheit einer Handlung; der eine klagt an, der andere entschuldigt. Das καὶ faßt man bei dieser Auslegung explicativ = und zwar, und μεταξὺ ἀλλήλων ungefähr gleich „abwechselnd“, „in mutual debate“, ohne freilich zu beweisen, daß es das auch heißen kann. Gegen diese Erklärung spricht erstlich, daß durch ein derartiges angenommenes Schwanken des Gewissensurtheils das Vorhandensein einer sittlichen Norm in den Heiden eher in Frage gestellt als bewiesen würde. Vor allem aber entscheidet dagegen die emphatische Stellung von αὐτῶν und μεταξὺ ἀλλήλων, die einen Gegensatz zwischen den beiden Satzstücken an die Hand gibt, so daß sie nicht denselben Gewissensproceß beschreiben können. Denn das durch seine Voranstellung stark hervorgehobene αὐτῶν weist auf einen kommenden Gegensatz hin, der mit μεταξὺ ἀλλήλων gegeben ist, auf das durch seine Stellung ebenfalls ein starker Ton fällt. Somit

haben wir hier einen doppelten Proceß des Gewissens. Der im Innern vor sich gehenden Thätigkeit des Gewissens, wodurch es über den sittlichen Charakter der eigenen Handlungen des Menschen ein richtendes Urtheil spricht, wird das sittliche Urtheil der Menschen gegenübergestellt, das sie im Verkehr unter einander über die Handlungen ihrer Mitmenschen fällen, so daß *μεταξὺ ἀλλήλων* also heißt, der gewöhnlichen Bedeutung von *μεταξὺ* entsprechend, „zwischen, unter einander, im Verkehr mit einander, in the intercourse of man with man“. (Vgl. Matth. 18, 15.) — Der Ausdruck *τῶν λογισμῶν* weist auf den inneren Proceß hin, in dem sich die sittlichen Urtheile des Menschen über das Verhalten seines Nächsten bilden. (Vgl. Ps. 33, 10. f. Spr. 12, 5.) Denn wenn es auch oft von Charaktereigenthümlichkeit und besonderen Umständen abhängt, ob und wie die Menschen ihrer Ueberzeugung über die Handlungen ihrer Nebenmenschen in Worten Ausdruck verleihen, in ihren Gedanken werden sie sie immer entweder anklagen oder rechtfertigen. Um aber solch sittliche Urtheile über das Thun anderer fällen zu können, muß der Mensch eben ein Sittengesetz in seinem Herzen als Norm für sein Urtheilen haben. Deshalb legen diese anklagenden und entschuldigenden Gedanken ebenso, wie das Gewissensurtheil über die eigenen Handlungen, Zeugniß dafür ab, daß die Heiden sich selbst ein Gesetz sind, daß ihnen *τὸ ἔργον τοῦ νόμου* ins Herz gepflanzt sei. Hieraus ist klar, daß *συμμετανοήσεως* nicht bloß Prädicat zu *τῆς συνειδήσεως*, sondern auch zu *τῶν λογισμῶν* ist. Es hat sich nach einem bekannten Sprachgebrauch der Griechen in seiner Structur an *συνειδήσεως* angeschlossen. Die beiden Participia *κατηγορούντων* und *ἀπολογουμένων* aber sind prädicative Bestimmungen zu *τῶν λογισμῶν* in dem Sinn: und in ihrem Verkehr unter einander ihre Gedanken, wenn sie anklagen oder rechtfertigen. — Durch *ἡ καὶ* ist ausgedrückt, daß das Anklagen die Regel, das Entschuldigen die Ausnahme bildet. Das kommt einmal daher, daß die Menschen vermöge der bösen Richtung ihres natürlichen Herzens eher das Böse als dem Thun anderer als das Gute beachten. (Vgl. Matth. 7, 3. ff.) Zum andern hat es aber auch seinen Grund in dem verderbten Zustand der Heiden, der zur Folge hat, daß trotz ihres gesetzlichen Thuns das Anklagen die Regel bleiben muß. Wenn es also auch nicht der eigentliche Zweck des Apostels ist, in B. 14. 15. eine Begründung der ersten Hälfte von B. 12. zu geben, so haben wir hier doch thatsächlich eine Erläuterung des *ἀνόμως ἀπολοῦνται*. In diesem Sinne vergleiche die Bemerkung Calovs: „*Scopus autem Apostoli est, convincere gentes, quod non defuerint ipsis media cognoscendi, quodque inexcusabiles sint, etiamsi solo naturae lumine instructi, atque id conclusio etiam Apostoli probat, nimirum gentiles, citra legem scriptam peccantes, citra legem condemnandos esse, ex sola naturae lege.*“ —

B. 16.: „An einem Tage, wo Gott richten wird das Verborgene der Menschen nach meinem Evangelium durch Christum Jesum.“ Die Be-

ziehung dieses Verfes auf das Vorhergehende ist sehr verschieden gefaßt worden. Die einen verbinden diese Aussage mit B. 12., andere schließen sie an B. 13. an, noch andere meinen, daß sie das *ἐν ἡμέρᾳ* in B. 5. wieder aufnehme und so den ganzen Passus zum Abschluß bringe. Am natürlichsten scheint es aber doch zu sein, unsern Vers mit der letzten Aussage von B. 15. zu verknüpfen, an die er sich ohne irgend welche Andeutung einer anderen Beziehung unmittelbar anschließt, also mit *συμμαρτυρούσης*. Der Zusammenhang ist mithin dieser: Die Heiden erweisen durch ihre Erfüllung von Gesetzesvorschriften, daß des Gesetzes Wert in ihre Herzen geschrieben sei. Dasselbe bezeugen ihr Gewissen und ihre über das Verhalten anderer richtenden Gedanken. Die urtheilende Thätigkeit dieser beiden Mitzeugen findet in der Gegenwart statt und ist daher dem *ἐδειχνοσθαι* durchaus gleichzeitig. Aber während dieser Thatbeweis für das Vorhandensein eines natürlichen Sittengesetzes schon jetzt jedermann klar vor Augen liegt, werden die Urtheile jener Mitzeugen erst im jüngsten Gericht offenkundig werden und als Zeugniß wider die Sünder zur vollen Geltung kommen. „Denn in der Gegenwart wird ja die Stimme des Gewissens von den Heiden vermöge ihres *νοῦς ἀδόκιμος* (Cap. 1, 28.) vielfältig zum Schweigen gebracht und die Sprache der inneren *λογισμοί* durch das laute *συκοδοκεῖν* (Cap. 1, 32.) übertönt; dann aber, wenn Gott auch das im Menschen Verborgene behufs seines Gerichts aufdeckt, wird sich zeigen, daß ihr Gewissen sie gestraft und ihr sittliches Urtheil die Qualität der Handlungen anderer wohl zu unterscheiden vermocht hat.“ (Weiß.) Wir haben also in unserm Verse eine temporale Näherbestimmung zu *συμμαρτυρούσης*. Diese Bestimmung gibt den Zeitpunkt an, wo Gott die urtheilende Thätigkeit des Gewissens und der anklagenden und rechtfertigenden Gedanken, die in der Gegenwart vor sich geht, als vernichtendes Zeugniß wider die Sünder aufdecken wird. (Vgl. das *θησαυρίζεις ἐν ἡμέρᾳ*, B. 5.) — Das Fehlen des Artikels bei *ἐν ἡμέρᾳ* zeigt, daß der Apostel den Gerichtstag nicht als eine bekannte Thatsache hinstellen will, sondern als einen Tag, an dem Gott richten wird *τὰ κρυπτὰ τῶν ἀνθρώπων*, das Verborgene der Menschen. Dieser Ausdruck bezieht sich nicht bloß auf die Gesinnungen der Menschen, sondern auch auf ihre verborgenen Thaten, kurz, auf alles, was im Leben der Menschen jetzt noch nicht offenbar ist. (Vgl. Luc. 8, 17. 2 Cor. 4, 2. Eph. 5, 12.) Dazu gehört eben auch das Zeugniß ihres Gewissens und ihrer Urtheile über das Verhalten ihrer Mitmenschen. Eben dies Zeugniß ist ein Beweis dafür, daß sie wider besseres Wissen handeln und deshalb mit Recht dem göttlichen Gericht verfallen. — *Κατὰ τὸ εὐαγγέλιόν μου*, nach meinem Evangelium, das heißt, nach dem mir anvertrauten Evangelium. (Vgl. Röm. 16, 25. 2 Tim. 2, 8.) Dieser Zusatz gehört natürlich nicht zu *κρινεῖ* im Sinne der Norm, nach der Gott richten wird; denn die evangelische Verkündigung des Apostels kann in keinem Sinn eine Norm des Endgerichts genannt werden. Er geht vielmehr auf die ganze Sachaussage. Freilich war dem jüdischen

Volk ja das Endgericht nicht unbekannt, aber den Heiden mußte es als etwas Neues verkündigt werden, und somit auch der großentheils aus Heidenchristen bestehenden Gemeinde zu Rom. (Vgl. Apost. 17, 31.) Insbesondere aber will der heilige Apostel durch diesen Zusatz hervorheben, daß das Gericht des jüngsten Tages *διὰ Χριστοῦ Ἰησοῦ*, durch den Messias Jesus, geschehen wird, worauf auch die pathetische Stellung dieses Ausdrucks hinweist. Jesus der Christ, der Gottes- und Menschensohn, ist der Heilmittler für Heiden und Juden. Er ist deshalb auch der Richter der Heiden und Juden, dessen Gericht alle ohne Ausnahme verfallen, die nicht in ihm die *δικαιοσύνη θεοῦ* erlangen, die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt und aus dem Verderben rettet. (Vgl. Joh. 5, 22. Apost. 10, 42. 17, 31. 1 Cor. 4, 5. 2 Cor. 5, 10. 2 Tim. 4, 1.) Vgl. zum Schluß die Bemerkung Philipps: „Der B. 14—16. entwickelte Gedankeninhalt enthält . . . eine Ergänzung von Cap. 1, 19. 20. Natur- und Vernunftoffenbarung vermittelt den Heiden die Gotteserkenntniß, zugleich aber haben sie eine durch das ihnen eingestiftete sittliche Bewußtsein vermittelte Gesetzeserkenntniß. Freilich sind beide durch die Sünde verbunkelt, doch sind auch ihre Reste hinlänglich, um sie vor Gott unentschuldigbar zu machen. Die zurückgebliebene Gotteserkenntniß straft ihren Götzendienst, die zurückgebliebene Gesetzeserkenntniß ihr unfittliches Leben.“

(Eingefandt von Prof. F. Zuer.)

Das Tridentinum.

(Schluß.)

Die Unterbrechung währte zehn Jahre. In Deutschland, wo inzwischen der Augsburger Religionsfriede geschlossen war, hatte man kein sonderliches Interesse mehr am Concil, und Julius III. war durch die Rückkehr Englands zur römischen Kirche unter der blutigen Maria dazu ermuthigt, durch einen Legaten Deutschland ermahnen zu lassen, diesem Beispiel zu folgen. Er starb noch in demselben Jahre (1555). Sein Nachfolger trug die dreifache Krone nur zwanzig Tage, und der nächste Pabst, Paul IV. (1555—1559), wollte nur von einem Concil in Rom etwas wissen. Er sah die Rettung der Kirche in der Inquisition; sie war auch auf seinem Sterbebette noch sein Trost. Auch Pauls IV. Nachfolger, Pius IV., war einem Concil abgeneigt. Aber er mußte es doch für klüger halten, sich dazu zu bequemen, als länger Widerstand zu leisten. Spanien und Frankreich verlangten nämlich ein neues Concil, und in dem letzteren Lande berieth man schon über ein etwa abzuhaltendes Nationalconcil. Das mußte aber um jeden Preis verhütet werden. Darum setzte Pius IV. die Wiedereröffnung der Trienter Versammlung auf Ostern 1561 fest. Aber erst im Januar des nächsten Jahres konnte sie stattfinden. Da geschah sie mit großem Gepränge. 110 Präla-

ten in „großem Anzug“, begleitet von ihren Beamten, Priestern und Theologen, begaben sich unter Kanonendonner und Glockengeläute, zwischen zwei Reihen Soldaten durchschreitend, in die Kirche. Der Bischof von Reggio predigte über die Autorität der Kirche und die Macht der Concilien und wollte diese damit beweisen, daß die Kirche den Sonntag an die Stelle des Sabbaths gesetzt und die von Gott eingefetzte Beschneidung abgeschafft habe. Das waren freilich schlechte Beweise. Aber ihre angemessene Nachstellung wußte die Kirche des Papstes auch jetzt zu behaupten. Es waren zunächst besonders zwei große Schwierigkeiten zu überwinden. Die eine war die alte Frage, ob das Concil unter der Autorität des Papstes stehe, was viele, auch einflußreiche Glieder der Versammlung nicht zugestehen wollten. Bei der andern handelte es sich darum, ob dies nun eröffnete Concil ein neues oder, wie man in Rom wollte, die Fortsetzung des vorigen sei. Der ersten Schwierigkeit ging man dadurch aus dem Wege, daß alle Beschlüsse mit der Formel „auf Antrag der Legaten“, also ohne namentliche Beziehung auf den Papst eingeleitet werden sollten; der andern dadurch, daß man, ohne eine Antwort zu geben, einen Gegenstand zur Berathung vornahm, der bei den früheren Versammlungen noch nicht besprochen worden war, den Index verbotener Bücher, worüber auch viel verhandelt werden konnte, ohne daß viel zu beschließen war.

Diese Sache mag hier als Beispiel dafür dienen, wie Rom in seiner Anmaßung immer weiter gegangen ist. Um das Jahr 500 veröffentlichte Papst Gelasius ein Verzeichniß von Büchern, die für ketzerisch angesehen wurden. Die Gläubigen sollten dadurch erfahren, daß die Kirche diese Bücher verwerfe. Später wurde dem Index eine ernstliche Warnung beigefügt: wer ein ketzerisches Buch lese und wisse, daß es ein solches sei, begehe die Sünde, daß er sich muthwillig einer Versuchung aussetze. Das ist schon etwas mehr als Hirtenforge. Gegen das 12. Jahrhundert wurde es Brauch, die Ketzer und ihre Bücher mit dem Bannfluch zu belegen. Noch später wurde das Lesen ketzerischer Bücher mit Excommunication bestraft, wie z. B. von Leo X. das Lesen der Bücher Luthers. Paul IV. aber setzte auf den Index nicht bloß die eigentlichen „Ketzer“, sondern auch die Schriften aller derer, die den mindesten Zweifel über die Rechte und Ansprüche Roms äußerten. Er erklärte es schon für Ketzerie zu glauben, daß der Papst sich durch einen Eid binden lassen könne.

War aber die Revision des Index nicht schon an sich ein Anzweifeln der päpstlichen Autorität? Natürlich; aber der Papst wußte sich auch hier zu helfen. Er gab den Bischöfen des Concils ausdrücklich die Erlaubniß, die von Paul IV. auf den Index gesetzten Bücher zu lesen. Dies wurde freilich als ein Eingriff in die Würde des Concils empfunden. Aber man nahm es hin und wußte denn auch mit dem Index des gewaltthätigen Paul IV. nichts Rechtes anzufangen. Man fand, er gehe zu weit, wagte aber keines der mit dem Bannfluch belegten Bücher davon zu befreien. Das wird auch

erklärlich, wenn man erfährt, wie z. B. der Bischof Contarini sich die Sache leicht machte. Er fragte: Ist es nicht besser, tausend Werke zu verbieten, die es nicht verdienen, als ein einziges zu erlauben, das es verdient? Sind die Bücher so selten, daß man sich so sehr in Acht nehmen müßte, ja nicht zu viele zu verbieten?

Die Berathung des Index war ein Auskunftsmittel auch für eine andere Sache. Um des Kaisers willen mußte man die Protestanten einladen. So lud man sie als Schriftsteller ein, die doch gehört werden müßten, ehe ihre Bücher auf den Index kämen. Auch freies Geleite wurde auf Verlangen des Kaisers bewilligt, zunächst für die Protestanten aus dem deutschen Reich. Im letzten Paragraphen aber wurde dies Geleite auf alle Länder und Orte ausgedehnt, wo man sich ungestraft zu Lehren bekenne, die mit denen der Kirche im Widerspruch stünden. Durch das e i n e Wort „ungestraft“ wurde aber das Geleite werthlos für alle die Länder, wo die Inquisition bestand. Man nahm also mit der einen Hand, was man mit der andern gegeben hatte. Das geschah auf Betrieb einiger, besonders spanischer Prälaten, welche fürchteten, es möchte irgend ein schon eingekerkertes Opfer der Inquisition sich dieses Geleites bedienen, um zu entkommen. Daß man die Protestanten nicht erwartete, auch nicht wollte, versteht sich von selbst.

Einige bezeichnende theologische Leistungen aus dieser Periode mögen zur Charakteristik des Concils und Roms dienen. Frankreich, Bayern und auch der Kaiser Ferdinand hatten die Gewährung des Laienkelchs gefordert. Die Sache wurde erst dem Collegium der Cardinäle vorgelegt, und da äußerte einer derselben, wenn die Franzosen krank seien, so sei das noch kein Grund, ihnen einen Becher voll Gift als Arznei zu reichen. Der französische Gesandte fragte darauf, ob denn die Bischöfe der ersten Jahrhunderte Giftmischer gewesen seien, und erhielt die Antwort: der Abendmahlskelch sei ein Giftkelch für alle, die ihn für nothwendig hielten. Denn das heiße, der Meinung der Kirche zuwider leugnen, daß im Brod der Leichnam des HErrn vollkommen enthalten sei. Auf dem Concil aber, wo die Forderung des Laienkelchs dennoch nachdrücklich geltend gemacht wurde, äußerte einer: „Diese Leute wollen durchaus mit Erlaubniß des Concils Lutheraner werden.“

Der Beweis für die Messe machte unendlich viel Mühe; man mußte zugestehen, daß er aus der Schrift nicht beizubringen sei. Deshalb waren viele Prälaten geneigt, auf Entwerfung von Lehrartikeln über diese Frage zu verzichten. Man habe, sagten sie, übel daran gethan, die Regier daran zu gewöhnen, daß sie nach Gründen fragen dürften, statt nur Beschlüsse anzunehmen. Damit hatte man sich die Sache allerdings sehr bequem gemacht.

Auch für das Priesterthum war kein befriedigender Beweis zu finden. So begnügte man sich mit folgendem: „In allen Religionen sind die Ideen von Opfern und die von einem zum Darbringen derselben bestellten Priesterthum nach Gottes Willen stets innig verbunden gewesen. Da nun in der

Kirche ein Opfer, die Messe, besteht, so muß es nothwendig auch ein Priesteramt geben.“ Aber mit dem Beweis für das Opfer der Messe steht es ebenso mißlich. Auf welchem Grunde ruht also das Priestertum?

Etwas ganz Besonderes wurde bei den Verhandlungen über die Ehe geleistet. Die vielen Verordnungen der Kirche über verbotene Ehen hatten bewirkt, daß fast alle Ehen ansechtbar waren. Eltern, die zwanzig Jahre verheirathet waren, konnten nicht sicher sein, daß ihre Kinder legitim seien; es ist auch vorgekommen, daß Einzelne nach dem Tode ihrer Eltern noch für Bastarde erklärt wurden. Damit war dann das Unwesen der vielen päpstlichen Dispense verbunden. Deshalb wurde vorgeschlagen, daß die Zahl der Ehehindernisse möglichst verkleinert und erklärt werden solle, daß auch der Pabst davon nicht dispensiren dürfe. „Wie“, rief da der Dominicaner Valentino, „die Dispensationen sollen abgeschafft werden? Hat nicht der Apostel Paulus selbst gesagt, die Diener der Kirche seien die Dispensatoren der Geheimnisse Gottes?“

Fast alle Lehrverhandlungen brachten dem Pabst und seinen Legaten Verlegenheiten. Aber viel beschwerlicher waren ihnen andere Dinge. Der Kaiser hatte zwanzig Reformvorschläge eingereicht und vor allem sich darüber beklagt, daß die Beschlüsse schon fertig von Rom kämen — es war eine bekannte Rede, der Heilige Geist komme im Felleisen von Rom nach Trient —, daß die Legaten allein das Recht hätten, Anträge zu stellen, daß die italienischen Prälaten eine päpstliche Partei bildeten. Die spanischen und französischen Bischöfe aber bestanden darauf, der Vorrang der Bischöfe vor den Priestern sei göttlichen und nicht päpstlichen Rechts. Die Forderungen des Kaisers waren höchst unbequem, und der freilich auch nur nach der negativen Seite begründete Anspruch der Bischöfe durchbrach nicht unbedenklich das ganze römische System. Besonders über diese Frage wurde mit vieler Heftigkeit und Leidenschaft verhandelt. Es gab nicht bloß bittere Reden, es kam auch zu Thätlichkeiten. Die Erbitterung theilte sich auch dem Gefolge der Concilsväter mit, so daß diese einmal in ein Handgemenge geriethen, wobei sehr viele Personen verwundet und etliche getödtet wurden. Man konnte auch dem Unwesen nur dadurch steuern, daß den Bediensteten der Väter die Waffen abgenommen wurden. Alle diese Umstände erweckten aufs lebhafteste den Wunsch, daß das Concil ein Ende nehmen möge, und der Pabst setzte alles daran, dies Ziel zu erreichen. Dem französischen Könige ließ er bedeutende Geldsummen übermitteln, damit dieser u. a. seinen Bischöfen verbieten möchte, auf dem göttlichen Recht ihres Standes zu bestehen; er wurde auch darauf aufmerksam gemacht, daß die Bischöfe ihre vermehrte Gewalt auch gegen die weltliche Obrigkeit gebrauchen könnten. Mit dem König von Spanien, den er als den einzigen Fürsten lobte, der so wäre, wie die andern hätten bleiben sollen, traf er ein Uebereinkommen, wodurch dieser sich bewegen ließ, seinen Bischöfen zu gebieten, von ihrer dem Pabst so beschwerlichen Forderung abzusehen. Der nach dem Tode

des bisherigen Vorsitzers, des Cardinals von Mantua, ernannte neue Leiter des Concils, der Cardinal Morone, reiste, sobald er sein Amt angetreten hatte, von Trient zu dem Kaiser nach Innsbruck und mußte denselben durch seine Geschicklichkeit zu begütigen und durch das Versprechen, daß er alles vom Pabst erlangen werde, was man für das Wohl seiner Staaten für nöthig erachte, dafür zu gewinnen, daß er auf seine Reformvorschläge verzichtete, auch davon abstand, sich selbst nach Trient zu begeben, was dem Pabst besonders verdrücklich gewesen wäre. So hatte dieser jetzt gewonnenes Spiel, und alles trieb zum Schluß. In der letzten Session, die zwei Tage in Anspruch nahm — 3. und 4. December 1563 —, wurden noch die Bestimmungen über Marien- und Heiligencultus proclamirt, und alles war froh, daß das große Concil glücklich beendet war. Im Laufe der Zeit war auch erreicht worden, daß das Concil als eine Fortsetzung der ersten Versammlung in Trient galt; man hatte sich an die völlige Abhängigkeit von Rom gewöhnt, für welche besonders die Jesuiten Salmeron und Lainez kräftig eingetreten waren. Der Pabst aber wußte alle Gefahr, die ihm aus den Concilsbeschlüssen etwa erwachsen könnte, mit römischer Klugheit zu beseitigen. Er bestätigte dieselben, erließ aber zugleich eine Bulle, durch welche jede andere Auslegung der Beschlüsse verboten wurde außer der, die durch den Pabst und seine Delegationen geschähe.¹⁾

Das Concil zu Trient war ein Kampf nicht um die Wahrheit, sondern um Vorrang und weltliche Vortheile zwischen dem Pabste einerseits und den Fürsten und den Bischöfen andererseits. Mit weltlichen Waffen wurde der Kampf auch geführt. Vor allem sorgte der Pabst dafür, daß die ihm ergebenen italienischen Bischöfe stets in der Majorität waren. Wenn Gefahr drohte, schickte er die nöthige Anzahl zum Concil. That jemand eine mißliebige Aeußerung, so wurde er gemäßigelt. „Wir machen hier nicht, was wir wollen, sondern was man uns zu machen erlaubt“, schrieb der Bischof von Astorga. Bei den Verhandlungen über Reformen bemerkte einmal der Bischof von Verdun: „Eine schöne Reformation das!“ worauf der Legat ihn einen unverschämten, leichtfertigen Menschen, einen Buben nannte. Ein spanischer Bischof, Avosmediano, behauptete, die Mitwirkung des Pabstes sei bei der Einsetzung der Bischöfe nicht unbedingt nöthig. „Da“, sagt der päpstliche Geschichtschreiber Pallavicini, „ließen sich einige der Prälaten von wahren oder erheucheltem Eifer hinreißen zu rufen: ‚Hinaus mit ihm!‘ Andere schrieten: ‚Anathema!‘ Von allen Seiten ließen sich beleidigende Rufe hören, während andere ihm durch Scharren oder Pfeifen das Wort abzuschneiden suchten.“ So wurde im Namen des Pabstes die Freiheit gewährt, die bei der Eröffnung dem Concil zugesprochen war. Wußte man aber kein anderes Mittel mehr, seine Zwecke

1) Der Pabst verbietet: ullos commentarios, glossas, annotationes, schollia ullumve omnino interpretationis genus super ipsius concilii decretis quocunque modo edere.

zu erreichen, so mußte die unantastbare Autorität des Papstes ausbelfen. *Sola fide*, sagt der bibelgläubige Christ auf Grund des Wortes und gibt damit seinem Herrn und Heiland alle Ehre. *Salva semper* verlausulirt sich immer der Römling und schreibt damit alle Macht, auch die, die Schrift zu brechen, dem Papste zu.

Wir wissen auch von Werkzeugen des Papstes, die sich zuletzt der Rolle schämten, die sie gespielt hatten. Als der Cardinal von Mantua, der Leiter des Concils in seiner dritten Periode, den Auftrag erhielt, persönlich mit dem Kaiser zu verhandeln, lehnte er dies ab und erklärte sechs Tage vor seinem Tode dem Papst in einem persönlichen Schreiben: „er sei es müde, den Gesandten und Bischöfen immer und immer wieder Versprechungen zu geben, die man, wie er sehe, nicht halten würde und die zu halten man allem Anscheine nach nie die Absicht gehabt habe. Er schäme sich für sich selbst und für den heiligen Stuhl dieser endlosen Winkeltüge und zittere für die Zukunft der Kirche, da sie beharrlich alle Reformen, welche Europa mit seinen Fürsten an der Spitze laut von ihr verlange, von der Hand weise. Da er nun sein Ende herannahen sehe, so nehme er Gott zum Zeugen für die Reinheit seiner Absichten und bedauere nur, seinem Gewissen entgegen, an so vielen Bemühungen für die Aufrechterhaltung der Mißbräuche Theil genommen zu haben“. Ganz ähnlich äußerte sich der Legat Scripandi, der auch um seine Entlassung bat, und der Theolog Pedro de Soto schrieb auf seinem Sterbebette an den Papst und sprach seine Reue aus, daß er gegen seine Ueberzeugung das *jus divinum* der Bischöfe bekämpft habe.

Wie ist es aber wohl zu erklären, daß solche Männer, die es doch in einem gewissen Grade wenigstens ehrlich und gut meinten, sich so gefangen nehmen ließen? Es hat auch mancher auf dem Concil ein schönes Bekenntniß zur Wahrheit abgelegt. Bei den Verhandlungen über die Tradition wollte der Bischof Raccianti von nichts anderem wissen als von der Schrift; in dem Evangelium stehe alles, was zur Seligkeit nothwendig sei. Der Erzbischof von Siena und sieben andere schrieben bei den Verhandlungen über die Rechtfertigung alles einzig und allein dem Verdienst Christi und dem Glauben zu. Der oben schon genannte Cardinal Polus hatte in einem Briefe die Lehre von der Rechtfertigung einen Edelstein genannt, der jetzt wieder ans Licht gebracht sei, und rebete von „dieser heiligen, fruchtbringenden, unentbehrlichen Wahrheit“. Er schreibt ferner: „Das Evangelium ist nichts anderes als die glückliche Neuigkeit, daß der eingeborene Sohn Gottes, mit unserem Fleische bekleidet, der Gerechtigkeit des ewigen Vaters für uns genuggethan hat. Wer dies glaubt, geht in das Reich Gottes ein. Er genießt die allgemeine Vergebung. Er wird aus einer fleischlichen Creatur eine geistliche, aus einem Kinde des Zorns ein Kind der Gnade; er lebt in einem süßen Frieden des Gewissens.“ Wie ist es zu erklären, daß keiner von diesen Männern seiner besseren Erkenntniß Folge gab, daß vielmehr alle trotzdem in der Knechtschaft des Papstes blieben? Es hat dies ohne

Zweifel seinen Grund darin, daß sie nicht in erster Linie und in allem sich an das Wort gebunden wußten und die „Kirche“ höher stellten als dieses. Wer irgend ein menschliches Princip, wie das von der äußerlichen Einheit der Kirche u. dgl., unbedingt festhalten will, für den verliert die Wahrheit ihre Kraft. Das lehren uns die vorgenannten Theilnehmer am Tridentinum und geben uns so einen traurigen und warnungsreichen Beleg für das Wort des Propheten: „Ja, nach dem Gesetz und Zeugniß. Werden sie das nicht sagen, so werden sie die Morgenröthe“ — das ist, die rechte Erkenntniß mit ihrem Trost und Frieden — „nicht haben.“

Kirchlich - Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die diesjährigen Predigtamtsandidaten der Missouri-Synode. In St. Louis haben dieses Jahr 62, in Springfield 16 Studenten ihre theologischen Studien absolvirt. Die Zahl der diesjährigen Predigtamtsandidaten beträgt demnach 77. Begehrt wurden (unter Hinzuzählung von vier früher eingegangenen Verufen) 112 Candidaten. Die Arbeitsfelder, für welche keine Candidaten vorhanden waren, werden zum größten Theil durch theologische Studenten temporär versorgt werden müssen.

F. P.

Der Chiliasmus in der Iowa-Synode. In der „Kirchlichen Zeitschrift“, herausgegeben von der Iowa-Synode, schreibt F. Deindörfer die bisherige Stellung der Iowa-Synode zum Chiliasmus betreffend: „Eine Art Bekenntniß wollte jene Versammlung“ (vom Jahre 1858, auf der Gottfr. Fritschel den Chiliasmus behandelte und deren Glieder — wie Deindörfer sagt — „fast alle Anhänger des Chiliasmus“ waren) „allerdings ablegen, nämlich ein Bekenntniß davon, welcher Art der ‚Chiliasmus‘ sei, der in der Synode vorhanden war und Vertretung fand und Berechtigung des Daseins und der Vertretung in ihrer Mitte haben sollte. Denn dem hat sich die Synode von Anfang ihres Bestehens an widersetzt und thut es bis auf diesen Tag, daß diese Punkte in der Lehre von den letzten Dingen als Kegereien gebrandmarkt, als Abfall von dem Bekenntniß der lutherischen Kirche hingestellt und Anhänger derselben als Abgefallene vom rechten Glauben und Bekenntniß behandelt werden. Sie behandelte sie und behandelt sie noch als ‚offene Fragen‘, über welche Glieder der Kirche unbeschadet der Einigkeit des Glaubens und Bekenntnisses verschiedener Ueberzeugung sein können. Ueber diesen ihren Standpunkt hat sie sich im Jahre 1875 auf ihrer Versammlung zu Madison, Wis., und dann abermal auf der zu Ragfield, Iowa, im Jahre 1879 bestimmt und deutlich erklärt und davon seitdem nichts zurückgenommen.“ (Jahrg. 25, S. 98 f.) Daß auch in der Zukunft die Chiliasisten in der Iowa-Synode sich nicht etwa mit bloßer Duldung zufriedengeben könnten, sondern volle Berechtigung beanspruchen müßten, darüber spricht sich Deindörfer also aus: „Ich bin allerdings nicht der Meinung, daß jene Lehren, die man unter dem wenig zutreffenden Namen ‚Chiliasmus‘ zusammenzufassen pflegte, über welche man in unserer Kirche noch zu keiner übereinstimmenden Erkenntniß aus der Schrift gekommen ist, welche auch für das praktische Leben und Wirken annoch von keiner besonderen Wichtigkeit sind — daß jene Lehren in den Vordergrund gestellt und

etwa zum Gegenstand der öffentlichen Predigt gemacht werden sollten. Andererseits aber halte ich es auch nicht für richtig, daß darüber fast ganz geschwiegen wird, daß sie gewissermaßen todt geschwiegen werden, gleichsam als hätten diejenigen, welche von ihrer Schriftmäßigkeit überzeugt sind, kein Recht mehr, dafür einzutreten, oder als hätte man Ursache, sich zu schämen, daß die Synode überhaupt jemals für ihre Berechtigung in der Kirche eingetreten ist und sich deswegen hat schämen und lästern lassen. Es handelt sich doch um Stücke des göttlichen Wortes und um das rechte Verständniß derselben, die für die Zukunft der Gemeinde Gottes von Bedeutung sein werden; das göttliche Wort aber muß uns theuer sein in allen Stücken, auch in solchen, welche mehr die Peripherie als das Centrum der Heilswahrheit betreffen und in welchen die Kirche erst noch nach einem übereinstimmenden Verständniß zu ringen hat. Ohne allen Werth ist es wohl doch auch nicht, ob jemand von der Judenbekehrung, vom Antichrist ic. so oder anders hält, diese oder jene Ueberzeugung hat, und durch Stillschweigen wird das Verständniß nicht gefördert. Oder sollte man sich fürchten müssen, seiner aus Gottes Wort gewonnenen Ueberzeugung Ausdruck zu geben, weil vielleicht jetzt die große Mehrheit in der Synode diese Ueberzeugung nicht mehr theilt, sondern der herkömmlichen Tradition folgt, wie es wenigstens den Anschein hat? Das wäre Terrorismus einerseits und Freigiebigkeit andererseits, vor welchen Gott die Glieder unserer Synode bewahren wolle. Nie darf es in unserer Synode dahin kommen, daß sich Glieder, welche in der Lehre von der Judenbekehrung, vom Antichrist, von der ersten Auferstehung, vom tausendjährigen Reich eine andere Ueberzeugung aus der Schrift gewonnen haben als die herkömmliche ‚antichillastische‘, sofern sie in den Schranken des lutherischen Bekenntnisses bleiben, sich fürchten müssen, ihrer Ueberzeugung offen Ausdruck zu geben und sie zu vertreten, selbst dann, wenn sie mit ihrer Ueberzeugung ganz einsam stehen würden. Das wäre nicht mehr die alte Synode von Jowa, in welcher solche Glieder mit ihrer Ueberzeugung höchstens noch geduldet würden und, so zu sagen, sich ducken mußten.“ (A. a. D., S. 99 f.) In der uns vorliegenden Nummer der „Kirchlichen Zeitschrift“ behandelt Deindörfer, der seine Artikel fortsetzen wird, insonderheit die Judenbekehrung, von der er also schreibt: „Unter der Bekehrung der Juden ist nun nicht gemeint, daß sich zu allen Zeiten etliche bekehren und der Gemeinde Christi einverleibt werden, sondern daß der Ueberrest des unter viele Völker zerstreuten Volkes sich als Volk, als Nation vor dem Ende dieses Zeitlaufs zu Christo und seinem Reich wenden, daß es als Volk seine an seinem Messias begangene furchtbare Sünde erkennen, Buße thun, sich ihm gläubig zuwenden und seinem Gnadenreiche auf Erden einverleibt werden, mit andern Worten, daß das Volk der Juden noch ein christianisiertes Volk werden wird. Es verbindet sich damit auch die Hoffnung, daß das in alle Lande zerstreute Volk in Massen wieder in das Land Canaan zurückkehren und sich in demselben sammeln darf und soll, woraus es um seines schrecklichen Abfalls willen verstoßen worden ist, sintemal beides in den prophetischen Abschnitten, welche von Israels Bekehrung handeln, fast immer mit einander verbunden ist, wie wir sehen werden. Wir meinen nicht, daß jeder einzelne Jude sich zum Herrn bekehren und ins gelobte Land zurückkehren wird. Es wird auch hier wahr bleiben: ‚Der Glaube ist nicht jebermanns Ding.‘ Aber eine Massenbekehrung und eine Massenrückkehr stellt das Wort der Propheten für das annoch verblendete und zerstreute Volk in sichere Aussicht, wie wir sehen werden. Ob die Bewegung der letzten Jahre, welche sich ‚Zionismus‘ nennt, zur Erfüllung der göttlichen Verheißung in irgend einer Beziehung steht, kann erst der Verlauf derselben zu erkennen geben. Sie ist immerhin der Beachtung werth, obgleich sie zunächst nur nationale Ziele verfolgt.“ (A. a. D., S. 101 f.) Ferner zu Offenb. 11, 1—14.: „Ich deute

nicht an dieser Gottesoffenbarung; wer Lust zu Deutungen hat, mag der Lust folgen. So viel steht fest, und darauf kommt es uns hier an: Wenn der Antichrist zur Endzeit auftreten und seine Herrschaft führen wird, dann wird Jerusalem aufgebaut sein, ein Gottesstempel wird sich in der großen Stadt befinden, darin sich die Anbeter des Herrn versammeln, Gott wird seinem Volk besondere Zeugen geben, durch welche und an welchen er sich herrlich erzeigt gegenüber seinen Feinden, durch welche er auch sein Volk stärkt und schützt. Es wird also das Volk Israel nach Röm. 11 bekehrt und auch ins Land seiner Väter zurückgekehrt sein und wird sich dort bereits wieder eine Heimath zugerichtet haben. Jerusalem, die große Stadt, wird auch dann wieder der Mittelpunkt des Landes und Volkes sein.“ (A. a. O., S. 113.) — Ganz unerwartet verleiht die „Kirchliche Zeitschrift“ den alten, scheinbar schier verblissenen schiliasitischen Irrlehren der Jowa-Synode einen neuen Anstrich. Für die Gegner des Schiliasmus innerhalb der Jowa-Synode folgt daraus, daß Irrlehren nicht todtschwiegen, sondern unablässig mit Gottes Wort bekämpft sein wollen.

J. B.

Wie unterscheidet sich Generalconcil und Generalsynode? „The Lutheran“ schreibt in einem Berichte über die in Des Moines, Jowa, versammelte Generalsynode: „A Presbyterian pastor welcomed in behalf of the Ministerial Union of Des Moines. Everybody was remarkably cordial. Luther and his followers were superlatively praised. In a few things one sees a marked difference between the General Synod and the General Council. In the former it is deemed proper to cheer, clap hands, laugh loud, etc. (some object, but not enough to stop it). Speakers are introduced with many a flourish — even if well known.“ Hiernach bestände der Unterschied zwischen Council und Generalsynode in äußerlichen Dingen. Ein wesentlicher Unterschied ist auch nicht vorhanden: beiden muß eben die Bekenntnistreue abgeprochen werden.

J. B.

Generalsynode. Der „Lutheran“ meint, die letzte Versammlung der Generalsynode zu Des Moines, Jowa, sei ein Beweis dafür, daß dieser Kirchenkörper mehr und mehr zu dem Glauben der Kirche der Reformation zurückkehre. Das Ministerium beziehe seine Theologie nicht mehr von Alt- oder Neu-England, sondern aus wahrhaft lutherischen Büchern. Wir würden uns sehr freuen, wenn der „Lutheran“ recht hätte. Zur Beurtheilung der Sachlage in der Generalsynode ist aber Folgendes festzuhalten: Man darf nicht meinen, daß es in der Generalsynode bisher nur an diesem oder jenem Stück, etwa in der Lehre von der Taufe oder vom Abendmahl, gefehlt habe. Der Schade liegt viel tiefer. Die große Masse der general-synodistischen Prediger weiß nicht, was Christenthum ist. Es fehlt an der Erkenntniß des Evangeliums. Man redet von „Gospel“, als ob es eine Summe von Lebensvorschriften sei. Man redet viel von „Bekehrung“, „Ausgießung des Heiligen Geistes“ u., setzt dann aber das Wesen der Bekehrung nicht in das Gläubigwerden eines armen Sünders an Christum, sondern in die Lebensbesserung. Ein untrügliches Kennzeichen dafür, daß es in der Generalsynode an der Erkenntniß des Evangeliums fehlt, ist die Thatsache, daß die Generalsynode sich so gut mit den Logen verträgt. Solange ein Kirchenkörper mit den Logen gut auskommt, die doch die Leute an Christo vorbei in den Himmel führen wollen, ist in demselben das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten noch keine Macht. Ueberhaupt haben alle Differenzen, die die Lutheraner Americas trennen, darin ihren Grund, daß man nicht im Evangelium eins ist. Wenn wir Lutheraner Americas auf „freien Conferenzen“ fruchtbarlich mit einander verhandeln wollen, so müssen wir Dia-konissen, Ordination, Erziehungsprobleme u. bei Seite lassen und darüber handeln,

wie ein Mensch selig wird. Werden wir darin eins, daß ein Mensch nicht durch eigene Werke, sondern durch den Glauben an Christum selig wird, so ist alles gewonnen.

F. P.

Falsche Lehre in der General synode. In der Nummer vom 9. Mai schreibt "The Lutheran World" S. 6: „Der Heiland sagt: ‚Niemand kann zu mir kommen, es ziehe ihn denn der Vater, der mich gesandt hat.‘ Der Apostel (?) sagt: ‚Der Geist ist es, der da lebendig macht.‘ Gott muß beleben mit geistlichem Leben. Aber man darf nicht glauben, daß der Mensch nichts zu seiner eigenen Seligkeit thun kann. Die Gnade darf man nicht für eine gewisse übernatürliche Wirkung halten, welche eine Veränderung in der moralischen Natur des Menschen bewirkt, während seine eigenen Anstrengungen nichts beisteuern. Es gibt einen Sinn, in welchem es wahr ist, daß der Mensch nichts thun kann ohne Gott. Es hieße aber Gott des Widerspruches anklagen, zu sagen, daß er dem Menschen Mittel und Motive zur Religion darreiche, während er ihn doch nicht verseehe mit der Fähigkeit, das eine zu gebrauchen, und mit der Empfänglichkeit für den Einfluß des anderen. Ja, während der Heilige Geist in der Seele wirkt, darf der Mensch selber nicht müßig sein. Er muß mit Gott zusammen arbeiten, wenn die Maschinerie in Bewegung gesetzt wird.“ — Daß die „lutherische“ General synode in so vielen Stücken den Secten ähnlich ist, hat seinen letzten Grund darin, daß sie den Artikel von der Rechtfertigung so wenig treibt und lenkt.

F. B.

Schleiermacher und die Uniten. Das „Magazin für Evang. Theologie und Kirche“ sagt in einem Angriff auf „L. u. W.“ von Schleiermacher: „Daß Schleiermacher nicht jeden Lehrsatz der Missourier, und wahrscheinlich auch manchen Lehrsatz vieler Christen nicht unterschrieben hätte, das wissen wir. Ist auch gar nicht nöthig. Bei rechtlich denkenden Leuten ist das wahrlich kein Grund, seine Lehre für verrufen zu erklären. Daß Schleiermachers Christusbild in manchen Zügen von dem der orthodoxen Kirchenlehre abweicht, soll ebenfalls nicht gelehnet werden. Aber ebenso unleugbar ist es, daß Schleiermacher, wie Luther, das Johannesevangelium für das echte, zarte Hauptevangelium gehalten und darnach sein Christusbild konstruirt hat. Der Mittelpunkt seines Glaubens und Lehrens war die Gemeinschaft mit Christo. ‚Alles strömt von Christus aus, alles strömt zu Christus wieder zurück, alles weht, lebt und ist in Christus. — Christus ist das A und O aller Predigten Schleiermachers; er ist ihm in der That der Erste und der Letzte, der Lebendige von Ewigkeit zu Ewigkeit. Von jedem, der von Christus nichts wissen will, will auch er nichts wissen: jeder aber, der von Christo etwas weiß, von dem will er auch wissen, den erkennt er, wenn demselben auch noch viel fehlt an der lebendigen Erkenntniß Jesu Christi, mit Freuden als einen Bruder in Christo an.‘¹⁾ In einer Predigt ruft er einmal aus: ‚Nein, ohne diese Fülle von Lebenskraft und Freude, die uns das Dasein des Erlösers gibt, möchte ich nicht leben!‘ Und noch in seinen letzten Stunden stärkte er sich mit den Seinen auf den Versöhnungstod Christi durch den Genuß des heiligen Abendmahles. Es ist bezeichnend, daß den Missouriern diese Christuspredigt und Christuslehre für verrufen gilt.“ (Zahrg. 29, S. 44.) Ferner: „Um Schleiermachers innere Stellung zusammenfassend zu charakterisiren, erwähne ich nur noch, daß er in den letzten Minuten seines Lebens, sich selbst und den Seinen das Abendmahl — allerdings in einer den Missouriern wenig zusagenden Weise — spendend, nachdem er die Einsetzungsworte gesprochen hatte, sagte: ‚Auf diesen Worten der Schrift beharre ich; sie sind das Fundament meines Glaubens.‘ Er schloß mit dem Segen und mit den Worten: ‚In dieser Liebe und Gemeinschaft sind

1) Vgl. *Rebe, Geschichte der Predigt*, Bd. 3, S. 20 ff.

wir eins.“ Damit hauchte er seine Seele aus.“ (A. a. D., S. 45.) — Die Unirten loben also beides, die Lehre und Frömmigkeit des Unionstheologen und Vaters der modernen „wissenschaftlichen“ Theologie. Was nun aber die Lehrstellung Schleiermachers betrifft, so stand er nicht bloß principiell falsch, indem er alle Lehren aus dem christlich-frommen Gefühl abgeleitet wissen wollte, sondern in seinem Speculiren ist er auch zu Resultaten gelangt, welche die Grundwahrheiten des Christenthums umstoßen. Dafür mögen hier etliche wenige Stellen Platz finden. In seinen „Reden“ sagt Schleiermacher, Anmerkung 121, daß er in seinen „Reden“ und in seiner „Glaubenslehre“ zu zeigen suche, „wie auch die unvollkommensten Gestalten der Religion (z. B. Polytheismus) doch der Art nach dasselbige sind“. Ferner, Anmerkung 132: „Und so wird es dabei bleiben, daß in aller Religion schon von Anfang an Liebe wirksam ist, und alles Aufsteigen zum Vollkommenen in der Religion nur eine fortgehende Reinigung der Liebe.“ Wesentlich sind also nach Schleiermacher alle Religionen gleich, und Judenthum, Muhammedanismus und Christenthum stehen, wie er insonderheit in seiner „Glaubenslehre“ darzuthun versucht, auf gleicher Stufe der Entwicklung. Von Christo sagt Schleiermacher in seiner „Glaubenslehre“ I, S. 81: „Die Erscheinung des Erlösers in der Geschichte ist als göttliche Offenbarung weder etwas schlechthin Uebernatürliches, noch etwas schlechthin Uebervernünftiges. . . Demohnerachtet aber müßte doch auch behauptet werden, daß auch die strengste Ansicht von dem Unterschiede zwischen ihm (Christo) und allen anderen Menschen nicht hindere zu sagen, daß seine Erscheinung, auch als Menschwerden des Sohnes Gottes, etwas Natürliches sei.“ Christus ist nach Schleiermacher nur die höchste Staffel des Natürlichen. Dementsprechend sind ihm auch die christlichen Lehren nichts als die höchste Stufe des Vernünftigen. Schleiermacher schreibt, „Glaubenslehre“ I, S. 84: „Sonach ist allerdings Uebervernünftiges in dem Erlöser und den Erlösten. . . Setzen wir aber auch die höchste Differenz zwischen diesem Uebervernünftigen und der gemeinen menschlichen Vernunft: so kann doch niemals dies Uebervernünftige, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, als ein schlechthin solches aufgestellt werden. . . Indem also alsdann die Vernunft gänzlich eins mit dem göttlichen Geist ist, so kann der göttliche Geist selbst als die höchste Steigerung der menschlichen Vernunft gedacht werden und die Differenz zwischen beiden als aufgehoben.“ Ferner, S. 86: „Das Wahre von der Sache ist daher dieses, daß alle christlichen Sätze in einer Beziehung übervernünftig sind, in einer andern aber auch alle vernünftig; übervernünftig aber sind sie in derselben Beziehung, in der auch alles Erfahrungsmäßige übervernünftig ist, wie es denn auch eine innere Erfahrung ist, auf welche sie alle zurückgehen, nämlich daß sie auf einem Gegebenen beruhen und ohne dieses nicht hätten können durch Ableitung oder Zusammensetzung aus allgemein anerkannten und mittheilbaren Sätzen entstehen.“ Wiederholt betont Schleiermacher in seinen „Reden“ und in seiner Dogmatik, daß auch ein Pantheist, der den persönlichen Gott leugnet, wahrhaft fromm und religiös sein könne. Von dem Pantheisten Spinoza schreibt Schleiermacher in seinen „Reden“, S. 47: „Opfert mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und sein Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe; in heiliger Unschuld und tiefer Demuth spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch Er ihr lebenswürdigster Spiegel war; voller Religion war Er und voll heiligen Geistes; und darum steht Er auch da allein und unerreicht, Meister in seiner Kunst, aber erhoben über die profane Kunst, ohne Jünger und ohne Bürgerrecht.“ Das Alte Testament hält Schleiermacher „für die Dogmatik als eine überflüssige Autorität“ (I, S. 147.). Genesis 1 und 2 berichten

keine Geschichte (I, S. 332). Die Vorstellung vom Teufel ist „haltungslös“ (I, S. 209). Die Erzählungen von Abraham, Lot, Jakob, von der Berufung Moses und Simeons zc. tragen das Gepräge der Sage (I, S. 202). „Gott Barmherzigkeit zuzuschreiben, eignet sich mehr für das homiletische und dichterische Sprachgebiet, als für das dogmatische.“ (I, S. 475.) „Wenn seine Zeit erfüllt ist, wird jeder wiedergeboren.“ (II, S. 253.) „Der heilige Geist ist die Vereinigung des göttlichen Wesens mit der menschlichen Natur in der Form des das Gesamtleben der Gläubigen beseelenden Gemeingeistes.“ (II, S. 293.) — Es ist ein Leichtes, nachzuweisen, daß Schleiermacher auch nicht eine einzige spezifisch christliche Lehre stehen läßt. Man schlage seine „Reden“ oder seine „Glaubenslehre“ auf, wo man will, überall stößt man auf grundstürzende, rationalistische Irrlehren. Kurz, mit der Lehre Schleiermachers ist es nichts. Dasselbe gilt (auch abgesehen von Schleiermachers lagen Anschauungen über die Ehe und seinem Verhältnis zu Henriette Herz und Eleonore Grunow, der er zur Scheidung von ihrem Gatten rieth, um sie selbst zu ehelichen) von der Frömmigkeit Schleiermachers, wenigstens in dem vom „Magazin für Evang. Theologie und Kirche“ besonders gerühmten Stücke. Ueber die letzten Stunden Schleiermachers haben wir den Bericht seiner Wittwe, in dem es unter anderem auch also heißt: „Am letzten Morgen stieg sein Leiden sichtbar. Er klagte über heftigen inneren Brand, und der erste und letzte Klage laut drang aus seiner Brust: ‚Ach, Herr, ich leide viel.‘ Die vollen Todeszüge stellten sich ein, das Auge war gebrochen, sein Todeskampf gekämpft. Da legte er die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte, und fing an zu sprechen: ‚Ich habe nie am todtten Buchstaben gehangen, und wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und sein Blut. Ich habe immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat.‘ (Kerzlicherseits war ihm der Wein verboten worden.) Während dessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge fingen an sich zu beleben, seine Stimme ward rein und stark. Er fragte mit priesterlicher Feierlichkeit: ‚Seid ihr auch eins mit mir in diesem Glauben, daß der Herr Jesus das Wasser in dem Wein segnet hat?‘ worauf wir ein lautes Ja antworteten. ‚So lasset uns das Abendmahl nehmen, euch den Wein und mir das Wasser,‘ sagte er sehr feierlich. ‚Aber . . . schnell, schnell; es stoße sich keiner an die Form.‘ Nachdem das Nöthige herbeigeht war, während wir in feierlicher Stille mit ihm gewartet hatten, fing er an mit verklärten Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer Glanz, ja, eine höhere Liebesgluth, mit der er uns anblickte, zurückgekehrt war, einige betende, einleitende Worte zu der feierlichen Handlung zu sprechen. Darauf gab er zuerst mir, dann jedem Anwesenden und dann sich selbst das Brod, indem er bei jedem die Einsetzungsworte laut sprach: ‚Nehmet hin und esset‘ zc.; so laut sprach er, daß alle Kinder, die horchend an der Thür des Nebenzimmers knieten, es deutlich hörten. Ebenso reichte er den Wein mit den vollständig ausgesprochenen Einsetzungsworten, und zuletzt, nachdem er auch sich selbst wieder die Einsetzungsworte geredet hatte, das Wasser. Dann: ‚Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens.‘ Nachdem er den Segen gesprochen, wandten sich seine Augen noch einmal mit voller Liebe zu mir — dann: ‚In dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir eins.‘“ (Frank, Geschichte und Kritik der neueren Theologie, S. 63 f.) — Ist nun Frömmigkeit Gehorsam gegen Gottes klares Wort, so zeugt diese von den Unirten bewunderte Schleiermachersche Abendmahlsfeier nicht etwa von wahrer Frömmigkeit, sondern von Schwärmerei und Frevel. Die Unirten lassen sich bestechen durch die christlichen Phrasen in Schleiermachers Schriften, welche sie für vollwerthige christliche Lehren halten, und von der sokratischen Feier-

lichkeit Schleiermachers, die sie als echt christliche Frömmigkeit anstaunen. Habeant sibi! Uns nicht der Schleiermacherschen Theologie und Frömmigkeit! F. B.

“The Orthodox Catholic Church in the U. S. A.” Diesen Titel schlägt Rev. Oberly im “Churchman” den Episcopalen vor. Er schreibt: „Allgemein ist man unzufrieden mit dem gegenwärtigen irreführenden Namen und man hat genug zwingende Gründe angeführt, warum man ihn fallen lassen sollte. Es ist auch das weitverbreitete Verlangen vorhanden nach der Annahme eines Namens, der unsern Anspruch, daß wir laut unseres Bekenntnisses eine katholische Kirche sind, adäquat zum Ausdruck bringt. Aber gewichtige Gründe sind wider alle vorgebrachten Namen vorgebracht worden. Die orientalische Kirche behauptet ihre Orthodogie in ihrem Titel und gibt sich damit zufrieden. Die römische Kirche beansprucht alleinige Katholizität, aber in ihrem Eifer für das Papstthum beschränkt sie ihre Allgemeinheit durch den beschreibenden Ausdruck ‚römisch‘. Wir können unanfechtbare Beweise für unsern katholischen und apostolischen Ursprung und Herkunft vorlegen, und unser Name sollte diesen Charakter der Kirche zum Ausdruck bringen. Wir können auch beweisen, daß wir den orthodoxen Glauben halten und lehren; würden wir nicht so halten und lehren, so hätten wir keinen Grund für unsere Existenz. Unsere Orthodogie unterscheidet uns, wie von Romanisten, so auch von Protestanten. Rom ist katholisch, aber römisch und darum sectirerisch und in vielen Punkten nicht orthodox. Eine protestantische Denomination mag orthodox sein, aber sie ist gewiß nicht katholisch. Wir sind beides orthodox und katholisch, und unser Name sollte beide Ansprüche anzeigen, auf welche wir unsere Existenzberechtigung gründen. Sind wir nicht orthodox, so sind wir nicht besser als die römische Kirche. Sind wir nicht katholisch, so sind wir nicht besser als eine Secte. ‚Orthodox katholisch‘ bringt unsere Stellung voll und ganz zum Ausdruck.“ — Sobald der “Churchman” sich die Bedeutung der Ausdrücke „orthodox“ und „katholisch“ klar macht, wird er selber einsehen, daß weder der eine noch der andere Titel den Episcopalen beigelegt werden kann. Rechtgläubig wären sie, wenn ihre Lehre in allen Stücken der Schrift entspräche. Wie weit aber die Episcopalen von diesem Ziele entfernt sind, geht nicht bloß hervor aus den mancherlei Irrlehren, welchen sie huldigen, sondern auch daraus, daß sie den öffentlich an den Pranger gestellten Irrlehrer Briggs in ihre Gemeinschaft aufgenommen haben. Der Titel „katholisch“ aber kommt überhaupt keiner sichtbaren Particularkirche, sondern nur der unsichtbaren Kirche zu, weil eben nur diese und keine sichtbare Gemeinschaft alle Christen einschließt. Würden sich also die Episcopalen diesen Titel beilegen, so wäre das eine unverschämte, gottlose Anmaßung, welche sie billig dem Antichrist zu Rom überlassen sollten. Aus den „unanfechtbaren Beweisen“ für ihre apostolische Herkunft aber können die Episcopalen ebensowenig darthun, daß sie orthodox sind, als die Juden aus ihrer fleischlichen Abstammung von Abraham ihre Gotteskindschaft zu beweisen vermögen. Apostolisch ist jemand nicht deshalb, weil er von einem Apostel ordinirt worden ist, sondern weil er in allen Stücken am apostolischen Glauben festhält, was von den Episcopalen nicht gerühmt werden kann. Auf Grund dieser Thatsache müssen wir daher den Episcopalen nicht nur den Titel „orthodox katholisch“ abspprechen, sondern auch — wie “The Churchman” ganz richtig folgert — die Existenzberechtigung. F. B.

Inspirationslehre und “The Churchman”. “The Churchman” berichtet, daß W’ntosh in seiner Schrift “Is Christ Infallible and the Bible True?” mit großer Gelehrsamkeit zu zeigen versuche, daß die Bibel nicht bloß in ihren Glaubenslehren, sondern in jedem Punkte unfehlbar und wahr sei, und bemerkt dazu: “This strikes us as bibliolatry and as calculated to do the cause of Christianity in-

jury, if it should come to be regarded as the authoritative expression of Christian thought." Die Klar in der Schrift bezeugte göttliche Wahrheit von der absoluten Unfehlbarkeit der heiligen Schrift stellt somit der "Churchman" hin als eine der Kirche und dem Christentum gefährliche Lehre. Es ist der Teufel, der also durch den "Churchman" redet und, wie im Paradiese, dem Menschen weis zu machen sucht, daß Gott mit seiner Wahrheit des Menschen Feind, der Satan aber mit seinen Lügen sein wahrer Freund sei. J. B.

Particuläre Erlösung der Presbyterianer. "The Presbyterian" vom 19. Juni schreibt: "If it were asked, 'Did Christ die for all men?' a proper query, in return, would be, 'Which question do you want answered first?' for really two questions are asked. How so? Because the little word 'for' is ambiguous, and has a twofold significance. If it be meant, 'Did Christ die for men,' in the sense of making an atonement sufficient for all men? the answer must be, 'Yes' (1 John 2, 2). But if it be meant, 'Did Christ die for all men in the sense of intending thereby to save all?' the answer must be, 'No,' for some will be lost (Acts 1, 25. Rom. 2, 8. 9. 2 Thess. 1, 9)." — Hier wird also ausdrücklich geäußert, daß Christus mit seinem Leiden und Sterben die Absicht gehabt habe, alle Menschen selig zu machen. Christus habe zwar ein Lösegeld bezahlt, welches für alle Menschen ausreiche, aber er wolle nur, daß es etlichen, nicht allen nütze. Christus soll „für“ alle Menschen gestorben sein, ohne zu wollen, daß sein Tod allen nütze, da ja viele verloren gehen! Es liegt auf der Hand, daß auch dieser Versuch, den Calvinismus zu rechtfertigen und mit der Schrift zu beweisen, nur zu neuen Lästerungen und Schriftverbrehungen und zu offenbarem Unfönn führt. Das wird auch nicht eher anders werden, als bis die Presbyterianer das rationalistische Schließen und Folgern in der Theologie lassen und das Product ihres bisherigen Rationalistrens, den Calvinismus, von Herzen verdammen. Für eine gute Sache ist leicht kämpfen; in einer bösen Sache aber wird auch der Scharfsinnigste zum Narren. J. B.

Die Lehre von der Dreieinigkeit und die Congregationalisten. Auf die Frage, ob man von der Dreieinigkeit reden könne als „Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der Heilige Geist“ antwortet der Herausgeber des "Congregationalist": „Jesus hat gelehrt, daß Gott ein Geist ist und unser Vater. Jesus war ein Mensch, in jeder Beziehung menschlich wie wir. Er erklärte, daß der Vater offenbart sei in ihm, dem Sohne, der nur das thue, was der Vater thut. Jesus sagt, daß der Heilige Geist vom Vater und Sohn gesandt werde, deren Einheit vollkommen ist. Um Gott zu fassen, muß ich daher an Vater, Sohn und Heiligen Geist denken. In meiner Auffassung sind sie nicht drei Personen, sondern Offenbarungen Eines Gottes, mit wirklichen Unterschieden, die ich aber nicht völlig begreife.“ J. B.

Ueber die Mängel des protestantischen Gottesdienstes hat sich Sheran, ein papistischer Theologe, im "Independent" ausgesprochen. Das Thema ist auch von anderen Blättern aufgenommen und besprochen worden. Von den Liedern in protestantischen Kirchen, meint Sheran, sollten 80 Procent gestrichen werden, weil ihnen wirkliche Poesie abgehe. Dazu komme, daß die Musik durch Arien aus Opfern entweiht würde. Was sodann die Predigt betrifft, so dürfe das Sensationelle bedeutend vermindert werden. Auch werde in protestantischen Kirchen zu viel gesprochen und gelacht. Endlich seien die Kirchen viel zu kahl und schmucklos. „Wir glauben“ — sagt "The Churchman" — „daß dieser letzte Punkt der wichtigste von allen ist.“ — Der eigentliche Mangel in den Sectenkirchen wird natürlich von Sheran nicht genannt, daß nämlich der Regel nach weder das Gesetz noch das Evan-

gelium recht gepredigt wird. Das Gesetz nicht, denn es wird nicht gepredigt in aller Schärfe, um Erkenntniß der Sünde zu wirken. Das Evangelium nicht, denn die Lehre von der Vergebung der Sünden um Christi willen durch den Glauben wird je länger je mehr den Secten ein tief verborgenes Geheimniß. Hier aber müssen die Sectenkirchen einsehen, wenn ihnen geholfen werden soll. Daß der blinde Papist Sieran dies nicht hervorgehoben hat, wundert uns nicht. Von den heutigen papistischen Theologen gilt eben heute noch, was die Apologie von den Scholastikern sagt, wenn sie z. B. schreibt: „Von demselben Glauben und Erkenntniß Christi ist nicht eine Syllabe, nicht ein Titel in allen Büchern der Widersacher.“ (Müller, S. 96, § 47.)

F. W.

John Alexander Dowie in Chicago. Folgende Auszüge aus einer kürzlich von Dowie gehaltenen Predigt wurden in den verschiedensten Blättern mitgetheilt: „Ich bin Elias, der Prophet, der zum erstenmal als Elias selbst, zum zweitenmal als Johannes der Täufer und nun zum drittenmal in mir kommt, dem Wiederhersteller aller Dinge. Elias war ein Prophet, Johannes war ein Prediger, aber in mir vereinigen sich die Eigenschaften des Propheten, des Priesters, des Herrschers über Menschen. Ja, schaut mich staunend an. Ich sage es ohne fürchtames Zaudern. Braucht das gegen mich, wie ihr wollt, ihr elenden Buben im kirchlichen Gewande. Ich bin die natürliche und die geistliche Verkörperung des Elias, und meine dritte Zukunft auf Erden ist von Maleachi, von meinem Gott selbst, von seinem Sohn Jesus, von Petrus und, vor 3000 Jahren, von Moses prophezeit worden. Alle, die glauben, daß ich dies alles in voller Wahrheit bin, sollen aufstehen.“ (Mehr als 3000 Zuhörer von den 5000, die sich im Auditorium zu Chicago eingefunden hatten, erhoben sich.) „Ich biete euch allen Troß, ihr Feiglinge, ihr Hunde. Ich biete euch Ärzten Troß, die ihr durch giftige Arzneien tödlet. Ich biete euch Advocaten und Gerichten Troß, die ihr Zion zu tödten sucht. Ich biete euch Redacturen verlogener Blätter Troß, die ihr mich von meiner Kirche zu vertreiben sucht. Ich werde mein Werk nicht einstellen. Ich bin zu diesem Werk von Gott verordnet. Ich bin der Wiederhersteller aller Dinge. Ich biete euch Troß.“ — „Versteht wohl, was ich meine. Ich werde mir in meine Regierungsweise nicht hineinreden lassen. Ich bin gekommen, um die Theokratie, rein und lauter, zu proclamiren, eine Regierung von Gott, durch Gott und für Gott, und ich werde nicht eher ruhen, als bis alle anderen Regierungsformen von der Erde verschwunden sind. Ihr redet von eurer Demokratie. Ach was! Ich sage euch, die Demokratie ist gewogen und zu leicht befunden worden. ‚Die Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk‘ — albernes Gewäsch. Ich stehe treu zur Fahne und will nichts von Revolution wissen, aber ich fordere jetzt und hier, daß der Name Gottes zuoberst in der Constitution der Vereinigten Staaten gestellt und die oberste Gewalt Gottes über alle Dinge darin anerkannt werde.“ — „Hört denn die erste Botschaft des Propheten: Ihr müßt eure Rehten und Opfer in die Borrathskammer Gottes bezahlen. Verflucht müßt ihr sein, wenn ihr seinem Hause die Fülle rauben wollt, indem ihr seinem Willen, den er durch Elias kund thut, nicht gehorcht. Ich bin gekommen, um den Mammonsdiens in allen seinen Formen zu bekämpfen.“

F. W.

Von der Roth, welche viele Jugendvereine den Sectengemeinden verursachen, schreibt „Der Sendbote“ also: „Unter unseren englischen Brüdern wird gegenwärtig die Frage besprochen: ‚Ist die Jugendvereins-Bewegung ein Fehlschlag?‘ Aus den mancherlei Erörterungen geht eine scharfe Meinungsverschiedenheit hervor. Die bejahende Seite hebt hervor, daß der Jugendverein eine Neigung zeigt, allzu unabhängig von der Gemeinde voranzugehen, seine Versammlungen über die der Gemeinde zu erheben. Die jungen Leute gebaren sich, als wären Prediger und

Gemeinde nur da, um ihren Wünschen und Anordnungen zu entsprechen. Es wird angegeben, daß viele die Gebetsstunde des Jugendvereins vor dem Abendgottesdienst am Sonntag so hoch schätzen, daß sie von demselben sich entfernen, um spazieren zu gehen, und dergleichen mehr. Es wird, kurz gefaßt, behauptet: der Jugendverein entwöhne die jungen Leute von der Gemeinde und diene eher zur Schwächung derselben, als zur wahren Förderung des Wertes Christi.“ Vereine, welche Union und Indifferentismus anstreben, somit sündliche Zwecke verfolgen und aus den gottgewollten Schranken heraustreten und unabhängig von der Gemeinde das Werk der Kirche treiben wollen, also sündliche Mittel in Anwendung bringen, können der Kirche nur zum Schaden gereichen.

J. B.

Pan-American Bible Study-Congress. Dieser Congress soll vom 17. bis 21. Juli in Buffalo abgehalten werden. Aus 16 Staaten werden 14 religiöse Gemeinschaften (auch Juden) gegenwärtig sein, und von 88 Rednern sollen Vorträge gehalten werden. Hauptgegenstand der Verhandlungen werden die verschiedenen Methoden des Bibelstudiums sein. Der Charakter des Congresses soll "non-partisan, non-sectarian, non-ecclesiastical, and non-polemic" sein. — Auch dies ist ein utopisches, unmögliches Unternehmen. Die Methode des Bibelstudiums ist bedingt durch die Beschaffenheit der heiligen Schrift. Wird nun bei diesen Verhandlungen außer Acht gelassen, daß die Schrift das inspirirte, von Christo zeugende Wort Gottes ist, so fehlt die einzig richtige Grundlage für eine Darlegung der rechten Methode des Bibelstudiums. Geht der Congress aber von der Inspiration aus, so ist es auch geschehen um das "non-sectarian" und "non-polemic". In der Theologie gibt es nirgends ein neutrales Gebiet. Wer nicht Stellung nehmen will für die Wahrheit, stellt sich eo ipso in das Lager der Feinde der Wahrheit.

J. B.

Die höhere Kritik betreffend sagt der "New York Observer": "The difficulty about Higher Criticism is in its results; there is no consensus worth mentioning for any long time. One critic is conservative, another destructive. One year brings a theory, the next year dissolves it. The whole mass of Scripture subjects under critical study is in a worse mess than any scientific muddle that we can remember, and each critic is stirring with his own ladle this witches'-broth. Let no one be in haste to swallow it." — Das ist ohne Zweifel richtig. Aus ihren Früchten kann man erkennen, daß die höhere Kritik keine Himmelstochter ist, sondern aus dem Abgrunde stammt. Ihren teuflischen Ursprung verräth aber die höhere Kritik nicht erst am Ende in ihren Resultaten, sondern auch gleich zu Anfang in ihrem Princip. Die höhere Kritik geht nämlich aus von dem falschen Satze, daß die heilige Schrift begriffen und behandelt werden muß als natürliches Product ihrer Zeit und Umgebung, als Frucht natürlicher Evolution. Geleugnet ist damit das Wunder, die besondere göttliche Offenbarung und die Inspiration. In unserer Zeit fehlt es nicht an solchen, die ab und zu ihre Stimme erheben wider die traurigen Resultate der Kritik — feuerfest gegen die Kritik selber ist aber nur der, welcher an der Verbalinspiration festhält.

J. B.

Daß auch Unterhaltungen in der Kirche die Leute nicht bei der Kirche zu erhalten vermögen, gesehen jezt auch die Secten zu. Der "Herald and Presbyter" schreibt: „Wer populäre Vorträge an die Stelle von Predigten des Evangeliums setzt, um Sonntags die Kirche zu füllen, wird früher oder später finden, daß er einen großen Fehler macht. Hören die Unterhaltungen auf, so bleibt auch der Kirchenbesuch aus. Verlassen kann man sich nur auf die Leute, welche grundsätzlich kommen und einen Segen erwarten. Es ist darum nicht wohl gethan, wenn man die Kanzel verwandelt in eine Rednerbühne und die Kirche in eine Concerthalle.“ Nur

die klare Erkenntniß, daß der Zweck der Kirche nur der ist, dem verlorenen Sünder das einzige Heilmittel darzubieten, das Evangelium von Christo, bewahrt Prediger und Gemeinde vor großen Thorheiten und Fehlgriffen.

F. B.

Die bagen Begriffe von Christenthum, welche in den sogenannten christlichen Ländern existiren, kamen auch bei einem Schulstreit im District of Columbia zum Vorschein. Die Schulbehörde nahm den Standpunkt ein, daß eine „göttliche Vorsehung“ in den Staatschulen, resp. in den in den Staatschulen gebrauchten Büchern anerkannt werden könne, da nach einer Entscheidung der Supreme Court das Christenthum die Religion unseres Volkes sei. So stehen Millionen sogenannter Christen. Die Anerkennung einer „göttlichen Vorsehung“ halten sie für einen genügenden Beweis des Christenthums. Daß der Glaube an Christum, den Sünderheiland, das Wesen des Christenthums ausmache, ist in der äußeren Christenheit schier vergessen.

F. B.

Die Klagen über den Charakter der weltlichen Presse sind sehr berechtigt. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß wir den Charakter der weltlichen Presse nicht ändern werden, solange die Welt Welt bleibt. Ganz richtig sagt der „Lutheran“ von den weltlichen Zeitungen: „They print what the people wish to read.“ Die Herausgabe einer weltlichen Zeitung wird fast durchweg als ein Geschäft betrieben. Das Geschäft aber soll sich bezahlen. Würde nun die große Masse des Volks „a clean paper“ fordern, so würde man im Interesse des Geschäfts ein solches Blatt herstellen. Nun aber verlangt die große Masse des Volks in der Tageszeitung „public scandals, the popular follies, the crooked and perverse events of life, etc.“ So wird man im Interesse des Geschäfts der Welt bieten, wonach sie verlangt. Luther würde die große Masse der Journalisten unserer Zeit „des Teufels Schmutzführer“ in einem eminenten Sinne nennen. Und die Christen, welche Zeitungen herausgeben, müssen fortwährend auf der Hut sein, daß sie nicht auch das Geschäft zu ihrem Gott machen und aus Geschäftsbrüdfichten an der allgemeinen Schmutzfinkerei sich betheiligen.

F. B.

Eine Zumuthung. In einem an die Pastoren von St. Louis gerichteten Circular werden die Pastoren (auch die lutherischen) aufgefordert, am 30. Juni über „Die Bedeutung der Flagge“ (The meaning of the flag) zu predigen, um auf diese Weise zu einem „revival of civic patriotism“ beizutragen. In dem Circular wird ausdrücklich bemerkt, daß diese Aufforderung von „einer Anzahl Pastoren“ angeregt sei. Dies kennzeichnet den amerikanischen Durchschnittspastor, der nicht Sünder durch die Predigt von Christo dem Gekreuzigten selig machen, sondern „loyale amerikanische Bürger“ erziehen will. Und was für „loyale amerikanische Bürger“ kommen dabei heraus? Weltliche Zeitungen haben nicht ganz unrecht, wenn sie behaupten, daß der „amerikanische Pastor“ nur zu häufig die schlimmste Sorte von Patriotismus, das Jingothum, vertrete. Gott bewahre die lutherische Kirche Americas vor den Wegen der amerikanischen Secten! F. B.

Die Macht des Glaubens betreffend schreibt „The Independent“: „Unser weiser und vortrefflicher Freund ‘Dicast’ hat eine etwas sonderbare Vorstellung vom Glauben, den er als die ‚Quelle aller Kraft‘ bezeichnet, der physischen sowohl wie der geistlichen, daß es sonach keine rhetorische Uebertreibung war, als unser Herr sagte, daß seine Jünger, wenn sie Glauben hätten, Berge versetzen könnten und daß ihnen nichts unmöglich sein werde. . . Wir wissen etwas von dem nexus physischer Kräfte. Wir kennen die physischen Mittel, durch welche eine physische Veränderung erzielt wird, und niemals bringen wir sie zu Stande durch bloßes Glauben oder Wollen. Der frömmste Einsiedler kann durch einen Act seines Glaubens oder Willens noch nicht einmal die Last einer Ameise heben, geschweige denn

Berge.“ — Aehnliche Argumentationen lieft man jetzt öfters, wenn es gilt, die Annahmen und Schwärmereien der Mrs. Eddy und anderer zurückzuweisen. Man schüttet das Kind mit dem Bade aus und leugnet die Wunder überhaupt. Glaube, christlicher Glaube ist immer nur diejenige Zuversicht, welche ein klares Wort Gottes für sich hat. Jedes andere Vertrauen und Glauben ist Schwärmerei und ohnmächtiger Wahn. Der Glaube aber, welcher ein klares Wort Gottes für sich hat, ist unfehlbar mächtig. In sich selber zwar ist auch dieser Glaube ohnmächtig, und aus sich selber vermag er nichts. Glauben, vertrauen heißt ja hier, von sich wegschauen und auf Gott und sein Wort blicken und von daher die kräftige Hilfe erwarten. Durch das Wort Gottes aber, an welches sich der Glaube hält, wird er mächtig, ja, stellt sich die Allmacht Gottes selber in seinen Dienst. Daß wir jetzt nicht mehr auf dem Wasser gehen, Todte erwecken zc., kommt daher, weil Gott uns die entsprechenden Verheißungen nicht gegeben hat, wir also auch Gottes Macht in diesen Stücken nicht in unsern Dienst ziehen können. Consequenter Weise kann nur der die Möglichkeit der Wunder leugnen, der an keinen persönlichen, allmächtigen Gott glaubt. Atheistischer Pantheismus liegt der modernen Wunderscheu zu Grunde. Das gilt auch von den modernen Theologen, von welchen z. B. Harnack schreibt: „Was in Zeit und Raum geschieht, unterliegt den allgemeinen Gesetzen der Bewegung, und also in diesem Sinn, das heißt, als Durchbruch des Naturzusammenhanges, kann es kein Wunder geben.“

F. B.

Die Religion der Naturforscher. Die „Ref. Rztg.“ schreibt: „In seiner Schrift ‚Die Religion der Naturforscher‘ hat der Naturforscher Dr. Demmert sich die Aufgabe gestellt, die Behauptung des Unglaubens, daß ‚fast ohne Ausnahme alle Naturforscher und Sternkundige durchaus ungläubig sind‘, an der Hand der Thatfachen auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen. Das Resultat dieser Prüfung dürfte nicht nur für die Ungläubigen, sondern auch für viele Befenner Christi ein unerwartetes sein. Dr. Demmert hat die religiöse Stellung aller bedeutenden Naturforscher seit dem Alterthum bis in die Gegenwart geprüft. Es sind im Ganzen 300 gewesen. Von 38 konnte er den religiösen Standpunkt nicht feststellen. Von den übrigen 262 aber sind 242 Gottesgläubige im weitern Sinn, die andern 20 aber gleichgültig und ungläubig. Nur fünf, die der jüngsten Vergangenheit angehören, sind Christenthumsfeindliche Materialisten gewesen. Mit andern Worten: Von den 262 Forschern waren weniger als zwei Procent ungläubig, nicht ganz sechs Procent gleichgültig, hingegen 92 Procent bekannten ihren Glauben an Gott. Wie weit sich der einzelne Forscher mehr nach rechts oder links neigte, ist nicht immer festzustellen. Waren viele in ihren religiösen Ansichten ohne Frage freisinnig, so war ein nicht zu verachtender Procentsatz streng kirchlich.“ — Die Behauptung: „Tres physici, duo athei“ ist hiernach eine starke Uebertreibung. Wenn übrigens ein Naturforscher sich dem Unglauben in die Arme wirft, so hat das nicht etwa seinen Grund in der Wissenschaft, mit welcher er sich beschäftigt (denn die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Erde verkündigt seiner Hände Werk), sondern in der Bosheit seines Herzens und in dem Dienst der Sünde, welchem er ergeben ist und von dem er nicht lassen will. Nicht das Buch der Natur, sondern der fleischliche, gottfeindliche Sinn des natürlichen Menschen ist Quelle des Sazes: Es ist kein Gott.

F. B.

Religion und Wissenschaft. „The Lutheran World“ schreibt: „Ab und zu hört man von dem Streit zwischen Wissenschaft und Religion. . . . Solch einen Streit gibt es aber nicht und kann es auch nicht geben. Religion hat es eben zu thun mit dem Verhältniß der menschlichen Seele zu Gott, und zwischen einem Verhältniß dieser Art und der Wissenschaft kann es keinerlei Streit geben.“ — Diese Antwort genügt nicht. Unter Religion oder Christenthum verstehen eben diejenigen,

welche einen Widerstreit derselben mit der Wissenschaft behaupten, die in der heiligen Schrift niedergelegten Lehren und Wahrheiten des Christenthums und was mit demselben zusammenhängt. Die richtige Antwort ist die, welche je und je die lutherischen Theologen gegeben haben: Der unfehlbare Gott ist der Urheber sowohl der Natur und aller Wahrheiten, die sie birgt, als auch der heiligen Schrift und aller ihrer Lehren. Die Natur hat Gott geschaffen und die Bibel hat Gott wörtlich inspirirt. Das Buch der Natur enthält nur Wahrheiten, und die heilige Schrift kann nicht gebrochen werden. Wenn darum irgend eine Theorie irgend einer Wissenschaft mit einem klaren Wort der Schrift in Conflict kommt, so hat weder die Natur noch die Schrift geirrt, wohl aber die „Wissenschaft“. Aus den Thatsachen der Natur hat sie eben, wie das so unzählig oft der Fall ist, einen falschen Schluß gezogen. F. B.

Die Sündfluth und geologische Forschungen. Prof. G. F. Wright vom Oberlin College, der im vorigen Jahre die geologischen Formationen in Asien studirt hat mit besonderer Berücksichtigung der Thatsachen, die sich auf die Sündfluth beziehen, schrieb von Jerusalem aus an einen Freund: „Ich habe unwidersprechliche Beweise gefunden von einer ausgedehnten Ueberschwemmung des Landes bis an den Fuß des Berges Ararat und daß diese Ueberfluthung statt hatte nach dem Auftreten des Menschen auf der Erde. Die russischen Geologen haben vor kurzem Ueberbleibsel von Menschen gefunden tief unten in den mit der Fluth verbundenen Ablagerungen.“ — Die Geologen schließen in der Regel daraus, daß sie keine Ueberreste von Menschen in gewissen Ablagerungsschichten der Erdkruste gefunden haben, daß zu der Zeit, da diese Ablagerungen vor sich gingen, es auf der Erde noch keine Menschen gab. Daß man logisch so nicht schließen kann, selbst wenn gar keine Ueberreste von Menschen aufgefunden würden (die Ueberreste können ja aus irgend einem Grunde bisher nicht ans Tageslicht gefördert oder ganz vernichtet sein), merken die dialektisch meist schlecht geschulten Geologen nicht. Selbst wenn sie mit ihrer Nase auf Thatsachen wie die obigen stoßen, kommen sie selten zur Besinnung von dem Rausch der Theorie, die sie gefangen hält. F. B.

Vorurtheil in Sachen der Religion. Der Chinese Wu sagte vor kurzem in einer Rede: „Wir lassen uns leicht von Vorurtheilen leiten in Sachen, von welchen wir nichts verstehen. Manche Leute haben ein Vorurtheil gegen Schlangen. Sie halten alle für giftig und halten sich von allen fern. Der Naturforscher gibt sich die Mühe, ihre Schlupflöcher aufzusuchen. Er erkennt, daß zwar etliche giftig sind, die meisten aber harmlos. Mit der Zeit versteht er es, selbst die giftigen zu behandeln. Wenn nun der Naturforscher sein Vorurtheil gegen Schlangen zu überwinden vermag, so ist kein Grund vorhanden, warum wir nicht unser Vorurtheil gegen andere Rassen und Religionen überwinden könnten.“ — Aehnlich argumentiren alle gebildeten Verächter des Christenthums. Auch „The Independent“ bekennt sich zu den Sätzen Wu's. — Wie die Unionisten und Indifferentisten innerhalb der Christenheit behaupten, jede Denomination habe ihre Berechtigung, ihre besonderen Vorzüge, so erklären die Verächter des Christenthums: Eine Religion ist ungefähr so gut wie die andere, und wenn die Christen die heidnischen Religionen als falsch verurtheilen, so hat das seinen Grund in blindem Vorurtheil gegen andere Rassen und Religionen. Was nun aber die christliche Religion betrifft, so ist in derselben jedes Vorurtheil gegen verschiedene Geschlechter und Rassen aufgehoben, denn in Christo Jesu gilt weder Mann noch Weib, weder Knecht noch Freier, weder Jude noch Grieche, weder Chinese noch Germane. Nach der christlichen Religion sind alle Menschen ohne Ausnahme von Gott geliebt und erlöst, und allen ohne Unterschied soll das Evangelium verkündigt werden. Was aber die heidnischen Religionen betrifft, so betrachtet das Christenthum allerdings alle ohne Ausnahme

als Schlangen, und zwar als giftige Schlangen, welche die Menschen nur verderben und zur Hölle führen können. Und das nicht etwa aus unverständigem Vorurtheil, sondern weil alle heidnischen Religionen ohne Ausnahme die seelenmörderische Lehre führen, daß der Mensch durch seine eigenen Werke und Büßungen vor Gott gerecht wird. Diese Lehre aber stammt von der alten Schlange, welche im Paradiese Adam und Eva verführte. Die Stellung des Christenthums zum Heidenthum beruht somit nicht auf blindem Vorurtheil, sondern auf einem klaren Urtheil nach dem Maßstab der Wahrheit. Was aber die Stellung Wu's zum Christenthum betrifft, so hat sie allerdings ihren Grund im Vorurtheil, und zwar im Vorurtheil des natürlichen Herzens, das eben die Finsterniß mehr liebt als das Licht, und dessen Gesinnung Feindschaft wider Gott ist. Auch ist dies Vorurtheil solcher Art und so tief gewurzelt, daß nicht eigene Kraft, wie Wu meint, dasselbe zu heben vermag, sondern einzig und allein die Erleuchtung des Heiligen Geistes. J. B.

II. Auslaud.

Einheit des Glaubens zwischen Missionaren und der Heimathkirche. Bekanntlich hat die Breslauer Synode durch ihr Oberkirchencollegium beim Leipziger Missionscollegium Einsprache dagegen erhoben, daß dem Frankfurter Missionsverein fernerhin Stimmrecht in der Leipziger Mission gewährt werde, da die Frankfurter lutherische Kirche durch ihre Unterstellung unter ein unirtes Kirchenregiment den Charakter einer lutherischen Kirche verloren habe. Nun haben auch die Leipziger Missionare in Indien in der Sache das Wort ergriffen. Sie haben ein Gesamtschreiben an das Breslauer Oberkirchencollegium gerichtet, in welchem sie die Hoffnung aussprechen, daß es den „beiderseitigen Bemühungen“ gelingen werde, den „drohenden Bruch“ abzuwenden. Das Breslauer „Kirchenblatt“ vom 31. März bringt dieses Schreiben zum Abdruck und betont dann die Nothwendigkeit der Glaubenseinheit zwischen Mission und Heimathkirche in folgender Weise: „Die Missionare ziehen ja nicht bloß im Auftrag der Missionsleitung aus. Sie sind durch ihre Ordination in der Heimathkirche zugleich die Boten eben dieser Kirche. Aber gerade darum ist es so unbedingt nöthig, daß die am Missionswerk beteiligten Vereine auch voll und ganz aus dem Boden lutherischer Kirchen hervorgegangen sind. Nur dann wissen sich die Boten draußen eins mit der Kirche daheim. Kann dieses schöne, innige Verhältniß zwischen Missionar und Heimathkirche bestehen, wenn diese Kirche nicht mehr selbst eine bekennnistreue lutherische ist? Wenn die heimathliche Kirchenbehörde, die dem Missionar die Ordination ertheilen läßt, selbst nicht auf dem gleichen Bekenntnißgrund steht? Wenn der Missionar bei der Rückkehr in die Heimath und bei den Missionsfesten, die er mitfeiert, erst fragen muß: Ist für diese Gemeinde das lutherische oder das reformirte Bekenntniß maßgebend? Stehen meine Mitprediger auf lutherischem, unirtem oder reformirtem Standpunkte? Das ist es, was uns zu unserem Protest gegen das Frankfurter Stimmrecht nöthigte. Das ist's, was wir der Leipziger Mission dadurch bezeugen wollten und was wir als Grundlage ernstere gemeinsamer Arbeit fordern müssen. Nichts anderes. Man hat vermuthet, wir hätten andere Absichten, wir wollten etwa um jeden Preis von den lutherischen Landeskirchen uns absondern und allein ‚freikirchliche‘ Mission treiben. Doch wer die Schreiben unseres Oberkirchencollegiums, die jetzt veröffentlicht sind, aufmerksam liest, der wird erkennen, daß davon kein Wort die Rede ist. Immer ist es nur dies Eine, die unbedingte Wahrung des lutherischen Bekenntnißcharakters der beteiligten Kirchen, was wir fordern. Das Leipziger Missionscollegium dagegen meint, es sei die Leipziger Mission als solche nicht berufen, ihre Stimme gegen das etwaige Eindringen der Union in heimische

Kirchengebiete, die davon bisher vielleicht nicht berührt gewesen sind, zu erheben'. Ihre Aufgabe bestehe lediglich in der Verkündigung des lauterer Evangeliums an die Heiden. In die kirchlichen Kämpfe der Heimath dürfe man sie nicht hineinziehen. — Gewiß ist die Verkündigung des lauterer Evangeliums an die Heiden die eigentliche Aufgabe einer lutherischen Missionsgesellschaft. Aber sie kann diese Aufgabe, wie wir eben gezeigt haben, nur dann voll und ganz erfüllen, wenn sie auch an dem lauterer Bekenntnißcharakter der aussendenden Heimathkirchen festhält. Und darum kann sie im gegebenen Fall sich auch der Prüfung nicht entziehen, ob dieser Charakter durch das Eindringen der Union verloren gegangen ist. Bei der Frage der Stimmberechtigung wird diese Prüfung zur unerläßlichen Pflicht. Sie braucht sich im Uebrigen an den kirchlichen Kämpfen der Heimath nicht weiter zu betheiligen. Sie mag auch aus praktischen Gründen diese Prüfung auf möglichst einfache Weise vollziehen: Ist in der betreffenden Kirche das lutherische Bekenntniß publica doctrina? Werden alle Kirchendiener darauf verpflichtet? — Das genügt. Aber dann schwäche man den Ernst dieser Prüfung nicht ab durch die künstliche Unterscheidung eines noch lutherischen Kirchengebietes innerhalb einer unlutherischen Gesamtkirche. Das ist der Punkt, an welchem es zu einer Einigung kommen muß, wenn unsere Kirche weiter mit Freudigkeit an der Leipziger Mission mitarbeiten soll." So weit das Breslauer „Kirchenblatt“. Es hat vollkommen recht mit der Forderung, daß die ausgesandten Missionare Recht und Pflicht haben zu prüfen, ob die Heimathkirche noch lutherisch sei oder nicht. Aber darin irrt das „Kirchenblatt“, daß es einen viel zu äußerlichen Maßstab für die Prüfung an die Hand gibt. Was ist publica doctrina? Doch nicht das, worauf eine Kirchengemeinschaft noch — aus wer weiß was für Gründen — die Kirchendiener formell verpflichtet, sondern das, was in einer Kirchengemeinschaft thatsächlich gelehrt wird. Publica doctrina ist die Lehre, welche thatsächlich im Schwange geht. Es ist zwar sehr bequem, wenn man „aus praktischen Gründen“ die Prüfung einer Kirchengemeinschaft auf die Prüfung ihres Ordinationsformulars beschränkt. Aber das Richtige ist das sicherlich nicht. Es hat Leute gegeben, und es gibt heute auch noch solche Leute, die lassen sich auf das lutherische Bekenntniß verpflichten und lehren thatsächlich in fast allen Punkten der Lehre unlutherisch. Sie lehren falsch von der heiligen Schrift, von der Trinität, von der Person Christi, vom freien Willen, von der Befehrung, von der Rechtfertigung, von der Kirche &c. Soll man nun diese Irrlehrer und die Kirchengemeinschaft, die diese Irrlehrer gewähren läßt, für rechtgläubig und für seine Glaubensbrüder halten, weil bei der Ordination eine Verpflichtung auf die rechte Lehre stattgefunden hat und noch stattfindet? Der Herr Christus hat seiner Kirche nicht den Befehl gegeben: „Schafft euch ein richtiges Ordinationsformular an“, sondern: „Lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.“ (Matth. 28, 20.) Auch sagt er nicht: „So ihr euch auf die rechte Lehre verpflichten laßt, so seid ihr meine rechten Jünger“, sondern: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger.“ (Joh. 8, 31.)

J. P.

Die freie evangelisch-lutherische Kirche Preußens im Deutschen Reichstag. Die „A. E. K.“ berichtet: Seit langer Zeit, vielleicht überhaupt zum erstenmal, sind im Reichstag besondere Wünsche und Beschwerden der freien evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen zur Sprache gekommen. Bei Begründung des Antrags betreffend die Freiheit der Religionsübung führte der katholische Abgeordnete Dr. Bichler unter anderem mit Bezugnahme auf die Lage der evangelisch-lutherischen Kirche in den altpreußischen Provinzen, die dort vielfach altlutherische Kirche genannt wird, Folgendes aus: „Man hat wiederholt gesagt, daß dieser Antrag bloß den Zweck habe,

die Klagen der Katholiken zum Ausdruck zu bringen. Das hat uns vollständig fern gelegen nach dem ganzen Wortlaut unseres Antrages und auch nach der Tendenz desselben. Auch von anderer Seite werden die lebhaftesten Klagen laut. Ich habe z. B. hier eine weitläufige Auseinandersetzung über die Verhältnisse, wie sie bei den sogenannten Altlutheranern in Preußen bestehen. Die altlutheranischen Gemeinden beklagen sich, daß sie in sehr unparitätischer Weise behandelt würden, und daß speciell in der letzten Zeit auch hierin eine scharfe Aenderung der Verhältnisse eingetreten sei. Es kommen dort auch manche Dinge vor, von denen ich glaube, daß es im Interesse des Staates selbst wäre, wenn dieselben beseitigt würden. Wenn z. B. von der königlichen Regierung in Köslin eine Entscheidung dahin ergeht, daß ein Mann, der in der evangelisch-lutherischen Gemeinde von Hannover confirmirt worden ist und der sich nach seiner Uebersiedelung nach Pommern der dortigen evangelisch-lutherischen Gemeinde, also der altlutherischen Gemeinde, angeschlossen hat, zur unirten Landeskirche zu rechnen sei, da hören doch eigentlich die Begriffe und Vorstellungen auf. Der Mann ist zu den Steuern für die Landeskirche herangezogen worden, von Seiten der Regierung ist ihm die Aufklärung zugekommen, daß die hannoversch-lutherische Landeskirche und die altpreussische evangelische Kirche eine Einheit bilden, so daß also jeder Hannoveraner ohne Weiteres gezwungen ist, ein Mitglied der Landeskirche zu werden, sobald er nach Preußen übergeht. Er muß also, sobald er nach Preußen kommt, seinen Austritt aus der evangelischen Landeskirche bewirken, und dann erst kann er zur altlutheranischen Kirche gerechnet werden. Also ein Mann, der niemals der preussischen Landeskirche angehört hat und niemals angehören wollte, der soll nach dieser Bestimmung seinen Austritt aus dieser Kirche erklären, in die er niemals eingetreten war, und soll dann in eine Kirche übertreten, in der er geboren und erzogen ist. Und weiter, meine Herren, ist einem Pastor der Altlutheraner das Verbot zugegangen, daß er sich evangelisch-lutherischer Pfarrer nennen dürfe. Er hat sich von jeher so genannt, er ist als solcher in sein Amt sogar eingeführt worden, und auf einmal wird ihm nun verboten, sich diesen Titel zu geben, und das ist auch gegenüber einer Reclamation aufrecht erhalten worden. Meine Herren, ich meine, es ist doch besser, wenn in diesen Dingen eine Abhülfe geschaffen wird.“ Diese Darlegungen werden manchen überrascht haben, und viele mögen auch befremdet gewesen sein, daß gerade ein Centrumsredner die Gravamina der Lutheraner in den altpreussischen Provinzen zur Sprache gebracht hat. Nachdem aber keiner der circa 60 evangelisch-lutherischen Abgeordneten in der nur eintägigen Debatte zu Worte gekommen ist, mußte sich die evangelisch-lutherische Kirche auf einen Katholiken, den Domcapitular Dr. Pichler, angewiesen sehen. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß ein Eingriff des Reiches in die Kirchenhoheit der Einzelstaaten nicht erwünscht erscheint, und auch für die freie lutherische Kirche in Preußen wird die Erledigung ihrer Beschwerden durch die Staatsgesetzgebung erfolgen müssen. In dieser Beziehung eröffnet die Aeußerung des Reichstanzlers und preussischen Ministerpräsidenten Grafen Bülow, daß er persönlich für Gleichberechtigung aller Religionsgemeinschaften sei, allerdings die Hoffnung, daß die langjährigen Bitten des evangelisch-lutherischen Oberkirchencollegiums zu Breslau und seiner Kirchenglieder um paritätische Behandlung in Zukunft nicht nur im Landtag, sondern auch bei der Regierung Berücksichtigung finden. Möchte diese Hoffnung nicht getäuscht werden. — So richtig diese Worte sind, so übel lauten sie doch im Munde eines Anhängers des Papstes, der im Syllabus die Toleranz verdammt und gerade auch folgenden Satz als ketzerisch brandmarkt: Die Kirche hat nicht die Macht, Gewaltmittel anzuwenden noch irgend eine mittelbare oder unmittelbare zeitliche Gewalt.

J. B.

Lehrverpflichtung in der dänischen Landeskirche. Gegenwärtig regt sich eine mächtige Opposition gegen die Lehrverpflichtung in der dänischen Landeskirche. Die Geistlichen werden auf die Augsburger Confession verpflichtet. Veranlaßt ist die Bewegung durch die Maßregelung eines P. Jensen, der in dem streng pietistischen Fischerdorse Harbo-Dre gegen die Ewigkeit der Höllestrafen predigte und überhaupt liberalen Anschauungen huldigte. Obgleich ihm vom Bischof und vom Kirchenrathe deswegen ein Tadel ausgesprochen und Mäßigung empfohlen wurde, fühlte er sich doch gedrungen, weiter nach seiner Ueberzeugung zu predigen, und erhielt deswegen den Abschied. Diese Maßregelung erregte im Lande großes Aufsehen, zumal die Lehre von der Ewigkeit der Höllestrafen von einer Partei der dänischen Kirche, die man kurzweg die „innere Mission“ nennt, bei ihrer Verkündigung sehr in den Vordergrund gerückt wird. In Kopenhagen fand nun eine Protestversammlung gegen die Lehrverpflichtung statt. Ein wegen seiner freien Anschauungen freiwillig aus der Landeskirche ausgetretener Geistlicher leitete sie ein und behauptete, daß, an der Augsburger Confession gemessen, die ersten Größten der dänischen Kirche Ketzer seien und als solche ihr Amt hätten niederlegen müssen. Grundtvig, dieser „weite Luther“, setzte das Glaubensbekenntniß über das in der Bibel geoffenbarte Gotteswort, Bischof Martensen neigte entschieden zur Lehre von der Wiederbringung aller Dinge und erhoffte die endliche Seligkeit aller Menschen; der jetzige Bischof Stat Rørdane mache der Bibelkritik besonders in Bezug auf das Alte Testament Einräumungen, sogar der streng lutherisch-orthodoxe, confessionelle Wilhelm Bed, der Führer der „inneren Mission“, lehre ketzerisch von der Taufe, indem er die üblichen Tauffragen nicht an den Täufling, sondern an die Gevattern wolle gerichtet haben. Sei das Kirchenlehre? Nachdem dann noch P. Jensen seine Leidensgeschichte erzählt und sich als gemäßigter Reformier gezeigt hatte, entstand eine sehr erregte Debatte für oder wider die Lehrverpflichtung, und endlich nahm die Versammlung eine Resolution an, in der sie sich entschieden für Abschaffung des strengen Bekenntnisses aussprach und eine Verpflichtungsformel eingeführt wünschte, nach welcher der Geistliche sich nur verpflichte, seiner Ueberzeugung gemäß das Evangelium zu verkünden. (E. R. 3.)

Harnacks Vorlesungen über das Wesen des Christenthums beurtheilt der scharfsinnige, entschieden unchristliche Philosoph E. v. Hartmann in Berlin (also ein ganz unverbächtiger Zeuge), wie folgt: Harnack habe das, was man in der Weltgeschichte bisher als Christenthum gefannt, einfach über Bord geworfen. „Was dabei herauskommt“, schreibt Hartmann, „unterscheidet sich in der Lehre nicht wesentlich von dem Standpunkt eines Jesus Sirach, Hillel, Mendelssohn oder dem modernen Reformjudenthum. Die Person Jesu wird zu einem sanften, liebenswürdigen, volkstümlichen Rabbi, den jeder Reformjude von ganzem Herzen als Vertreter seiner Tendenzen reclamiren kann.“ Sehr gut! So ernten Leute von der Art Harnacks, obwohl sie sich mit ihren frechen Lästerungen das Lob der Ungläubigen verdienen wollen, doch auch von dieser Seite her nur Hohn und Spott. (2 Tim. 3, 1—9.)

(Freikirche.)

„**Warum er sterben mußte?**“ Unter dieser Ueberschrift bringt „Die christliche Welt“ eine Passionsbetrachtung von dem Ritschlianer H. W., in welcher es heißt: „Jesus ist vor allem für sich und nicht für andere gestorben. . . Er war ein Prophet. Was er erlebt hat, das hat ihm Gott gedeutet. Nichts hat er von andern verlangt, nichts hat er andere gelehrt, als was er selbst erlebt und was ihm sein Vater gedeutet hatte. In den Tagen vor seiner Ankunft in der Gegend von Cäsarea Philippi hat er das Tiefste und Schmerzhafteste erlebt, das Menschen lernen. Starke Herzen nur können diese Erkenntniß tragen und noch weiter an Gott glauben. Jesus hat schwer

gerungen, bis er sie tragen konnte. Und sein heftiges Wort an Petrus, der ihn nicht versteht, beweist noch die Gewalt des Kampfes. In ihm hat Jesus gelernt, was die Propheten aller Zeiten gewußt haben: ihr eigenes Glück und das Heil der Menschheit wird geschaffen allein durch das Leiden des Propheten. — Der Herr selber sagt Matth. 20, 28., daß er gekommen sei, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und sein Leben zu einer Erlösung für viele gebe. Die Ritschlianer dagegen behaupten: „Jesus ist vor allem für sich und nicht für andere gestorben.“ Jesus forderte den Glauben an seine Person als zur Seligkeit unerläßlich nothwendig, wenn er z. B. spricht Joh. 8, 24.: „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden.“ Die Ritschlianer aber behaupten: „Nichts hat er von andern verlangt, nichts hat er andere gelehrt, als was er selbst erlebt und was ihm sein Vater gedeutet hatte.“ Mit Recht sagt die „E. K. Z.“, der wir obiges Citat entnommen haben: „Das ist eine Irrlehre, die den Nerv des Evangeliums zerschneidet.“
F. B.

Eine bittere Kritik wider Willen erfährt das Harnack'sche Christenthum in einem zustimmenden Aufsatze, den der freireligiöse Prediger Schneider in Mannheim in dem neuesten Hefte von Karl Sängers Zeitschrift „Das freie Wort“ bringt. Wenn er Harnack's Buch, „Wesen des Christenthums“, „eine glänzende Rechtfertigung des Unglaubens und eine Kriegserklärung gegen die Bekenntniskirche unserer Tage, wie sie schroffer kaum gegeben werden kann“, nennt, so hat er von seinem Standpunkt aus recht. Nach Harnack ist nach Jesu Abschied von der Welt von dessen Lehre nichts, gar nichts geblieben, kein Apostel, auch Paulus nicht, hat ihn verstanden, Luther hat etwas ganz Unfertiges hinterlassen und sich in grundlegenden Irrthümern befunden, die spätere Zeit hat Luther noch überluthert, indem sie das Bekenntniß zu etwas Heilsnothwendigem gemacht habe, und so drohe die evangelische Kirche zu einem kümmerlichen Dublett der römisch-katholischen zu werden. Schneider meint „eine Propagandaschrift der freireligiösen Gemeinden zu lesen, wenn er Harnack's „Wesen des Christenthums“ durchgeht“. Aber nicht bloß mit Harnack's Auffassung des Christenthums, sondern auch mit dessen Gedanken über die Principien der Religion schlechtweg ist der freireligiöse Prediger einverstanden, da Harnack erkläre, die Religion müsse „unabhängig sein von kirchlicher Lehre, von Priester, Cultus und Bibelbuch“. „Uneingeschränkte Freiheit und Individualität in Aussprache und Lehre, darin gipfelt schließlich die große Forderung Harnack's für das religiöse Leben der Gegenwart.“ Mit Genugthuung stellt er fest, daß Harnack die „völlige Grund- und Zwecklosigkeit des christlichen Glaubens an den gekreuzigten, gestorbenen und auferstandenen Christus“ lehrt, und als der Gipfelpunkt der Harnack'schen „Theologie“ erscheint es ihm, daß nach dieser „nicht viel verloren ist“, wenn auch der Gott und Vater im Himmel, der die Paare aus dem Haupte gezählt und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, verworfen wird. — Der Mann hat recht; wie auch wir schon im vorigen Jahre bald nach Erscheinen des Buches nachgewiesen haben, bleibt in dem Harnack'schen Buche von dem, was man Christenthum nennt, nichts übrig — alles ist nach ihm lediglich das Product geschichtlicher Entwicklung, der Glaube an Gott, wie der an Christus, der objective Wahrheitsgehalt, wird fallen gelassen. Was als „Wesen des Christenthums“ übrig bleibt, ist ein Niedererschlag von Moral, welche andere auch dem Buddhismus zuschreiben.
(Reichsbote.)

„Gehört Christus in das Evangelium?“ Die Berliner Pastoralconferenz nahm nach dem Vortrage von Professor Dr. Kaehler über „Gehört Christus in das Evangelium?“ einstimmig folgende Erklärung an: „Die Pastoralconferenz will zwar in Professor Dr. Harnack's Vorlesungen über das Wesen des Christenthums die

Absicht nicht verkennen, unserem vielfach entchristlichten Geschlecht die Segnungen des Christenthums wieder nahe zu bringen; aber sie spricht ihre Ueberzeugung dahin aus, daß der Inhalt dieser Vorlesungen durch das Zurücksinken in den oberflächlichen Standpunkt eines überwundenen Nationalismus, wie durch das Zurückstellen des nach Schrift und Geschichte Wesentlichen des Christenthums weder dem historischen Verständniß noch dem wahren Evangelium, noch dem menschlichen Bedürfniß genügt. Sie bezeugt mit den Reformatoren und den Gläubigen aller Zeiten, die durch die Kraft des Heiligen Geistes geredet haben, daß Christus, der Sohn Gottes, in unzerreißbarem Zusammenhange mit dem Evangelium im Worte Gottes der Herzpunkt des Christenthums bleiben muß, und bekennet: Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn! — Gerade dadurch unterscheidet sich das Christenthum von jeder anderen philosophischen Lehre, daß es die Seligkeit an die Person Christi bindet. Während alle Lehrer moralischer Systeme von ihrer Person weg und auf die Lehre, die sie führen, hinweisen, ruft Christus allen Menschen zu: „So ihr nicht glaubet, daß ich es sei, so werdet ihr sterben in euren Sünden“, Joh. 8, 24. Christi Person und Werk, das ist Inhalt und Gegenstand des Evangeliums. Harnacks „Christenthum ohne Christum“ aber ist ein castrirtes Evangelium. F. D.

Bismarck und die Lehre von der Inspiration. In seinen „Briefen an seine Braut und Gattin“ spricht Bismarck vom 4. März 1847 sich also aus: „Ich weiß nicht, ob ich Dir etwas Neues sage, wenn ich erkläre, daß auch ich nicht alles bisher habe annehmen können, was in der Bibel geschrieben steht. Ich glaube zwar, daß sie Gottes Wort enthält, aber nur so, wie es uns durch Menschen, die, wenn auch die heiligsten, doch der Sünde und dem Mißverständniß unterworfen waren, hat übermacht und mitgetheilt werden können. Denn solche Menschen waren die Apostel und die anderen Verfasser der heiligen Schriften und konnten daher Gottes Wort, selbst wenn es ihnen, wie den Aposteln, direct zukam, nur nach ihrer menschlichen Eigenthümlichkeit auffassen und wiedergeben, um so mehr, wenn es ihnen, wie dem Evangelisten Lucas, erst durch mehrfache menschliche Vermittelung, nicht vom Herrn selbst, zugging. Du weißt, daß Paulus erst nach Christi Scheiden sich bekehrte, daß der genannte Evangelist erst ein späterer Schüler der Apostel und anderer Schüler war. Ich lege daher, wo ich zweifelhaft bin, auch mehr Gewicht auf Stellen aus den Schriften der Apostel selbst, als auf die Pauli und des Genannten. Du wirst mir dagegen die Ausgießung des Heiligen Geistes über jene Verfasser und die fernerweite Mittheilung desselben an ihre Schüler anführen, und daß es vermessen ist, auf diese Weise nach individuellem Ermessen die Schrift beurtheilen zu wollen, und darin magst Du wohl Recht haben. Ich will, wenn es Dir nicht unlieb ist, mündlich mehr mit Dir über diesen Artikel und über das Fundament meiner Ansicht sprechen; das geschriebene Wort sagt mir immer zu viel und wird so leicht weiter gebeutet und mißverstanden. Und dann möchte ich gern selbst den Schein davon vermeiden, als wollte ich Dich irgendwie zu Glaubensvorgängen, wie sie in mir gerade arbeiten, hinüberziehen; es ist mir so sehr lieb, wenn Du bei dem, was Du für wahr erkannt hast, unerschütterlich festhältst, und ich würde es mir zur Sünde rechnen, wenn durch meine Schuld das Mindeste in Dir wankend werden könnte. Ich habe das Vorstehende bloß um der Offenheit willen ausgesprochen und nicht als ein Resultat, welches ich im Glauben gewonnen hätte, sondern als eine Station, auf der ich mich gerade befinde, und von der mir Gott weiter helfen wird, wie er mir bisher geholfen hat.“ — Den Citaten der „A. E. R.“ zufolge, der wir obige Stelle entnommen haben, scheint Bismarck auch später nicht viel weiter gekommen zu sein. Dafür spricht auch seine skeptische Stellung zur Kirche

und ihren Lehren, die er bis zuletzt ignorirt hat. Wer die wörtliche Inspiration leugnet, kann in geistlichen Fragen zu keiner Gewißheit gelangen. J. B.

Wer ist der „Knecht des Herrn“ im Propheten Jesaias? Die Antworten, welche in neuester Zeit auf diese Frage gegeben sind, lassen sich nach der „E. R. Z.“ in drei Klassen eintheilen: die einen halten den Knecht Gottes für das Volk Israel. So Wellhausen (Israel u. jüd. Geschichte), wenn er sagte, daß der Ebed Jahve Israel sei als Träger der Wahrheit und ihr Vermittler an die Heiden. „Es wäre vermessend, von dieser Deutung abzuweichen und an ein Individuum zu denken.“ Ganz ähnlich urtheilt Marti in der von ihm neu herausgegebenen Alt. Theologie Kayser's und in seinem kurzen Hand-Commentar zu Jesaias (1900), wo er zu dem Schluß kommt: „Ueberall hat sich die Deutung des Knechtes Gottes auf Israel als die allein dem Wortlaut voll und ganz entsprechende ergeben.“ Auch Rosters, der sich Th. L., 588—599, 1896, über diese Frage geäußert, weist die individuelle Deutung ab, „der Ebed Jahve sei die Gemeinde“. Endlich versucht Budde in seinem „Minoritätsvotum“ nachzuweisen, daß der Ebed Jahve-Begriff aller Vieder das Volk bezeichne. Dasselbe meint im Anschluß an Giesebrechts Beiträge zur Jesaiakritik Smend in seiner Alttestamentlichen Religionsgeschichte, 1899. Von den Gelehrten dieser Klasse unterscheiden sich sehr scharf alle diejenigen, welche den Ebed Jahve individuell fassen. Und innerhalb dieser lassen sich wieder zwei Anschauungen unterscheiden: die eine, nach welcher der Ebed Jahve eine historische Individualität sein soll, und die andere, nach welcher in den Ebed Jahve-Stücken eine Idealgestalt gezeichnet werden soll. Jener Anschauung huldigen z. B. Duhm (Commentar zu Jesaia, 1892), welcher in dem Ebed Jahve einen Choralehrer, Schian (in seiner Monographie über die Ebed Jahve-Lieder, 1895), welcher im Gottesknecht einen Märtyrer, Rittel (in seiner Bearbeitung des Jesaias von Dillmann, 1898), welcher das schuldlose Todesleiden eines Leiters der exilischen Gemeinde, und endlich Sellin selbst, der (in seinem Serubbabel, 1898) in dem Ebed Jahve den gekreuzigten messianischen König Serubbabel gefunden zu haben glaubte. Nicht eine historische, sondern eine Idealgestalt finden in den Ebed Jahve-Liedern gezeichnet: Ley, Stud. u. Krit., 1899 (Ebed Jahve = der ideale Messias), Cheyne (Einleitung in das Buch des Jesaias, 1895. Deutsch von Böhmer): „Ebed Jahve ist der Genius Israels, wie er in seinen größten Propheten Fleisch geworden“, Laue (Ebed Jahve-Lieder im Jesaias, 1898): „Ebed Jahve ist der Messias“, und endlich Falktrug (Der Gottesknecht des Deuterojesaias, 1899), nach welchem der Ebed Jahve jener Vieder der von den Propheten erhoffte Befreier aus dem Exile ist.“ — Der Grund, warum die modernen Exegeten unter dem „Knecht des Herrn“ nicht Christum verstehen zu dürfen meinen, ist das rationalistische Vorurtheil: Wunder und Weissagungen gibt es nicht. „Wenn aber die moderne Forschung consequent sein wollte, so müßte sie behaupten, daß die Ebed Jahve-Lieder nur von einem Christen geschrieben sein könnten; dann wären sie wenigstens wirklich das, was sie eigentlich nach dieser Anschauung nur sein dürften, ein vaticinium post eventum.“

J. B.

„Ein Beweis für die Wahrheit des reformirten Bekenntnisses, namentlich ihrer Abendmahllehre, ist mir immer mehr die geschichtliche Thatsache, daß die reformirte Kirche das Zeugniß der Verfolgung nicht bloß durch die Katholiken, auch durch die Lutheraner hat. Dieses Zeugniß hat der Herr selbst als Siegel für den rechten Standpunkt seiner Bekenner zu ihm gekennzeichnet, so Matth. 10, 22.“ — So schreibt Siedersleben in seiner „Geschichte der Union in der evangelischen Landeskirche Anhalts“. Dieses historische Argument für die reformirte Lehre vom Abendmahl leidet aber an demselben Fehler, an welchem der reformirte Schriftbeweis laborirt. Beide beruhen auf kühnen Behauptungen und handgreiflichen

Verdrehungen der Thatfachen in ihr Gegentheil. Wenn nämlich irgend eine historische Thatfache feststeht, so ist es die, daß die Reformirten von Anfang an mit List und Gewalt ihre falsche Abendmahllehre in lutherische Länder einzuführen suchten. Soll darum in Glaubenssachen die Anwendung böser Mittel (List und Gewalt) Kriterium der Unwahrheit und der falschen Kirche sein, so müssen wir auch von diesem Gesichtspunkte aus die reformirte Lehre und Kirche verurtheilen. F. B.

The Revised Version. An die General Convention der Episkopalen ist aus Massachusetts das Gesuch gerichtet worden, daß man den Bischöfen Recht gebe, den Gebrauch der Revised Version in den Kirchen zu gestatten, wie das in England geschehen sei. In England wurde nämlich vom Oberhaus am 10. Februar 1899 folgender Beschluß gefaßt: „Daß nach der Meinung dieses Hauses gegen den Gebrauch der 'Revised Version of the Bible' am Lesepult in öffentlichen Gottesdiensten der Kirche, wo dies begehrt wird vom Clerus und Volk, nichts Begründetes eingewendet werden kann, und daß dieselbe eine einsichtsvollere Kenntniß der heiligen Schrift befördern wird.“ Von dieser Erlaubniß hat man in England vielfach Gebrauch gemacht. Selbst der Erzbischof von York und der Bischof von Durham bedienen sich der "Revised Version" in ihren Kapellen. Was man nun in England erlaube — meinen die Bittsteller aus Massachusetts —, das solle man doch in America nicht verbieten. F. B.

Die englischen Temperänzler gehen in ihren Theorien über gänzliche Enthaltensamkeit so weit, zu fordern, daß in den Kirchen zur Feier des heiligen Abendmahls nur ungegorener „Wein“ benützt werden soll. Sie behaupten, daß mitunter bekehrte Trinker durch die Communion rückfällig geworden sind, und versichern, daß die aller kleinste Menge Alkohol genügt, um neuen Rückfall zu veranlassen. Sie dringen darauf, man solle nur „Wein“ von überreifen Trauben und ähnliche Surrogate zulassen, die in England vielfach als ungefährlich, das heißt, nicht berauschend, verkauft werden. Leider ist nun den Temperänzlern durch die Analyse eines Chemikers in Glasgow ein Strich durch die Rechnung gemacht worden, der ihnen nachweist, daß auch ihr vermeintlich ungegorener Wein noch alkoholartig ist, weil aller Traubenzucker sich in Alkohol umsetzt. Die meisten Getränke, die unter der Bezeichnung „ungegorener Wein“ verkauft werden, sind aber bestenfalls Abkochungen von Rosinen, sehr häufig nicht einmal das, tragen also nicht ein einziges echtes Merkmal vom Gewächs des Weinstockes an sich. (E. R. 3.)

Ueber den Bestand der evangelischen Mission am Ende des 19. Jahrhunderts schreibt das „Leipziger Missionsblatt“: „Am Anfang des 19. Jahrhunderts gab es nur 10 Missionsgesellschaften; von diesen waren die einen, wie die ersten Gesellschaften in England, Holland und America, eben erst entstanden; die anderen waren in Folge der Winterkälte des Unglaubens entweder ihrer inneren Kraft beraubt, wie die altherwürdige dänisch-halle'sche Mission, oder doch auf ein enges Gebiet eingeeignet, wie die Mission der Brüdergemeinde, so daß bei allen lange Zeit von einer größeren Kraftentfaltung nicht die Rede sein kann. Diese 10 Gesellschaften unterhielten damals nicht mehr als etwa 120 Missionare und einen einzigen (tamulischen) Landprediger, und der Ertrag der evangelischen Missionsarbeit im 18. Jahrhundert belief sich nur auf etwa 70,000 Heidenchristen und 5000 Schüler. Wollen wir nun diesen geringen Anfängen den Gesammt'ertrag des 'Missionsjahrhunderts' gegenüberstellen, so können uns dazu die statistischen Tabellen den besten Dienst leisten, welche der americanische Missionsmann Dr. Dennis im Auftrage der großen Missionsconferenz zu New York mit einem wahren Bienenfleiß zusammengestellt und im vorigen Jahre herauszugeben angefangen hat. Nur ist bei denselben zu beachten, daß Dr. Dennis manche Zahlen anders berechnet, als wir es in Deutschland

gewohnt sind; z. B. zählt er auch manche nicht auswendende Missionsvereine zu den Gesellschaften (deren es eigentlich nur 150 gibt) und rechnet auch alle Missionarfrauen zu den Missionsarbeitern. Seine Zahlen bezeichnen den Stand der evangelischen Missionen am Ende des 19. Jahrhunderts: Gesellschaften: 249; Einnahmen: 68½ Millionen Mark (= 17½ Millionen Dollars); ordinirte Missionare: 5063; Laienmissionare: 1470; Missionsärzte: 484; Missionslehrerinnen: 3403; Missionsärztinnen: 218; Missionsfrauen: 3567; ordinirte Eingeborene: 4029; sonstige eingeborene Helfer: 73,615; Hauptstationen: 5571; Communionsberechtigte: 1,317,684; eingeborene Christen: 4,414,236; ihre Beisteuer: 7,367,020 Mark (= \$1,841,755); Neugetaufte im Jahre 1899: 84,186; Schulen: 20,374; Schüler: 1,046,309. Rechnet man zu der obigen Gesammtsumme der evangelischen Heidenchristen noch die evangelischen Negerchristen in America hinzu, so bekommt man als Ergebniß der hundertjährigen Missionsarbeit etwa 1½ Millionen Heidenchristen — ein reicher Gottessegel! Wie weit der Zeiger der Missionsuhr schon vorgeschritten ist, kann man auch daran erkennen, daß die Bibel (ganz oder theilweise) nach Dennis schon in 421 Sprachen übersetzt ist (1804: 57 Sprachen).“

Der Nachfolger des Papstes. „Die 'London Times' hat“ — wie „The Churchman“ mittheilt — „durch ihren in der Regel gut informirten Correspondenten in Rom in Erfahrung gebracht, daß der Papst ein Testament gemacht habe, in dem er seinen Nachfolger bestimmt, statt die Wahl desselben dem Conclave zu überlassen, und zwar auf Grund der Theorie, daß die absolute Macht des Papstes das Recht in sich schließt, seinen Nachfolger zu bestimmen.“ — Diesem Gedanken liegt jedenfalls gute Logik zu Grunde. Die Papstwahl ist ein praktisches Preisgeben der absolutistischen Ansprüche des Papstes. Ist die Macht des Papstes absolut und hat er *jure divino* den Primat in der Kirche, so sollte er auch seinen Nachfolger ernennen. Empfängt aber der Papst sein Amt vom Collegium der Cardinäle, so ist *eo ipso* dies Collegium, das den Papst zum Papst macht, mehr als der Papst. Die Consequenz des Papstthums fordert somit die Abschaffung der Wahl des Papstes durchs Conclave. Aehnlich argumentirt auch unser Bekenntniß im Tract. de potestate et primatu papae, wo es (Müller 332, 20) also heißt: „Zum letzten, wie kann der Papst nach göttlichen Rechten über die Kirchen sein, weil doch die Wahl bei der Kirche n steht, und dies gar mit der Zeit in die Gewohnheit kommen ist, daß die römischen Bischöfe von den Kaisern sind bestätigt worden.“ J. B.

Papst und Rationalismus. In einem Briefe an Cardinal Vaughan sagt der Papst: „Du hast sehr weislich gethan, daß du eine ernste Warnung hast ausgehen lassen gegen die listige und bestrickende Ausbreitung des Rationalismus, der das tödtlichste Gift des göttlichen Glaubens ist. Gleichermassen steht es in völliger Uebereinstimmung mit der rechten Lehre, was du von dem Gehorsam dargelegt hast, den man der bischöflichen Autorität schuldig ist. Denn die dieser Autorität gebührende Unterwerfung und Unterthänigkeit steht in gar keinem Sinne in der freien Wahl, sondern ist eine klare Pflicht und eine Hauptgrundlage, auf welcher die Kirche Gottes gebaut ist. Wir geben dir daher von ganzem Herzen unser Lob und unsern Beifall für diese Dinge.“ — Hierzu bemerkt „The Independent“: „Der einzige Schutz gegen Rationalismus ist sonach, wie es scheint, Unterwerfung und Gehorsam gegen die geistlichen Herrscher. Das ist die wahre papistische Lehre. Kejn echter Katholik darf dies zu leugnen wagen. Die Bischöfe sind die Herren der Meinungen des Volks. Sie allein haben ein Recht zu denken. Und sie, die Bischöfe, wiederum dürfen nur denken in der Richtung, die ihnen dictirt ist von den Mächten, die über ihnen stehen.“ — So steht es allerdings. Eben deshalb ist aber auch der Papst von allen Rationalisten der unverschämteste. Was nämlich andere Rationalisten

jedem vernünftigen Menschen zugestehen, nimmt der Papst für sich allein in Anspruch, indem er sich für den unfehlbaren Lehrer der Kirche ausgibt und forbert, daß jeder seine Gedanken von Rom hole aus dem *scrinium pectoris papae*.

F. B.

Der Papst macht sich selbst zu Gott. Der „*Osservatore Romano*“ — so berichtet die „*E. R. Z.*“ — sagt in seiner Nummer 29 vom 6./7. Februar dieses Jahres in einem Artikel überschrieben „Der Papst“: „Der Papst ist ein neues Abbild und anderes Ebenbild Gottes auf Erden (*novella imagine e altra similitudine*), in ihm strahlt die heilige Dreieinigkeit wieder in der dreifachen, aber untheilbaren Macht des Priesters, Lehrers und Souveräns, und wie St. Paulus gesagt hat: in Christo leben, weben und sind wir, so kann man ebenso gut von den Menschen und von der Menschheit sagen: sie leben, weben und sind im Papst.“

F. B.

Römische Lehre von der Ehe. Adalbertus, der Bischof von Fulda, veröffentlichte zu den diesjährigen Fasten einen Hirtenbrief, in welchem sich auch, wie die „*E. R. Z.*“ berichtet, folgende Stelle befindet: „Hier, geliebte Diöcesanen, laßt mich, insofern es sich um die Person handelt, die ihr zum heiligen Bund der Ehe wählet, noch ein Wort sagen von jenen Ehebindnissen, welche Glieder verschiedener christlicher Religionsbekenntnisse schließen — ein Wort frei von Bitterkeit und Härte, da es so empfindliche Saiten berührt, aber ein Wort klarer, katholischer Wahrheit. Die Kirche billigt niemals, sondern duldet nur, und zwar mit schwerem Herzen, diese Ehen: 1. wenn für den katholischen Theil keine Gefahr des Glaubens besteht; 2. wenn alle zu erhoffenden Kinder katholisch getauft und erzogen werden; 3. wenn nur die katholische Trauung stattfindet. Warum billigt sie dieselben nicht? Die Gründe werden euch vor Augen geführt in einem bischöflichen Erlaß, der in jedem Jahr am zweiten Sonntage nach der Erscheinung des Herrn von den Kanzeln verlesen wird. Ich nenne aber noch einen durchgreifenden Grund, den ihr vielleicht weniger erwägt: ‚Wer ein Sacrament empfangen will, muß glauben, was es ist und was es wirkt.‘ Was geschieht nun beim Abschluß der gemischten Ehe? Der katholische Theil glaubt, daß er ein Sacrament empfangt, der nichtkatholische Theil glaubt es nicht. Für ihn ist also keine Gnade des Sacraments möglich, weil kein Glaube vorhanden ist. Das ist aber nach katholischem Glauben eine Entweihung des Sacramentes, freilich nicht eine Entweihung mit Willen und Wissen des nichtkatholischen Theils, aber mit Wissen und Willen des katholischen Theils. Und doch ist das noch der günstigste Fall, wenn bloß von einer Seite das Sacrament entweihet wird. Wie, wenn der katholische Theil sich so weit vergißt, daß er die von der Kirche geforderten Bedingungen nicht erfüllt, also auch seinerseits das Sacrament entweihet, vielleicht gar nicht empfängt, indem er an gewissen Orten vor Gott und der Kirche überhaupt keine gültige Ehe eingibt. Ueberall nämlich, wo das Gesetz des allgemeinen Concils von Trient über die Abschließung der Ehe verkündigt ist und Geltung hat, muß dieselbe, um gültig zu sein, vor dem katholischen Pfarrer und zwei Zeugen geschlossen werden. Das sind die einfachen und klaren Sätze des katholischen Glaubens, und ich hoffe mit Sicherheit, daß kein Jüngling und keine Jungfrau meiner Diocese diese bestimmten und heiligen Gesetze der Kirche mißachten und sich des Verbrechens einer uehelichen, überaus sündhaften Verbindung schuldig machen wird.“ — Den Römischen ist somit jede nicht vor einem Priester geschlossene Ehe Hurerei.

F. B.

Unehelichkeit ist die Centrumspareole auch in Bezug auf die evangelische Bewegung in Oesterreich. Was ist da schon zusammengelogen worden! Bald hieß es, es sei gar keine Bewegung, sondern nur „viel Geschrei um wenig Wolle“, bald wurde

über den „großen“ Abfall gejetert und die österreichische Regierung zu Hülfe gerufen, dann wieder pries man sich glücklich, die „Schundwaare“ der Uebergetretenen los zu sein, aber gleich darauf wurden Bischöfe und Volksversammlungen in Bewegung gesetzt, um zu halten, was noch zu halten sei. Es war das reine Verstedensspiel. Die Krone der Verlogenheit wird aber jetzt, bei Besprechung der Rede des österreichischen Ministerpräsidenten von Körber, dem ganzen Treiben aufgesetzt. Es war bei der Budgetverhandlung im Reichsrath am 4. Juni, wo Abt Treuinfels die Gefahren der Los von Rom-Bewegung für die habsburgische Monarchie und die katholische Kirche darlegte und den Ministerpräsidenten zu energischen Maßnahmen aufforderte. Dieser ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen: eine „tiefgreifende, mit ernstlichen Gefahren verbundene Religionsbewegung“ sei es nicht; solche pflegten anders anzutreten. Ungefehllichkeiten werde er zwar nie gestatten, aber für allzuviel Polizei sei er auch nicht; das wäre bedenklich und bei solchen Bewegungen unwirksam. Die katholische Kirche könne sich ruhig auf ihre Kraft verlassen. Diese ruhige, vernünftige Rede wurde in der Centrumspresse übel vermerkt. Man ist dort offenbar verärgert, daß die evangelische Bewegung trotz aller harten Maßnahmen, wie Bücherconfiscationen, Absetzung evangelisch gewordener Beamten, Vertreibung von Geistlichen, Verbote des Predigens, Schicanen bei Uebertritten etc., immer mehr zunimmt. Ohne viel nach der Wahrheit zu fragen, beschuldigt man jetzt die österreichischen Behörden der Milde (!), daß sie die Schmähungen der katholischen Kirche „ignoriren“, und daß die Regierungsbeamten selbst der „stärkste Rückhalt“ für die Bewegung seien. Der Ministerpräsident aber wird offen angeklagt, der Bewegung seinen „Schutz“ zugesagt zu haben. So viel Worte, so viel Unwahrheit. Wäre aber nur ein Tropfen „Toleranz“, wofür man doch vor Kurzem noch schwärmte, in den Aedern der Centrumsblätter, so müßten sie anerkennen, daß der Präsident sich lediglich auf den Standpunkt des Gesetzes stellte, das den Evangelischen paritätische Rechte gewährt. Aber die „Toleranz“-Partei will eben keine Parität. Nur der Katholicismus mit allem, was daran hängt, soll gelten und unantastbar sein; jede Kritik, jede Erzählung aus der oft unsauberen Geschichte der Päpste, jede Erinnerung an das berüchtigte Vorgehen der „heiligen Väter von der Gesellschaft Jesu“ ist „Beschimpfung und Schmähung“ der katholischen Kirche. Was verlangt man denn in Oesterreich noch mehr von den Behörden, als was sie jetzt schon an Bedrückung der Evangelischen leisten? Es kommt schließlich doch wieder auf den „Scheiterhaufen“ hinaus. Sagt es die katholische Presse auch nicht geradezu, das ist doch der letzte Hort, nach dem sie schießt, und in ihren Redaktionsstuben wird man immer im Stillen bedauern, daß die schöne Zeit der Ketzerverbrennungen vorüber ist. (A. G. L. K.)

Ueber die Los von Rom-Bewegung in Portugal schreibt die „E. R. Z.“: „Daß auch in Portugal unter den Katholiken eine Los von Rom-Bewegung ausgebrochen ist, haben die Zeitungen gemeldet. Aber auch, daß die Bischöfe des Landes sich darüber im Parlamente beschwert haben. Am 9. Januar forderten zwei Erzbischöfe in dem Oberhause, der Kammer der Pairs (Pairs), den Ministerpräsidenten auf, die „protestantische Bewegung“ im Lande zu unterdrücken. Der Minister wies zwar darauf hin, daß die religiösen Verhältnisse durch die Verfassung und das Strafgesetzbuch geregelt seien; doch habe er Anordnungen getroffen, daß dem Mißbrauche gewehrt würde. Nun spricht allerdings die Verfassung die Religionsfreiheit allen Portugiesen zu. Allein im Strafcodex vom September 1886 finden sich noch unaufgehobene draconische Bestimmungen, die diese Freiheit illusorisch machen. Da heißt es (Artikel 130): „Wer die Staatsreligion, die katholische, apostolische, römische Religion, respectlos behandelt, wird mit Gefängniß von 1 bis 3 Jahren und mit einer Geldbuße nach seinem Einkommen bestraft, in jedem der folgenden Fälle:

1. Deffentliche Schmähung dieser Religion bezüglich ihrer Lehren, Handlungen oder Gottesdienste durch Worte, Thaten oder Veröffentlichungen in Druck oder in anderer Weise; 2. Versuch von Darbietung solcher Lehren, welche dem katholischen, von der Kirche festgesetzten Dogma widersprechen; 3. Versuch, durch irgend welche Mittel eine andere Religion zu verbreiten oder zu ihr zu bekehren, welche von der Kirche vermorfen ist; 4. Abhaltung von anderen öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen, als denen der vorbesagten Kirche. Die vom Ministerpräsidenten erwähnten Anordnungen sollten sich bald in der Deffentlichkeit geltend machen. Schon am 4. Januar d. J. waren die Vorsteher der fünf bedeutendsten portugiesischen, evangelischen Kirchen Lissabons vor den Untersuchungsrichter citirt worden. In höflicher Form eröffnete ihnen der Richter, daß er Weisungen erhalten habe, ihnen mitzutheilen, daß sie ihre gottesdienstlichen Stätten zu schließen, keinen öffentlichen Cultus mehr abzuhalten und sich auf häusliche Gottesdienste zu beschränken hätten. Sie beriefen sich auf die Verfassung und erklärten, der Weisung keine Folge geben zu können. Zu ihrer eigenen Ueberraschung ließ man sie zunächst ungestört. Am 14. Januar aber wurden sie zum zweitenmal vorgefordert, diesmal in Gegenwart zweier anderer Richter, die sie anherrschten, es sei ihnen befohlen, sie bis zum äußersten („até no Inculto“) zu verfolgen, wenn sie nicht gehorchten; worauf jene erwiderten, sie hätten einen anderen Inculto, auf den sie schauten, und würden nur der Gewalt weichen. Am nächsten Abend fand der portugiesische Geistliche Senhor Silva vor dem Eingange des gottesdienstlichen Locals eine Anzahl von Polizeidienern, die ihm den Eintritt verwehrten. Nur mit Mühe konnte er es durchsetzen, daß man ihn hineinfließ, um den Versammelten mitzutheilen, daß der Gottesdienst polizeilich verboten sei. Nicht weit vom Eingange stand ein katholischer Priester. Die Versammlung löste sich auf und hielt anderswo zwei Gottesdienste. Die Woche hindurch blieb alles ruhig. Selbst der sonntägliche Gottesdienst wurde nirgends gestört. Am Montag, den 21. Januar, traten mehrere Polizisten in die Versammlung des portugiesischen Jünglingsvereins in Sante Catharina und lösten sie auf. Wieder standen zwei Priester in der Nähe, von denen einer die Halle betrat. Auch der Abendgottesdienst am 22. Januar wurde inhibirt. Am Mittwoch-Abend wiederholte sich dasselbe an drei verschiedenen Orten. Es war augenscheinlich die Absicht, mit allen evangelischen Gottesdiensten der Stadt gründlich und endgültig aufzuräumen. Da trat plötzliche Stille ein. Keine Polizei erschien mehr in den Versammlungen; kein Richter bedrohte die Protestanten. Woher der Umschwung? Der König von Portugal, der Urentel jenes edlen Pedro IV., der dem Lande die Verfassung gegeben hatte, weilte Anfang Januar in London. Eine Deputation der Evangelischen Allianz hatte sich eine Audienz bei ihm im Buckinghampalaste erbeten und ihm die Ausschreitungen in seinem Lande geschildert. Sie waren sehr gnädig vom Fürsten empfangen worden und hatten die Versicherung erhalten, daß er sofort den Befehl geben werde, jede weitere Behelligung der Protestanten, die in seinem ganzen Reiche sich der ungehindertsten Freiheit erfreuen sollten, zu unterlassen. Er verbürge sich für alle Zukunft, die Ausführung seiner Anordnungen sicher zu stellen. Auf diese Weise war der plötzliche Umschwung in der Behandlung der Protestanten in Lissabon zu erklären. Die „Toleranz“ ist nicht dem katholischen Clerus in Portugal oder der von ihm beeinflussten Regierung zu verdanken, sondern dem Eingreifen des Königs.“

Das Lehrereisend in Spanien zieht wieder einmal, wie die „A. G. Z. R.“ berichtet, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Zu dem prächtigen Empfang, den die spanische Regierung den südamericanischen Delegirten des spanisch-americanischen Congresses bereitet, bildet eine Bittschrift, die bald darauf unter den Lehrern Spa-

nienß im Umlauf war, einen schneidenden Gegensatz. Die Lehrer bitten nämlich darin, vor Hunger und Elend beschützt zu werden. Die Regierung soll diesen Unglücklichen 9,036,503 Pesetas schulden; die meisten Lehrer haben seit Jahren keinen Gehalt bekommen. Die Gehälter, auf die sie Anspruch haben, sind entschieden niedrig; 21,546 Lehrer erhalten jährlich Gehälter von 60 bis 800 Mark, 1450 von 800 bis 1600 Mark, und nur 180 erhalten mehr als 1600 Mark. Die Lehrer bitten um eine Erhöhung ihrer Einkommen und um sofortige Zahlung; sie drohen, alle öffentlichen Schulen im Lande zu schließen, wenn ihr Gesuch nicht beachtet wird, so daß die Regierung vielleicht in der nächsten Zeit vor der Thatsache eines Lehrerstreiks stehen wird. Einige Lehrer, die sich in der äußersten Noth befinden, bitten um die Erlaubniß, beim Publicum Betteln gehen zu dürfen! Nach der Statistik gibt es in Spanien 3,543,595 schulpflichtige Kinder, aber es sind nur Räumlichkeiten für 1,104,779 Schulkinder vorhanden; das Zwangsschulbesuchgesetz steht thatsächlich nur auf dem Papier. Die letzte Zählung hat festgestellt, daß es in Spanien 6 Millionen Analphabeten gibt, das sind 33 Procent der Bevölkerung, die nicht lesen oder schreiben können! — An dieser geistigen und leiblichen Armuth sind die Klöster schuld, welche den größten Theil des Nationalreichthums an sich gebracht haben. Zur Zeit gibt es nämlich in Spanien 70,281 Mönche und Nonnen. Madrid, Bilbao, Saragossa, Valladolid, Barcelona, alle größeren Städte des Landes sind wie mit einem Walle von großartigen Gebäulichkeiten umgeben, die sämmtlich Klöster sind. Das Antichristenthum bedeutet nicht bloß den geistlichen, sondern auch den geistigen und leiblichen Ruin eines Volkes.

Nach der letzten officiellen Enquete über die Industrie in Frankreich gibt es nicht weniger als 449 Congregationen oder religiöse Gesellschaften, die als Schneider oder Kleidermacher nach Maß eingetragen sind, weiter 155, die besonders Herrenkleider verfertigen; außerdem haben 184 Klöster Herbaristen- und Droguisten-geschäfte, 42 haben Waschanstalten, 95 Apotheken, andere fabriciren falsche Perlen, vergoldetes Zink, 4 brauen Bier, 8 halten öffentliche Käden, 10 treiben Viehzucht, 5 Congregationen treiben Weinhandel im Großen, 6 Liqueurhandel, 7 sind patentirt für die Destillation von Liqueurs, 14 haben Gasthäuser zc. Da in diesen Anstalten der Arbeitslohn wegfällt, versteht es sich von selbst, daß die Industrie des Landes durch diese Klöster schwer geschädigt wird. Im Ganzen sind es nahezu 2000 religiöse Anstalten, die so dem Handwerk und der Industrie Concurrenz machen.

Der „Vorwärts“, ein socialdemokratisches Blatt, schreibt in einer „Osterbetrachtung“: „Der christliche Glaube ist aus der Welt geschwunden, wenn auch noch christliche Feste gefeiert werden. Das Dogma ist zersezt und zerfallen, mühselig arbeiten hundert theologische Secten, die alte Lehre mit den neuen Ergebnissen der Wissenschaft und Vernunft zu vereinen; ihre Bemühungen sind erfolglos, sobald die Menschen der geistigen Unmündigkeit entwachsen und Selbstdenkende in den Problemen der Weltanschauung werden. . . . Es tönen die alten Osterglocken, doch unserm Volke klingt aus den Tönen ein neues Hoffen, ein neues Streben. Wir gehen vorüber am Kirchenthor, wir vereinen uns mit der großen, gewaltig anschwellenden Schaar, die ein neuer Glaube beseelt, die, sich selbst erlösend, die Menschheit erlöst.“ Das „Hamburger Echo“ schreibt: „Auferstehung! Wir denken dabei nicht an die Mythe von des ‚Gottessohnes‘ Auferstehung aus des Todes Banden‘. Wir begehen das Osterfest im geläuterten Sinne der alten Heiden.“ — So setzen die Socialdemokraten offen Atheismus und Heidenthum auf ihre Fahne und behaupten dabei vor dem Volke: „Religion ist Privatsache.“ F. B.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

September 1901.

No. 9.

Die Stellung unserer Väter zu Offenb. Joh. 20.

Im April 1856 war die Synode Westlichen Districts in Altenburg versammelt. Der damalige Präses des Districts, Pastor Schieferdecker, hatte als Pastor der Gemeinde zu Altenburg, No., durch Aeußerungen in seinen Predigten Anlaß gegeben, daß an die Synode die zwei Fragen gestellt wurden: „1. Welche Lehre hat die Synode über die an die zweite Zukunft Christi geknüpften Ereignisse, insonderheit über die Hoffnung von einer noch bevorstehenden Belehrung Israels, Herrschaft Christi über alle Reiche und Völker, tausendjähriges Reich zc.? 2. Sieht die Synode einen Dissensus in diesen Dingen für einen solchen Dissensus des Glaubens an, der die kirchliche Einheit aufhöbe?“

In dem Bericht über die Verhandlungen, durch welche die Synode ihre Stellung zu den ihr vorgelegten Fragen kundgab, lesen wir:

„Endlich kam man zu den eigentlichen Verhandlungen über das tausendjährige Reich, und zwar auf Grund des 19. und 20. Capitels der Offenbarung Johannes. In Betreff dieser beiden Capitel wurde ausgesprochen: Wenn nachgewiesen werden könne, daß Cap. 19 nicht von der Zukunft Christi handle, so müsse zugegeben werden, daß alles im 20. Cap. Enthaltene vorbei und erfüllt sei. Als Erwiderung hierauf wurde Folgendes erklärt: Der Herr in seinen Leiden sagt: ‚Von nun an werdet ihr sehen des Menschen Sohn kommen in den Wolken des Himmels.‘ Dies sei ein Schlüssel, was man vom Kommen Jesu zu halten habe, daß es nämlich auch ein unsichtbares Kommen Christi gebe, entweder zum Gericht, oder mit Gnadenheimsuchungen. So ist er gekommen zur Zeit der Reformation, da er sein Volk durch sein Evangelium in Gnaden heimgesucht. Wenn er aber sichtbar kommen werde, so sei dies die Zukunft zum jüngsten Gericht. Wolle man nun die Dinge, welche als diesem Kommen vorausgehend, aber noch nicht erfüllt zu betrachten seien, deuten, so sei zu merken, daß alle Theologie, die geschöpft werde aus Weissagungen über zukünftige Zeiten, ganz unberechtigt und null und nichtig sei. Wer wolle die geheimnißvolle

Bedeutung der prophetischen Bilder aufzuschließen sich unterfangen! Mit diesen Bildern könne man vielerlei anfangen, sie auf vielfache Weise deuten. Der richtige Verstand der beiden Capitel sei wohl ohne Zweifel dieser: Im 19. Capitel sei die Rede vom Sturz des römischen Papstthums durch die Reformation. Cap. 20 handle von der Herrlichkeit der Kirche, in der sie wieder erschien durch das reine Evangelium. So lange dieses verdeckt war, war der Teufel nicht gebunden; durchs Evangelium ist er gebunden, so daß Keiner von ihm verführt werden kann, der nicht sein Auge gegen das helle Licht des Evangelii muthwillig verschließt, der sich nicht selbst muthwillig in Blindheit stürzt. Der Engel kommt vom Himmel und bindet den Teufel, d. h. Christus gibt vom Himmel herab das Evangelium, dadurch ist der Teufel gebunden, aber nicht todt, nicht so gestellt, daß er nicht gefährlich werden könnte; nur könne er nicht nach Herzenslust die Welt verführen, wo das Wort leuchtet. Wenn Gott so eine runde Zahl, wie 1000 Jahre setze, so deute dies allerdings auf einen großen, aber unbestimmten Zeitraum. Daß man sich darunter nicht tausend irdische Jahre nothwendig denken müsse, bezeuge die Stelle: ‚Tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag.‘ Ein Wink zum Verständniß der ‚tausend Jahre‘ liege darin, daß das Wort tausend im Grundtext zuerst ohne Artikel gebraucht werde, hernach aber, Vers 3—7., wo dies Wort historische Bedeutung bekomme, daher ohne Artikel den bestimmten Zeitraum von 1000 bedeuten müßte, es mit dem Artikel stehe, und also angezeigt werde, daß nur der vorher mit 1000 bestimmte Zeitraum vergangen sein müsse. Wenn Gott Zeiten bestimmen wolle, sei die Zahl immer genau definit, wie z. B. die 1260 Tage. Die Auferstehung der Seelen bedeute, daß die gemordeten, verachteten, mit Schmach und Fluch und Verdammniß belegten Wahrheitszeugen im Papstthum durch das Evangelium wieder zu Ehren und Anerkennung mit ihrem Zeugniß gelangten, also, daß sie als theure Zeugen Gottes gelten, deren Zeugniß die wiederum richtet, die sie erst gerichtet haben. Bei dieser Auslegung brauchten wir keine andere Kirche, kein anderes Evangelium, keinen andern Christum. Bei den Chiliasten werde das alles anders.“¹⁾

„Demnach wäre anzunehmen, daß das tausendjährige Reich, eine große Zeit, deren Dauer nicht genau bestimmt werden könne, seinen Anfang genommen habe mit der Reformation, wo das Evangelium wieder hell aufgegangen, als nicht seit der apostolischen Zeit, wodurch Millionen dem Papstthum entrissen worden, ja wodurch jetzt noch Viele sogar mitten im Papstthum, durch die einzelnen Strahlen des Lichts, die auch dort noch, gewiß nur in Folge der Reformation, sind, selig werden. Setze man, wie manche Andere gethan, den Anfang des tausendjährigen Reichs von Christi Himmelfahrt, oder von Constantin dem Großen an, so stoße man auf viele Schwierigkeiten, was aber hier in keiner Weise der Fall sei. Hier treffe

1) 2. Synodalbericht Westf. Distr., S. 25 f.

alles wörtlich zu: das Reich Christi bleibe ein geistliches Reich, worin Viele aus den Heiden und Juden zum Heil gekommen, und die Seelen der Blutzengen lebendig geworden am Kirchenkönig, nämlich durch ihr Zeugniß des Evangelii von Christo in ihren Schriften, ja worin sie mit Christo herrschten und regierten, indem sie, die zuvor Verworfenen und Verfluchten, das Verdammungsurtheil über alle dem Evangelio widerwärtige Lehre und Lehrer ausriefen und den Kindern Gottes als treue Zeugen, die das Maal des Thieres nicht an ihre Stirn und Hand genommen, offenbar seien. Darauf sei der Satan, was vielleicht schon von unserer jetzigen Zeit gelten könne, eine kleine Zeit los, zu verführen und versammeln die Heiden, Gog und Magog, worunter man etwa den Türken, sodann die Atheisten, die revolutionäre Partei, sammt dem Papsst und seinem Heer (was jedoch nicht behauptet werden solle, sondern nur ein vorübergehender Gedanke sei) verstehen dürfe. Diese ständen jetzt auf den Breiten der Erde, und umringten die heilige Stadt, d. i. die wahren Christen, die Christum im Herzen haben, und ängsteten sie an allen Enden. Hiernach sei nichts anderes mehr dahinten, als der jüngste Tag, an welchem das Feuer des Hornes Gottes die Feinde verzehren, der Teufel in den feurigen Psuhl geworfen werden und das Gericht gehalten wird. Diese Auslegung sei dem Glauben ähnlich, indem kein bestimmter Artikel des Glaubens dadurch umgestoßen wird. . . . Gegen diese dem Glauben ähnliche Auslegung könne auch endlich das nicht angeführt werden, daß Luther dieselbe nicht hat, da er erst im Anfang der Erfüllung dieser Weissagung gestanden, wo natürlich ihr Verstand noch nicht so klar zu Tage gelegen, als zu unserer Zeit.“¹⁾

Unmittelbar nach dieser Synodalversammlung, bei welcher auch Professor Walthers zugegen war, erschien im Lutheraner, „herausgegeben von der Deutschen Ev. Luther. Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten, redigirt von C. F. W. Walthers“, die letzte Fortsetzung einer Auslegung der Offenbarung St. Johannis, „eingesandt von Pastor Röbbelen“. Hier citirt der Ausleger zuerst die bekannten Worte Luthers aus der Vorrede zur Offenbarung Johannis, worin es heißt: „Und die tausend Jahr angesehen, sind um die Zeit, da dies Buch geschrieben ist.“ Weiterhin sagt dann Röbbelen mit eigenen Worten: „Die tausend Jahre fangen von Christi Auferstehung an.“ „Daß die Heiden nicht mehr verführt werden sollen, deutet auf den Sturz des Heidenthums hin, der mit der apostolischen Predigt begann.“²⁾ In dem ersten Stück seiner Arbeit, das in der Nummer des Lutheraner vom 19. Dec. 1854 mit einer rühmenden Empfehlung der Redaction³⁾ erschienen war, hatte der Verfasser aus Luthers späterer Vorrede auch die Worte angeführt, in welchen Luther seinem Zweifel an dem apostolischen Ursprung der Apocalypse Ausdruck gibt und u. a. sagt: „In wel-

1) A. a. O., S. 28 f.

2) Lutheraner XII, S. 137.

3) Luth. XI, S. 65.

dem Zweifel wirs für uns auch noch lassen bleiben. Damit doch Niemand gewehret sein soll, daß ers halte für St. Johannis des Apostels, oder wie er will.“¹⁾ Den Schluß der ganzen Arbeit bildet ein Excurs „über den Verfasser der Offenbarung“, in welchem Röbbelen nicht nur mit Weibringung von fünf Gründen erklärt, daß er „nach Luthers Vorgang“ denen beitrete, „die den apostolischen Ursprung der Offenbarung in Zweifel zogen“, sondern auch die frühere, viel härtere Vorrede Luthers von 1522 mittheilt, worin derselbe sagt: „Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken, und ist mir die Ursach genug, daß ich sein nicht hoch achte, daß Christus weder darinnen gelehret noch erkannt wird.“²⁾ Als dann Pastor Schieferdeder einen Artikel einsandte, worin er für „das canonische Ansehen der Offenbarung St. Johannis eintrat, wurde auch dieser veröffentlicht.“³⁾ Zugleich aber verwies Walthër auf einen Aufsatz im Juliheft von „Lehre und Wehre“, der mit folgenden Sätzen anfängt: „Ist derjenige für einen Ketzer oder gefährlichen Irrlehrer zu erklären, welcher nicht alle in dem Convolut des Neuen Testaments befindlichen Bücher für kanonisch hält und erklärt? Zu dieser Frage werden wir dadurch geführt, daß Herr Pastor Röbbelen bei Gelegenheit der Glossen, die er über die Offenbarung St. Johannis im ‚Lutheraner‘ veröffentlicht hat, zugleich das Geständniß gethan hat, daß er mit Luther die ‚Offenbarung‘ nicht für kanonisch halte. Dies hat, wie wir hören, hie und da großen Anstoß erregt. Auch wir können nun zwar in diesem Punkte unserem theuren Bruder Röbbelen nicht beistimmen, indem wir die Ueberzeugung haben, daß das löstliche Christen- und Kirchen-Trostbuch der Offenbarung zu dem Kanon gehöre. Nichts desto weniger glauben wir jedoch, daß es unbillig ist und wohl auch auf Unkenntniß der Sache beruht, wenn man einen sonst unverdächtigen Theologen darum für einen gefährlichen Irrlehrer ansehen will, der Gottes Wort selbst verdächtig mache, weil er zwar alle Homologumena (allgemein anerkannte Bücher) von Herzen für kanonisch hält, aber an der Kanonicität des einen oder andern Antilegomenon (widersprochenen Buches) zweifelt. Es wäre dies auch durchaus unlutherisch, indem unsere theuren Glaubensväter fast ausnahmslos bis nach Verabfassung der Concordienformel entweder alle, oder doch einige aus den Antilegomenen für nicht in den Kanon gehörende Schriften gehalten und erklärt haben,⁴⁾ und zwar nicht aus Uebereilung und Leichtfertigkeit in Absicht auf das Wort Gottes, sondern im Gegentheil aus großer Gewissenhaftigkeit in Absicht auf dasselbe.“⁵⁾

Mit Pastor Schieferdeder verhandelten im Februar 1857 Präses Wypnafen, Walthër, Schaller und Biewend in St. Louis, und das Ergebniß dieses Colloquiums war die Vereinbarung folgender Sätze:

1) A. a. O., S. 66.

2) Luth. XII, S. 140.

3) Luth. XII, S. 177 ff.

4) Von Walthër unterstrichen.

5) Lehre und Wehre II, S. 204.

„1. Daß wir den Text Offenb. 20 als Gottes Wort glauben und annehmen, wie er dasteht.

„2. Daß wir darin ein göttliches Geheimniß erkennen, dessen eigentlichen Inhalt Niemand mit völliger Gewißheit und Sicherheit auslegen könne.

„3. Daß Niemand unwidersprechlich gewiß behaupten könne, weder daß dieser Text schon erfüllt ist, noch daß er erst noch erfüllt werden müßte.

„4. Daß, wenn Jemand auf Grund dieser oder anderer prophetischer Stellen noch eine bessere Zeit für die Kirche hoffe, es dennoch keine falsche Meinung sein dürfe, welche mit der Lehre von dem Kreuz der Christen, von der beständigen Erwartung des allgemeinen Weltgerichts und allgemeiner Auferstehung der Todten im Widerspruch steht.“¹⁾

Doch ein dauernder Friede kam durch diese Vereinbarung und die unter Wynens Mitwirkung in Altenburg fortgesetzten Verhandlungen nicht zu Stande. Im October 1857 tagte die Allgemeine Synode in Fort Wayne. Pastor Schieferdeder, Pastor Gruber und eine Partei in der Altenburger Gemeinde führten Klage über den Westlichen District und seine Handlungsweise. Eine der erhobenen Beschuldigungen war die, „daß die Synode Westlichen Districts durch eine traditionelle Auslegung die Gewissen habe binden wollen.“²⁾ Diese Anschuldigung, sagt der Bericht, „wies die Synode mit entschiedenem Ernste zurück und verlangte von den Pastoren Gruber und Schieferdeder, diese Beschuldigung zu beweisen oder zu widerrufen. Die Glieder der Synode Westlichen Districts bezeugten und erwiesen durch den Wortlaut ihres Berichts, daß sie einerseits nur solche Auslegung von Joh. 20 abgewiesen hätten, welche der Analogie des Glaubens zuwiderliefe; andererseits aber mit ihrer Auslegung von Joh. 20 so wenig beabsichtigt hätten, Gewissen in traditioneller Exegese zu binden, daß sie nicht einmal der gewöhnlichen Auslegung in der lutherischen Kirche gefolgt wären, auch überhaupt ihre Auslegung nur als Meinung hingestellt hätten.“³⁾ Auch die weitere in einem Schreiben Pastor Grubers enthaltene und auch von Pastor Schieferdeder der Sache nach vertretene Anklage, die Synode „sei nahe daran gewesen, die Offenbarung St. Johannis, diese theure Gabe Christi, dieses Schlußbuch und Krone der heiligen Schrift für das Werk eines verfluchten Engels zu erklären“,⁴⁾ wies die Synode „mit Entrüstung als grundlos und eine Schmähung zurück“. ⁵⁾ Andererseits wurde aber auch Pastor Röbbelen, auf dessen Äußerungen im Lutheraner, „als dem Organ der Synode“, ⁶⁾ nicht verurtheilt oder desavouirt; vielmehr wurde erklärt, „die Synode habe sich nicht einmal des Rechtes be-

1) Geschichte der ersten deutschen lutherischen Ansiedlung in Altenburg zc. von G. A. Schieferdeder, S. 58 f.

2) Im Original gesperrt. S. Ber. d. Allg. Syn. IX, S. 28.

3) A. a. D., S. 28.

4) A. a. D., S. 30.

5) A. a. D.

6) A. a. D.

dient, das die Theologen des 16. und 17. Jahrhunderts immer, und ohne darüber verdächtigt zu werden, in Anspruch genommen“.¹⁾ „Die lutherische Kirche maße sich nicht an, darüber etwas festzusetzen, sondern bleibe bei dem Unterschied von canonischen Büchern ersten und zweiten Ranges, der je und je in der Kirche von den ältesten Zeiten her gegolten. Wie die älteste Kirche, so habe auch sie es ungewiß lassen müssen, ob die Offenbarung, wie die andern Schriften des Neuen Testaments, denen in der ersten Kirche von Einigen widersprochen sei, von einem Apostel, oder unter apostolischer Autorität geschrieben sei, oder nicht . . . diese Freiheit müsse bleiben; das Gegentheil sei papistische Tyrannei. Wer mit der früheren Kirche, mit Luther und der lutherischen Kirche in ihren anerkannt rechtgläubigen Theologen, die Canonicität der Offenbarung aus historischen Gründen bezweifeln, sei darum kein Rezer und Verächter göttlichen Worts.“²⁾ Im Verlauf der Verhandlungen erklärte Prof. Walther: „Ich bekenne, daß ich die Offenbarung für das Werk eines Apostels und von Anfang bis zu Ende für Gottes geoffenbartes Wort halte; aber ich habe weder ein Recht, solche meine Uebersetzung der Synode als ein Gesetz aufzudrängen, noch glaube ich dem Aufsatze eines Bruders die Aufnahme in den ‚Lutheraner‘ verweigern zu dürfen, der mit Luther dieselben Zweifel über das Buch der Offenbarung hegt, ohne die Göttlichkeit der darin enthaltenen Weissagungen anzutasten.“³⁾ Dem stimmte die Synode bei. Nach längeren, eingehenden Debatten wurde auf Beschluß folgende Erklärung zu Protokoll gegeben:

„Die Synode erklärt, daß sie den Vorwurf als durchaus grundlos, und als eine Schmähung zurückweise, als wolle sie das Ansehen der Offenbarung St. Johannis als einer von Gott eingegebenen Schrift auch nur im Geringsten schwächen.

„Nichtsdestoweniger bekennt die Synode sich zu dem, was Martin Chemnitz, der Hauptverfasser der Formula Concordiae, in seiner ‚Prüfung des Tridentinischen Concils‘ (Seite 45, Genfer Ausgabe) in Betreff der ‚widersprochenen‘ Bücher des Neuen Testaments sagt. Dasselbst heißt es nämlich wie folgt:

„Die dritte Frage ist: ob die Kirche der Gegenwart die Schriften, über welche in der ältesten Kirche wegen des Widerspruchs einiger gezweifelt worden ist, darum, weil die Zeugnisse der Urkirche von denselben nicht übereinstimmten, ob sage ich, die Kirche der Gegenwart jene Schriften ‚canonisch‘, ‚katholisch‘, und jenen, welche den ersten Rang einnehmen, gleich machen könne?“⁴⁾ In dem weiteren Verlauf des Citats verneint Chemnitz diese Frage und schließt: „Mit jener Kirche, die zu jenen Zeiten war, als jene Bücher zuerst geschrieben wurden, hat es eine andere Bewandniß, als mit derjenigen Kirche, welche hernach gefolgt ist; denn diese bewahrt und über-

1) A. a. D., S. 31.

3) A. a. D., S. 33.

2) A. a. D., S. 32.

4) A. a. D.

liefert nur die Zeugnisse der ersten Kirche auf die Nachkommenden, aber sie darf weder, noch kann sie etwas über jene Bücher ausmachen, davon sie nicht gewisse Documente aus dem Zeugnisse der ersten Kirche hat.“¹⁾

In Betreff der Auslegung der Stellen aus der Apocalypse, aus welchen Pastor Schieferdecker seine Lehre darthun wollte, erklärte die Synode, „sie habe schon früher bekannt, daß sie den Schlüssel zur Offenbarung nicht habe, daher das Falsche seines Glaubens, der sich auf den Zusammenhang der Prophetie und Geschichte gründe, nicht durch eine unumstößlich gewisse Erklärung der Geheimnisse der Offenbarung, wohl aber durch den nachgewiesenen Widerspruch mit der Analogie des Glaubens aufdecken und ihm nehmen könne“.²⁾ In dem Referat, welches Pastor Schaller als Einleitung in diese Verhandlungen vorlas, hieß es :

„Man heißt uns Offenb. 20 lesen. Wohlan, wir haben es gelesen, und bescheiden uns gänzlich, daß wir es authentisch auszulegen vermöchten. Wir meinen zwar, daß es bereits erfüllt sei, doch wagen wir nicht, dies für schlechterdings gewiß zu erklären. Ist es aber noch nicht erfüllt, so kann es authentisch nur durch einen Propheten erklärt werden.“³⁾ Wir wollen es also abwarten, bis Gott einen solchen Propheten erweckt, der vor der völligen Erfüllung der Offenbarung St. Johannis dieselbe uns auf eine authentische Weise auslege und erkläre. Doch würde auch eine solche Auslegung und Erklärung mit der Richtschnur stimmen, die wir schon in Händen haben, und die uns dazu gegeben ist, um alle Lehre darnach zu prüfen, nämlich die Ähnlichkeit des Glaubens,⁴⁾ nach Röm. 12, 7. Bevor wir eine solche völlige Gewißheit gebende, auf unmittelbare Erleuchtung des Heiligen Geistes gegründete Erklärung und Auslegung dieses letzten prophetischen Buches besitzen, können wir alle Auslegungen desselben im Ganzen für nichts als bloße Meinungen ansehen, lassen sie jedoch gerne gelten, wenn⁴⁾ sie dem Glauben ähnlich sind. Weit entfernt sind wir, von Allem, was Offenb. 20 geschrieben steht, auch nur ein Jota abzuthun oder leugnen zu wollen. Wir halten es für durchaus gewisse, göttliche, aber uns noch nicht zweifellos klar gewordene Wahrheit. Ist uns aber darin auch noch nicht alles vollkommen aufgedeckt, so sind wir doch nichts destoweniger gar wohl im Stande, jegliche Auslegung zu prüfen. Und welcherlei Auslegung mit der Ähnlichkeit des Glaubens nicht⁴⁾ im Einklang steht, die erkennen wir mit zweifelloser⁴⁾ Gewißheit für falsch.⁵⁾

Schon vor dieser Synodalversammlung, bald nachdem er seine Stellung zur Canonicität der Apocalypse im Lutheraner definiert hatte, sandte Möbbelen eine ausführlichere Erklärung des 20. Capitels zur Veröffentlichung

1) A. a. D., S. 33 f.

2) A. a. D., S. 37.

3) Prophetiae ante complementum non habent liquidam et certam expositionem, nisi ipsius Spiritus sancti illuminatio accedat. Joh. Gerh. Loc. XXX. cap. VI, § XCIII.

4) Im Original gesperrt.

5) A. a. D., S. 79 f.

lichung im Lutheraner ein. Walther legte sie damals zurück, da er „fürchtete, daß sie die Fassungskraft einer großen Anzahl der Leser dieses Blattes übersteige“. Aber beinahe drei Jahre später, in der zweiten Hälfte des Jahres 1859, veröffentlichte er die Arbeit in Lehre und Wehre, und im folgenden Jahre erschien sie ohne die Einleitung und auch sonst beträchtlich abgeändert als Pamphlet von 55 Seiten mit dem Titel: „Das zwanzigste Capitel der Offenbarung St. Johannis. Nach der Richtschnur des rechten einigen Glaubens zur Abwehr irriger Lehren, die wider Gottes Wort und den XVII. Artikel der Augsburg. Confession streiten, ausgelegt von R. A. W. Röbbelen.“ Der Verfasser sagt weder hier noch dort, daß er seine Meinung betreffs des Ursprungs der Offenbarung Johannis geändert habe. Walther zollt aber der Arbeit uneingeschränktes Lob und schreibt in einer Anmerkung: „Wir freuen uns, diese Erklärung nun durch ‚Lehre und Wehre‘ mittheilen zu können. Wir sind fest überzeugt, daß dieselbe die richtige, die allein richtige und mögliche ist, und hoffen, daß alle Leser, welche von Luthers Lehre durchdrungen sind, zu derselben Ueberzeugung gelangen werden. Daß unser theurer hochbegabter Röbbelen die goldenen Aepfel noch dazu in silbernen Schalen darreicht, bedarf keiner Erwähnung. Wer sich an die Tafel setzt, auf welcher Röbbelen seine Gerichte aufträgt, merkt bald, daß er fürsilich bewirthet wird.“¹⁾

Zum 2. Vers des Capitels, wo es heißt: „und band ihn tausend Jahr“, sagt Röbbelen im ersten Druck:

„Jetzt kommt die Ruß. Wer Zähne hat! Wer bessere hat als Luther! Ich fürchte das Zähnebrechen. Auch habe ich keine Lust, mir vom Teufel unvermerkt eine hohle Ruß ins Maul legen zu lassen. Wir haben Wurmmehl genug bekommen. Ein Besen wäre uns mehr nütze, den Misthaufen wegzufegen, der einem bange macht, vor den vielen Auslegern dieser wenigen Worte selbst einen Zugang zu finden. . . . Aber meine Zähne werdens nicht thun. Um ein anderes Bild zu gebrauchen: wir sind einem Strudel nahe gekommen. Da gilt es vorsichtig schiffen. Gott setzt uns auf solche Proben. Wer einfältiges Herzens ist und die Richtschnur des Glaubens nicht aus der Aht läßt, kommt glücklich vorüber. — Ich drücke mich dicht an Luther. Ich weiß, er war einfältig und verstand sich auf den Compaß so gut, wie auf die Ruder. Seine Zähne haben die Ruß geknackt. Der süße Kern, der herausgekommen ist, hat's bewiesen.“

„Was schreibt also Luther von diesen tausend Jahren? So lauten seine Worte: ‚Die tausend Jahre müssen anfahren, da dies Buch ist gemacht, denn der Türk ist allererst nach tausend Jahren kommen, indes sind die Christen blieben, und haben regiert, ohn des Teufels Dank. Aber nu will der Türk dem Papst zu Hülfe kommen, und die Christen ausrotten, weil nichts helfen will.‘“

1) Lehre und Wehre, V, S. 233.

„Wer lachen will, der lache. Ich bleibe in allem Ernst bei dieser Auslegung der tausend Jahre. Mit der Erlösung, die Christus erfunden hat, fangen sie an. Es gibt weiter keinen Zeitpunkt, der des Teufels Herrschaft fühlbar gebrochen hätte.“¹⁾

Die Worte Luthers, welche Röbbelen hier citirt hat, sind die der „Randglosse“, nicht, wie in seiner Arbeit im *Lutheraner*, aus der „Vorrede“. Luther hat an beiden Stellen dieselbe Auffassung von dem Anfang der „tausend Jahre“, und zwar mit derselben Begründung, der Hinweisung auf den Türken. Aber in der „Vorrede“ drückt sich Luther behutsamer aus, indem er sagt: „Denn wir achten, daß dies Bilde, als ein sonderliches von dem vorigen, um der Türken willen gestellt sei, und die tausend Jahr anzufahren sind um die Zeit, da dies Buch geschrieben ist.“²⁾ Und seine ganze Ausführung über den Inhalt der Offenbarung leitet Luther mit den auch von Röbbelen in seiner Arbeit im *Lutheraner* angeführten Worten ein: „Weil wir aber dennoch gerne die Deutung oder Auslegung gewiß hätten, wollten wir den andern und höhern Geistern Ursachen nachzudenken geben, und unser Gedanken auch an Tag geben, nämlich also.“³⁾ Luther stellt somit seine Auslegung selber keineswegs als abschließend, als die einzig richtige und mögliche hin. Und auch Röbbelen redet, wo er an die Erklärung der „tausend Jahre“ soll, so, daß man wohl merkt, wie ihm dabei zu Muth ist. Das tritt noch deutlicher in der Pamphletausgabe hervor, wo er sagt: „So große Gefahr es demnach hier hat, so ist es doch gewiß, daß, wer nur die Richtschnur des Glaubens nicht aus der Aht läßt, auch da glücklich vorüber schiffet, wo nach unserer Meinung im Worte Gottes Klippen, Sandbänke und Strudel sind. Und die Offenbarung St. Johannis ist ja keine Weissagung, die das Nichtmaß scheuen dürfte, das St. Paulus Röm. 12, 8. an sie wie jede andere hält. Also brauchen wir bei aller nöthigen Vorsicht nicht zu verzagen. Indessen will ich meinerseits den Vortheil benutzen, den ein guter Obmann dem Schwachen gewährt, und mich dicht an Luther drücken. Ich weiß, er verstand sich auf den Kompaß sowohl wie auf die Ruder und war dabei einfältiges Herzens.“⁴⁾

Daß aber auch Walthers mit seiner Empfehlung der Röbbelen'schen Auslegung wieder nur seiner persönlichen Ueberzeugung Ausdruck verleihen wollte und im Uebrigen noch ebenso stand wie auf der Synode vom Jahre zuvor, erhellt auch daraus, daß er im Jahre 1868 folgendes unter seiner Redaction in Druck gehen ließ:

„Wir kommen nun zu den beiden Kapiteln [19 und 20], welche von den Chiliasten für den eigentlichen Sitz ihrer Lehre gehalten werden. Auch wir glauben, daß diese Capitel Gottes Wort sind, und daß die darin enthaltenen Weissagungen so gewiß in Erfüllung gehen, als Gottes Wort

1) A. a. D., S. 239 f.

2) Erl. 63, S. 166.

3) Erl. 63, S. 159. Vgl. *Lutheraner* XI, 66.

4) „Das 20. Kapitel der Offenb. St. Johannis“, S. 14 f.

wahrhaftig ist. Nur darüber wird gestritten, welches die richtige Auslegung dieser Capitel ist. Daß dieselbe sehr schwierig ist, sieht Jeder. Denn jede Weissagung ist dunkel, ehe sie erfüllt ist.

„Es ist bekannt, daß es über diese beiden Capitel unzählige Auslegungen gibt, und daß die Zahl derselben sich noch täglich mehrt. Dies würde an sich nichts schaden, wenn keine derselben der Analogie des Glaubens widerspräche. Denn im Auslegen herrscht allerdings eine gewisse Freiheit. Es wäre tyrannisch, wenn eine Kirche ihre Glieder zwingen wollte, eine bestimmte Auslegung dieser dunkeln Stellen als die allein richtige anzunehmen.“¹⁾ Und in dem Schlußstück derselben Abhandlung lesen wir: „Erst die Erfüllung wird es klar machen, was für ein Zeitraum hier unter den tausend Jahren zu verstehen ist. Bis dahin müssen wir uns bescheiden zu gestehen, daß wir das unter den tausend Jahren geweissagte Zeitmaß nicht wissen. Wollte jemand es als eine bloße Vermuthung hinstellen, daß diese tausend Jahre für bürgerliche Jahre zu nehmen seien, so haben wir natürlich nichts dagegen einzuwenden; allein wenn jemand behauptet, diese tausend Jahre müßten nothwendig als tausend bürgerliche Jahre angesehen werden, so müssen wir dies auf Grund der Schrift als einen durchaus unbewiesenen eiteln Wahn abweisen.“²⁾

Während des Colloquiums in Milwaukee, 1867, beanstandeten die Vertreter der Iowa-Synode unter andern „Missourischen Sätzen“ auch diesen, einem Artikel von Dr. Sihler in „L. u. W.“ entnommenen: „Es ist ein Compromiß mit dem Chiliasmus, wenn man erklärt, Niemand um deswillen die luth. Rechtgläubigkeit absprechen und ihn verdächtigen zu wollen, daß er die Erfüllung von Apoc. 20 noch in der Zukunft sucht.“³⁾ Zu diesem Punkte erklärten die Colloquenten der Missouri-Synode, „daß unsere Synode durch ihre Vertreter im Jahre 1857 folgende Sätze als Grundlage des Friedens mit Herrn Pastor Schieferdede, nach dessen eigenem Bericht, vereinbarte: „Daß niemand unwidersprechlich gewiß behaupten könne, weder daß dieser Text (Offb. 20) schon erfüllt sei,⁴⁾ noch daß er erst noch erfüllt werden müsse. Ferner: „Daß wenn jemand auf Grund dieser oder anderer prophetischen Stellen noch eine bessere Zeit für die Kirche hoffe,⁴⁾ es dennoch keine Meinung sein dürfe, welche mit der Lehre von dem Kreuz der Christen, von der beständigen Erwartung des allgemeinen Weltgerichts und allgemeiner Auferstehung der Todten im Widerspruch steht.“ Hiernach sind die ersten aus ‚Lehre und Wehre‘ genommenen Worte eines Correspondenten entweder zu verstehen oder zu corrigiren.“⁵⁾ Ferner erklärten die Missourischen Colloquenten: „Stellen wie Offb. 19 und 20 zu einer *sedes doctrinae* machen zu wollen,

1) Lutheraner XXIV, S. 97.

2) A. a. D., S. 106.

3) Authent. Bericht über das Colloquium, S. 24. Vgl. den betr. Artikel von Dr. Sihler, Lehre und Wehre, VII, S. 229.

4) Im Original gesperrt.

5) A. a. D., S. 26.

achten wir für durchaus unberechtigt, da eine solche *sedes* nothwendig absichtlich und mit klaren Worten von der Lehre, die darin gegründet sein soll, handeln muß, jene Stellen aber, einem prophetischen und emblematischen Buche entnommen, dunkle Stellen sind, die nur durch andere klare Stellen aufgeschlossen werden können.“¹⁾

Zehn Jahre später, 1877, verhandelte die Synode Nördlichen Districts über „die Analogie des Glaubens“. In dem Synodalbericht ist u. a. gesagt: „Wenn das 20. Kapitel der Offenbarung St. Johannis so ausgelegt wird, daß Christus mit seinen Heiligen tausend Jahre lang sichtbar und herrlich hier auf Erden regieren werde, so ist dies die chiliastische Auslegung, die wider die Analogie des Glaubens streitet in den Artikeln von der Kirche Christi als einem Kreuzreich, von der Auferstehung der Todten am jüngsten Tage, und von Christi Wiederkunft zum Gericht. Was aber die tausend Jahre zu bedeuten haben, davon geben auch reine Lehrer gar verschiedene Auslegung. Luther legt sie so aus, daß sie anfangen von Christi Himmelfahrt und dem Pfingstfest, da die christliche Kirche gleichsam ihren Siegeslauf wider Welt, Teufel und Hölle begonnen habe. Daß aber schon 1800 Jahre seitdem verstrichen sind, ist kein stichhaltiger Grund dagegen, da ja nach Gottes Wort ‚Ein Tag vor dem HErrn ist wie tausend Jahre und tausend Jahre wie Ein Tag‘. Diese Auslegung Luthers stimmt mit der Glaubensanalogie und hat gewiß vieles für sich. Anders legt Joh. Gerhard aus, daß nämlich die tausend Jahre mit Kaiser Constantin dem Großen beginnen, da die christliche Kirche nach überstandenen blutigen Verfolgungen sich des Weltreichs bemächtigt hat. Auch diese Auslegung stimmt mit der Glaubensanalogie; denn in dieser Auslegung wird Christi Reich nicht zu einem weltlichen gemacht, keine theilweise Auferstehung der Todten vor dem jüngsten Tage gelehrt, und die Wiederkunft Christi darf, da die Erfüllung der Weissagung hinter uns liegt, stündlich erwartet werden.“²⁾

1) A. a. D., S. 29.

2) 23. Nördl. Distr., S. 50. — Anders wäre zu urtheilen, wenn man die letztere Auslegung so verstehen oder ausführen wollte, daß damit die heillose Verquickung von Kirche und Staat, geistlichem und weltlichem Regiment, wie sie von Constantin zum Unheil sowohl der Kirche wie des Staates ins Werk gesetzt worden ist, als die hier geweisagte Bindung des Satans und ein Segen für die Kirche dargestellt sein sollte, oder daß damit eine geistliche Ueberwindung des Satans durch die Staatsgewalt oder durch irgend etwas außer dem Evangelium gelehrt wäre. Denn das würde gegen die Lehre der Schrift verstoßen, wie sie Joh. 18, 36. 8, 31. f. 2 Cor. 10, 4. Eph. 6, 10. ff. niedergelegt ist. Wer hingegen dabei nur an die Abstellung der blutigen Verfolgungen der ersten Jahrhunderte denkt, da der höllische Mordgeist Kaiser und kaiserliche Amtleute und die Massen des heidnischen Volks zum Hinschlachten vieler Tausende der Befenner Jesu und, wie z. B. unter Trajan, Decius und Diocletian, viele zur Verleugnung und zum Rückfall ins Heidenthum verführt hat, und daß nun das Evangelium äußerlich freiere Bahn gewann für seinen Lauf durch die Heidenwelt, dem kann deshalb kein Verstoß gegen eine Lehre der Schrift vorgeworfen werden. Vgl. Matth. 13, 21. Marc. 4, 17. Apost. 9, 31. 28, 31.

Aus dem Mitgetheilten ist ersichtlich, daß in unserer Synode je und je der richtige theologische Standpunkt hinsichtlich der Offenbarung Johannis und ihrer Auslegung gewahrt worden ist. Unsere Synode hat niemals die Canonicität der Apocalypse in Abrede gestellt; vielmehr haben ihre jeweiligen Vertreter, Walthers voran, wiederholt erklärt, daß sie ihrerseits dies Buch für eine zum neutestamentlichen Kanon gehörige göttliche Schrift hielten. Andererseits haben unsere Väter, Walthers voran, ebenfalls wiederholt erklärt, daß man einem Lutheraner die Rechtgläubigkeit deshalb nicht absprechen dürfe, weil er seinerseits mit Luther und andern lutherischen Lehrvätern der besten Zeit den apostolischen Ursprung der Apocalypse Johannis bezweifelte. Es mag hier noch erwähnt sein, daß Walthers auch als theologischer Lehrer in seinen Vorlesungen über die Hermeneutik, wie das letzte von seiner Hand geschriebene Exemplar seiner *Hermeneutica Sacra* ausweist, in einer besonderen Anmerkung auf seine oben erwähnte Abhandlung im 2. Band von Lehre und Wehre verwiesen hat.

Zum andern erhellt aus den mitgetheilten Quellenstücken, daß in unserer Synode je und je verschiedene Auslegungen von Offenb. 20, insbesondere verschiedene Meinungen hinsichtlich der „tausend Jahre“ öffentlich vortragen, und daß die drei Auffassungen, wonach die „tausend Jahre“ mit dem ersten Pfingstfest, oder mit Constantin dem Großen, oder mit der Reformation angefangen hätten, als „dem Glauben ähnlich“ anerkannt worden sind. Wiederholt haben officielle Vertreter der Synode, ohne von derselben desavouirt zu werden, erklärt, „daß niemand unwidersprechlich gewiß behaupten könne, weder daß dieser Text (Offenb. 20) schon erfüllt sei, noch daß er erst noch erfüllt werden müsse“, und ein gegnerischerseits beanstandeter Ausspruch in „Lehre und Wehre“ sollte demgemäß verstanden oder corrigirt werden. So stand Walthers in Milwaukee, Jahre lang nachdem er Luthers und Röbbelens Auslegung als die seiner Ueberzeugung nach richtige gelobt und empfohlen hatte. Er ließ es noch später als „tyrannisch“ bezeichnen, „wenn eine Kirche ihre Glieder zwingen wollte, eine bestimmte Auslegung dieser dunkeln Stellen als die allein richtige anzunehmen“.

Zum dritten haben unsere Väter, wie wir ebenfalls aus ihren Worten immer wieder vernehmen, doch nicht jede beliebige Auslegung von Offenb. 20 gelten lassen, sondern auch hier die apostolische Regel geltend gemacht und betont, daß alle Auslegung müsse „dem Glauben ähnlich“ sein. Jede Auslegung, wodurch die Lehre von der Auferstehung aller Todten am jüngsten Tage, von der stets zu erwartenden Wiederkunft Christi zum Endgericht als der einzigen noch bevorstehenden sichtbaren Zukunft Christi, von der geistlichen Natur und der Kreuzgestalt der Kirche bis zum Ende der Zeit, von der geistlichen Erbauung der Kirche und ihrer Glieder allein durch das Evangelium, oder irgend eine andere Glaubenslehre verletzt wird, erkannten sie „mit zweifelloser Gewißheit für falsch“. Wer darin nicht mit ihnen übereinstimme, dem sagten sie die Kirchengemeinschaft auf.

Das war nach beiden Seiten hin von Anbeginn der Standpunkt unserer Väter. Das ist auch heute noch unser Standpunkt und soll es auch bleiben. Was nach der einen oder der andern Seite hin scheinbar oder wirklich davon abweichend in unserer Synode geredet oder geschrieben wäre oder würde, das wäre „hiernach zu verstehen oder zu corrigiren“.

A. G.

Zur Ehrenrettung des alten Rostocker Theologen D. Johann Fecht.

(Eingefandt von P. W. Hübener-Kolberg in Deutschland.)

In dem „Lehrbuche der Kirchengeschichte für Studierende“ von Dr. Joh. Heinr. Kurz (§ 166, 1; in der vor uns liegenden 6. Auflage vom Jahre 1868, Seite 589) lesen wir: „Als Spener 1705 starb, tritt man in allem Ernste darüber, ob er der selige genannt werden dürfe. Fecht (de beatit. mort. in Dom.) verneinte es.“ Es dürfte interessant sein nachzuforschen, wie weit sonst in kirchengeschichtlichen, encyclopädischen und anderen theologischen Büchern diese Behauptung mit gleicher Sicherheit geltend gemacht wird und seit wie vielen Jahrhunderten dies bereits der Fall ist, da ja bekanntlich auch die „quellenstudirenden“ Professoren nicht wenig von einander abschreiben, zumal Dinge, welche zu glauben so angenehm ist. Denn was könnte wohl angenehmer zu glauben sein als dies, daß die „Orthodoxen“ je und je nichts als fleischlich gesinnte und verdammungsfüchtige Menschen gewesen seien? Wie viel Entschuldigung meint doch damit die Heterodoxie und der Synkretismus für sich gewonnen zu haben! Nun ist bekanntlich gerade auch der alte Rostocker Theolog D. Johann Fecht wegen seiner Kämpfe gegen die Pietisten so übel beleumdet, daß nur sein Name genannt zu werden braucht, um alsbald das Bild eines der verabscheuungswürdigsten Vertreters „todter Orthodogie“ und „Verlezerungssucht“ vor Augen zu haben. Und damit ist denn bei vielen auch das Urtheil über „Orthodogie“ und deren Vertreter überhaupt fertig. Wer z. B. nur weiß, wie gerade die Kirchengeschichte von Kurz wohl seit einem halben Jahrhundert in immer neuen Auflagen beinahe allen Studenten und Candidaten der Theologie in Deutschland als kirchengeschichtliche Regel und Richtschnur dient, kann sich einen Begriff machen von der „heiligen“ Entrüstung, mit welcher man einen Mann wie Fecht und mit ihm auch mehr oder weniger alle Orthodoxen jener Zeit, ja, aller Zeiten zu verabscheuen für Christenpflicht hält. Denn wer sollte nicht einen Mann verwerfen, der sich nicht scheute, über einen so „lieben, guten, frommen“ Mann, wie Spener, noch nach seinem Tode das Verdammungsurtheil auszusprechen?

Wie verhält sich nun aber die Sache in Wahrheit?

Ersichtlich so, daß die Schrift „De beatitudine in Domino defunctorum“ überhaupt gar nicht von Fecht verfaßt ist. Vielmehr ist

dieselbe als Dissertationschrift eines sonst unbekanntem Theologen, Namens *Henricus Gerber* aus Danzig, erschienen, wie sie uns in einem Convolut von ähnlichen Schriften aus der Bibliothek des Waisenhauses zu Halle vorliegt. Diese Dissertation wurde, wie der Titel besagt, unter dem Vorfize des Johann Fecht („praeside . . . Johanne Fechtio“) am 19. September 1708 auf der Rostocker Universität gehalten.¹⁾

Es scheint übrigens nicht das erste und einzige Mal zu sein, daß „wissenschaftliche Theologen“ derartige Böde schießen. Führte uns doch in eben diesen Tagen ein gleicher Zufall zu der ganz ähnlichen Entdeckung, daß der bekannte Ritschl in seiner „Geschichte des Pietismus“ (Bd. II, S. 563 f.) in ziemlicher Ausführlichkeit eine Schrift des alten Hallenser S. J. Baumgarten („De conversione non instantanea“)²⁾ bespricht, welche gleichfalls nicht von diesem herrührt, sondern unter seinem „praesidio“ von einem gewissen Osnabrücker Theologen Ernestus Fridericus Bohning als „Dissertation“ gehalten worden ist. Auf welche Weise diese Irrthümer entstanden sein mögen, liegt nahe. Nach der Weise damaliger Zeit pflegten nämlich die Büchertitel eine ganze dichtbedruckte Seite einzunehmen. Da nun bei dieser Art von Dissertationschriften das obenanstehende Thema und (wohl aus Bescheidenheit des Verfassers) der besonders fett gedruckte Name des vorfizenden Decans der theologischen Facultät zunächst in die Augen springt, der Name des ganz unten und zuletzt genannten Verfassers aber sehr zurücktritt, so mochte es geschehen, daß

1) Zum Beweise theilen wir hier den vollständigen Titel mit. Er lautet: „Dissertatio exegetico-theologica de beatitudine in Domino defanctorum, occasione apocal. XIV, 13, quam auspicante Numine Trismegisto et conspirante venerando theologorum ordine, praeside summe reverendo excellentissimo Dn. Johanne Fechtio, ss. theologiae doct. ejusdemque P. P. ordin. longe celebratissimo, consist. duc. meckl. consil. graviss. dist. Rostoch. superintendente vigilantis et factis suae seniore maxime venerabili, Dn. patrono, fautore, praeceptore ac in Christo patre, nullo non pletatis et obsequii cultu summopere de venerando, in inclutae Varniadum almae sacrario maximo ad diem XIX Septembris a. ac. s. i. MDCCIIIX publicae submittit disquisitioni Henricus Gerber, Gedanensis, Rostochil, Prelo Joh. Weppingl, Ser. princ. et acad., Typogr.

2) Diese Schrift selbst ist insofern interessant, als sie eine Probe von der Theologie gibt, wie sie damals den Uebergang zum Rationalismus bildete. Noch werden die christlichen Dogmen im Allgemeinen festgehalten, aber die ganze Behandlungsweise ist schon eine rationalistische. So soll der Beweis für die Behauptung, daß die Belehrung nicht in einem Momente geschehen könne, dadurch erbracht werden, daß es in der Natur keine Sprünge (saltus) gebe und Gott überhaupt keine Sprünge mache. Natürlich: Ein Rationalist, der die Gnade nicht kennt, kann auch von dem Wesensunterschiede zwischen Natur und Gnade nichts wissen, wie wir das auch bei den heutigen Synergisten sehen. Daß dieselbe Theorie eigentlich zur darwinistischen Evolution führt, scheint ein vulgärer Rationalist und Synergist auch nicht sehen zu können.

die gelehrten Herren, ohne den in lauter großen lateinischen Anfangsbuchstaben gedruckten Titel genauer anzusehen (sie lesen auch sonst viel in der Diagonale und übersehen dabei manches), den Namen des Vorstehenden für denjenigen des Verfassers nahmen. Diese unsere binnen einem Tage an zwei derartigen Schriften gemachte Entdeckung legt uns aber den Gedanken nahe: Wie viele dergleichen Verwechslungen mögen wohl schon im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden haben und von den „quellenstudirenden, wissenschaftlichen Theologen“ abgeschrieben, von dem nur zu leichtgläubigen theologischen Publicum aber geglaubt worden sein!

Zum andern aber möchte man fragen: Was für ein Mensch war denn dieser Heinrich Gerber, der ein solches Verdammungsurtheil über Spener aussprechen konnte? Was für eine Sippe von Theologen, was für eine theologische Facultät mag das gewesen sein, der er so etwas bieten durfte, vor der überhaupt solcherlei „theologische“ Fragen verhandelt wurden? Und wie durfte Fecht, wenn auch nur unter seinem Präsidium, so etwas dulden? Wäre es nicht seine Pflicht gewesen, in seiner kurzen Nachschrift zu der Dissertation Gerbers dem allgemeinen Lobe wenigstens ein Wort des Tadelns beizufügen, anstatt Speners und des Urtheils über ihn mit keinem Worte zu erwähnen (denn das thut er nicht)? Sehen wir uns daher die Schrift selbst etwas näher an.

In der 36 Quartseiten umfassenden Schrift gibt der Verfasser, also Heinrich Gerber, zunächst eine vorzügliche Auslegung des Spruches Offenb. 14, 13.: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach“, um daran eine Erörterung der Frage zu knüpfen, ob die Pietisten Recht hätten, über den angeblich allgemeinen Mißbrauch, der nach ihrer Meinung mit der Redensart: „Der selige so und so“ getrieben werde, so viel Geschrei zu machen. Denn eben die Pietisten waren es, welche, aus Furcht, der Sicherheit Raum zu geben, diese Rede nicht leiden konnten. Sie mochten damit nicht so ganz Unrecht haben, gingen aber auch hierin, wie in andern Sachen, offenbar zu weit, in Folge dessen Spener wieder (wie es überhaupt seine Art war), um nirgends anzustoßen, in der auffallendsten Weise sich selbst widersprach, indem er bald die Redensart „der selige so und so“ verwarf, bald wieder, weil er gegen den Strom zu schwimmen zu schwach war, es für eine bloße Redensart erklärte im Sinne von „le feu“ oder „der Verstorbene“, bei der man sich aber weiter nichts zu denken brauche.

Heinrich Gerber stellt nun die Frage so: „Ob wir mit gutem Gewissen, unbeschadet des Amtes, welches besonders die Kirchendiener verwalten, unbeschadet der Frömmigkeit, unbeschadet der Analogie des Glaubens, ohne Anstoß und Aergerniß, ohne Verletzung der biblischen und theologischen Wahrheit, ohne Unterschied alle, welche in unserer Kirche oder in derjenigen der Calvinisten oder Päpstlichen oder wo sonst Gestorbenen nach der gewöhn-

lichen Redeweise beatus, selig oder, was nach der neuen Weise zu reden dasselbe ist, gottselig nennen können?"

In Beantwortung dieser Frage macht er erstlich den Unterschied, daß wir bei dieser Frage nur die in der rechthgläubigen Kirche Verstorbene im Auge haben könnten. Daß zwar diese Kirche nicht die allein seligmachende sei, sondern auch in falschgläubigen Kirchen Seelen selig werden könnten, sehe ja von vornherein fest, und darüber sei kein Streit. Doch enthielten wir uns billig und von Rechts wegen bei ihnen dieser Bezeichnung, um nicht durch dieselbe dem Indifferentismus Raum zu geben und den Schein zu erwecken, als ob wir gegen die falsche Lehre der falschen Kirchen gleichgültig wären. Auch darüber, meint er, sei ja wohl eigentlich kein Streit, wenn nicht die Pietisten die gegentheilige Behauptung aufstellen wollten.

Darauf führt Gerber des Weiteren aus, daß wir auf Grund der vorhin ausgelegten Schriftstelle („Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben“ 2c.) ein Recht hätten, unsere verstorbenen Mitchristen „selige“ zu nennen, daß zwar die (immer freilich nur menschliche) Gewißheit ihrer Seligkeit in den einzelnen Fällen sehr verschiedene Grade habe, daß wir aber, wenn nicht das Gegentheil bekannt sei (denn in diesem Falle sei allerdings die Bezeichnung „selig“ ein Mißbrauch) diese Bezeichnung unbedenklich gebrauchen könnten.

Weiter kommt dann Gerber auch darauf zu sprechen, daß der bekannte Pietist Joachim Lange sich darüber erzürnt habe, daß orthodoxe Theologen es gemißbilligt hätten, den „frommen“, „um die evangelisch-reformirte Kirche hochverdienten und in seinem Leben gewesenen gottseligen Theologum mit der sonst so gewöhnlichen, und darzu aufs höchste gemißbrauchten Benennung eines seligen nach seinem Tode anzuführen“, und daß dieselben in ihren Schriften auch Spener niemals also titulirten. „Es muß ein wunderbarlich Ding sein“, sagt Lange, „um den Himmel der Pseudoorthodoxorum, weil weder ein frommer reformirter Theologus oder Philologus, noch der liebe D. Spener darinnen einen Platz findet. . . Der treue Gott behüte mich und alle frommen Christen für dem Himmel, in welchem weder der selige D. Spener, noch ein frommer Theologus reformirter Kirchen zu finden sein wird.“

Hierauf antwortet dann Gerber, nachdem er inzwischen noch etliche andere Vorwürfe zurückgewiesen: man könnte sich billig darüber entsetzen, wie man einen reformirten Theologen als „hochverdient“ und „besonders fromm“ preisen, ja, ihn überhaupt „evangelisch-reformirt“, nämlich „zum Evangelium von Christo reformirt“ nennen könne, der doch die Hauptsache im Evangelio, die allgemeine Gnade Gottes in Christo, leugne. Man wolle Hottinger nicht verdammen, wenn er seine Irrthümer reumüthig abgethan habe und in wahren Glauben an Christum gestorben sei. Solange man aber davon nichts wisse, überlasse man ihn dem Gerichte Gottes, um

nicht den Bekennern des rechten Evangeliums Anstoß zu bereiten und nicht den Schein zu erwecken, als wollten wir alle Religionsunterschiede aufheben und dem verderblichen Indifferentismus Thür und Thor öffnen &c. Eben dies sei auch der Grund, warum manche sich scheuten, von D. Spener immer als von dem „seligen“ zu reden, weil sie mit allen seinen Irrungen und Neuerungen unverworren bleiben wollten. Doch wollten sie an seiner Seligkeit nicht zweifeln, wenn er vor seinem Tode das der Kirche gegebene Bitternöß Gott ernstlich abgebeten habe, und namentlich die maßlose Nachsicht gegen die Schwärmer, die ihn wie einen Gott verehrt und sein Schweigen stets als Zustimmung angesehen hätten, daher, wenn auch nur durch seine Unachtsamkeit, der schreckliche Indifferentismus entstanden sei.¹⁾

Also: Fecht hat überhaupt jene ihm fälschlich zugeschriebene Schrift nicht verfaßt und also auch ein ihm unterstelltes Verdammungsurtheil über Spener nicht ausgesprochen. Aber auch Heinrich Gerber, der Verfasser der unter Fecht's Vorsitz gehaltenen Dissertation, hat, wie wir sehen, sich des angeblichen Vergehens ebensowenig schuldig gemacht, wie diejenigen, von denen er, sie vertheidigend, redet. Das Urtheil über Spener haben sie Gott überlassen, andererseits aber auch sich gehütet, falscher Lehre und indifferentistischer Praxis sich schuldig zu machen. Wir sehen da zugleich, mit welcher wahrhaft christlichen Gewissenhaftigkeit diese Theologen bedacht waren, der göttlichen Wahrheit auch nicht das Geringste zu vergeben, einer Gewissenhaftigkeit, welche wir uns billiger Weise zum Muster nehmen sollten, ungeachtet aller Verleumdungen, welche uns, wie sie, deswegen treffen mögen, und zwar um so mehr, je mehr wir sehen, wie in unsern Tagen die Furcht, für verdammungsfüchtig gehalten zu werden, auch denen, welche für Bekenner Christi gehalten werden, die Zunge bindet, und wie der Indifferentismus und Synkretismus, welchen jene alten, wegen angeblicher „todter Orthodogie“ verschrieenen lutherischen Theologen hereinbrechen sahen, nun bereits, wie eine Sündfluth, alles überfluthet hat.

§—r.

1) „Eadem ipsa ratione moventur, qui D. Speneri nomini Beati titulum adponere refugiunt, ne cum variis ipsius novitatibus, quae qualem nobis a veteri religionem pepererunt, omnium oculis obvium est, commercium habere videantur. Qui tamen de ipsius beatitudine, merita ejus in ecclesiam priora respicientes, dubitare nolunt, si antequam moveretur, scandalum ecclesiae insolenti veteris doctrinae et institutorum sacrorum dissipatione datum, et immoderatam, erga omne genus Fanaticos, dummodo pietatem praeferentes, indulgentiam, quibus religioso satis zelo nunquam, et nec monitus quidem, contradixit, qui tamen ipsum tanquam Numen quoddam respexerunt, et cujus solum silentium comprobationis apud ipsos locum sustinuit, ex quo ipso vel non advertente funestus indifferentismus enatus est, Deo serio fuit deprecatus.“

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die Frequenz unserer höheren Lehranstalten. Anfangs September 1901 zählten Studierende, resp. Schüler: St. Louis 181, Springfield 151, Addison 182, Fort Wayne 162, Milwaukee 281, St. Paul 72, Concordia 52, Keperan 22, Seward 43; Gesamtzahl 1102. Die Zunahme in der Gesamtzahl gegen das Vorjahr beträgt 80. F. P.

Die Predigt für unsere Zeit. Sehr gut weist der "Lutheran" darauf hin, daß die christliche Kirche auch zu unserer Zeit Buße und Vergebung der Sünden zu predigen habe. Den Erfolg solcher Predigt könne und solle sie Gott überlassen. Sehr wahr! Aber das Allgemeine von dem Erfolg, wenn wir Buße und Vergebung der Sünden im Namen Christi predigen, ist uns in der Schrift bereits offenbart. Wir werden mit dieser Predigt allenthalben etliche gewinnen und selig machen. Mit dem großen Haufen aber werden wir's verderben. Auch werden Papst und Vögen und im Großen und Ganzen auch die Secten wider uns sein. Es gehört das Licht und die Kraft des Heiligen Geistes dazu, wenn man bei diesem allgemeinen Widerspruch dabei bleibt, Buße und Vergebung der Sünden im Namen Christi zu predigen. F. P.

Iowa und Ohio. Im „Kirchenblatt“ der Iowa-Synode finden wir die folgende Anzeige: „Herr Pastor F. Grüber, ein früheres Mitglied unserer Texas-Synode, der jedoch im Jahre 1890 austrat und sich dem Texas-District der Ohio-Synode anschloß, hat sich wieder zur Aufnahme gemeldet. Er hat sich willig dem Colloquium orthodoxiae unterstellt, und die Commission kann ihn getrost und mit Freuden zur Aufnahme empfehlen.“ F. P.

Die falsche Lehre vom Antichrist innerhalb der Iowa-Synode. In Nummer 4 der „Kirchlichen Zeitschrift“, herausgegeben von der Iowa-Synode, schreibt Deindörfer: „Glaubensartikel müssen mit klaren Worten in der Schrift stehen und aus dem Worte Gottes genommen werden. Der Satz aber, daß der Papst ist verus antichristus, steht nicht in der Schrift, sondern ist eine menschliche Anwendung dessen, was die Schrift vom Antichrist sagt, auf das römische Papstthum. Diese Anwendung ist wohl auch nach unserer und fast nach allgemeiner Ueberzeugung evangelisch-lutherischer Lehrer und Christen, ja, auch anderer evangelischer Lehrer und Christen in vieler Beziehung und in großem Maße zutreffend, aber sie deckt sich doch nicht nach allen Seiten mit dem, was die Schrift vom Antichrist sagt.“ (S. 146.) „Die Schrift sagt eben mehr und Schlimmeres vom Antichrist, als sich im Papstthum findet, so widerchristlich und verwerflich auch das römische Papstthum sonderlich im Mittelalter und in der Reformationszeit war und großentheils auch noch zu unseren Zeiten ist.“ (S. 146.) „Daß das Geheimniß der Bosheit sich nicht bloß heimlich, sondern offenbarer Weise geregt hat und energisch zu Tage getreten, daß der Geist des Widerchristenthums thätig gewesen ist, daß viele Antichristen aufgetreten sind und den Abfall befördert haben, weiß jeder, der einigermaßen mit der Kirchengeschichte bekannt ist. Aber die Behauptung, daß der Papst, daß die Institution des römischen Papstthums der geweißagte Antichrist und das Antichristenthum ist, besteht nicht vor den Aussagen der Schrift. Das Papstthum hat zwar die Welt Herrschaft angestrebt und behauptet heute noch, daß sie ihm gehört, aber es hat sie nie erlangt und geübt, wie es vom Antichrist gesagt ist, und auch seine geistliche Herrschaft ist seit der Reformation gewaltig beschnitten. Das Papstthum hat bei all seiner Verfehrung des Evangeliums die

Menschwerdung des Sohnes nicht gelehnet und verworfen, es lehnet nicht den Vater und den Sohn, sondern es bekennt den Vater, Sohn und Heiligen Geist, und das Reich des Papstes wird bis auf diesen Tag zur Christenheit gerechnet. Der Papst stellt sich zwar dar als Stellvertreter Christi, aber dahin hat er sich nicht verstiegen, daß er über alles, was Gott und Heiligthum heißt, sich erhoben, sich selbst für Gott ausgegeben und für sich die Ehre der Anbetung gefordert hat, oder daß er sich gar im Bilde hätte anbeten lassen. Und wo sind die höllischen Zeichen und Wunder, die der Widerschrift und sein falscher Prophet verrichten soll? Sind vielleicht die lächerlichen Betrügereien die Erfüllung dieser Weissagung, welche mit Marienbildern da und dort getrieben wurden und werden? Es findet sich im Papstthum viel Widerschriftliches, viel von dem, was der Antichrist sein, thun und treiben soll, es ist dasselbe eine schredliche Verzerrung des Christenthums; aber auch wenn man alles Schlimme zusammensucht, was es war und ist und trieb und treibt, es ist nicht die volle und ganze Erfüllung dessen, was Gottes Wort vom Antichrist sagt, und wir haben kein Recht, das Wort Gottes so zu deuten, daß es sich aufs Papstthum reimt, oder uns vom Papstthum ein solches Bild zurechtzumachen, daß wir darin den eigentlichen in Gottes Wort geweissagten Antichristen, verum antichristum, finden können. Es müßte ja sonst auch der Tag des Herrn längst eingetreten sein, dessen wir doch noch warten. Das römische Papstthum ist ein greulicher Abfall vom wahren Christenthum, und die Päpste sind mächtige Vorläufer des Antichristen; aber das Papstthum ist noch nicht absoluter Abfall vom christlichen Glauben, Abfall vom ganzen Wort Gottes, vollendete, höllische Christus- und Gottesfeindschaft, wie dies vom Antichristen gesagt ist. Sagt man aber, das Papstthum ist noch nicht am Ende seiner Entwicklung angekommen, was es noch nicht ist, kann es ja vollends werden, so ist damit zugegeben, daß im Papstthum die schließliche Erfüllung der Schriftworte vom Widerschriften noch nicht vorhanden ist. Daß nun der große, aber immerhin noch relative Abfall vom christlichen Glauben im Papstthum sich zum absoluten Abfall entwickeln kann — warum sollte das unmöglich sein? Es handelt sich um die Frage, ob das Papstthum, wie es gewesen und wie es jetzt ist, verus antichristus ist, und darauf antworte ich auf Grund der Schrift mit einem entschiedenen Nein und behaupte, daß verus antichristus mit seinen Greueln noch zu erwarten ist. — Stellen wir die Frage, ob in unsern Zeiten nicht andere Erscheinungen sich zeigen, die auf jenen radicalen Abfall vom Christenthum hinweisen, der im Reich des Antichrists herrschen soll, so zeigen sich solche Erscheinungen in nicht geringer Zahl. Da ist das Freimaurer- und Logenthum, so weit es nichts von Christo und seinem Erlösungswerk wissen will; da ist der Nitschlianismus, der unter dem Schein des Christenthums das ganze Christenthum beseitigt; da ist der Spiritismus, der Socialismus, der Anarchismus, der Materialismus: lauter Erscheinungen, die das schließliche Antichristenthum herbeiführen mögen, und es läßt sich erkennen, daß der Geist des Widerschrifts größere Energie beweist, als er wohl je bewiesen hat.“ (S. 158—160.) — Der Grundirrtum Deindörfers ist der Satz: „Das Papstthum ist noch nicht absoluter Abfall vom christlichen Glauben“ (S. 159), welcher Satz wiederum auf einer mangelhaften Erfassung dessen beruht, was eigentlich der christliche Glaube ist. Die rechte cognitio Christi führt auch zur sicheren Erkenntniß des Antichrists. Christenthum ist die Lehre von der Rechtfertigung und Seligkeit allein durch den Glauben an Christum. Diese Lehre aber hat das Papstthum verflucht und die Befenner desselben blutig verfolgt. Wer nun Christum so erkennt, wie man es von einem lutherischen Theologen billig verlangen darf, dem sollte es auch nicht schwierig sein, im Papstthum das Antichristenthum zu erkennen: absoluten Abfall vom Christenthum innerhalb der Christenheit und unter der Maske

des wahren Christenthums. Daß die Iowa-Synode in der Lehre vom Antichrist Luther und dem lutherischen Bekenntniß widerspricht, gibt übrigens Deindörfer selber zu, wenn er schreibt: „Das Urtheil, daß der Pabst oder, richtiger gesagt, das Pabstthum der Widerchrist, verus antichristus, ist, findet sich bekanntlich in den Schmalkaldischen Artikeln und hat also den Schein eines Bekenntnißsages. Luther und die Väter der Reformation haben ihn mit voller Ueberzeugung ausgesprochen.“ (S. 145.)

J. B.

Berwerfung der Irrlehre und ihrer Verfechter. In „The Lutheran Quarterly“ aus der Generalsynode heißt es S. 359: „The Church, or communion, does not anathematize those who differ with her. The anathemas of the Church of Rome are her logical attributes consequent upon her presumed authority, whilst the *damnamuses* at the conclusion of several of the articles of the Augsburg Confession are inconsistencies — logically in fundamental contradiction with the positive sense of the Confession. Protestantism denies its fundamental principle when it presumes to exercise authority in human right over conscience. It can define the trust which its servants undertake in her service under her Confession and can bind them by Scripture authority to these distinctive doctrines, but beyond this it may not go.“ — „The Lutheran Quarterly“ behauptet also: es sei für einen Christen unrecht und für einen Lutheraner inconsequent, die abweichende Lehre als Irrlehre und die Verfechter derselben als falsche Propheten zu bezeichnen und zu meiden, denn das und nichts anderes ist gemeint mit dem „Verwerfen“ und „damnare“ des Bekenntnisses. Was nun den ersten Punkt betrifft, so lehrt die Schrift deutlich, daß wir nicht bloß verpflichtet sind, die Wahrheit zu bekennen, sondern auch, den Irrthum zu verwerfen und die Irrlehrer zu meiden und vor denselben zu warnen, Matth. 7, 15. Röm. 16, 17. Gal. 1, 8. 9. 1 Cor. 16, 22. Was also die Schrift gebietet, das bezeichnet „The Lutheran Quarterly“ als Sünde. Ebenso grundlos ist auch die zweite Behauptung, daß ein Lutheraner sein Princip fallen lasse, wenn er widersprechende Lehren und Lehrer verwerfe. In den meisten Artikeln fügt die Augustana eine oder mehrere solcher Berwerfungen, *damnationes*, hinzu. Sie hat also dieselben nicht bloß für recht, sondern ohne Zweifel auch für consequent und logisch gehalten. Und darin hat die Augustana gerade auch Vernunft und Logik nicht etwa wider sich, denn die Logik lehrt, daß alle einer aufgestellten Wahrheit contradictorisch und conträr widersprechenden Urtheile nothwendig falsch und als solche darum auch unmittelbar gefolgt werden können. Die Sätze des „Lutheran Quarterly“ sind nur ein neuer Beleg dafür, wie tief der Unionismus, der Schrift und Vernunft zugleich den Boden ausschlägt, der Generalsynode in Mark und Bein gedungen ist.

J. B.

Zuchtlosigkeit der Unirten. Der „Friedensbote“ vom 7. Juli schreibt S. 214: „Die Evangelische Synode aber sieht in der Logenmitgliedschaft keine Handlung, die der Zucht untersteht, macht sich also mit der Aufnahme solcher Leute der Zuchtlosigkeit absolut nicht schuldig.“ — So traurig dies Bekenntniß der Unirten ist, daß sie die Logen in ihrer Mitte nicht bekämpfen, sondern ruhig gewähren lassen, so ist das vom Standpunkt des Unionismus aus doch nur consequent. Dürfen nämlich die Unirten der heiligen Schrift zuwider Lutheraner und Reformirte, Rechtgläubige und Falschgläubige für in der Kirche gleichberechtigt erklären, so ist kein Grund vorhanden, warum sie nicht einen Schritt weiter gehen und mit den Logen alle Religionen als gleichberechtigt in der Kirche dulden dürften. Merkwürdig ist übrigens das Argument, mit dem der „Friedensbote“ seine Synode von dem Vorwurf der Zuchtlosigkeit in der Logensache zu reinigen sucht. Dasselbe läuft auf den Grund-

saß hinaus: An den Unirten ist nur das zuchtlos, was die Unirten für zuchtlos ansehen! Verallgemeinert würde der famose, der Logen würdige Saß also lauten: An jedem ist nur das zuchtlos, was er selber für zuchtlos hält. Da wir aber diesen Grundsatz nicht theilen und auch die Unirten nach der Schrift beurtheilen, so können wir auch die Anklage grober Zuchtlosigkeit nicht fallen lassen, denn kirchliche Gemeinschaft mit den Ungläubigen ist in der Schrift klar verboten, 2 Cor. 6, 14—18.

J. B.

Farbige Methodisten der Philadelphia-Conferenz haben beschlossen, ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß fernerhin keine Unterhaltungen, Picknicks, Ausflüge zc. zum Besten der Kirche veranstaltet werden. Man wird sich nun nach einer andern Triebkraft umsehen müssen, um das für die Kirche nöthige Geld zu erhalten. Kennen jene Philadelphia-Methodisten das Evangelium, dann werden sie durch die Barmherzigkeit Gottes zum Geben ermahnen. Kennen sie das Evangelium nicht, dann werden sie an das Ehrgefühl zc. appelliren oder mit dem Papst den Himmel für die Gaben versprechen. Mit dem Evangelium richtet man bei den Christen etwas aus. Bei Unchristen aber verschlägt nur die andere Weise. J. P.

Lehrfreiheit bei den Episcopalen. Ein Episcopalprediger, „Vater Paulus“, erklärte kürzlich in einer Brooklyner Zeitung, daß er den Papst für den Stellvertreter Christi und für den von Gott eingesetzten Oberhirten der ganzen Christenheit halte. „Vater Paulus“ hat am Papst nur dies auszusetzen, daß er die „Weißen“ der anglicanischen Kirche nicht als gültig anerkennen will. Die Berichterstatter der Zeitungen waren nun sehr neugierig zu erfahren, was die übrigen Episcopalprediger Brooklyns zu „Vater Paulus“ Stellung sagen würden. Der Bekannteste und Angesehenste von ihnen meinte: „In der Kirche ist Raum genug für allerlei Meinungen. „Vater Paulus“ mag die Oberhoheit des Papstes predigen, wenn es ihm beliebt, und die Kirche wird sich um ihn nicht kümmern, erstlich, weil wir glauben, daß dem Einzelnen die größte Freiheit gewährt werden sollte, zum andern, weil wir dafür halten, daß „Vater Paulus“ niemand repräsentirt. Nicht fünf Pastoren der Diöcese Long Island sympathisiren mit ihm.“ Hier tritt uns die unheilvolle Ansicht von der Kirche entgegen, die dem modernen Lehrwarr zu Grunde liegt. In der Kirche soll Raum genug sein für allerlei Meinungen! Nach der heiligen Schrift steht es so, daß in der Kirche kein Raum ist für irgend eine Menschenmeinung. Der Apostel Petrus mahnt: „So jemand rebei“ — nämlich in der Kirche —, „daß er's rede als Gottes Wort“, 1 Petr. 4, 11.

J. P.

Die Lehrdifferenzen der verschiedenen Kirchengemeinschaften betreffend schreibt „The Churchman“: „Die große Masse der Kirchenglieder aller christlichen Körper in diesem Lande haben wesentlich dieselben Lehrüberzeugungen. Sie sind keine Theologen, sie haben keine sorgfältig gegliederten Meinungssysteme in der Theologie oder in irgend einem andern Gegenstand. Sie besitzen etliche wenige primäre Ueberzeugungen. Und ich glaube, daß durch alle christlichen Kirchen hin die gewöhnlichen Glieder an thatächlich denselben Ueberzeugungen festhalten. Die Differenzen finden sich bei den theologischen Lehrern und den Predigern, welche in der Theologie unterrichtet worden sind, oder durch ihre Beschäftigung genöthigt werden, irgend eine Form systematisch theologischer Aussage zu entwickeln. Aber selbst unter diesen ist es unfraglich wahr, daß die Fluthen der Entwicklung sie zu einer katholischen Lehransicht hintreiben.“ — Solchen und ähnlichen Gedanken pflegen in unserer unionistischen Zeit die kirchlichen Blätter aller Sectengemeinschaften immer wieder Ausdruck zu verleihen. Nichts ist aber verkehrter als die Behauptung, daß in allen kirchlichen Gemeinschaften die Grundwahrheiten, an welchen das Volk festhalte, dieselben seien und daß die Unterscheidungslehren ihren Grund lediglich in der ver-

schiedentartigen theologischen Entwicklung dieser Wahrheiten haben und meist nur den Theologen bekannt seien. Umgekehrt steht die Sache. Die Secten weichen in ihren Lehren von der lutherischen Kirche ab, weil ihnen die Grundgedanken des Christenthums ganz oder theilweise abhanden gekommen sind. Und daß das Volk in den Sectenkirchen die Prediger mit ihren Irrlehren gewähren läßt, kommt auch daher, weil es vielfach kaum eine blasse Ahnung mehr davon hat, was eigentlich Christenthum ist. Die falschen Lehren der Secten sind nicht etwa eigenthümliche Entwicklungen der christlichen Grundgedanken, sondern Leugnung derselben, Leugnung insonderheit der Wahrheit, daß der Mensch selig wird nicht durch Werke, sondern allein durch den Glauben an die Verheißung von der Gnade Gottes in Christo Jesu. Wer diese Lehre recht erkannt und von Herzen angenommen hat, ist feuerfest gegen Pelagianismus und Papiismus, gegen Enthusiasmus und Rationalismus, gegen Calvinismus, Arminianismus und Synergismus, gegen Indifferentismus und Unionismus. Aber auch umgekehrt. Selbst die Abirrungen vom lutherischen Bekenntniß innerhalb der lutherischen Kirche, z. B. in den Lehren von Kirche, Amt und Absolution, vom Sabbath und der christlichen Freiheit, vom Antichrist und Millennium, von der Bekehrung und Gnadenwahl, sind nicht etwa eigenthümliche Entwicklungen derselben christlichen Grundwahrheiten, sondern der Folge nach Leugnung derselben, und auch sie haben ihren tiefuntersten Grund in einer mangelhaften Erkenntniß und Würdigung der Grundwahrheit des Christenthums, der Lehre von der Rechtfertigung. Wirkliche Einigkeit der Kirchen kann daher auch nur so erzielt werden, daß man Uebereinstimmung in den christlichen Grundwahrheiten nicht etwa als schon vorhanden voraussetzt, sondern erst herstellt. J. B.

Zur Lösung des presbyterianischen Bekenntnißproblems. Im "Churchman" schreibt ein „kluger“ Presbyterianer also: „Die Lehrstreitigkeiten in der presbyterianischen, oder in irgend einer anderen Kirche werden nicht eher geschlichtet werden, bis ihr Bekenntniß die Wahrheit sowohl der calvinistischen als auch der arminianischen Ansichten anerkennt. Die meisten presbyterianischen Prediger sind beides Calvinisten und Arminianer, jaßt so wie viele methodistische Prediger beides Arminianer und Calvinisten sind. Sie mögen das nicht zugeben, aber es ist wahr. Der Tag wird kommen, wann die Kirche eine Lehransicht vertreten wird, welche das ganze Gebiet umfaßt.“ — Diese unirte Lösung der Frage schlägt aber beides der Schrift und der Vernunft den Boden aus: der Vernunft, denn sie beruht auf Leugnung des Satzes vom Widerspruch; der Schrift, denn sie leugnet mit den Calvinisten, daß Gott alle Menschen erlöst hat und selig machen will, und mit den Arminianern, daß es Gottes Gnade allein ist, welche den Menschen selig macht. Der Unionismus löst die theologischen Schwierigkeiten immer nur so, daß er die Wahrheit ausschneidet und die Irrthümer festhält. J. B.

Particuläre Gnade der Presbyterianer. "The Presbyterian" vom 28. August schreibt: "If God, the Father, Christ, the Savior, and the Holy Ghost, the Renewer and Sanctifier, are operating personally and directly with 'every soul created' and for its 'redemption from its sins' and 'in behalf of righteousness,' and if there is no distinction in the method and degree of the respective divine operations, then there can be no failure, and 'every soul' will come into gracious and saving relationship with the Triune God. But facts show that thousands die in their sins; those, too, who know and hear the Gospel of the Son of God." — Die Antwort auf die Frage: Wen hat Gott geliebt, Christus erlöst und der Heilige Geist berufen, holen also die Presbyterianer nicht aus den Sprüchen der Schrift, welche eben diese Fragen beantworten, sondern aus ihrer Vernunft. Sie schließen also: Gott allein macht selig; thatsächlich gehen aber

viele Menschen verloren: also will Gott nicht alle Menschen selig machen. Diesen Schluß nehmen die Presbyterianer ohne Weiteres in ihr System auf und lassen ihr ganzes Lehrgebäude von demselben beherrscht sein, ohne zu untersuchen, ob man logisch auch so schließen könne, und trotzdem daß sie sehen, daß dieser Schluß den klaren Worten der Schrift ins Angesicht schlägt. Die Presbyterianer sind hartnäckige Rationalisten, die sich der Schrift nicht unterwerfen, sondern sich derselben nur bedienen, wo es ihrer Vernunft zusagt.

F. B.

Um sich der Logen zu erwehren, will ein Pastor der Congregationalisten das „Katechumenat“ wieder in der Kirche eingeführt haben. Auf diese Weise hofft er Jung und Alt so über Charakter und Zweck der Kirche aufzuklären, daß man Kirche und Loge nicht mehr mit einander verwechselt. Dazu ist zu sagen, daß die Ordnung des Katechumenats an sich keine Schutzwehr wider die Logen ist. Es kommt darauf an, was die Katechumenen gelehrt werden. Werden sie gelehrt, daß das Christenthum in dem Bemühen bestehe, nach dem Vorbild Christi ein besseres Leben zu führen — dies ist die gewöhnliche Auffassung des Christenthums unter den modernen Secten —, so wird das Katechumenat den Logen in die Hände arbeiten. Wird dagegen gelehrt, daß das Christenthum im Glauben an Christum den Sekreuzigten bestehe, so wird das Katechumenat ein Mittel werden, die Logen wirksam zu bekämpfen.

F. B.

Unitarianismus unter den Congregationalisten. Eine Gemeinde der Congregationalisten in Massachusetts hat ihr altes, ausführliches Bekenntniß zur Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der Persönlichkeit und dem Werk des Heiligen Geistes, dem Verderben des Menschen, dem Versöhnopfer Christi, der Rechtfertigung durch den Glauben und der ewigen Seligkeit und der ewigen Verdammniß abgeschafft und folgendes Bekenntniß an die Stelle desselben gerüdt: „I believe in God, the loving Father of the race. I believe in the universal brotherhood of man, as taught by Jesus Christ. I believe in Jesus Christ as the Supreme Revealer of divine character, as the moral and religious Teacher, the spiritual Guide, and the Redeemer of men. In uniting with this Church, I promise to give myself to its service, to work for its upbuilding, and to walk with all its members and with all men in a spirit of charity and faithfulness.“ Es liegt auf der Hand, daß jeder Unitarier und Universalist diese Sätze, aus denen alles specifisch Christliche gestrichen ist, unterschreiben kann. Wie es scheint, so hat auch dies Bekenntniß unter den Congregationalisten großen Beifall gefunden und wird voraussichtlich von vielen andern Gemeinden in Neuengland angenommen werden. Wie lange wird's noch währen, bis wir die Congregationalisten zu den Unitariern, die „abgöttisch, Gotteslästerer und außerhalb der Kirchen Christi sein“ (Apologie, Art. 1), rechnen müssen?

F. B.

Evolutionstheorie in den Sonntagsschulen der Secten. Daß von vielen Kanzeln der Secten die Evolutionstheorie vorgetragen wird, ist bekannt. Nun soll auch, wie „The Sunday School Times“ ankündigt, in den Sonntagsschulen gezeigt werden, wie sich Bibel und evolutionistische Wissenschaft gar wohl mit einander vertragen. Ein Pastor schreibt in dem genannten Blatt: „As the time comes for looking forward to the studies of the Sunday school for the next six months, the question comes to a good many of us, How are we to present the creation story and the Book of Genesis? In common with many others, I am convinced that the time is come, or is very close at hand, when we must teach this part of the Bible in view of its relation to the rest of what is taught our young people. They are taught in school that the world is the product of evolution, and expect us to show how the accounts in Genesis of man's origin

tallies with this. If we do not, we lose our influence over them. How are we going to teach Genesis—we who honestly wish to build up, and not tear down, faith? Are we to have help from *The Sunday School Times* in presenting the 'new light' that has broken from God's Word in the past few years?" Dazu bemerkt der Herausgeber: "On the face of it, there does not seem to be any practical difficulty in the study of the Bible story of creation and of the later disclosures of science. Some of the wisest and strongest believers in evolution have been the most devout lovers of the Bible. The correspondence of these nominally conflicting views is brought out in this issue of *The Sunday School Times*, and it is hoped that this is done in a way to increase the knowledge and strengthen the faith of the believing student." In der Erklärung zu 1 Mos. 1 heißt es dann auch vom ganzen Schöpfungsberichte: "It is a poetic picture of the evolution of nature, without any attempt at a scientific description of physical events." Von der evolutionistischen Entwidlung des Menschen wird gesagt: "In our time the interest turns especially on the question of man's creation. Was it by a direct fiat out of nothing, or from some lower form of existence by a process called evolution? The narrative has been often treated as though it said the former, but it does not. It represents it as an act of mediate creation 'from the dust of the ground.' The idea of such a mediate creation is thus distinctly sanctioned, and to a believer in God as Creator an evolution can be nothing else than this. With this the narrative in Genesis stops, and, if it be meant to teach us all the scientific facts of the matter, then we must reject every kind of theory which represents man as evolved through the successive stages of animal existence as inconsistent with the inspired record. But is that the purpose of the narrative? Calvin, referring to the work of the fourth day, says: 'Moses, speaking to us by the Holy Spirit, did not treat of the heavenly luminaries as an astronomer, but as it became a theologian, having regard to us rather than to the stars.' Is it unfair to make the same distinction as regards the work of the sixth day, and to say that Genesis does not speak of the creation of man as a biologist, but as a theologian, having regard to our religious wants, and not to our scientific curiosities?" — So werden selbst die kümmerlichen bisherige Reste göttlicher Wahrheiten aus den Sonntagsschulen der Secten verdrängt durch den crassesten Unglauben und die klaren Worte der heiligen Schrift der evolutionistischen Astronomie, Geologie und Biologie zu Liebe von gänzlich untüchtigen Lehrern verdreht. Statt dem Unglauben, welchen die Staatsschulen den Kindern als Resultate der Wissenschaft einprägen, entgegenzuwirken, drücken die Sonntagsschulen demselben den Stempel göttlicher Wahrheit auf. Und dabei rühmt noch "The Sunday School Times" vom 20. Juli: "The modern Sunday school has done more for the race than the family at its best estate." J. B.

Denselben groben Unglauben verbreitet der presbyterianische "New York Evangelist" in seinen "Sabbath School Lesson Helps". Auch in den Sonntagsschulen — meint er — müsse die höhere Kritik, die neue Theologie, "liberality" und "advanced thought", zur Geltung kommen. Kühn wird denn auch in den "Lesson Helps" des "Evangelist" behauptet, daß die ersten Capitel der Genesis keinen historischen Werth haben; daß sie uns nur sagen, welche Vorstellungen die Menschheit in ihrer Kindheit hatte; daß die Kirche einen großen Fehler begangen habe, diese Abschnitte für geschichtlich auszugeben; daß auch die Geschichte vom Sündenfall nicht Geschichte lehre, sondern geistliche Wahrheit; daß die Geschichte von der „Apotheose“ des Enoch eine Mythe und die Geschichte von der Sündfluth

eine alte Legende sei; daß Cain und Abel, von Natur beide sündlos, sich so unterschieden, daß der eine seinen freien Willen zur Sünde gebrauchte, der andere aber, um in seinem Leben Gott zu gefallen. Denselben Ton schlägt auch das in Chicago erscheinende "Senior Quarterly" an. "The Presbyterian" bemerkt hierzu: „Wenn man unsere Jugend mit solchem Zeug großzieht, so wird es nicht lange dauern, bis sie ihren Glauben an die Bibel fahren lassen, oder unsere Kirche wird so sehr in Rationalismus versumpfen, daß ihre Unterscheidungslehren verloren gehen und ihre Kraft und Ehre verschwinden. Es ist hohe Zeit, daß die Liebhaber einer unfehlbaren Schrift und die Freunde eines rechtgläubigen Lehrunterrichtes auf der Hut sind und ein sorgfältiges Auge haben auf Schule, Kanzel und Presse unserer Zeit.“

F. B.

„An up-to-date Gospel.“ Die vielen Sectenprediger, welche nicht müde werden, vom Fortschritt in den christlichen Lehren und Methoden zu reden, sollten folgende Worte Dr. Cuylers beherzigen: „Ich ermahne euch, daß ihr euch nicht fangen laßt von dem allgemeinen Betrug, daß dieses ‚fortgeschrittene Zeitalter‘ ganz neuer Methoden und einer neuen Predigtweise bedürfe und was man unsinniger Weise ein zeitgemäßes Evangelium, 'an up-to-date Gospel', genannt hat. Dieses unser Zeitalter ist mit allen seinen gewaltigen mechanischen Erfindungen und mit seinem zunehmenden Rammondsdienst um keinen einzigen Zoll hinausgekommen über das unentbehrliche Bedürfnis des Veröhnungsblutes Jesu und der befehlenden Kraft des heiligen Geistes. Alle Telegraphen und Telephone und alle Universitäten mit ihren gerühmten Errungenschaften in der Wissenschaft haben immer noch nicht Golgatha und Pfingsten überflüssig gemacht. Die menschliche Natur hat sich nicht verändert; menschliche Sündhaftigkeit und Leiden haben sich nicht verändert; das Wort Gottes hat sich nicht verändert; die töstlichen Verheißungen haben sich nicht verändert; und was der gefallene Mensch vor 1900 Jahren bedurfte, um ihn zu Gott emporzuheben, das bedarf er auch heute noch. Haltet fest am alten Evangelium. Verschwendet eure Kraft nicht damit, die Bibel zu verteidigen; sie beweist sich selber. Euer Auftrag geht dahin, das ‚Wort zu predigen‘, und Gott wird für das Uebrige sorgen.“ — Das Christenthum ist schlechthin die einzig wahre Religion in der Welt, denn im Evangelio von Christo zeigt es allen Völkern zu allen Zeiten den Weg, der allein zur Seligkeit führt. Das alte Evangelium ist daher auch immer und überall "up to date".

F. B.

Das Verhältniß von Religion und Theologie betreffend schreibt "The Sunday School Times": „Religiöse Wahrheiten, welche persönliche Pflichten, Privilegien, Hoffnungen und Aussichten betreffen, sind praktisch wichtig und werden gewöhnlich leicht verstanden. Aber theologische Wahrheiten oder angenommene oder gefolgerte Erklärungen von geistlichen und unendlichen Wahrheiten oder Thatsachen gehen oft gänzlich hinaus über menschliches Verstehen. Sie sind nie verstanden worden; sie können niemals verstanden werden; es ist auch kein Grund vorhanden, warum man dieselben zu verstehen begehren sollte. Von dem gelehrten Tholud wird erzählt, daß sich einmal eine bekümmerte und fromme Dame an ihn gewandt habe, welche erklärte, daß sie die Lehre von der Dreieinigkeit nicht verstehen könne. Tholud antwortete, daß sie Religion und Theologie verwechsle. Die Lehre von der Trinität sei eine rein theologische Frage und zur Religion nicht im geringsten nothwendig. Diese Unterscheidung zwischen Religion und Theologie ist für uns alle wichtig. Die syrophöniciſche Frau, die von Jesu eine besondere Gnade erlangte und deren Glauben er rühmte, wußte nichts von Theologie, hatte aber Theil an wahrer Religion.“ — Diese grundsalsche, aber weitverbreitete Ansicht, daß Religion nichts zu thun hat mit Theologie, und daß man ein frommer

Christ sein könne, ohne etwas von den christlichen Lehren zu wissen, ja, daß jemand die Lehren der Theologie leugnen und doch dabei wahrhaft religiös sein könne, hat ihren letzten Grund in einem falschen Begriff von der Religion sowohl wie von der Theologie. Religion sei ein frommes Gefühl, eine feierliche Stimmung und Erregung im Menschen, und Theologie die Summa der Lehren, welche aus menschlicher, auf die religiösen Gefühle gerichteter Reflexion gewonnen würden. Religion könne darum sehr wohl vorhanden sein ohne Theologie. Da aber wahre Religion wesentlich nichts anderes ist als die gläubige Gewißheit des Menschen, daß ihm Gott um Christi Verdienstes willen gnädig ist, und die christliche, die wahre Theologie wesentlich nichts anderes ist als die göttlich geoffenbarte Lehre, daß Gott in Christo mit der Welt versöhnt und unser gnädiger Vater ist, so liegt es auf der Hand, daß wahre Religion die Theologie zu ihrer Voraussetzung hat und ohne dieselbe ebenso wenig vorhanden sein kann wie die Wirkung ohne ihre Ursache. F. B.

Clericalismus und Anticlericalismus in Mexico. Im Jahre 1857 wurden in Mexico Reformen eingeführt, welche Kirche und Staat trennten. Zehn Jahre später säcularisirte Juárez das Landeigenthum der römischen Kirche, unterdrückte die Klöster, verbot religiöse Feiern außerhalb der Kirchenthüren und das Tragen religiöser Kleidung auf der Straße, führte die Civiltrauung ein und gab allen Religionsfreiheit. Wie wenig man aber daran dachte, diese Bestimmungen durchzuführen, geht daraus hervor, daß der Bischof von San Luis Potosi im vorigen Jahre in Paris erklären konnte: die Reformgesetze in Mexico seien ein todtter Buchstabe. Diese Erklärung wurde mit ein Anlaß zu regerer Thätigkeit für die Anticlericalen, welche nun anfangen, im Interesse der Reformgesetze von 1857 Clubs zu bilden. Am 5. Februar versammelte sich zu San Luis Potosi der erste Congress der Anticlericalen, auf dem mehr als 80 Clubs vertreten waren. Ein Redner schlug vor, dem König von Italien eine Bittschrift zukommen zu lassen, daß er beim Ableben Leo's XIII. die Wahl eines neuen Papstes verhindere und so dem „nichtswürdigen Papstthum“ ein Ende mache. Gehandelt wurde von dem römischen Aberglauben, von der Gewissenstyrannie der Priester, von ihrem bösen Einfluß in den Familien und von der entseßlichen Immoralität, die der Eölibat zur Folge habe bei Priestern und Ordensleuten. Unter andern wurden auch folgende Beschlüsse gefaßt: die Kinder nicht in römische Kirchenschulen zu senden; zum Unterhalt der Priester nichts beizutragen; gesellig darauf hinzuwirken, daß die Zahl der Priester so beschränkt werde, daß nicht mehr als Einer auf 10,000 Einwohner komme und daß alle, welche Priester- oder Mönchsgelübde übernehmen, ihr Bürgerrecht verlieren. Die ärgerlichen Vorkommnisse insonderheit in den höheren clericalen und gesellschaftlichen Kreisen veranlaßte auch das Blatt „El Imparcial“, in der Stadt Mexico den Rath zu ertheilen, in der Wahl der Beichtväter vorsichtiger zu sein. Ein anderes Blatt meinte, daß der Staat Grund genug habe, die Ohrenbeichte und den Eölibat als unmoralisch und gemeinschädlich absolut zu verbieten. — Wie in allen katholischen Ländern, so fehlt es auch in Mexico nicht an solchen, welche der Tyrannei und Greuel des Papstthums und seiner Priester überdrüssig sind und dieselbe abzuschütteln trachten. Leider fehlt diesen Reformern aber das Evangelium, ohne welches man wohl niederreißen, aber nicht wieder aufbauen kann. F. B.

II. Ausland.

Harnad und die Generalconferenz der Landeskirche von Schwarzburg-Rudolstadt. Die Generalconferenz der evangelisch-lutherischen Landeskirche des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt hielt am 14. August ihre jährliche Versammlung in Rudolstadt ab. Den eigentlichen Vortrag hielt Pfr. Rübesamen über das Wesen

des Christenthums nach Harnad. Nach einer Besprechung wurde folgender Beschluß einstimmig angenommen: „Auf Grund des gehörten Referates und auf Grund des Bekenntnisses unserer evangelisch-lutherischen Kirche betonen wir: Der Kern des christlichen Glaubens ist die in Jesu Christo geschehene Erlösung, der uns im Sinne der Erklärung des zweiten Artikels ‚wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren‘ ist. Ein Evangelium, in das Christus nicht hineingehört, ist das Evangelium nicht.“ — Ähnliche Beschlüsse sind auf fast allen Synoden und Conferenzen gefaßt worden, von welchen kirchliche Blätter drüben berichtet haben. Aber statt solche billige Beschlüsse zu fassen, mit welchen dem um sich greifenden Unglauben im Grunde wenig gesteuert wird, sollten die deutschen Theologen vielmehr nach der Ursache fragen, die solche Früchte wie Harnad und sein Buch hat zeitigen können. Diese ist nämlich keine andere als die Leugnung der Verbalinspiration auf sämmtlichen deutschen Universitäten. Mit der Leugnung der Inspiration ist der theologischen Willkür Thor und Thür geöffnet worden. Muß der Theologe erst selber untersuchen und entscheiden, was in der Schrift göttliche Wahrheit und was irrige Ansicht der heiligen Schreiber ist, dann gibt es keinen objectiven, sondern nur noch einen subjectiven und das heißt im Grunde genommen gar keinen Maßstab theologischer Erkenntniß. Wie viel ein Theologe von der Schrift annehmen und was er verwerfen will, hängt dann nur noch von der Willkür des Theologen ab. Wer aber also die Vernunft zum Schiedsrichter in theologics einsetzt und sich dann noch wundert, daß auch einmal ein Theologe wie Harnad auftritt und gerade die Stellen vom Blute und der Gottheit Christi für irrige, grundlose Folgerungen der heiligen Schreiber ausgibt, verräth nur, wie wenig er im Stande ist, einen Irrthum bis in seine Fingerspitzen zu verfolgen. Die Leugner der Verbalinspiration auf den deutschen Universitäten sind im Grunde verantwortlich für Harnad und sein greuliches Buch vom „Wesen des Christenthums“.

F. B.

Eine neue Bibelübersetzung. Die „Kirchliche Wochenchrift“, das Organ der positiven Union, verbreitet folgenden Aufruf: „Eine dringende Sache. Immer dringender wird das Bedürfniß in den Kreisen derer, die täglich in der Schrift forschen, nach einer möglichst genauen, wortgetreuen Bibelübersetzung. Mit staunenswerthem Fleiß hat Luther zu Jahr zu Jahr an seiner Bibelübersetzung gearbeitet, so daß sich die letzte von ihm veranstaltete Ausgabe von der ersten wesentlich unterscheidet. Seit den Tagen Luthers hat unsere Kenntniß des Textes, sowie der betreffenden Sprachen solche Fortschritte gemacht, daß die nothwendige Verbesserung des Luthertextes für uns zur Pflicht wird. Uebersetzungen, die sich nicht an den Luthertext pietätvoll anschließen und das unübertrefflich Gute bewahren, sondern etwas völlig Neues liefern wollen (wie z. B. Weizsäcker, Eberfeld etc.), werden nie in weiteren Kreisen Eingang finden. Daß trotz dieser Mängel diese Uebersetzungen, wie namentlich die Eberfelder, eine solche Verbreitung fand, zeigt das dringende Bedürfniß nach einer gründlichen Revision der Lutherübersetzung. Viele Brüder hin und her haben sich nun zusammengethan zu diesem Werk, und dieser Aufruf fordert alle Bibelforscher auf, sich mit anzuschließen zu gemeinsamer Arbeit. Um möglichst alle Kräfte heranzuziehen, schlagen wir Folgendes vor: ‚Wir wollen nicht mit einer fertigen Uebersetzung hervortreten, sondern es wird eine revidirte Uebersetzung zunächst in monatlichen Lieferungen herausgegeben, in jeder Lieferung ein Abschnitt des Alten und des Neuen Testaments. Außerdem werden Fragen biblischer Einleitung behandelt, die Ergebnisse der neueren Ausgrabungen und Forschungen, praktische Zusammenstellung von Parallelstellen, Erklärung wichtiger biblischer Begriffe, gelegentlich auch geographische und ethnographische, statistische

Notigen gegeben, kurz, alles, was zu einer gründlichen Bibelforschung nothwendig ist. Diese Lieferungsausgabe wird in allen gläubigen Kreisen möglichst weit verbreitet. Die Absicht ist dabei, daß neben den eigentlichen Uebersetzern jeder Abonnent ein Mitarbeiter wird, dadurch, daß er nach dem jedesmaligen Erscheinen etwaige Bedenken gegen die Uebersetzung, sowie Vorschläge über andere Fassung der Stellen, über welche ihm besondere Klarheit vom Herrn geschenkt ist, an die Schriftleitung zur Berücksichtigung und etwaigen Verwerthung einsendet. Das Brauchbare wird in der folgenden Lieferung veröffentlicht. Dadurch wird zweierlei erreicht: 1. Es wird eine Fülle von Material und von einzelnen bereits gewonnenen Arbeitsergebnissen dem ganzen Leserkreise zugänglich gemacht. 2. Es wird der ganze Leserkreis zu einer eingehenden Bibelforschung angetrieben. Nachdem die Uebersetzung in solchen Lieferungen ganz erschienen ist, wird nach den durch diese gemeinsame Arbeit gewonnenen Resultaten die durch eine geeignete Commission dann festzusetzende Uebersetzung in Druck erscheinen. Die Lieferungen erscheinen im Druck und Format einer Taschenbibel mit nicht zu kleiner Schrift (etwa in der Gestalt der Württembergischer Ausgabe) monatlich unter dem Titel „Das Buch“. Der Preis für jede Lieferung beträgt 30 Pfennig. Derselbe wird im Betrag von 3 Mark für die ersten 12 Lieferungen vorausbezahlt. Wer sämtliche Lieferungen bezieht, kann sich die Lieferungen binden lassen, wozu ein geeigneter Einband geliefert wird, und hat dann schon eine Taschenbibel. Wir bitten nun um zweierlei: Einmal, daß Sie nach der Kraft, die Ihnen der Herr verliehen hat, selber ein Mitarbeiter an dem Werk der Uebersetzung werden. Sodann, daß Sie in Ihrem Kreise eine möglichst große Anzahl von Abonnenten für „Das Buch“ sammeln. Die erste Lieferung erscheint, so Gott will, Anfang October. Listen zur Eintragung von Abonnenten werden jedem zugesandt, der sie in seinem Kreise circuliren lassen will. Bestellungen, Anfragen, Anmeldungen zur Mitarbeit zc. erbeten an P. Ernst Lohmann, Freienwalde a. d. Ober.“ — Die „E. K. Z.“ sieht in diesem Aufruf „eine recht bedauerliche Erscheinung einer subjectivistischen Frömmigkeit“ und bezeichnet die projectirte Bibelübersetzung als eine „sectirerische“. „Die deutsche evangelische Kirche“ — spricht sie — „hat ja seit dem Jahre 1892 eine revidirte Lutherbibel!“ Daß aber gerade auch diese revidirte Bibel sectirerisch ist und den Anstoß zu anderen sectirerischen Revisionen gegeben hat und ferner geben wird, sieht die „E. K. Z.“ immer noch nicht. Ganz abgesehen von andern Gründen, hätte man das Revidiren lassen sollen, weil vorauszu sehen war, daß man die einmal herbeigerufenen Revisionsgeister nicht so bald wieder los würde.

F. B.

Die „Evangelische Kirche Italiens“ (Chiesa Evangelica Italiana) ist — so berichtet die „E. K. Z.“ — im Jahre 1871 aus der Vereinigung von etwa 30 unabhängigen kleineren Gemeinden entstanden. Sie hat im Wesentlichen diesen ihren Bestand der Arbeit und dem Einflusse Savazzis zu danken, jenes früher von Pabst Pius IX. hochgeehrten und vielbefragten, später aber excommunicirten Freundes und Feldpredigers von Garibaldi, welchen glühende Liebe zu Italien und lauterer Wahrheitsernst zuerst zum Feinde der Unmoralität und der Vaterlandslosigkeit des römischen Clerus, dann zum rastlosen Forscher im Evangelium, endlich zu einem begeisterten, Leben weckenden Zeugen der evangelischen Wahrheit gemacht hatten. Und sein Weg ist für die durch ihn geeinte Kirche (die Chiesa libera, die freie Kirche, wie sie sich im Anfang nannte) vorbildlich gewesen. Denn es ist das Charakteristische der „Italienisch-Evangelischen Kirche“, daß sie in allen ihren Gliedern aus wirklichen Italienern besteht und daß die meisten derselben und — mit Ausnahme eines einzigen — alle ihre Arbeiter aus dem Pabstthum zum Evangelium sich bekehrt haben. Und der Erfolg zeigt sich nicht nur darin, daß trotz schwerer Stürme die

Zahl der Gemeinden und Arbeiter stetig wächst (es sind heute: 40 Gemeinden, 53 Außenstationen, 131 besuchte Orte, 20 Pastoren, 11 Evangelisten, 13 sonstige Arbeiter), sondern vor allem darin, daß mehr als einmal unter einem lebenskräftigen Zeugniß fast vollzählige Landgemeinden sich los von Rom, dem Evangelium zugewandt haben. Da nun aber der treueste Freund und Förderer ihres äußeren Bestehens, ein schottischer Geistlicher, heimgegangen ist, so sieht sich die junge Kirche, bei dem wirthschaftlichen Niedergange Italiens und trotz der angespanntesten Opferwilligkeit ihrer ausnahmslos armen Gemeinden, dem Ruin nahe — sieht sich vor der Unmöglichkeit, ihren Arbeitern auch nur noch das zum Lebensunterhalte Nothwendigste darzureichen; vor der Nothwendigkeit, ihre aussichtsvolle Arbeit zu beschränken oder gar aufzugeben und die bestehenden Gemeinden in die Hände von darauf lauernenden Denominationen übergehen zu sehen.

Die Mormonen suchen auch in München (Bayern) Eingang zu gewinnen. Sie verbreiten daselbst ihre Zeitschrift „Der Stern“, welche sich „Deutsches Organ der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage“ nennt. Diese bringt zu Anfang des Jahres einen „statistischen Bericht der deutschen Mission für das Jahr 1900“. Zweieunddreißig Gemeinden bestehen in Deutschland, dem auch Ungarn als zur „deutschen Mission“ gehörig beigelegt ist. Die deutschen Gemeinden sind in die „Conferenzen“ Hamburg, Berlin, Dresden, Frankfurt und Stuttgart zusammengefaßt. In diesen Gemeinden wirken 4 „Hohepriester“ und 78 „Siebenziger“ als Missionare. Dazu kommt eine für die Einzelgemeinden bestimmte Priesterschaft von 5 Aeltesten, 15 Priestern, 40 Lehrern und 11 Dienern. Die Gesamtseelezahl wird auf 1605 angegeben, darunter 298 Kinder unter 8 Jahren. Getauft sind 301, nach America ausgewandert 45, darunter 5 Kinder unter 8 Jahren. Ueber die Thätigkeit der Sendlinge wird berichtet, daß 41,241 Hausbesuche mit Tractaten gemacht wurden. „Einladungen“ ergingen 8324. Versammlungen fanden 1764 statt, ebenso 706 Sonntagsschulen und 1034 Bibelstunden, bei welchen Gelegenheiten 84,726 Tractate vertheilt und 17,424 Erklärungen über das Evangelium, sowie 2075 Bücher abgegeben wurden. Besondere Thätigkeit wurde, was die bayerischen Städte anlangt, vor allem in Nürnberg mit Hausbesuchen, Einladungen und Büchervertheilungen entfaltet. In dieser Stadt befinden sich 3 „Siebenziger“, 2 Priester, 3 Lehrer, 2 Diener, 79 Seelen, 3 Getaufte. (A. E. L. K.)

Ednard VII., defensor fidei. Die „A. E. L. K.“ berichtet: „Nachdem ein Antrag auf Aenderung des königlichen Bekenntnisses bezüglich der Verwerfung der römischen Sacramentslehre abgelehnt ist, beschäftigt sich jetzt die Committee des Unterhauses mit dem Titel des Königs als des ‚Vertheidigers des Glaubens‘. Die Iren verneinen jegliches Recht darauf, da die päpstliche Autorität nicht anerkannt werde; die Anglicaner nehmen ihn nur für sich in Anspruch, und die dissentirenden Abgeordneten wollen ihn im Sinne der Proclamation absoluter Gewissensfreiheit verstanden wissen. Vorausichtlich wird auch in diesem Punkte die bisherige, von Heinrich VIII. an bestehende Observanz, für welche Balfour eintritt, den Ausschlag geben.“ — Ganz abgesehen von der anrühmigen historischen Bedeutung dieses Titels sollte derselbe fallen, weil ihm, einerlei wie er gedeutet wird, ein falscher Gedanke zu Grunde liegt, nämlich die papistische und reformirte Irrlehre, daß die weltliche Macht nicht bloß den Leib der Unterthanen zu schützen, sondern auch mit weltlichen Waffen für den Glauben derselben einzutreten habe. J. B.

Gemischte Ehen. Der „Kath. Kirchenanzeiger“ für Biberach enthält in No. 9 (3. März) folgende Belehrung: „Jene Katholiken, die in einer gemischten Ehe mit protestantischer Kindererziehung leben, mögen, ehe sie beichten und communiciren

wollen, folgende Anweisung aus unserem Diöcesankatechismus zu Herzen nehmen und ernstlich erwägen: „Wer eine gemischte Ehe eingeht und die Kinder in einer anderen Religion taufen und erziehen läßt, sündigt sehr schwer und kann gültig nur dann von dieser Sünde absolvirt werden, wenn er den begangenen Fehler aufrichtig bereut und nach Kräften wieder gut zu machen entschlossen ist!“

„Die Civilehe ein Concubinat.“ Unter diesem Titel äußert sich Graf Paul v. Hoensbroech in der „Tägl. Rundschau“ über den Fall des Kaplans Schwippert in Düsseldorf, der in seiner Eigenschaft als Seelsorger die nur vor dem staatlichen Standesbeamten und nicht auch vor dem Geistlichen geschlossene Ehe von zwei Katholiken als Concubinat bezeichnete. Der beleidigte Ehemann und auch der Staatsanwalt haben gegen den Kaplan Anklage erhoben. v. Hoensbroech schreibt nun u. a.: „Um die ungläubliche Verachtung, mit der die katholische Kirche von der Civilehe spricht, recht zum Bewußtsein zu bringen, ist es das Beste, die Kirche in einigen ihrer amtlichen Rundgebungen und authentischen Erklärungen über diesen Punkt selbst zu Worte kommen zu lassen. Ich beschränke mich dabei auf die Neuzeit. Am 27. September 1852 erklärte Pius IX., jede nicht kirchliche Trauung an Orten, wo die Bestimmungen des Concils von Trient gelten, sei ‚ein schändlicher und fluchwürdiger Concubinat‘. Am 21. April 1878 bezeichnete Leo XIII. das Civilehegesetz als ein ‚gottloses Gesetz‘ und nennt die Civilehe selbst ‚einen legalen Concubinat‘. Die gleiche Erklärung wiederholt Leo XIII. am 17. März 1879. Auf diese päpstliche Lehre gestützt, scheut sich der Jesuit Lehmkuhl nicht, in seiner ‚Moraltheologie‘ die Civilehe einen ‚stinkenden Concubinat‘ zu nennen. (Theolog. mor. II., 548.) Und diese ‚Moraltheologie‘ dient in den meisten deutschen Priesterseminarien als Unterrichtsbuch für die jungen Theologen! Aehnlich wie Lehmkuhl drücken sich die übrigen verbreitetsten Lehrbücher der Moral‘ aus: Gury, Ballerini, Palmieri, Marc, Sabetti u. Eine rühmliche Ausnahme macht der katholische Geistliche Dr. Schnitzler, Professor am Lyceum in Dillingen. Er steht zwar auch ganz auf katholischem Boden und bezeichnet die Civilehe als für die Katholiken im Gewissen ungültig und sündhaft, aber er schreibt doch: ‚Man muß sich wohl hüten, die Civilehe von der Kanzel herab oder im Beichtstuhle einfach als Concubinat zu bezeichnen. Kein Staat kann oder wird dulden, daß eine staatlich gültige Ehe als Concubinat bezeichnet werde, und es ist dem unter dem Gesetze stehenden Staatsbürger nicht erlaubt, sich über eine gesetzliche Einrichtung in Schmähreden zu ergehen.‘ (Katholisches Eherecht, 5. Aufl., Freiburg, 1898, S. 76.) Der Staat muß hier zeigen, daß er Herr in seinem Hause ist, daß er seine Hausordnung zu wahren weiß, daß er es nicht duldet, daß innerhalb seines Gebietes eine große Gemeinschaft es als Recht beansprucht, seine Gesetze zu beschimpfen. . . . Möge der preussische Staat das Beispiel des bayerischen Staates befolgen. Der bayerische Cassationshof erklärte am 29. September 1876 die Aeußerung eines katholischen Geistlichen: ‚das Zusammenleben von zwei nur civil Getrauten sei Concubinat und öffentliche Hurerei‘, für strafbar, weil diese Aeußerung den § 131 des St.-G.-B. verletzt.“

(A. E. L. K.)

Die Moraltheologie des heiligen Alfons von Liguori. Die „E. K. Z.“ schreibt: „Durch die Zeitungen ging jetzt folgende Nachricht: ‚München, 25. Juni. Wegen wörtlicher Uebersetzung der Moraltheologie des heiligen Alfons von Liguori wurde der Redacteur Ignaz Rutschera in München verhaftet, die Uebersetzung wurde in Beschlag genommen.‘ Wer wird hier — ebenso wie in der Angelegenheit Grafmann — verurtheilt? Die römische Kirche verehrt Liguori als ‚Lehrer der gesammten Kirche‘, seine Moraltheologie ist also für die römische Kirche ein normatives Werk. Und diese ‚Moral‘ ist so durchaus unmoralisch, daß ihre Verbreitung, weil

sittenverderblich, von Staats wegen verfolgt wird! Der Sittenlehre der evangelischen Kirche wünschen wir die weiteste Verbreitung, und der Staat findet keinen Anlaß, ihre Verbreitung zu hindern. Aber Welch ein Zeugniß für die ‚Moral‘ der römischen Kirche ist die Thatsache, daß ihre Morallehrbücher nicht verbreitet werden dürfen! Und auf welcher Stufe der Sittlichkeit muß eine Kirche angelangt sein, die sich nicht nur in den größten Schmähungen gegen die ergeht, die ihre eigene Sittenlehre verbreiten, sondern auch zu ihrer Verfolgung die Staatsgewalt auffordert!“

Welchen Werth eidliche Versicherung von Katholiken hat, geht hervor aus folgender Entscheidung, welche am 11. März 1901 viereinhalb Uhr Nachmittags in Rom „ad S. Apollinarem, in Coetu S. Pauli Apostoli“ gefaßt wurde: „Titius fragt seine verlobte Braut Caja (natürlich fingirte Namen), die von einem andern verführt ist, ob sie Jungfer sei. Da sie von der Sünde (in der Beichte) bereits absolvirt ist, so antwortet Caja mit einem Eidschwur, daß sie von der Schuld der Fornicatio frei sei.“ Der weitere Fortgang des Falls (wiederholte Frage des Bräutigams am Tage der Hochzeit mit der Versicherung, er würde sie sonst nicht heirathen, mit derselben Erwiderung; Enthüllung der Schuld durch einen „perversus“; sofortiges Verlassen der Ehefrau Seitens des Mannes, und darnach die Frage, ob diese Ehe nun rechtlich gelöst sei, was bejaht wird) interessirt uns hier nicht. Wir legen den Finger nur auf die Beantwortung der im Collegium (unter dem Vorstize eines Consultor der Inbexcongregation) erörterten (zweiten) Frage: ob Caja recht gehandelt habe? Die Entscheidung lautet: „Sie hat (Anfangs) recht gehandelt. Denn es stand ihr nicht fest, daß Titius die körperliche Keinheit als Bedingung der Heirath fordere. Und da sie anderswoher (allunde) Vergebung für ihre Sünde erhalten hatte, konnte sie, um der Bedeutung der Frage auszuweichen, sich eines geistlichen Vorbehaltes (restrictio mentalis) bedienen.“ — Dieses theologische Gutachten wird mitgetheilt auf S. 276 f. der „Analecta Ecclesastica“, einer in Rom erscheinenden theologisch-politischen Monatschrift, welche, von einem Hausprälaten Leos XIII., Felix Cadene, geleitet und mit dem Wappen Leos XIII. auf dem Titelblatte geschmückt, die päpstlichen und Congregationsentscheidungen veröffentlicht. Die Moral des Liguori und Gury ist jetzt noch die herrschende in der römischen Kirche. J. B.

Das Neue Testament in katholischen Schulen Württembergs betreffend schreibt das „Ev. Abl. f. Württemberg“: „Im zweiten Decennium des 19. Jahrhunderts fand das Neue Testament in den katholischen Gemeinden und Schulen Württembergs Seitens der katholischen Kirchenbehörde systematische Verbreitung. Mit Erlass vom 4./10. December 1818 gab der katholische Kirchenrath 10,000 Exemplare des deutschen Neuen Testaments von Carl und Leander van Es hinaus; zwei Drittel davon sollten in den Pfarrgemeinden, ein Drittel in den Schulen zur Vertheilung kommen. Im folgenden Jahr (3. December 1819) erließ das Generalvicariat genauere Bestimmungen. Die in den Schulen verbreiteten Exemplare waren und blieben Eigenthum der Ortsschulen; nach Hause durften sie nicht mitgenommen werden. Sie sollten hauptsächlich als Lesebücher für die älteste Klasse und für die Sonntagsschüler benutzt werden. Den Pfarrgeistlichen wurde anbefohlen, die etwa dunkeln Stellen den Schülern jederzeit zu erklären und sie in einen weisen Gebrauch der heiligen Schrift einzuführen. Das Recht, die heilige Schrift Neuen Testaments öffentlich in der Kirche, Schule oder sonstwo zu erläutern und auszulegen, war aber auf die Seelsorger und Geistlichen beschränkt. Auch in Filialgemeinden sollten sich die Laien, die Schullehrer nicht ausgenommen, nicht anmaßen, an irgend einem öffentlichen Ort, Kirche oder Platz oder in Privathäusern Versammlungen beiderlei

Geschlechts zu veranstalten. Man fürchtete, die Laien möchten willkürliche Auslegungen vortragen. Dagegen war die Verwendung des Neuen Testaments im häuslichen Gottesdienst ausdrücklich erlaubt. Familienväter und Hausmütter durften schöne und erhebende Stellen aus der heiligen Schrift Neuen Testaments entweder selbst vorlesen oder von ihren Kindern vorlesen lassen.“

Die römischen Orden in China. Der Berichterstatter der „Etoile Belge“ hat in Schanghai eine Untersuchung über das Vermögen der dortigen religiösen Genossenschaften geführt und nach dem amtlichen Grundbuche der Stadt Schanghai Folgendes festgestellt: In der französischen Niederlassung besitzen die Jesuiten und Lazaristen große Güter im Werthe von 1,088,446 Taels, in der englischen und amerikanischen Niederlassung solche im Betrage von 788,956 Taels, zusammen 1,872,402 Taels, oder, den Tael zu 3 Mark gerechnet, 5,617,208 Mark. Da die Katasteraufnahme vor vier Jahren erfolgt ist und die Missionare Waarenhäuser und Gasthöfe besitzen, die nicht im Grundbuche verzeichnet sind, so berechnet der Gewächsrsmann das Vermögen der religiösen Genossenschaften in Schanghai allein auf acht Millionen Mark. Im Uebrigen seien die Jesuiten dort als ausgezeichnete Geschäftsleute bekannt. Sie strecken für Handelsunternehmungen Geld vor und haben auch neuerlich unter einem fremden Namen eine Geschäftsfirma gegründet, die im ganzen Osten vortheilhaft bekannt ist. In Tientsin soll ihr Besitz noch viel bedeutender sein. Der Besitz der katholischen todten Hand der großen Städte ist aber gar nicht zu vergleichen mit den ausgedehnten Ländereien, die die Jesuiten und Lazaristen in den Provinzen besitzen. Wenn also, so folgert der Berichterstatter, demnächst die Missionare wieder in Belgien um Almosen anpochen, um ihre „Angehörigen vor dem Hungertode zu retten“, so ist das die reine Ausbeutung. Denn wenn sie einen Theil des Reinertrages ihrer Besitzungen zu wohlthätigen Zwecken verwendeten, anstatt das Geld auf Zinsen auszuleihen, so könnten sie mit ihren Angehörigen leicht der Hungersnoth widerstehen. (E. R. 3.)

Aussprache des Lateinischen. Das Latein war zu allen Zeiten die Sprache der römisch-katholischen Kirche, vor allem aus dem Grunde, weil eine den Vertretern aller Länder gemeinsame Weltsprache die Discussion in den großen Versammlungen erleichtern muß. Der Zweck, den man zu erreichen suchte, indem man das Latein zur Würde einer katholischen Sprache für die ganze Welt erhob, scheint aber durchaus nicht erreicht worden zu sein. Einer der Stenographen des Vaticanus veröffentlicht einen interessanten Artikel, in welchem er zunächst sehr richtig bemerkt, daß eine Weltsprache nur dann diesen Namen verdient, wenn auch die Aussprache derselben überall dieselbe ist. Nun weiß man aber, daß das Lateinische in jedem Lande anders ausgesprochen wird. Der Deutsche spricht es nach deutscher Weise aus, der Franzose nach französischer, der Engländer nach englischer und der Italiener nach italienischer. Natürlich richten sich auch die Bischöfe der verschiedenen Länder Europas nach dem in ihren Schulen herrschenden Gebrauch. Daher kommt es, daß die französischen Bischöfe mit ihrem Latein die Verzweiflung der italienischen Bischöfe bilden, und daß ein spanischer Bischof einmal das Latein eines irischen Amtsbruders für Chinesisch hielt. Diese Verschiedenheit der Aussprache zwingt vor allem die unglücklichen Stenographen des Vaticanus zu einer wahren Ohrengymnastik. Deshalb spricht der obenerwähnte Stenograph den Wunsch aus, daß eine internationale Committee ernannt werden möge, um eine universelle, gleichförmige und obligatorische Aussprache des Lateinischen einzuführen. (Ev. R. Anz.)

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

October 1901.

No. 10.

Ueber die Grenzen der menschlichen Wissenschaft.

(Rede, gehalten bei der Einweihung des neuen Lehrgebäudes des Concordia-College in Milwaukee, Wis.)

Hochgeehrte Versammlung!

Wir haben soeben ein Gebäude seinem Gebrauch übergeben, das dem höheren Schulunterricht dienen soll. Unsere Anstalt ist eine kirchliche. Aber trotzdem, ja, gerade weil sie eine kirchliche ist, soll in ihr auch menschliches Wissen oder, was dasselbe ist, menschliche Wissenschaft gepflegt werden.

Es ist Ihnen bekannt, daß man in weiten Kreisen einen Gegensatz zwischen Kirche und menschlicher Wissenschaft annimmt. Ist diese Annahme richtig? Sind christliche Kirche und menschliche Wissenschaft wirklich Gegensätze? Muß, wer ein treues Glied der christlichen Kirche ist, die menschliche Wissenschaft bekämpfen? Und muß, wer ein aufrichtiger und wahrheitsliebender Forscher auf dem Gebiet des menschlichen Wissens ist, der christlichen Kirche die Fehde ansagen? Durchaus nicht! Die christliche Kirche ist keine Feindin der menschlichen Wissenschaft. Die christliche Kirche verwendet ja selbst zur Ausrichtung ihres Berufes in der Welt immerfort weltliches Wissen, und die Geschichte beweist, daß die christliche Kirche eine desto eifrigere Pflegerin alles weltlichen Wissens gewesen ist, je ernster sie es mit der Ausrichtung ihres Berufes in der Welt nahm. Ebenso ist die menschliche Wissenschaft an sich keine Feindin der christlichen Kirche. Dies geht schon daraus hervor, daß Tausende der namhaftesten Vertreter der menschlichen Wissenschaft treue Glieder der christlichen Kirche waren und sind. Nein! die christliche Kirche und die menschliche Wissenschaft sind keine Gegensätze.

Aber wie kommt es denn, daß der Apostel Paulus die Christen vor der „Philosophie“ oder der menschlichen Wissenschaft warnt? Er schreibt ja an die Colosser (Cap. 2, 8.): „Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre, und

nach der Welt Satzungen, und nicht nach Christo.“ Der Apostel warnt hier vor der menschlichen Wissenschaft, insofern sie toll geworden ist. Er warnt hier vor der menschlichen Wissenschaft, insofern sie nicht in ihren Grenzen bleibt, insofern sie, ihre Grenzen nicht erkennend, über Dinge urtheilt, von denen sie nichts weiß und versteht. Leider ist diese Art „Wissenschaft“, die ihre Grenzen nicht kennt, auch zu unserer Zeit noch nicht ausgestorben. Wir aber wollen, wie in unseren andern Anstalten, so auch in dieser Anstalt, mit dieser Art „Wissenschaft“ unverworren bleiben. Wir wollen wahre Wissenschaft pflegen. Wir wollen die Wissenschaft pflegen, die sich der Grenzen ihrer Erkenntniß klar bewußt ist und sich thatsächlich innerhalb dieser Grenzen hält.

Welches sind diese Grenzen? Das lassen Sie mich jetzt in Kürze darlegen.

Doch bevor ich die Grenzen der menschlichen Wissenschaft aufzeige, müssen wir uns darüber verständigen, was wir unter „menschlicher Wissenschaft“ verstehen. Das Wort „Wissenschaft“ ist ein Schlagwort unserer Zeit geworden. Tausende, ja, Millionen führen dies Wort im Munde, ohne damit einen bestimmten Begriff zu verbinden. Wir verstehen unter menschlicher Wissenschaft die Summa des Wissens, das die Menschen — unter Absehung von der Offenbarung der heiligen Schrift — aus sich selbst auf dem Wege der Beobachtung, Forschung und Untersuchung haben. Mit dieser Beschreibung von „Wissenschaft“ können wir auf allgemeine Zustimmung rechnen, sonderlich auch auf die Zustimmung derer, welche der Kirche den Vorwurf machen, daß sie die Wissenschaft nicht genug respectire. Von dieser Seite wird ja behauptet, daß die Kirche das nicht gelten lassen wolle, was die Menschen erforscht, auf dem Wege der Beobachtung und Untersuchung als „unumstößliche Resultate der Wissenschaft“ erwiesen hätten. Welches sind nun die Grenzen dieser menschlichen Wissenschaft?

1.

Gänzlich außerhalb des Gebietes der menschlichen Wissenschaft liegt die christliche Religion. Das leuchtet ein, sobald wir uns vergegenwärtigen, was die christliche Religion ist. Die christliche Religion besteht nicht, wie viele irriger Weise meinen, in der Erkenntniß, daß es einen allmächtigen Gott gibt. Bestände die christliche Religion nur in dieser Erkenntniß, so wüßte freilich auch die menschliche Wissenschaft noch etwas von der christlichen Religion. Weshalb? Weil alle Creaturen, die wir vor uns sehen und die unserer Beobachtung unterliegen, von der Existenz eines allmächtigen Gottes zeugen, der sie erschaffen hat und erhält. Wie gewisse Waaren, die in Deutschland oder in England gemacht sind, den Stempel tragen: „Made in Germany“, oder: „Made in England“, so tragen alle Creaturen, die uns umgeben, den Stempel des allmächtigen Gottes, der sie gemacht hat und erhält. Kepler sagt: „In der Schöpfung greife ich Gott gleichsam mit Händen.“ Aber in dieser

Erkenntniß besteht nicht, wie bereits gesagt, die christliche Religion. Schrift und Geschichte bezeugen, daß diese Erkenntniß sich auch bei den Heiden findet. Die christliche Religion besteht ferner nicht in der Kenntniß des göttlichen Gesetzes und dem Bestreben, das göttliche Gesetz zu halten. Bestände die christliche Religion hierin, dann müßte wiederum die menschliche Wissenschaft von der christlichen Religion. Denn in jedem Menschenherzen findet sich noch eine Kenntniß des göttlichen Gesetzes, wie Schrift und Erfahrung zeigen. Der Apostel Paulus sagt von den Heiden, daß sie „Gottes Gerechtigkeit wissen“¹⁾ und „ihnen selbst ein Gesetz“ sind,²⁾ wiewohl sie das in der heiligen Schrift geschriebene Gesetz nicht haben. Aber nun besteht die christliche Religion weder in dem Wissen des Gesetzes noch in dem Bemühen, nach dem Gesetz zu leben. Die christliche Religion ist ganz etwas anderes. Die christliche Religion ist das gerade Gegentheil von jeder Gesetzesreligion. Nach der christlichen Religion wird ein Mensch weder durch das Thun des Guten noch durch Unterlassung des Bösen, sondern ohne eigene Werke dadurch selig, daß Jesus Christus, der menschgewordene Gottessohn, an Stelle der Menschen Gottes Gesetz gehalten und Gottes Strafe für die menschliche Uebertretung des Gesetzes getragen hat. Nach der christlichen Religion wird man ohne Gesetz, durch den Glauben an Christum selig. Das ist das Wesen des Christenthums! Das Wesen des Christenthums besteht in dem Evangelium, in dem Evangelium von Christo dem Gekreuzigten. Von dem Evangelium aber weiß kein Mensch auch nur das Geringste, sei es von Natur, durch sogenannte angeborene Ideen, sei es durch Forschung. Vom Evangelium steht weder etwas in den Sternen, noch auf den Höhen der Berge, noch in der Tiefe des Meeres, noch auch im Herzen des Menschen, sondern das Evangelium ist uns Menschen lebiglich durch die göttliche Offenbarung kund geworden, die uns jetzt in der heiligen Schrift vorliegt. Der Apostel beschreibt das Evangelium von Christo oder das Wesen des Christenthums also: „Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz kommen ist.“³⁾ Das beweist auch die Erfahrung. Kein Heidenvolk und kein heidnisches Religionsbuch weiß von der Lehre, daß man ohne Werke, durch den Glauben an Christum den Gekreuzigten selig wird. Prof. Max Müller von Oxford, der bekannte Orientalist, sagte einmal in einem Vortrage, er habe in einem lebenslänglichen Studium die Religionsbücher des heidnischen Orient durchforscht und in allen die Lehre gefunden: der Mensch müsse sich die Seligkeit durch eigene Werke zuwege bringen. Nur das Religionsbuch der Christen, die Bibel, lehre das gerade Gegentheil, nämlich, daß der Mensch ohne Werke, durch den Glauben an Christum selig werde. Steht es aber so, daß die christliche Religion nur in der Offenbarung der heiligen Schrift vorliegt — und so steht es —, so leuchtet ein,

1) Röm. 1, 32.

2) Röm. 2, 14.

3) 1 Cor. 2, 9.

daß die christliche Religion gänzlich außerhalb des Gebietes der menschlichen Wissenschaft liegt, daß die christliche Lehre weder aus der menschlichen Wissenschaft geschöpft, noch nach derselben beurtheilt und gemessen werden könne. Die dies dennoch thun wollen, handeln durchaus unwissenschaftlich. Wissenschaftlich ist doch immer nur die Methode, welche zum Wissen führt, das heißt, sich an die dem betreffenden Wissensgebiet eigenthümlichen Erkenntnißquellen hält. Wer Astronomie treiben will, muß die Sterne ansehen und nicht z. B. ein Kartoffelfeld. Wer die christliche Lehre erkennen, darlegen und beurtheilen will, muß nicht in die Sterne oder auf das Meer oder in das Herz des Menschen, sondern in die Bibel sehen, die die einzige Offenbarung der christlichen Lehre ist. Unsere alten Lehrer stellten den Grundsatz auf: *Quod non est biblicum, non est theologicum*, was nicht der Bibel entnommen ist, das ist auch nicht theologisch, gehört nicht zur christlichen Lehre. Dieser Grundsatz ist echt theologisch, aber auch zugleich echt wissenschaftlich. Und wird er befolgt, so fällt schon der größte Theil des Streites zwischen Kirche und menschlicher Wissenschaft dahin. Denn wie die meisten Kriege in der Welt durch Grenzverrückung entstehen — man denke an die Kriege, die gegenwärtig geführt werden —, so haben auch die meisten Kämpfe zwischen Kirche und menschlicher Wissenschaft ihren Grund darin, daß die menschliche Wissenschaft die Herrschaft auf dem ihr durchaus fremden Gebiet der christlichen Lehre beansprucht. Nicht die Wissenschaft, welche ehrliche Forschung auf ihrem Gebiet betreibt, kommt mit der christlichen Kirche in Conflict, sondern die Wissenschaft, welche nach Banditenweise Raubzüge auf fremdes Gebiet unternimmt. Auf die Sorte „Wissenschaft“ deutet der Apostel hin, wenn er sagt: „Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie.“ Mit dieser Abergewissenschaft wollen wir in unseren Lehranstalten unverworren bleiben. Die menschliche Wissenschaft, welche sich einbildet, etwas von der christlichen Lehre zu wissen, und demgemäß die christliche Lehre vor ihr Forum zieht, ist toll geworden.

2.

Doch die menschliche Wissenschaft hat ein ihr eigenthümliches Gebiet. Sie hat ein Gebiet, auf dem sie etwas wissen kann und thatsächlich weiß. Das ist das Gebiet der natürlichen Dinge, die unter die menschliche Wahrnehmung und Beobachtung oder die Erfahrung fallen. Das Gebiet ist ein so weites, daß ich seinen Umfang nur in Umrissen andeuten kann. Es gibt ein geschichtliches Wissen durch Erforschung der vorhandenen Geschichtsquellen. Es gibt ein sprachliches Wissen durch Erforschung der thatsächlich vorliegenden alten und neuen Sprachen. Es gibt ein naturwissenschaftliches Wissen durch Beobachtung und Erforschung des weiten Gebietes der vor uns liegenden Natur. Und das Wissen auf allen diesen Gebieten halten wir als Kirche für sehr werthvoll. Luthers Lobpreisungen des Studiums der Geschichte und

der Sprachen sind unter uns ja bekannt. Er nennt die Geschichte eine „Anzeigung, Gedächtniß und Merkmal göttlicher Werke und Urtheile“ und die Kenntniß der Sprachen mit Rücksicht auf die Theologie „die Scheide, darin das Schwert des Geistes steckt“. Und was das weite Reich der Natur betrifft, so ist das für den Christen ein großer Garten, in dem ihm jedes Blümlein interessant ist. Wenn es in unserer materialistischen Zeit dahin kommen sollte, daß man weder Geschichte noch die alten Sprachen im Ernst studiren will und das Studium der Naturwissenschaften auf die Handelsinteressen reducirt: wir als Kirche werden diese Wissensgebiete mit allem Ernst aus den angegebenen Gründen pflegen. Kurz, die Kirche erkennt ein weites Gebiet der menschlichen Wissenschaft an und pflegt es.

Aber hier ist eine Warnung nöthig. Das menschliche Wissen auf dem natürlichen, ihm zugehörigen Gebiet hat eine Schranke. Dieser Schranke muß es sich bewußt bleiben, wenn es nicht in Thorheit, Unwissenheit und Annäherung ausarten soll. Menschliches Wissen von natürlichen Dingen geht immer nur so weit, als die Beobachtung und Erfahrung der vorliegenden Thatsachen reicht. Unsere Kenntnisse in der Geschichte gehen so weit, als vorhandene glaubwürdige Documente geschehene Thatsachen bezeugen. Unsere Kenntniß alter und neuer Sprachen ist die Wahrnehmung dieser Sprachen aus vorhandenen Schriften oder aus dem Gebrauch im mündlichen Verkehr. Unsere Kenntniß der Natur reicht so weit, als die Beobachtung und Erfahrung von Thatsachen auf diesem Gebiet reicht. Wo die Vermuthung, die Hypothese und die Speculation, anfängt, da hört die Wissenschaft auf. Hypothese und Wissen sind Gegensätze. Wie in Bezug auf die christliche Lehre der Satz gilt: „Was nicht aus der Bibel genommen ist, gehört nicht zur Theologie“, so gilt in Bezug auf die menschliche Wissenschaft der Satz: „Was über die Beobachtung und Erfahrung von vorliegenden Thatsachen hinausgeht, gehört nicht zur Wissenschaft.“

Man könnte fragen: Ist das nicht überaus selbstverständlich? Freilich ist das überaus selbstverständlich. Und in der Theorie ist dies auch ziemlich allgemein anerkannt. Nicht nur bestimmt Luther so die Grenze der menschlichen Wissenschaft, wenn er sagt: „Nun ist nicht möglich, daß die Natur erkannt werde von der Vernunft nach Adams Fall weiter, denn die Erfahrung gibt“, auch die neueren Vertreter der Naturwissenschaft erkennen ziemlich allgemein den Satz an, daß mit der Grenze der Erfahrung auch die Grenze der Wissenschaft gegeben sei.

Aber wie steht's in der Praxis? Die Theorie ist gut, aber die Praxis schlecht. Man geht in der Praxis meistens weiter, als die Beobachtung und Erfahrung führt. Man gibt das für Wissen aus, was kein Wissen, sondern Hypothese, ja, leere Einbildung ist. Schon Lichtenberg sagte mit Recht von den Geologen, das heißt, von den Leuten, die uns über die Erdbildung aufklären wollen, daß neun Zehntel ihrer Aufstellungen offenbar mehr zu der Geschichte des menschlichen Geistes als zur Geschichte

der Erde gehören. Und Luthers Urtheil über die Astronomen ist auch noch immer zutreffend. Er sagt von ihnen, daß sie „mit Gewalt lügen“, indem sie „vom unschuldigen Himmel“ sagen, was sie wollen, nicht was die Erfahrung oder Beobachtung gibt.

Woher kommt dies? Woher kommt diese thatsächliche Unwissenschaftlichkeit, während man in der Theorie die menschliche Wissenschaft richtig definirt? Das kommt von der Verderbtheit der menschlichen Natur. Der menschliche Verstand kann gegen den verkehrten Willen nicht aufkommen. Dafür haben wir auf allen Gebieten des menschlichen Lebens reichlich Beispiele. Die Menschen sind z. B. ziemlich allgemein der Ansicht: „War is hell“, und im Grundsatz will man Kriege durch Arbitration meiden. Wir haben sogar einen stehenden Friedenscongreß. Aber in der Praxis haben Friedensconferenzen weder Kriege gehindert noch beendet. Die in den Menschen sich findende Herrschsucht und der Uebermuth fangen die Kriege an und setzen die Kriege fort. Auf Arbitration läßt man sich nur dann ein, wenn man dem Dinge nicht recht traut, das heißt, nicht einen leichten Sieg zu gewinnen hoffen kann. So hat die Welt auch immer in der menschlichen Wissenschaft die theoretisch als richtig erkannten Grenzen überschritten, durch den bösen Willen dazu verführt. Die Menschen sind eitel. An dieser Eitelkeit nehmen auch die sogenannten Vertreter der Wissenschaft Theil, und in ihrer Eitelkeit geben sie das für Wissen aus, was lediglich ihre Vermuthung und Einbildung ist. Und das liebe Publicum, sonderlich das „gebildete“, nimmt die Vermuthungen und Einbildungen als „feststehende Resultate der Wissenschaft“ hin, weil es von derselben Eitelkeit besessen ist und in der Verherrlichung der sogenannten Vertreter der Wissenschaft sich selbst, das menschliche Genie anbetet. Dazu kommt noch ein anderes. In den Menschen wohnt von Natur eine Feindschaft wider das Evangelium von Christo und die heilige Schrift, die dieses Evangelium offenbart. Man sucht nach Aufstellungen, die der Schrift widersprechen. Man würde aber seinen Zweck schlecht erreichen, wenn man wirklich wissenschaftlich forschte, sich streng innerhalb der Grenzen der Erfahrung haltend. So greift man zu dreisten Behauptungen und bringt sie unter dem Namen „Wissenschaft“ auf den Markt. Dieser Geist der Unwahrhaftigkeit, der Unwissenschaftlichkeit, der Lüge, der offenen und versteckten Christusfeindschaft beherrscht zur Zeit den größten Theil der civilisirten Welt. Er ist auch in die meisten Lehrbücher eingedrungen, die in niederen und höheren Schulen gebraucht werden.

Von dieser Weise, die menschliche Wissenschaft zu betreiben, wollen wir durch Gottes Gnade bewahrt bleiben. Wir wollen nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch die Grenzen der menschlichen Wissenschaft innehalten. Wir wollen in unseren Anstalten die menschliche Wissenschaft pflegen, welche sich an die Thatfachen hält. Wir wollen den Geist der Wahrhaftigkeit pflegen und den Geist der Unwahrhaftigkeit meiden.

Aber zum Schluß die wichtige Frage: Wird uns dies gelingen? Sicherlich nicht, wenn es auf uns selbst ankommt! Von Natur haben auch wir — mit Luther zu reden — mehr Lust zu „hübsch unnützen Fabeln“ als zur Wahrheit und zu ehrlicher Forschung. Auch in uns steckt von Natur der Geist der Eitelkeit und Selbstvergötterung. Kommt's daher auf uns an, so werden wir bei dem allgemeinen Betrüge sowohl betrügen als betrogen werden. Aber wir sind durch Gottes Gnade Christen und haben Gottes Wort. Und in unserer Anstalt wollten wir nicht bloß eine natürliche Moral pflegen, sondern hier soll Gott durch sein Wort, die heilige Schrift, regieren. Gottes Wort aber hat die Kraft, daß es, wie alle bösen Lüste und Begierden, so auch fortwährend die böse Lust der Eitelkeit, Menschenvergötterung und blinden Nachbeterei tödtet. Gottes Wort kann und wird uns vor dem Betrüge bewahren, der unter dem Namen der Wissenschaft so allgemein in der Welt herrscht. Darum schließen wir mit dem Gebet: „Herr, erhalte uns“ — unserer ganzen Synode und auch dieser Anstalt — „dein Wort!“ Amen.

F. P.

Was lehrt der Epheserbrieff von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?

(Fortsetzung.)

Die Eph. 2, 11. begonnene Ausführung des Apostels, in welcher derselbe die Heidenchristen an ihren vorigen und jetzigen Stand erinnert, kommt in dem Abschnitt B. 19—22., welcher recht eigentlich, wie *ex professo* von der Einen, heiligen, christlichen Kirche handelt, zum Abschluß. Derselbe lautet: „So seid ihr nun nicht mehr Fremde und Weisassen, sondern seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes, aufgebaut auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, in welchem der ganze Bau sich in einander fügend wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, in welchem auch ihr mit erbaut werdet zu einer Behausung Gottes im Geist.“

St. Paulus hatte B. 11—18. gezeigt, wie die Heiden, welche erst ferne und der *πολιτεία τοῦ Ἰσραήλ* entfremdet waren, durch Christi Kreuz und Blut nahe herzugelommen sind, wie Christus die Heiden, Juden und Heiden, eins gemacht, in sich selbst zu Einem neuen Menschen geschaffen hat. Daraus folgt nun, wie er B. 19. hervorlehrt, daß die Heiden, was den jetzigen status quo betrifft, nicht mehr Fremde und Weisassen sind, *οὐκέτι ἐστέ ἔθνη καὶ κάρποις*. Die Heiden, welche nun Christen geworden, sind nicht mehr fern und fremd, stehen dem Israhel rechter Art nicht mehr feindlich gegenüber, sind auch nicht mehr, wie dies bei etlichen Gliedern der Heidenwelt vordem der Fall war, Fremde und Weisassen. Sie stehen zu dem Volke Gottes

nicht in dem Verhältniß, wie Angehörige einer fremden Nation zu einem Staat, der ihnen Asyl und Gastrecht gewährt, dem sie aber nicht förmlich eingegliedert sind. Sie nehmen jetzt nicht mehr die Stellung ein, wie die Proselyten aus den Heiden im alttestamentlichen Bundesvolk, denen nicht alle Prärogativen des auserwählten Volks eingeräumt waren. Sie sind vielmehr Mitbürger der Heiligen, mit den Heiligen aus Israel und wie alle Heiligen Bürger, Vollbürger im Gottesstaat Israel, haben vollen Antheil und Genuß an allen Gütern desselben, als da sind die Erlösung durch Christi Blut, die Vergebung der Sünden, die mancherlei Gaben des Geistes, wie an allen Rechten und Freiheiten, die Christus den Seinen erworben hat. Ja noch mehr, sie sind Hausgenossen Gottes mit allen Heiligen, Glieder der Familie Gottes, haben im Hause Gottes Hausrecht, Kindesrecht, Erbrecht. Der Vergleich der Kirche Christi mit einem Staat, sowie mit einem Hause, einer Familie lehrt hier wieder. Und es wird hier eben sonderlich hervorgehoben, daß auch Solche, die erst feind und fern und fremde waren, die erst heidnisch gesinnt waren und heidnisch lebten, vor Gott und Menschen keinen Ruhm und Ansehen hatten, nachdem sie durch rechtschaffene Buße und durch den Glauben Gott und seiner Kirche zugethan sind, als Bürger des Volkes Gottes und Kinder des Hauses Gottes den bewährten Heiligen, alten erfahrenen Christen ebenbürtig und gleichberechtigt zur Seite stehen. Es gibt in der Kirche Gottes keine Grade, keine Klassen, keine Rangunterschiede.

Wenn es nun aber B. 20. weiter heißt *ἐποικοδομηθέντες*, „aufgebaut“, so wird damit dem Bilde von dem Hause eine andere Wendung gegeben. Die gläubigen Christen sind einerseits *οἰκετοὶ τοῦ θεοῦ*, Hausbewohner, Hausgenossen, das Hausgesinde Gottes, gehören dem Hause, das ist der Familie Gottes an, andrerseits aber bilden sie selbst den *οἶκος τοῦ θεοῦ*, sind lebendige Bausteine an einem großen, heiligen Bau. Vgl. 1 Petr. 2, 5. Es ist gäng und gäbe, die christliche Kirche unter dem Bilde eines Baues sich vorzustellen und darzustellen, wie denn schon im Alten Testament das Volk Gottes oft einem Haus verglichen, Gottes Haus, Gottes Tempel genannt wird. An diesem Bild kann man gerade auch einfältigen Christen recht klar und deutlich machen, was es um die *una sancta* sei. Und dieses Bild wird im vorliegenden Abschnitt nach allen Seiten ausgeführt.

Der Apostel weist zunächst auf den Grund dieses geistlichen Baues hin. Die Christen aus den Heiden sind, wie alle Heiligen, „aufgebaut auf dem Grund der Apostel und Propheten“. Die Meinung ist offenbar nicht, daß die Apostel und Propheten den Grund gelegt haben, sondern daß sie selbst *τὸ θεμέλιον*, den Grundbau, die Grundmauer bilden. Nur so stimmt hierzu, was im Folgenden von dem Eckstein gesagt ist. Die Propheten stehen hier auf gleicher Linie mit den Aposteln, beide Nomina sind unter ein und demselben Artikel begriffen, *τῶν ἀποστόλων καὶ προφητῶν*, Beide, die Apostel und die Propheten erscheinen als Ein genus von Männern Gottes. So sind ohne Zweifel die Propheten des Alten Testaments gemeint. Die Christen

aus den Heiden hatten zunächst Beziehung zu den Aposteln, die daher an erster Stelle erwähnt sind, von denen hatten sie das Wort der Wahrheit, das Evangelium von ihrer Seligkeit gehört. 1, 13. Durch die Apostel waren sie dann aber auch mit der Weissagung der Propheten, mit welcher die Apostel ihre Lehre bewiesen und bekräftigten, bekannt und vertraut geworden. Die Apostel und Propheten sind der Grund des Baues, der da wächst bis ans Ende der Welt, also der Kirche aller Zeiten. Die Einen, wie die Andern sind längst gestorben, sie leben aber fort in ihren Schriften. Das Wort der Apostel und der Propheten, ihre Schriften sind das Fundament der Kirche. Durch die Predigt der Apostel waren die Christen aus den Heiden für Christum gewonnen, durch das apostolisch-prophetische Wort wird allewege der Glaube entzündet, die Kirche gesammelt. Dieses Wort ist dann aber auch der bleibende Grund, auf welchen der Glaube der Christen, die Kirche der Gläubigen sich stützt, auf dem der Glaube beruht. Und das ist ein fester, unerschütterlicher Grund. Wir haben ein festes, prophetisches Wort. Die Apostel und Propheten sind die heiligen Menschen Gottes, welche geredet und geschrieben haben, getrieben von dem Heiligen Geist. Ihr Wort ist Gottes Wort. Insonderheit aber erinnert der Apostel hier, wo er von dem Grund der Kirche redet, an den Hauptinhalt der Schriften der Apostel und Propheten, das ist er selbst, Jesus Christus, und eben der ist der Eckstein des Baues. Gott selbst hat in Zion diesen auserwählten, köplichen Eckstein eingelegt. 1 Petr. 2, 6. Der Grundbau und der Eckstein liegen in diesem geistlichen Bau nicht, wie bei einem irdischen Bau, neben einander, sondern in einander. Christus ist in, mit und bei seinem Wort und nur im Wort, sonst nirgends zu finden. Wer das Wort hat, faßt und hält, der hat, faßt und hält Christum. So ist es im Grund Ein θεμελιον, Christus und sein Wort, wie denn 1 Cor. 3, 11., wo Grundmauer und Eckstein, der ja auch zur Grundmauer gehört, nicht unterschieden werden, Christus selbst θεμελιον genannt wird. Die Kirche der Gläubigen ist auf das Wort, auf die Schriften der Apostel und Propheten und damit auf Christum selbst aufgesetzt. „Der Grund ist selber Jesus Christ, Apostel und Propheten.“

Der Grund- und Eckstein gibt dem Gebäude, welches auf ihm ruht, Halt und Bestand. Das gilt auch von Jesu Christo, dem Eckstein der Kirche. Jesus Christus ist der Geliebte, 1, 6., der einzige, geliebte Sohn des Vaters. Auf diesen Felsen ist die Gemeinde des Herrn gebaut, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Matth. 16, 18. Jesus Christus ist der Gottmensch. Und so haben die Menschen, welche auf diesen Menschen Jesum Christum bauen und trauen, Halt in Gott, in dem großen Gott selbst. Jesus Christus ist der Erlöser der Menschen. Der Apostel hat kurz vorher, 2, 13. 16., auf das Blut und Kreuz Christi hingewiesen, durch welches derselbe den Menschen Frieden, Frieden mit Gott, erworben hat. Die christliche Kirche ist und wird aus dem sündigen, verlorenen und ver-

damtten Geschlecht der Menschen gesammelt, und es hängt auch den Gliedern der Kirche noch viel Sünde und Schwachheit an. Doch sie bekennen allesammt: „Der Grund, da ich mich gründe, ist Christus und sein Blut.“ So kann auch die noch anklebende Sünde, die eben durch Christi Blut getilgt ist, ihre Stellung zu Gott nicht erschüttern. Christus ist von den Todten wieder auferstanden und gesetzt zur Rechten Gottes im Himmel, über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft, 1, 20. 21. Der lebendige, zu Gott erhöhte Christus ist das Fundament der Kirche, und darum kann keine Macht der Welt der Kirche Christi etwas anhaben. Vor Menschengenügen ist die Kirche freilich wie eine schwankende Hütte, die nur lose über dem Erdboden schwebt, gleich einem Wanderzelte, welches immer wieder abgebrochen und an einer andern Stätte wieder aufgerichtet wird. In Wahrheit aber ist sie, weil sie auf ewigem Grunde ruht, eine feste Burg, welche allem Sturm und Wetter, allen Angriffen der Feinde Stand hält. Die Menschen dieser Erde haben im Laufe der Zeiten gewaltige Bauten aufgeführt, mächtige Reiche gegründet. Was für ein stolzer, imposanter Bau war doch zu der Zeit, da St. Paulus diesen Brief schrieb, die römische Weltmonarchie. Aber alle diese Gemächte der Menschenhand, die Reiche dieser Welt sind auf Sand gebaut. Im Laufe der Zeiten ist eins nach dem andern wieder zerfallen und zerbröckelt. Und am Ende der Tage wird das ganze große Weltgebäude in tausend Stücke zerschellen. Die Kirche dagegen, welche Jesum Christum zum Eckstein hat, ist geblieben, hat allem Wechsel und Wandel der Zeiten Troß geboten, und sie wird bleiben bis ans Ende der Tage, ja über Zeit und Welt hinaus in alle Ewigkeit.

Der Grundbau und Grundstein gibt dem Bau Halt, aber auch Zusammenhalt. Auf demselben Grund erhebt sich Ein Bau, Ein Haus, in welchem die Bausteine zu Hausmauern sich an einander schließen. Alle Gläubigen zusammen, deren Glaube sich auf Christum gründet und sein Wort, bilden Ein Ganzes, ein geistliches Haus. Durch den gemeinsamen Glauben an Christum sind sie auch unter einander verbunden. So rebet der Apostel B. 21. von „dem ganzen Bau“. Auch wenn man *πᾶσα οἰκοδομή* liest, und nicht *πᾶσα ἡ οἰκοδομή*, ist doch „der ganze Bau“ gemeint, nicht „ein jeder Bau“, wie denn Apost. 2, 36. *πᾶς οἶκος Ἰσραὴλ* zweifellos „das ganze Haus Israel“ bedeutet. Die Vorstellung von verschiedenen Gebäuden liegt ganz außerhalb des Zusammenhangs. Freilich es verhält sich auch hier im Geistlichen anders, als im Irdischen. Die Bauten, von Menschenhand errichtet, die Staaten der Erde springen als solche in die Augen. Solch ein Staatsgebäude ist augenscheinlich eine Größe für sich, abge sondert von andern ähnlichen Gebäuden, abgegrenzt von den andern Staaten, alle Staatsangehörigen sind unter Ein Regiment zusammengefaßt, werden durch dieselben Gesetze und Ordnungen zusammengehalten, alle öffentlichen Institutionen haben denselben Character, es hat Alles Einen Anstrich, überall dieselbe Weise, dieselbe Flagge und Landesfarbe, und wer sich nicht in die

Landesweise und Landesitte schiden will, wird extra muros gesetzt. So imponirt auch die römische Kirche, die eigentliche Weltkirche, durch ihre sichtbare Einheit, durch ihre stramme Organisation. Die Einheit der wahren Kirche dagegen ist dem menschlichen Auge verborgen. Was sich vom Christenthum, von dem wahren Christenthum in der Welt zeigt, macht zunächst nicht den Eindruck, daß die Christen eins sind. Es sieht sich vielmehr an, wie wenn Einer einen Haufen Steine über ein Feld hin geworfen, hant durch einander geworfen hat. Die gläubigen Christen sind durch die Welt hin, durch alle Völker, Zungen, Länder, auch durch die verschiedenen Kirchengemeinschaften zerstreut. Und wenn sich an diesem und jenem Ort auch ein Häuflein Gläubiger um das Wort versammelt, in gemeinsamem Gebet, Gesang, Gottesdienst sich zusammensindet, und wenn auch verschiedene Gemeinden zu einem größern Kirchenverband sich zusammenschließen, so finden sich noch genug Gläubige außerhalb dieses Verbands, und man kann auch nie bestimmt angeben, welche Glieder der Localgemeinden und Localkirchen in Wahrheit dem Herrn und seiner Gemeinde zugehören, und welche nicht. Dennoch glauben wir und sind dessen gewiß, die Schrift lehrt es, der Apostel bezeugt es in unserm Text, daß alle durch die Welt hin versprengten gläubigen Christen, eben um des einigen Glaubensgrundes willen, Ein Ganzes ausmachen, einen einheitlichen Bau. Gott, der Herr, hat, wenn er von seinem Himmelsitz aus die Erde überblickt, diesen „ganzen Bau“ vor seinen Augen.

Und dieser Zusammenhalt der Gläubigen ist auch wirklicher Zusammenhalt, enger, inniger Zusammenhang. Es heißt B. 20.: *ἐν ᾧ πᾶσα οἰκοδομὴ συναρμολογούμενη αὔξει*. Wir übersetzen lieber: „in welchem der ganze Bau sich in einander fügend wächst“, als: „auf welchem“. Das *ἐν Χριστῷ*, *ἐν ᾧ*, *ἐν αὐτῷ* ist die allgemeinste und gewöhnlichste Bezeichnung des Verhältnisses der Christen zu Christo, die sich auch durch den ganzen Epheserbrief hindurchzieht. Die Christen, deren Glaube sich auf Christum gründet, sind nun auch in Christo, leben und weben in Christo, als ihrem Element, sind von Christo umschlossen, Alles, was sie denken, reden, thun, treiben, bewegt sich in Christo. Zunächst wird hier ausgesagt, daß der ganze Bau in Christo sich zusammensügt oder in einander fügt. Dies geschieht, indem die einzelnen Bestandtheile des Baus, die Bausteine sich in einander fügen, in einander greifen. Dieselben schließen sich eng an einander an, es findet sich an diesem Bau kein Riß, keine Lücke, keine Spalte. Und sie passen und stimmen auch gar wohl zu einander, es ist ein harmonischer, wohlgegliederter, ebenmäßiger Bau. Das setzt freilich voraus, daß sie eigens für diesen Bau zugerichtet sind. Das Widerspiel gilt von den andern großen Bauten der Erde. Solch ein Staatsgebäude z. B. ist großentheils aus Rohmaterial aufgeführt, die einzelnen Steine sind mit allen ihren Ecken, Spitzen, Kanten da eingebaut und werden nur gewaltsam, wie mit eisernen Klammern zusammengehalten. Es gleicht einer unförmlichen Masse,

die nur lose zusammenhängt. Ein Staat ist aus den heterogensten, einander widerstrebenden Elementen, etwa aus verschiedenen Rassen und Nationalitäten, aus lauter Parteien, welche entgegengesetzte Principien verfechten und ohne Unterlaß einander befehden, zusammengesetzt. Er umfaßt Böse und Gute, wenig rechtschaffene Bürger, welche wirklich der Stadt Bestes suchen, viele böse Buben, welche nur ihre eigenen Interessen verfolgen, dazu gemeine Verbrecher, radicale Feinde aller menschlichen und göttlichen Ordnung. Und die Regierungskunst besteht darin, dieses Durcheinander und Widereinander in Maß und Schranken zu halten, das bunte Menschengewühl mit Gewalt, Polizei, Drohung, Strafe in Zucht und Gewarlsam zu halten. Der geistliche Bau dagegen, die Kirche Christi, ist, obwohl derselbe vor Menschenaugen keine Gestalt und Schöne hat, obgleich ihm noch mancherlei Mängel anhaften, doch thatsächlich eitel Harmonie, *οικοδομή συναρμολογουμένη*. Die lebendigen Bausteine, die Glieder der Kirche, welche in Christo wurzeln, leben und sich bewegen, haben auch alle die Art und Gestalt Christi, haben den Sinn Christi, sind von Christo selbst für den Bau zugerichtet, durch Christum und seinen Heiligen Geist geheiligt, es sind die Heiligen Gottes. So sind sie auch alle gleich geartet, gleich gesinnt, einander conform und fügen und schiden sich in einander. Sie sind durch den Glauben, in der Liebe eng mit einander verkettet und verlittet. Auch die örtlich von einander getrennt sind, äußerlich keine Berührung haben, sind in gläubigem Gebet, in der Fürbitte mit einander vereinigt. Die aber einander berühren, thun nach Kräften einander Handreichung. Die natürlichen Unterschiede und Gegensätze, welche sonst die Menschen von einander scheiden und abstoßen, kommen hier nicht zur Geltung. „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu.“ Gal. 3, 28. Die Unterschiede aber, welche das Christenthum mit sich bringt, wie die mancherlei Gaben des Geistes, dienen nur zur gegenseitigen Förderung. Die gläubigen Christen lehren, mahnen, trösten, erbauen einander. Es sieht hier ein Jeglicher nicht auf das Seine, sondern auf das, was des Andern ist. Einer trägt des Andern Last. Einer trägt die Schwachheiten und Gebrechen des Andern. Wer stärker ist, gibt dem Schwächeren Halt. Kurz, es greift an diesem Bau der Kirche Alles wunderbar in einander, und ein jeder Stein, auch wenn er nicht so hervorsticht, ist an seinem Platz und ein unentbehrlicher Bestandtheil des Ganzen.

In solcher Weise sich in einander fügend „wächst“ der ganze Bau. Es werden im Laufe der Zeiten immer mehr Steine demselben eingefügt. Die Reiche dieser Welt wachsen wohl auch und breiten sich aus, aber wenn die fortschreitende Entwicklung einen gewissen Grad erreicht hat, dann folgt Stillstand und dann Rückgang. Die Kirche Christi weiß von keinem Stillstand und Rückgang, die Signatur der Kirche ist und bleibt, daß sie wächst und sich mehrt ohne Aufhören. Man redet zwar öfter auch, und mit Recht,

von einem Verfall der Kirche und klagt darüber, daß Ungerechtigkeit und Unglaube überhand nimmt, daß der Gläubigen immer weniger werden. Da kann aber nur von einem Verfall sichtbarer Kirchengemeinschaften die Rede sein. Und auch mitten im Verfall einer sichtbaren Kirche wächst die unsichtbare Kirche. Wann und woimmer noch das Wort der Apostel und Propheten erschallt, da werden immer etliche Gläubige gewonnen, und diese gläubigen Seelen sind immer ein Zuwachs für die unsichtbare Kirche. Ja, die wahre Kirche schreitet stetig fort. Allerdings vollzieht sich dieser Fortschritt nicht an allen Orten und zu allen Zeiten in derselben Proportion. Zu einer Zeit, wie dies z. B. zur Zeit der Apostel und dann der Reformation der Fall war, läuft das Wort gar schnell und wächst zusehends und bringt hundertfältige Frucht. Zu andern Zeiten ist der Ertrag geringer. An einem Ort wird viel Material zum Bau herzugeführt, während an einem andern Orte nur vereinzelte Bausteine eingesetzt werden. Wenn z. B. in alten Christenländern die Arbeit ziemlich ruht, so wird in andern, bisher unbekanntem Regionen, in den Heidenländern um so eifriger gebaut. Die Kirche wächst und nimmt zu unter allen Umständen, unter günstigen und ungünstigen Verhältnissen. Wenn sie zu einer Zeit Frieden hat vor ihren Feinden ringsum, so kann sie eben in aller Ruhe sich entfalten und ausbreiten. Aber auch bewegte Zeiten hindern nicht ihren Fortgang, sie ist oft schon unter Druck und Verfolgung recht kräftig gediehen. Wenn da auch die Spreu weggesetzt wird, das Scheinchristenthum und die äußerliche Kirchlichkeit dahinfällt, die guten Weizenkörner bleiben und bringen gerade dann, wenn sie in die Erde gesenkt werden und ersterben, viele Frucht. Ja, Freund und Feind, alle Welt muß bei diesem Bau Handlangerdienst thun. Die großen, denkwürdigen Ereignisse der Weltgeschichte, die in Aller Munde sind, sind in Gottes Hand nur Mittel zum Zweck, zu dem Zweck, den stillen, gesegneten Gang der Kirchengeschichte, von dem die Welt keine Notiz nimmt, zu fördern. Das Wachsthum der weltlichen Reiche geschieht mit viel Lärm und Rumor, unter Krieg und Kriegsgeschrei. Mit dem Aufbau der Kirche hat es ähnliche Bewandniß, wie mit dem Tempelbau Salomos, von welchem berichtet wird, „daß man keinen Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eisenzeug im Bauen hörte“. 1 Kön. 6, 7. Das Wachsthum der Kirche entzieht sich zumeist der Wahrnehmung, Gottes Reich kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Es wird da das einfache, schlichte Wort gepredigt, und das thut seine Wirkung in den Herzen der Menschen. Doch es wirkt Frucht, die da bleibt. Kurz, der geistliche Bau der Kirche wächst und wird wachsen von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis ans Ende der Tage. Und wenn dann die Welt ein Ende nimmt, dann ist auch der letzte Stein, der Schluß- und Giebelstein in diesen Bau eingefügt, dann ist der Bau vollendet. Und da wird sich denn zeigen, daß der Plan, den Gott von Ewigkeit hierfür entworfen hat, in allen Stücken richtig und genau durchgeführt ist, und daß kein einziger der Steine fehlt, die von Anfang an in den Bauplan einge-

zeichnet sind. Dann wird auch Zweck und Bestimmung des Baues ins helle Licht treten.

Der ganze Bau wächst zu „einem heiligen Tempel im Herrn“, „zu einer Behausung Gottes im Geist“, B. 22. Das ist die Kirche schon jetzt, wie denn der Apostel den Christen 1 Cor. 3, 16. zu bedenken gibt: „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid, und der Geist Gottes in euch wohnt?“ Und das wird sie dereinst in vollkommenem Maße sein. Der große Bau, von welchem St. Paulus hier redet, ist ein heiliger Bau, ein Tempel Gottes. Der Tempel ist Gottes Haus und Wohnung. Schon im alttestamentlichen Tempel wohnte Gott, der Gott Israels, in der Wolke, über den Cherubim der Herrlichkeit. Dieses alttestamentliche Heiligthum, das aus Holz und Steinen erbaut war, war aber nur Typus und Schatten des geistlichen Tempels, welcher aus lebendigen Bausteinen zusammengesetzt ist. Noch in ganz anderer Weise, als in dem Tempel auf Morija, hat Gott in der Kirche Christi, in der Gemeinde der Gläubigen Wohnung gemacht. Diese ist ein heiliger Tempel im Herrn, ist von Christo, dem Herrn, der Alles in Allem erfüllt, umschlossen und erfüllt. Sie ist eine Behausung Gottes, des Vaters Jesu Christi, in dem Heiligen Geist, der hier wirkt und waltet. Der drei Personen der Gottheit ist hier gedacht. Der große, wunderbare Gott, der dreieinige Gott, der hoch im Himmel sitzt, den der Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen, hat auch eine Stätte, einen Thron auf Erden, mitten unter den sündigen Menschenkindern, eben in der Gemeinde des Herrn. Dieses kühnlich große Geheimniß, die Einwohnung des Dreieinigen, entzieht sich zwar in der Regel auch dem Gefühl und der Empfindung der Christen selbst. Aber diese haben und handeln Gottes Wort, und mittelst des apostolisch-prophetischen Wortes wohnt der dreieinige Gott, und nicht nur der Kraft und Wirkung nach, sondern er selbst wahrhaftig und wesentlich in den Herzen der Gläubigen. Wenn die Gemeinde das „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“ anhebt, wenn sie das Heilig, Heilig, Heilig singt, so betet sie damit nicht nur den Gott an, der ferne ist, über alles Irdische, Menschliche erhaben, sondern gibt gerade dem Gott die Ehre, welcher ihr gar nahe und allezeit gegenwärtig ist. Diese Ehre und Würde der Kirche ist jetzt noch verborgen. Die Glieder der Kirche tragen den himmlischen Schatz jetzt noch in irdenen Gefäßen. Dereinst aber, wenn sie vollendet ist, steht die Kirche in ihrer ganzen Pracht und Schöne da, da wird alle Welt, auch die Engelwelt staunen, was aus der geringen, vernachteten Gemeinde des Herrn, die aus armen Sündern gesammelt ist, für ein großer, stattlicher Tempel geworden, und die Klarheit und Herrlichkeit des dreimal Heiligen wird den ganzen Bau durchleuchten. Da wird es vor Aller Augen offenbar sein: „Siehe, eine Hütte Gottes bei den Menschen.“ Und aus den Hallen des vollendeten Heiligthums wird das Lied und Halleluja der Ewigkeit hervorbrausen, wie das Rauschen großer Wasser, heller noch und kräftiger, als alles Lobgetöne der Chöre der heiligen Engel.

Der Apostel wendet sich am Schluß dieser Periode, in welcher er den großen Gottesbau der Kirche beschreibt, wieder seinen Lesern zu, den Christen aus den Heiden, indem er sie nachdrücklich daran erinnert: „in welchem auch ihr mit erbaut werdet“ — zu einer Behausung Gottes im Geist. Und so sollen alle Diener am Wort es ihren Christen und christlichen Gemeinden bezeugen und ihnen immer wieder ins Gedächtniß rufen: Auch ihr seid mit eingebaut in diesen heiligen Tempel des Herrn, auch ihr habt mit Antheil an all der jetzt verdeckten, dereinst offenbaren Herrlichkeit der Kirche Gottes. Darum so preiset Gott, mit Herzen, Mund und Händen, für die hohe Ehre, die euch widerfahren. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Die Glaubenseinigkeit der lutherischen Synoden in America betreffend sagt „The Lutheran“ in einer Antwort auf einen Artikel des „Congregationalist“ über die Uneinigkeit innerhalb der lutherischen Kirche: „Es gibt keine protestantische Gemeinschaft in diesem Lande, die im Glauben so völlig und herzlich einig wäre als die lutherische; und der Glaube ist das alleinige Band der Einigkeit, welches die lutherische Kirche anerkennt.“ Im Folgenden stellt „The Lutheran“ dann die Sache so hin, als ob das einzige, was eine organische Verbindung aller lutherischen Synoden noch verhindere, die Sprache sei. „The Lutheran World“ meint, daß mit den Worten des „Lutheran“ der Kirche ein großer Dienst erwiesen sei. In Wahrheit ist aber mit denselben geschabet, und zwar nach außen sowohl wie nach innen. Nach außen, denn es ist dem „Congregationalist“ ein Leichtes darzuthun, daß der „Lutheran“ den Mund zu voll genommen hat; nach innen, denn die Worte des „Lutheran“ nähren die Insonderheit in der Generalsynode und im Council verbreiteten Indifferentismus, der wohl Unionismus, aber keine wahre Einigkeit in der Lehre anstrebt. F. B.

Synodalherrschaft im Council. Im „Lutheran“ vom 26. September lesen wir: „Die Behauptung, daß die christliche Freiheit der Kirche verbietet, den einzelnen Gemeinden Vorschriften zu machen in den Adiaphora, ist eine einseitige Anwendung dieser Lehre.“ „Mir scheint es, daß jeder zur Synode gehörige Pastor und Gemeinde durch die Annahme dieses Artikels (Capitel 1, Section 3 der Constitution der Synode von Pennsylvania) ihr Recht, für sich selber zu entscheiden und zu handeln in den darin aufgezählten Angelegenheiten, an die Synode abgetreten habe, nicht aus Nothwendigkeit, sondern in der Ausübung der christlichen Freiheit. Man kann auch nicht behaupten, daß es eine Beeinträchtigung der Gemeinderechte sei, dies zur Bedingung der Gliedschaft zu machen, solange die Gemeinde zur Synode gehört. Wenn Prediger oder Gemeinden fühlen, daß ihr Gewissen verletzt worden sei durch irgend einen Beschluß der Synode, den die Constitution ihr zu fassen zugesteht, so ist es ihre christliche Pflicht, sich zurückzuziehen, jede andere Handlungsweise ist ein Mißbrauch der christlichen Freiheit.“ „Sie — die Synode von Pennsylvania — war eine freiwillige Verbindung gegenseitiger Vortheile wegen, und Prediger und Gemeinden kamen freiwillig überein, auf ihre individuellen Rechte

zu verzichten in allen Dingen, die der Herr der Freiheit seines Volkes überlassen hat, und sich den Bestimmungen der Synode zu unterwerfen.“ — Die Synode von Pennsylvania verlangt also von jeder Gemeinde, die sich ihr anschließt, daß sie in allen Mittelbdingen die Synode als ihre Herrin anerkennt. Diese Bedingung ist aber ebenso unzweckdienlich als schmachvoll und anmaßend. Anmaßend von Seiten der Synode, denn Herrschaft fordern in Mittelbdingen ist papistisch und nicht christlich und lutherisch. Schmachvoll für die Gemeinden, welche auf diese Bedingung eingehen, denn sie erniedrigen sich zu Menschenknechten. Und unzweckdienlich, denn nicht die Synode, sondern jede einzelne Gemeinde kann am besten beurtheilen, was in Mittelbdingen für ihre Verhältnisse das Entsprechendste und Richtige ist.

F. B.

Verschiedene Katechismen in der Pennsylvania-Synode. Von den 236 Pastoren dieser Synode werden — wie „The Lutheran“ mittheilt — 15 verschiedene Katechismen gebraucht: 94 Pastoren gebrauchen „Mann und Krotel“, 50 gebrauchen „Green Cover“, 40 „General Council“, 11 gebrauchen „Trabert“, 11 „Stohlmann“, 8 „Pantoppidan“, 5 „Röhe“, 4 „Church Book“, 4 „Weilmann“, 3 „Pilger Buchhandlung“, 2 „Spieser“, und „Erg's Spruch-Buch“, „Pfeifer“, „Haas“ und „Diehl“ werden von je einem Pastor gebraucht. Von dem beanspruchten Recht, in Mittelbdingen ihren Gemeinden gebieten zu dürfen, scheint die Pennsylvania-Synode wenig Gebrauch zu machen.

F. B.

Religionsunterricht in Staatschulen befürwortet „The Lutheran“ in seiner Nummer vom 19. September, wenn er also schreibt: „Unglücklicher Weise bleibt aber in diesem Lande religiöser Duldung der Wunsch der großen Massen unseres Volkes unerfüllt, weil ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung dagegen ist, daß die christliche Religion in unseren Schulen gelehrt werde. Aus den Schulbüchern wird daher alles getilgt, woran sich der Jude, der Ungläubige oder der Muhammedaner stößt, und dem Kinde sucht man eine Erziehung zu geben, welche allein die geistige Bildung in Betracht zieht. Während somit die religiöse Duldung wenige begünstigt, thut sie vielen ein Unrecht. Es genügt nicht, wenn man sagt: „Mögen die Kirchen den rein weltlichen Unterricht der öffentlichen Schulen ergänzen.“ Solches zu leisten, müssen die Kirchen Zeit und Gelegenheit haben. Eine oder zwei Stunden die Woche sind durchaus unzureichend. . . . Wir wundern uns nicht, daß viele Kirchen auf Gemeindefchulen bestehen. Welchen andern Ausweg haben sie? Trotz aller Unvollkommenheiten, die ihnen als ausländischen Gewächsen (foreign importation) anhaften, sind sie doch der fast verbrecherischen Pflichtversäumniß, welche von gleichgültigen christlichen Eltern und Gemeinden an den Tag gelegt wird, unendlich vorzuziehen. Wann wird der Tag kommen, da die öffentliche Schule den Kirchen sagen wird: „Hier sind eure Kinder — nehmt sie täglich eine Stunde und lehrt sie die Weisheit und Furcht Gottes!“ — Diese Worte zeigen nicht nur, wie wenig Interesse der „Lutheran“ für christliche Gemeindefchulen hat, die er als „foreign importation“ bezeichnet, sondern sie bergen auch ein ganzes Nest falscher Anschauungen von den Pflichten und Aufgaben des Staats und der Kirche, vom Ursprung der Staats- und Gemeindefchulen in America, von wahrhaft christlicher Erziehung, sowie auch von dem, was Staat und Kirche wirklich frommt und sich mit der Freiheit beider verträgt. Will der „Lutheran“ nicht in sein eigenes Urtheil fallen und sich nicht der Sünde, die er selber mit Recht als „criminal neglect“ bezeichnet, theilhaftig machen, so muß er das verkehrte und fruchtlose Reden von Religionsunterricht in Staatschulen lassen, dagegen mit allem Ernst für Gemeindefschulen Propaganda machen.

F. B.

„Dem 'Lutheran Standard' entnehmen wir“ — so schreibt "The Lutheran" vom 1. August — „das Folgende: „Es wird berichtet, daß in einem Rechtsstreit über den Besitz von Kircheneigenthum das Obergericht des Staates Iowa vor Kurzem entschieden habe, daß die Missouri-Synode kein lutherischer Körper sei, weil die eigenthümlichen Lehren derselben (wie die von der Wahl und Prädestination) nicht in den lutherischen Bekenntnissen gelehrt seien.“ Wahrlich, das ist der unfreundlichste Hieb von allen, daß ein Körper, welcher dafür hält, daß er allein das reine Luthertum im Lande vertrete, für unlutherisch erklärt wird vom Obergericht!“ — Von einer solchen Entscheidung des Obergerichtes in Iowa ist in unserer Synode und gerade auch im Iowa-District bis jetzt nichts laut geworden. Wir fürchten, daß der "Standard" und "Lutheran" und eine ganze Anzahl anderer Blätter, welche diese Nachricht mit sichtlicher Freude copirt haben, sich wieder einmal einen Wären haben aufbinden lassen. Wenn aber "The Lutheran" bei dieser Gelegenheit behauptet, daß die Missouri-Synode dafür halte, daß sie allein das wahre Luthertum im Lande vertrete, so ist das eine Unwahrheit, für die der "Lutheran" sich schwerlich wird damit entschuldigen wollen, daß es ihm hierin an besserem Wissen gemangelt habe.

F. B.

Von der Polemik in missourischen Blättern schreibt "The Lutheran Standard": „Beurtheilt nach dem anmaßenden (superclious) Stil, dessen sie (die Missourier) sich fast immer bedienen, sollte man meinen, daß sie niemand von außen zu gewinnen, sondern nur fanatische Zeloten von allen, welche innerhalb ihrer Synode sind, zu machen suchen. Diese Anmaßung zeigt sich überall, ob sie schreiben über den Pabst in Rom oder die Iowa-Synode, die Presbyterianer oder das Generalconcil, die Methodisten oder die Lutheraner in Deutschland. Es ist schade, daß Leute, die sich so verdient machen um die lutherische Kirche, so abstoßend sind in ihrer Stellung zu andern. Sie haben viel gelernt, aber sie haben es nicht gelernt, wie man einen Gegner gewinnt.“ — Das ist die alte Klage der Unionisten und Indifferentisten. Wenn sie nicht auf die Sache eingehen wollten, griffen sie die Form an und beschwerten sich über Stolz, Anmaßung und Reichtthaberei. Sie schlugen den Sack und meinten den Esel. Ob das wohl auch beim "Standard" der Fall ist? Jedenfalls hat ihn "The Lutheran World" so verstanden, wenn sie ihm "a dose of his own medicine" verabreicht und also schreibt: "But we should say that even Ohio brethren and others have been known to join sometimes in this sort of Missouri 'supercliousness.'" F. B.

Prohibition. Der "Lutheran Observer" vom 11. October sagt in Bezug auf die „Erziehung für Prohibition“ (temperance education): „Sie ist das Echo von Gottes Beschluß bei der Schöpfung: „Es werde Licht.“ Das ist ein sträflicher Mißbrauch von Schriftworten. F. B.

„Organische Vereinigung der lutherischen Kirche.“ Der "Lutheran Observer" führt folgende Gründe dafür an, warum die lutherische Kirche in America sich vereinigen sollte: 1. Nur so könne man der Proselytenmacherei von Seiten der Papisten und Secten erfolgreich entgegenarbeiten. "All Lutherans should be organized for protective, preserving, and promotive ends." 2. Alle Lutheraner seien ja einig in einem Glauben, der Raum genug biete für Eigenthümlichkeiten und unwesentliche Abweichungen. "Non-essentials have to answer for this non-organic state." 3. Ein großes Ersparniß, größere Ausbreitung und vermehrter Ruhm würde die Frucht solcher Einigkeit sein. "In this age of trusts we need to learn the lesson of economy." — Daß durch Vereinigung aller lutherischen Synoden viele Arbeitskräfte und Gelder erspart und zur Ausbreitung der Kirche verwendet und noch gar manche andere Vortheile erzielt werden könnten,

liegt auf der Hand. Die erste Frage, welche ein Christ stellt, ist aber nicht die, ob etwas nützlich und vortheilhaft, sondern ob es vor Gott auch recht ist. Solange nun die Generalsynode so steht, daß sie synkretistisch und unionistisch alle Artikel, in welchen man in der lutherischen Kirche bis jetzt nicht einig ist, für unwesentlich erklärt, wäre organische Vereinigung mit derselben eine von Gott verbotene Sünde. Die Frage: Wie und wo können wir unsere Kräfte am besten anwenden, dürfen nur diejenigen gemeinschaftlich in Erwägung ziehen, welche im Glauben bereits einig sind.

F. B.

Wird die Welt immer besser? „Ganz gewiß!“ antwortet „The Lutheran Observer“. „Seit dem Pfingsttag ist die Welt beständig vorangeschritten.“ „Abgesehen von religiöser Gleichgültigkeit und Verachtung des Sabbath's sehen wir nichts besonders Entsetzendes und Erschreckliches.“ „Wir fordern mehr von Männern im öffentlichen und privaten Leben, als man je zuvor verlangt hat. Wir sind unzufrieden mit Zuständen, die man früher gar nicht beachtete. Wir werden mehr gerührt von den Leiden der Menschheit, wir sind mehr bemüht, die Lage der Menschen zu bessern, wir empfinden mehr unsere Verantwortlichkeit und Pflicht gegen unsere Mitmenschen. Die gegenwärtige praktische Philanthropie, die Bewegungen für sociale Verbesserungen, der verbesserte Zustand der Gefängnisse und Hospitäler, ja, die großen Missionsbewegungen und die aggressiven Versuche in christlichen Ländern, die Massen zu erreichen, die Beförderung der Temperanz sind neueste Entwicklungen und sie haben das Wachsthum hoher christlicher Ideale gefördert, wie sie selber von ihnen gefördert worden sind.“ — Wenn Weltmenschen und weltliche Blätter so reden wie der „Observer“, so muß man sich immer noch wundern über ihre grobe Unkenntniß nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart. Von einem christlichen und lutherischen Blatte aber erwartet man mit Recht ein weniger oberflächliches Urtheil, ein Urtheil nach der heiligen Schrift, welche nichts weiß von einem allmählichen Besserwerden der Welt, wohl aber von einem beständigen Ausgehen der Christen aus der alle Zeit und in der letzten Zeit doppelt argen Welt, 2 Tim. 3, 1. f. Und von den Christen der letzten Zeit sagt die Schrift, daß in ihnen nicht eine beständige Zunahme der Liebe zu verzeichnen sein werde, sondern vielmehr Erkaltung derselben, Matth. 24, 12. Sobald der „Observer“ die Temperanz- und Sabbathbede von seinem Angesicht zieht und mit der Frage auf den Lippen, ob wirklicher Glaube, Liebe und Furcht vor Gottes Wort im Zunehmen begriffen sei, in Welt und Kirche blüht, wird auch er die richtige Antwort nicht mehr schuldig bleiben.

F. B.

Befehrer ohne Erkenntniß Christi. Ein rauher, ungeschulter, gottloser alter Schiffscapitän, der nie in seinem Leben eine Kirche betreten hatte und dem die Bibel, weil er nicht lesen konnte, ein verriegeltes Buch war, erfuhr, ohne irgend ein nachweisliches Mittel, eine vollständige Veränderung in seinem Charakter, die ohne die Möglichkeit eines Zweifels darauf hindeutete, daß er ein wahrhaft bekehrter Mann war. — Diesen Fall legt „The Lutheran Observer“ vom 19. Juli vor und erklärt ihn also: „Während sie — die christlichen Kirchen — die Errettung des Menschen ganz und allein auf Christi Versöhnungswerk zurückführen, so wagen sie es doch nicht, die weitreichende Wirksamkeit dieses Wertes zu begrenzen, noch irgend eine absolut einzige Methode vorzuschreiben, durch welche die Kraft desselben der einzelnen Seele zugeeignet werden müßte. . . . „Rechtfertigung durch den Glauben“ ist eine durchaus gesunde und heilsame Lehre an ihrem eigenen Platze, aber aus der Rechtfertigung durch den Glauben einen Heiland zu machen, heißt sie an die Stelle Christi setzen. — Die Annahme der Wahrheiten des Evangeliums ist nothwendig zur Seligkeit, wann und woimmer man im Besiz dieses Evangeliums ist, aber es

ist nicht Evangeliumswahrheit, welche rettet, sondern Christus, und Christus kann sich der Seele offenbaren auf eine andere Weise als die gewöhnlich gebrauchte. . . . Um Christi willen wird jedes Glied des menschlichen Geschlechtes von Gott angesehen als ein geliebtes, wenngleich irrendes Kind, von dem Gott ernstlich begehrt, daß es die dargebotene Gnade annehme, und jedem derselben ruft Gott in irgend einer Weise zu: „Mein Sohn, gib mir dein Herz.“ Daß die Sprache, in der dieser Ruf zum Ausdruck kommt, nicht in allen Fällen dieselbe ist, hat wenig zu sagen; genug, wenn die Seele die Stimme erkennt und ihr folgt.“ „Obgleich ‘Captain John’ (der Schiffscapitän) weder seine Bibel lesen konnte noch jemals bis zur Zeit seiner Bekehrung eine Kirche betreten hatte, so wurde er doch ein wirklich anderer Mann und ein guter, aber unerleuchteter Christ.“ — Der “Observer” lehrt also, daß Gott bisweilen Menschen bekehre nicht nur ohne das gepredigte oder gelesene Evangelium, sondern überhaupt ohne jegliche Erkenntnis Christi! — Was den vorgelegten Fall betrifft, so übersieht der “Observer” zwei Möglichkeiten: 1. daß es sich bei “Captain John” nur um eine natürliche Lebensänderung, nicht aber um christliche Bekehrung handle; 2. daß “Captain John” zu irgend einer Zeit seines Lebens aus dem mündlichen Verkehr mit Christen die nöthigen Stücke des Evangeliums gelernt haben kann.

F. B.

Die Union in der Deutschen Evangelischen Synode betreffend sagt „Der Friedensbote“ in einem Berichte über die kürzlich in St. Louis abgehaltene Generalconferenz: „Traten auch, wie das bei einem so großen Körper nicht anders sein kann, hier und da Meinungsverschiedenheiten zu Tage, so zeigte sich doch auch hier wieder, daß die Union kein leerer Begriff in der Deutschen Evangelischen Synode von America ist, sondern ihre Glieder bestrebt sind, sie je mehr und mehr zu That und Wahrheit zu machen.“ — Daß in der unirten Synode lutherisch, reformirt und protestantisch Gesinnte kirchliche Gemeinschaft pflegen, ist allerdings eine unbestreitbare Thatsache und kein leerer Begriff, wie alle Pastoral- und Synodalerfassungen der Unirten bezeugen. Die Frage, welche die Unirten erwägen und beantworten sollten, ist nicht die, ob Union bei ihnen ein „leerer Begriff“, sondern ob sie nach Gottes Wort recht oder verwerflich sei.

F. B.

Nimmt das Interesse für Religion ab oder zu? “The Churchman” schreibt: „Wie seit dem Anfang der Welt war Religion eine so mächtige Thatsache in der Oekonomie der Menschheit als heute. Daß das Volk weniger Interesse an den Tag legt für Bekenntniß, Dogma, Gebräuche und Ceremonien, ist ohne Zweifel wahr, aber daß die Kirche kalt werde, wie uns Pessimisten glauben machen wollen, ist grundfalsch.“ — Wenn man heut zu Tage von Bekenntniß und Dogmen redet, so versteht man darunter in der Regel die specifisch christlichen Lehren von der Gottheit Christi, von der Stellvertretung und Versöhnung, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben und nicht durch die Werke ꝛc. Wie nun aber die Religion zunehmen kann, während das Interesse für diese Dogmen abnimmt, ist nur dem begreiflich, der nicht von der christlichen, sondern von der Religion der Heiden, Juden und Vögen redet. Christliche Lehre und Religion steht nicht zu einander im umgekehrten, sondern im abhängigen Verhältnis. Nur wo die christliche Lehre recht getrieben wird, da ist auch „Religion“ im Herzen und im Leben. Die Lehre allein entzündet und nährt die wahre Frömmigkeit.

F. B.

Andogmatisches Christenthum. Dr. Lyman Abbott hatte im “Outlook” geschrieben: um ein Christ zu sein, brauche man keine Theorie von dem Verhältnis Christi zum Vater zu haben. Die Theologie und ihre Lehren ständen in keinerlei lebendigem Zusammenhang mit dem Christenthum und seinem Leben. Es sei genug, daß man Christum lieb habe, und dazu genüge, daß man — wie Abbott aus der

Geschichte von dem Indianermädchen Wi-yu zu zeigen sucht — wisse, daß Jesus uns liebe. Hierzu bemerkt "The Churchman" vom 14. September: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich allereits ein wachsendes Vorurtheil gegen Lehrpredigten vorfindet. Man schreit jetzt nach praktischen Predigten. Man fordert uns auf, Lehrragen liegen zu lassen und ‚Christum allein zu predigen‘.“ Zur Widerlegung dieser rasch um sich greifenden antidogmatischen Theologie führt der "Churchman" sodann folgende Gedanken aus: „Man redet ungenau, wenn man sagt, daß die ökumenischen Bekenntnisse bloße Angaben von Thatsachen enthalten. Gewißlich ist das Nicänische Bekenntniß mehr als eine Summa von Thatsachen. Es ist lehrhaft, philosophisch und legt eine Ansicht von Gott dar. Es stellt das Verhältniß Christi zum Vater dar. Es redet von der Menschwerdung, von dem Werke des Heiligen Geistes und von der Kirche in Ausdrücken, welche sowohl die Vernunft als den Glauben ansprechen. Aus den geistlichen Data des Alten und Neuen Testaments und des Lebens Christi gelangten die Väter der alten Kirche zu ihren Schlußfolgerungen nach demselben geistigen Proceß, nach welchem die Scientisten zu ihren Folgerungen gelangen. Es gehört zu den sonderbarsten Widersprüchen in der Geschichte des theologischen Denkens, daß die Vertreter der neuen Theologie, welche das Princip der Autorität im religiösen Glauben bekämpft haben, nun die ersten sind, um die Rolle, welche die Vernunft spielt in der Evolution der christlichen Lehre, herabzusetzen. Die neue Theologie verbietet uns, unsern Glauben auf Autorität zu gründen; sobald wir aber anfangen zu speculiren über die Natur Gottes oder über das genaue Verhältniß Christi zum Vater, so heißt es, daß solche theologische Spitzfindigkeiten von keiner Bedeutung sind und daß wir uns damit zufrieden geben sollen, das Leben Christi zu leben. Wie aber sollen wir eine vernünftige Grundlage für unsern Glauben finden gesondert von Metaphysik und Philosophie? Hier liegt der Mangel der neuen Theologie: nicht daß wir unser Gehirn zu viel in religiösen Dingen anstrengen, sondern daß wir dasselbe nicht genug gebrauchen.“ — Der "Churchman" merkt nicht, daß eben die Gedanken, welche er entwickelt, um die neue Theologie zu bekämpfen, der Rutter Schoof sind, der Kittl und Abbott mit ihrem undogmatischen Christenthum geboren hat. Ist Theologie eine Summa von Vernunftproducten, von Wahrheiten, welche die menschliche Vernunft abgeleitet hat aus irgend welchen objectiven oder subjectiven Thatsachen, so hat die neue Theologie recht. Sind aber die christlichen Dogmen den klaren inspirirten Schriftworten entnommene Wahrheiten, welche im Menschen den Glauben mit seinen Früchten erzeugen, so ist Abbott auf dem Holzwege. Die neue Theologie steht und fällt mit dem Satze: Die Quelle der christlichen Erkenntniß sind Thatsachen, und die Methode der theologischen Erkenntniß ist die Induction der Wissenschaften. Wenn übrigens Abbott sagt, daß Wi-yu, um Jesus zu lieben, nur zu wissen brauchte, daß Jesus sie liebe, so gibt er schon damit im Grunde seine antidogmatische Stellung preis. F. B.

Verhöhnung des Kindersegens unter den Congregationalisten. "The Congregationalist" klagt, daß, während die Deutschen, Scandinavier und Irländer überall zunehmen, die Puritaner aussterben. Er schreibt: „Es ist ohne Frage wahr, daß in vielen von unseren älteren und stärkeren congregationalistischen Gemeinden, wo die Gliederzahl dieselbe geblieben ist, oder wohl gar zugenommen hat, die Zahl der Sonntagsschulkinder bedeutend abgenommen hat. Wenn man die Gemeinden überblickt, so findet man sehr wenig Kinder. Bisweilen wird gesagt, daß man jetzt mehr als früher die Kinder zu Hause lasse und daß die Sonntagsschule die Kirche der Kinder sei. Aber sie finden sich auch nicht in der Sonntagsschule. Die wahre Erklärung ihrer Abwesenheit ist die, daß es keine Kinder in den Häusern gibt. Große Familien sind nicht mehr die Regel im alten 'New England stock'. Sie bilden

die Ausnahmen. Wenn es aber mit den kinderlosen Häusern und kleinen Familien so weiter gehen soll bei denen, welche den congregationalistischen Namen erben, so muß diese Gemeinschaft entweder zusammenschrumpfen, oder sie muß sich anderswoher recrutiren. Das Urtheil scheint bereits gefällt zu sein über die Nachkommen der alten Congregationalisten: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben werden, die seine Früchte bringen.“ (Matth. 21, 43.) — Das sind schauerliche Zustände! Sie verrathen eine epidemisch gewordene verpestete Gesinnung und Lebensanschauung, von der auch unsere deutschen Lutheraner werden angesteckt werden, wenn nicht Gottes Wort die Gewissen schärft und Kraft verleiht, der Versuchung zu widerstehen. J. B.

Unter den Presbyterianern sucht insonderheit „The Interior“ aus Chicago den radicalsten Unglauben zu verbreiten. Die Lehren der Kirche von Christi Person und Wert bezeichnet er als „beschränkte und veraltete Ansichten“, „Staub todtet Metaphysik, der einen Theologen von der jetzt lebenden Welt ausschließt“, „verfaultes Treibholz auf dem Strom der Ueberlieferung“, „theologische und scholastische Triboliten“ zc. Von der Theologie Christi behauptet er: „Die einzige Theologie, welche Christus lehrte, waren primäre Wahrheiten: die Vaterschaft Gottes und die Bruderschaft der Menschen, sein eigener göttlicher Charakter und sein Amt und die Persönlichkeit und das Werk des Heiligen Geistes. Er gründete das ganze ungeheure Gebäude seines Reiches auf einen einzigen Satz. Die Bergpredigt beschäftigt sich von Anfang bis zu Ende damit, Gerechtigkeit zu lehren, oder was wir jetzt Ethik nennen!“ — Wenn Christus nur Ethik gelehrt hat, wodurch unterscheidet er sich dann von Sokrates, Confucius und anderen heidnischen Lehrern der Moral? J. B.

Was sollte die Kirche thun, um die Unkirchlichen in ihre Gemeinschaft zu bringen? Bei der Erörterung dieser Frage in den letzten Nummern der kirchlichen Zeitschriften finden wir ein Duzend und mehr Mittel und Mittelchen empfohlen. Alles, was hier zu sagen ist, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Man predige das Evangelium, und man predige das Evangelium mit allem Fleiß. Thut die Kirche das, dann hat sie alles gethan, was ihr zu thun befohlen ist. Was dann nicht „kirchlich“ werden will, kann die Kirche mit gutem Gewissen fahren lassen. Die hauptsächlichste Ursache der Einflußlosigkeit der Kirche ist die, daß die äußere Gemeinschaft, die sich Kirche nennt, nicht das Evangelium von Christo dem Gekreuzigten, sondern Moral, Politik zc. predigt. Mindestens 95 Procent aller sogenannten christlichen Prediger in America predigen nicht das Evangelium. Sodann ist eine weitere Ursache der Einflußlosigkeit der Kirche die, daß die Leute, welche noch das Evangelium haben und es predigen können, das Evangelium nicht mit allem Fleiß predigen. Auch die rechtgläubige Kirche ladet in dieser Beziehung immerfort eine große Schuld auf sich. J. B.

Besuch der Gottesdienste von Seiten der Männer. „The Christian Advocate“ schreibt: „Oft suchen Prediger in der besten Absicht das schwere Problem zu lösen, warum Männer nicht die Kirche besuchen. Man sagt ihnen, daß sie die Art der Kanzelbotschaft ändern müßten, um die begehrten Männer in die Kirchenstühle zu bringen, und daß Bereicherung des Gottesdienstes durch Musik und Liturgie sie gewiß anziehen werde. Der Prediger geht auf das Experiment ein. Die Predigt (sermon) degenerirt zu einer ‘sermonette’, und die Wahrheit wird verabreicht in kleinen, überzuckerten Gaben. Die Kraft und Spitze der früheren Reden wird abpolirt mit glatter und angenehmer Rhetorik, und die glühende Mahnung, von der Sünde zu lassen und dem kommenden Zorn zu entfliehen, wird verdrängt durch Erörterungen der laufenden weltlichen Ereignisse. Eine Zeitlang zieht diese Weise Männer wie Frauen an, bald aber läßt die Neugierde nach, der Rückschlag tritt ein,

und der letzte Zustand ist ärger als der erste.“ — Ja, so ist es, und daran ist auch nicht viel zu beklagen. Was ist damit gebient, daß Männer und Frauen in die Kirche kommen, wenn ihnen die Wahrheit verschwiegen werden soll? Die Kirche ist es dann ja selber, welche durch ihre neuen Mittel ihren Existenzzweck vereitelt und sich selber aufgibt. Der Zweck, warum Gott Gemeinden gebildet haben will, ist eben der, daß sein Wort gepredigt werde zur Ruhe und Erbauung. Verlangen nach Gottes Wort soll die Leute in die Kirche treiben und sie bei derselben erhalten. Verlangen nach Gottes Wort kann aber im Menschen erweckt werden einzig und allein durch Gottes Wort. Darauf muß der Prediger bedacht sein, nicht wie er die Leute mit allerlei Kniffen in die Kirche bringt, sondern wie er ihnen durch das Gesetz ihre Noth zum Bewußtsein bringt und ihnen das Evangelium in seiner verlockenden Süßigkeit und Lieblichkeit vor Augen hält. So entsteht geistlicher Hunger und Durst, der die Leute mit unwiderstehlicher Gewalt in die Kirche zieht, just so wie der leibliche Hunger und Durst sie täglich bis ins Greisenalter hinein an den Tisch treibt.

F. B.

Warum gehen wir zur Kirche? Von Präsident Roosevelt wird das schöne Wort mitgetheilt: „Ich gehe nicht zur Kirche, um unterhalten zu werden. Ich gehe, um Gott zu verehren und um meine Christenpflicht zu erfüllen.“ — Wenn Roosevelt Lutheraner wäre, so hätte er noch hinzugefügt: „Ich gehe zur Kirche, um mir aus dem Munde des Dieners Christi Vergebung meiner Sünden zu holen und meine hungrige und durstige Seele mit dem Evangelio zu speisen und zu tränken.“ Allerdings gehen wir Lutheraner in die Kirche, um unterhalten und bewirthet zu werden — aber von Gott und seiner Gnade.

F. B.

Wie die Römischen mit ihrer Einigkeit prahlen und unwissenden Protestanten zu imponiren suchen, dafür sind folgende Worte des Erzbischofs Ryan ein Beispiel: „Seht, wie ihr Protestanten getheilt seid! Wo ist der Beweis, daß Christus das Haupt solch einer chaotischen Masse von Leuten sein kann? Schaut die Kirche Roms an! Während der Protestantismus ein Pöbelhaufen ist, ist Romantismus eine Armee! Seht, mit welch festem, vereintem Schritt ihre Armee vorwärts marschirt!“ — Ryan thut, als ob Einigkeit an sich einen Werth habe und es nicht vielmehr darauf ankomme, worin man einig ist und zusammenhält. Der Teufel und sein Heer halten auch zusammen. Dasselbe gilt von den widerchristlichen Logen. Ehe wir daher feste Verbindung loben, müssen wir fragen, worin sie besteht. Ebblich und recht ist nur die Einigkeit in der Wahrheit und Frömmigkeit. Das Pabstthum aber, in dem der Laie dem Priester, der Priester dem Bischof und der Bischof mit allen seinen Untergebenen dem Pabst zu gehorchen verspricht, ist eine rebellische Verbindung wider Christum und sein Evangelium, welche um so verwerflicher ist, je fester sie ist. Im Lichte der Schrift ist Ryans Lob Selbstanklage. F. B.

Den unflüchtigenden Unglauben betreffend schreibt Erzbischof Ireland: „Die Religion verliert rasch Boden. Es gibt Männer, die niemals einen Gebetsseufzer gen Himmel senden; viele von denselben befinden sich gar in öffentlichen Aemtern, wo ihr Einfluß und Beispiel verderblich wirkt. Wissenschaft und Philosophie nimmt je länger je mehr die Stelle der Religion ein. Zeitungsblätter und Monatschriften spiegeln diese Gesinnung.“ — Es ist dies ohne Zweifel richtig, insonderheit von der römischen Kirche. Wo liegt aber die Schuld? Wo anders als eben im Pabstthum und im modernen Sectenthum. Nur das Evangelium vermag den praktischen und theoretischen Atheismus zu überwinden. Vom Evangelium aber hat das Pabstthum und vielfach auch das Sectenthum nur noch den Namen. Gebildete Katholiken werden Atheisten und Religionsverächter. Das hat Frankreich gelehrt. Das wissen auch die Priester, darum suchen sie in katholischen Ländern das Volk in der

Unwissenheit zu erhalten. Es gehört eben nicht viel Bildung und Kenntniß dazu, um den großartigen Pfaffenbetrug im Papstthum zu merken. Freilich den größten Betrug des Papstthums und vieler Secten, daß nämlich der Mensch durch seine Werke vor Gott gerecht und selig werde, erkennt auch die geschulte und gebildete Vernunft nicht. Aber auch nicht, daß der Mensch, um moralisch leben und gute Werke thun zu können, eine Kirche nöthig habe. So kommt es, daß Bildung im Volke zwar nicht von der Grundlüge des Papstthums befreit, wohl aber oft die Glieder schaarenweise der Kirche entfremdet und zu Verächtern derselben macht. — Unentbehrlich in der Welt ist nur die Kirche, welche das Evangelium hat, unentbehrlich nicht bloß für Arme und Unwissende, sondern auch für Reiche, Gebildete und Gelehrte. Vom Geheimniß des Evangeliums weiß eben der Vernünftigste und Gelehrteste ebensowenig als das einfältigste Kind, und doch ist es allen gleicher Weise nöthig. Bildung ist nie ein Ersatz für das Evangelium. Die Kirche, welche das Evangelium hat, braucht darum auch Bildung und Schulung des Geistes nicht zu fürchten. Auch das höchste menschliche Wissen macht den christlichen Glauben um kein einziges Stück ärmer und die Kirche um nichts überflüssiger. Wenn geschulte Leute — Aerzte, Philologen und andere — meinen, die Kirche entbehren zu können, so hat das seinen Grund darin, daß sie nicht wissen, was Evangelium und Kirche ist, also nicht etwa in besonders starker Bildung, sondern in mangelhafter, einseitiger Schulung. Die Kirche, welche das Evangelium hat, sieht deshalb auch die wahre Wissenschaft nicht etwa mit besorglichen und verdächtigen Augen an, sie ist vielmehr die eifrigste Förderin und Pflegerin derselben. Sie weiß eben, daß sie durch menschliches Wissen keinerlei Einbuße erleiden kann, was freilich vom Papstthum und modernen Sectenthum, sofern sie das Evangelium verloren haben, nicht gilt.

F. B.

Rißbrauch des Gebetes. Der "Congregationalist" schreibt: „Nie zuvor hat es eine so allgemeine Betheiligung am Gebet für einen bestimmten Gegenstand gegeben als in den Tagen unmittelbar nach dem Mord des Präsidenten McKinley. Als auf den Wunsch des Mayors der Stadt Hartford dreitausend Personen, welche versammelt waren, um den Pferberennen beizuwohnen, ihr Haupt entblößten und stille Gebete für den obersten Beamten darbrachten, so war das ein gewaltiger Beweis von der vorhandenen Religion in den Herzen derer, welche dieselbe vor ihren Mitmenschen vergraben zu haben scheinen.“ Dies bringt der "Congregationalist" unter der Ueberschrift: "Prayer honored as never before!" So urtheilt der "Congregationalist", weil er keine Ahnung davon hat, was eigentlich ein Gebet ist.

F. B.

„Nearer, my God, to Thee.“ Von diesem Liede schreibt "The Congregationalist": „In künftigen Geschichten der Hymnodie wird als das hervorragendste und interessanteste Ereigniß zum Liede 'Nearer, my God, to Thee', erzählt werden, daß es von den Lippen unseres Märtyrerpräsidenten in seinen letzten Augenblicken gehaucht wurde, und daß am Tage seines Begräbnisses Millionen von Herzen und Stimmen über die ganze Welt hin sich vereinigten, dasselbe zu singen. Es ist nun versiegelt worden mit dem Opfersiegel und gekrönt mit dem Diadem des Märtyrertums. Das Lied verdient die Ehre. Geschrieben wurde es von der Untertanerin Sarah F. Adams, 1841. Alle Protestanten haben es sich angeeignet; die Romanisten sind mit demselben zufrieden; die Juden wenden sich von demselben nicht ab; selbst ein Muhammedaner könnte es gebrauchen. Es ist eigenthümlich christlich und könnte doch ein allgemeines Lied werden. . . . Viele römische und protestantische Ausgaben haben dies Lied zu verändern gesucht, weil es unitarischen Ursprungs ist und keine Andeutungen auf Christum enthält. Solche Verbesserungen

aber haben nie allgemeinen Anklang gefunden.“ — Das ist ein grober Widerspruch für jeden, dem Heidentum und Christenthum wesentlich verschieden sind. Wäre das fragliche Lied unterscheidend christlich, „distinctively Christian“, so könnte es nicht von Heiden gesungen werden. Thatsache ist, daß das Lied so farblos und allgemein gehalten ist, daß auch Juden, Freimaurer und Freidenker in demselben nichts spezifisch Christliches wiedergefunden haben. Beim Singen dieses Liedes kommt es mehr darauf an, welche Vorstellungen sich in dem schon vorfinden, welcher es singt, als auf die Gedanken, welche in dem Liede selber zum Ausdruck kommen. Das gilt auch von dem Gebrauch, welchen McKinley von diesem Liede gemacht hat. Es kommt ganz darauf an, welche Gedanken er mit den Worten des Liedes verband, ob freimaurerische oder christliche. Der Liebe nach dürfen wir ja annehmen, daß bei McKinley das letztere der Fall war, da ihm sein Pastor in Canton sowohl wie in Washington das Zeugniß gegeben hat, daß er „Christum den Gekreuzigten“ bekannt und gepredigt wissen wollte. Von den Freimaurern und Elks freilich, welche behaupteten, daß McKinley ein Glied ihrer Loge gewesen sei, und darum auch z. B. in St. Louis Gedächtnisfeiern veranstalteten, bei welchen auch die beiden durch McKinley berühmt gewordenen Lieder gesungen wurden, müssen wir das Gegenteil annehmen. Es ist eben ein Lied, bei dem sich jeder so ziemlich denken kann, was er will. Das Methodistensblatt „The Christian Advocate“ schreibt: „‘Nearer, my God, to Thee’, wurde gesungen in katholischen Kathedralen, jüdischen Synagogen und protestantischen Kirchen. . . . Die Sprache dieses Liedes ist die jedes geistlich Gesinnten, sein begeisternder Einfluß (inspiration) ist jeder Creatur angepaßt, welche mit dem Vermögen begabt ist, ihren Schöpfer zu erkennen, zu verehren und zu lieben.“ Diese Unbestimmtheit erklärt auch die weite Verbreitung, welche dies Lied in unserer indifferentistischen, das klare Bekenntniß schwebenden Zeit gefunden hat. Es ist aber diese Farblosigkeit nicht etwa, wie der „Congregationalist“ und „Advocate“ meint, ein besonderer Vorzug. Christen sollen eben auch in ihrem Gesang bekennen, welcher Pflicht mit Liedern, die auch von Logen, Juden und Muhammedanern gesungen werden können, nicht Genüge geschieht. — Das andere durch McKinley berühmt gewordene Lied: „Lead, kindly Light“, ist nicht weniger farblos und wurde ebenfalls von Juden, Logen und Papisten mitgesungen. Dasselbe wurde geschrieben von Cardinal Newman etliche Jahre vor seinem öffentlichen Uebertritt zum Papstthum, als ihm das Wesentliche des Christenthums längst abhanden gekommen war.

F. B.

Die Ermordung und Beerdigung des Präsidenten ist vielen ein Anlaß geworden, neue Sünden zu häufen. Das gilt nicht bloß von der kirchlosen Menge, sondern auch von vielen Kirchengliedern und Kirchengemeinschaften. Dabei denken wir nicht etwa bloß an vereinzelte grobe Ausschreitungen. Nicht an die Prediger, welche die Gelegenheit benutzten und immer noch ausbeuten, um ihre Kanzeln mit Reden über „Czolgoszism“ und andere sensationelle Themata zu entweihen. Nicht an die Diener der Kirche, welche den Geist des Mordes und der Rache schürten, wie z. B. in folgenden öffentlich gesprochenen Worten eines berühmten Kanzelredners: „Ich wünsche, daß der Beamte, welcher den Angreifer des Präsidenten McKinley verhaftete, des Verbrechers Gehirn mit dem Griff der mörderischen Pistole eingeschlagen hätte.“ Nicht an den Pharisäismus und die Ungerechtfertigkeit, welcher sich vornehmlich englische Kirchenblätter schuldig gemacht haben, indem sie ihren Lesern die Sache so darstellten, als ob bei einem Americaner solch ein Verbrechen unmöglich sei, und die „foreigners“ für diese That verantwortlich gemacht werden müßten. Auch denken wir nicht besonders an die zum Theil geradezu gotteslästerlichen Parallelen, welche zwischen Christo und McKinley gezogen wurden von römi-

schen und protestantischen Predigern und Kirchenblättern, wie z. B. das Blatt der Methodisten, "The Christian Advocate", also schrieb: „Sein (McKinleys) Blut ist vergossen für das americanische Volk, ein stellvertretendes Opfer für die Constitution und das Volk der Vereinigten Staaten. Nicht ganz stellvertretend, wie das Opfer dessen, der Leute aus allen Geschlechtern und Nationen zu sich zieht, denn er litt für andere und in gar keinem Sinne für sich selber, während der Präsident für sich selber leidet als ein Bürger der Republik, aber auch als Präsident für alle anderen.“ — Zwei allgemeine Kergernisse sind es vielmehr, auf die wir besonders hinweisen möchten. Das erste ist die Unionisterei, welche in den Tagen der nationalen Trauer im ganzen Lande blühte, wie wohl nie zuvor. In weltlichen und kirchlichen Blättern wurde von zahllosen gottesdienstlichen Versammlungen berichtet mit folgenden oder ähnlichen Bemerkungen: „Alle Kirchen, protestantische und katholische, waren vertreten; die Prediger aller protestantischen und katholischen Kirchen standen auf der Bühne; Glaubensunterschiede wurden vergessen, und Heiden und Juden, Katholiken und Protestanten kamen zusammen und hielten Gottesdienst mit einander; creeds and denominations blended in a sympathetic, symphonious homogeneity of sorrowful melody, devout prayers, and responsive emotion.“ Durch diese schrankenlose Unionisterei hat die Kirche Falschgläubige und Ungläubige in ihrer Verachtung der Wahrheit und der christlichen Kirche bestärkt. — Das andere von der Kirche gegebene Kergerniß besteht darin, daß in zahllosen Reden und Artikeln vor, nach und an dem Begräbnistage des Präsidenten die Sache so dargestellt wurde, als ob das Christenthum weiter nichts als ein tugendhaftes Leben sei und es an Ruhm bei Gott dem nicht mangeln werde, der einen guten Charakter aufzuweisen habe und gute Werke. Die Religion des Heidenthums feierte ihre Orgien nicht bloß in katholischen, sondern auch in protestantischen Kirchen, wie wohl selten zuvor. Der tapfere Soldat, der gute Bürger, der treue Gatte, der gewissenhafte Beamte, der „Martyrer“ wurde selig gepriesen. Daß McKinley sich für einen armen Sünder, der im Blute Christi allein Vergebung gefunden, gehalten habe, davon sagten die meisten Redner, welche ihn selig priesen, nichts und deuteten nur wenig an durch den Hinweis auf die Erklärung McKinleys, daß er „Christum den Gekreuzigten“ gepredigt und bekannt wissen wollte. Durch die Mehrzahl der kirchlichen Reden und Artikel, die wir gelesen haben, zog sich der Gedanke, den ein Prediger so ausbrückte: "In the last hour the President stood before God simply a man. And as a man McKinley was greater than McKinley the President." So hat die Kirche, statt einen deutlichen Ton von der Vergebung der Sünden allein im Blute Christi durchs Land hallen zu lassen, an vielen Orten das Christenthum verleugnet. Durch dieses erschreckliche Kergerniß hat die Kirche unser Volk in dem fleischlichen Wahn bestärkt, daß man selig werden könne, wenn man nur recht lebe, einerlei, was man lehre und glaube.

F. B.

Von der politischen Presse in den Vereinigten Staaten sagt "The Independent": „Die americanischen Zeitungen, die besten wie die schlechtesten, haben nicht alles gethan, was in ihren Kräften stand, um das sittliche Leben des Volkes zu heben. Sie haben sich zu oft hinreißen lassen, Dinge zu sagen, welche verletzen und erzürnen. Zu oft sind sie der Versuchung erlegen, sich maßlosen persönlichen Schmähungen hinzugeben, Männer in verantwortlichen Aemtern unwürdige Beweggründe unterzuschoben und verdiente Beamte ohne Grund zu verspotten und ihren Charakter zu beschmutzen. Endlich haben sie der Versuchung nicht widerstanden, den Geist der ärmeren Klassen mit Roheit und Unsauberkeit zu verunreinigen. Aller dieser Dinge muß sich die americanische Zeitungspressen, wenn sie ehrlich sein will, schuldig geben. Die americanische Zeitung ist zum Theil verantwortlich für den niedrigen sittlichen

Ton, die vulgäre Lebensanschauung, die cynische Stellung zu jedem Idealismus, die Neigung zu Gewaltthaten und Gesetzlosigkeiten und selbst die Zunahme von allerlei Verbrechen, welche aufmerksame Beobachter längst mit Betrübnis und Scham gesehen haben in der Entwicklung des Volkes, welches, wie wir aufrichtig glauben, zu den höchsten Hoffnungen für die Zukunft der Menschheit berechtigt.“ Insonderheit weist der „Independent“ noch hin auf das Ruhlen vieler Zeitungen bald um die Gunst der Armen, bald um die der Reichen, ohne nach Recht und Gerechtigkeit zu fragen. — Es ist dies ein hartes Urtheil, welches der „Independent“ fällt, und doch läßt es noch viele Stücke ganz unberührt. Thatsache ist, daß ein ganzes Heer von weltlichen Zeitungen Tag für Tag in ihren Artikeln, Neuigkeiten, Erzählungen, Anzeigen, Bildern zc. Atheismus in Lehre und Leben verbreitet, „selling“ — wie sich ein anderes Blatt ausdrückt — „the sewage from the stream of life“.

F. B.

II. Ausland.

Zur Lehre von der Inspiration. Im „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt“ bekennet sich ein Schreiber zur „Verbalinspiration“. Dazu bemerkt die Redaction dieses Blattes: „Verfasser hat stets geschrieben: Verbalinspiration. Aber um Verbalinspiration handelt es sich eigentlich hier nicht, sondern um Gedankeninspiration. Das dürfte noch zu beachten sein. Für Verbalinspiration im eigentlichen Sinne, also daß man das Verbum premirt und sagt: jedes Wort in der Bibel ist vom Heiligen Geiste eingegeben, können wir uns bei allem entschiedenen Festhalten an Inspiration schlechterdings nicht erwärmen; denn dann dürfte es keine verschiedenen Lesarten geben.“ Wirklich nicht? Finden sich denn die „verschiedenen Lesarten“ in den Urschriften? Bisher wissen wir von verschiedenen Lesarten nur in den Abschriften. Auch die Redaction des „Kirchen- und Schulblattes“ denkt bei den verschiedenen Lesarten sicherlich nur an die Abschriften. Nur diese sind uns erhalten. Was ist das aber für ein Schluß: Weil in den von Menschen angefertigten Abschriften sich Schreibfehler finden, so können auch in den Urschriften nicht die Worte vom Heiligen Geist eingegeben sein! Zur Sache ist festzuhalten: Der Apostel Paulus sagt: *πάσα γραφή θεόπνευστος*, alle Schrift ist von Gott eingegeben. Da die Schrift nun bekanntlich aus Worten besteht, so ist damit die Verbalinspiration gelehrt. Die sogenannte „Gedankeninspiration“, mit der sich die jaghaften „Positiven“ in Deutschland abplagen, ist keine Inspiration der Schrift.

F. B.

Die zehnte Allgemeine Lutherische Konferenz versammelte sich vom 3. bis 6. September in Lund, Schweden. Auf der 8. Lutherischen Konferenz in Schwerin ließ der König von Schweden den Wunsch aussprechen, daß die Konferenz auch einmal in seinen Ländern tagen möge. Auf der 9. Konferenz in Braunschweig wurde beschlossen, die von Bischof v. Scheele aus Wiesby überbrachte Einladung nach Lund für 1901 anzunehmen. Die Konferenztheilnehmer erhielten nicht nur die üblichen Druckfachen, sondern auch eingehende Grundlinien aller Referate und Vorträge, die Predigt des Erzbischofs und die Gottesdienstordnungen (mit Noten), schön gedruckt, schwedisch und deutsch in die Hand. Die Zahl der Festtheilnehmer war größer als bei irgend einer früheren Konferenz und sie mag bis zu 1600 gestiegen sein. Das Mitgliederverzeichnis enthält über 1200 Namen, darunter allerdings eine größere Anzahl Einwohner Lunds. Aus Schweden waren außer dem Erzbischof 8 Bischöfe, 49 Präbste, die Mehrzahl der theologischen Docenten und 880 Pastoren anwesend. Aus Norwegen Bischof Bang (Christiania), die Professoren Syder Brun und Michélet, der bekannte Gründer der Seemannsmission P. Stor Johann und gegen 20 Pastoren.

Aus Dänemark die Bischöfe Nielsen, Stat Rördom, Paulsen, die Professoren Madsen und Scharling und gegen 50 andere Festtheilnehmer. Aus Finnland waren 5 anwesend, aus America 2, eine kleine Anzahl aus Rußland, aus Deutschland 250. Das Programm berücksichtigte die verschiedenen Nationen möglichst gleichmäßig, so daß die Predigt des Erzbischofs Elman schwedisch gehalten wurde, Dr. Behrmann deutsch und Bischof Paulsen dänisch im Bespergottesdienst sprachen; P. Dr. Büttner und Prof. Jhmels hielten deutsche Referate, Bischof Raberg von Borga (Finnland) und an seiner Statt, da er erkrankt war, Bischof v. Scheele ein schwedisches und P. Klavenes von Christiania ein norwegisches Referat. Die Discussion wurde meistens deutsch geführt, am Begrüßungsabend jede Nation in ihrer Heimathsprache begrüßt. Der Abgesandte des americanischen Generalconcils, Dr. Samuel Laird von Philadelphia, hielt eine englische Ansprache. Die Gottesdienste fanden in schwedischer Sprache statt, nur das Lutherlied wurde im Eröffnungsgottesdienst von allen deutsch gesungen. — In seiner Begrüßungsrede sagte Bischof Billing aus Lund unter anderem auch: „Diese Conferenz will die lutherischen Landeskirchen in gemeinsamem Glauben zur Befestigung des Glaubens, in innerlicher Liebe zu gemeinsamer Arbeit und in freimüthiger Hoffnung auf den Sieg dessen, daß die lutherische Gemeinde das kostbarste aller Güter ist, zusammenführen.“ „Von den nordischen Kirchengemeinden kann immer noch gesagt werden, daß sie sich nicht bloß rühmen, lutherisch zu sein, sondern daß sie wirklich lutherisch sein wollen und auch lutherisch sind und eben deshalb nicht unwürdig, als Mitglieder einer Conferenz, die lutherisch heißt, aufgenommen zu werden.“ „Was die lutherische Kirche kennzeichnet und unterscheidet, ist, daß sie das reichste Evangelium hat. Andere Kirchengemeinden oder religiöse Denominationen können in anderer Beziehung reichere Gaben empfangen haben und zu einer reicheren Entwicklung gelangt sein. Wir wollen den Werth dieser ihrer Vorzüge nicht ableugnen und auch nicht unterschätzen. Vielmehr mögen wir uns aufgefordert fühlen, in unserer Art und in Uebereinstimmung mit dem Charakter und der Geschichte unserer Kirche uns dieselben anzueignen. Allein wir wollen uns dieselben nicht eintauschen auf Kosten des Evangeliums, durch Verlust sei es des kleinsten Jota von diesem.“ „Ganz gewiß gibt es noch in Jesu Christi Evangelium große Gebiete, die der Gemeinde noch terra incognita sind, oder welche, wo nicht ganz unbekannt, doch noch von der Gemeinde nur von ferne, wo die Umrisse nicht klar zu unterscheiden sind, wahrgenommen werden. Und noch gewisser ist, daß wir noch nicht im vollsten Sinne das Evangelium besitzen, das wir in unserem Bekenntniß haben.“ „Wir wollen nicht zu denjenigen stehen, die das Evangelium auf etwas Minimales reduciren, was heut zu Tage an vielen Orten modern zu sein scheint. Allein schlechte Lutheraner wären wir, wenn wir hierbei zu dem entgegengesetzten Extrem übergingen, indem wir auch solches aus einer vergangenen Zeit, das dem Leben nicht nur von keinem Nutzen ist, sondern der Entwicklung desselben zu einer immer größeren Tiefe und Freiheit in der Aneignung des Evangeliums gar hinderlich ist, ängstlich behielten und aufbewahrten.“ „Hochverehrte Versammlung! Fühlen wir nicht, daß diese Stunde ein geschichtlicher Augenblick ist oder es werden kann? Nie zuvor ist es geschehen, daß die lutherischen Landeskirchen sich, so wie jetzt, zu einer allgemeinen Conferenz vereinigt haben. Liegt hierin eine schöne Verheißung für die Zukunft? Reichen wir uns treu die Hand und lassen wir unsere Hände nicht los, sondern mögen wir in einträchtigem Glauben, in brüderlicher Liebe und in unerschrockener Hoffnung auf die Zukunft unserer Kirche zu einander stehen!“ — Lutheraner aller Schattirungen bis herab zu den radicalsten Ritßlianern waren auf dieser Conferenz vertreten. Man fing nun nicht etwa damit an, festzustellen, ob auch die Vorbedingungen für den geplanten

und in Lund bereits bethätigten „Zusammenschluß im Geiste“ vorhanden seien. Wesentliche Einigkeit im Glauben wurde, wie das jetzt Mode ist, als etwas ganz Selbstverständliches, allgemein Bekanntes und Zugestandenes vorausgesetzt, bis Klavenek durch sein Referat, in dem er das ganze Christenthum leugnete, diesen Bahn gründlich zerstörte.

F. B.

Ritschlianismus auf der Lutherischen Conferenz in Lund. P. Klavenek aus Christiania hielt auf der Conferenz in Lund einen Vortrag über „Entchristlichung des intellectuellen Lebens und die kirchlichen Abhülsemittel“, in welchem er auch sagte: „So stehen denn auch die Kinder der Zeit verständnißlos der Kirche gegenüber. Einem Menschen, der modern denkt und keine specielle theologische Ausbildung erhalten hat, sind die alten Trinitäts-, Zweinatur-, Satisfactions- und Inspirationsdogmen Gedankenmonstra, denen er unfähig ist irgend welches Verständniß abzugewinnen. Noch unverständlicher ist womöglich das sich selbst Widersprechende, worauf er unablässig in der Verkündigung stößt, wenn in einem Augenblick versichert wird, daß alles, was unser Heil bedingt, von Christus an unserer Statt gethan sei, so daß wir selbst schlechterdings nichts thun sollen für unser Heil, sondern uns nur durch ihn erlöst glauben, während es im anderen Augenblick heißt, daß wir uns selbst nicht trügen müssen, es sei eine schwierige Sache, erlöst zu werden, das werden wir allein durch einen langen und schweren mystischen Proceß: Erweckung, Bekehrung, Rechtfertigung, Wiedergeburt, Heiligung zc. Diesem allem gegenüber entwerdet der moderne Mensch und wird zum Feind jeder Religion, oder gibt er das Ganze als unmöglich auf und wird indifferent. Hier haben wir den tiefen Grund des wachsenden religiösen Indifferentismus unter den Gebildeten unserer Zeit. Und die Zahl solcher ‚Gebildeten‘ mehrt sich täglich, je nachdem die Volksbildung fortschreitet.“ — Abgeholfen werden könne diesem Indifferentismus und Unglauben nur durch das Evangelium. Die Verkündigung des Neuen Testaments aber sei diese: „Der Allmächtige, der die Welt in seiner Hand hält, hat gegen uns Menschen die Gesinnung eines Vaters. Er ist ein heiliger Vater, er will, daß seine Kinder gut sein sollen, und er straft sie, wenn sie sündigen; mit strenger Consequenz läßt er sie ernten, was sie säen. Allein, er ist doch Vater; er vergibt dem reuevollen Kinde alles; er tröstet das leidende Kind; er segnet das gehorsame Kind und erzieht alle, die sich nicht verhärten, für sein ewiges Reich. — Dies hat Jesus Christus, sein eingeborener Sohn, verkündigt, und er hat es mit seinem Blute besiegelt, und Gott hat es damit besiegelt, daß er ihn von den Todten aufrichtete und zu seiner Rechten setzte, damit sein Geist über die ganze Erde ausgehen und es allen Geschlechtern verkündigen möge. Es ist somit eine göttlich bezeugte Wahrheit. Dies ist das Evangelium.“ Die „A. E. L. R.“ bemerkt: „Der Vortrag fand offensichtlich, besonders unter der skandinavischen Jugend, lebhaftes Interesse, bei den Älteren und länger der Conferenz Angehörigen ebenso starke Mißbilligung.“

F. B.

Oberflächliche Ausbildung der „wissenschaftlichen“ Theologen. General-superintendent Dr. Braun von Berlin hat sich gedrungen gefühlt, auf der am 28. August in Berlin tagenden „Augustconferenz“ öffentlich zu bezeugen, daß die Leistungen der Candidaten insonderheit aus der Ritsch'schen Schule geradezu armselig und oberflächlich seien. Dem Berichte der „Kreuzzeitung“ und des „Reichsboten“ zufolge sagte Dr. Braun: „Die Resultate der Ritsch'schen Theologie bei unseren jungen Theologen sind zwar höchst bedauerlich. Ich sehe das in den Examina. Besonders die homiletischen Leistungen sind über die Maßen kläglich, wie es ja nicht anders sein kann, wenn das Bekenntniß fehlt und jede innere Erfahrung von Versöhnung. Doch ich hoffe, daß die, die in diese Armseligkeit und Oberflächlich-

zeit hineingeführt sind, sich nicht daran genügen lassen, sondern im Laufe ihres Amtslebens das Wesen des Christenthums besser kennen lernen.“ — Nach den Statuten der Berliner Universität haben die Professoren der Theologie, zu denen auch Harnack gehört, die Aufgabe, „die sich dem Dienst der Kirche widmenden Jünglinge für diesen Dienst tüchtig zu machen“. Thatsächlich sind aber die wissenschaftlichen Theologen den zu ihren Füßen sitzenden Studenten das größte Hinderniß. Sie führen dieselben nicht in die Theologie ein, sondern von derselben ab. Ihr Einfluß steigert nur die natürliche Amtsuntüchtigkeit. Harnack gibt vor, das Wesen des Christenthums müsse erst gefunden werden. Von seiner Person ist das ohne Zweifel wahr, denn er ist ein Heide, dem das Evangelium wie andern Heiden erst noch gebracht werden muß. Trotzdem maßt er sich an, andere das Evangelium zu lehren, und Christen senden ihm ihre Jünglinge, um von ihm zu lernen, was er doch selber nicht weiß. Was wundert man sich da noch, wenn die Leistungen seiner Schüler „über die Maßen kläglich“ ausfallen? J. B.

Gleichgültigkeit gegen Irrlehrer auf theologischen Lehrstühlen. Der „Evangelisch-kirchliche Anzeiger“ schreibt in einer Besprechung des Buches „Theologie und Kirche“ von Professor Dr. Deißmann in Heidelberg: „Solange der theologische Professor seine Doctrinen auf dem Katheder, in Compendien oder akademischen Kreisen vorträgt, hat es keine Noth. Aber nun will der gelehrte Herr eine unmittelbare Wirkung auf die Kirche üben und fordert etwa eine Aenderung des Bekenntnisses oder der gottesdienstlichen Ordnungen der Kirche, weil seiner Meinung nach die fortgeschrittene Wissenschaft der modernen Zeit sich mit dem alten Bestande schlechterdings nicht vertrage. Dabei wechselt aber die Richtung in der theologischen Wissenschaft und die fortgeschrittene Meinung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und selbst zu einer und derselben Zeit stehen sich die verschiedenen Leuchten der theologischen Wissenschaft mit sehr verschiedenen Ansichten gegenüber. Die Kirche, die auf dauernden Bestand angelegt ist, wäre gar nicht im Stande, allen diesen Anforderungen zugleich oder schnell genug zu entsprechen.“ — Welche Verblendung! Als ob der Kirche die von ungläubigen Professoren vergifteten künftigen Lehrer und Prediger weniger gefährlich wären als allerlei Schriften, in welchen diese Professoren ihren Unglauben popularisiren! J. B.

Wie die liberale Theologie den Mund voll nimmt. Dr. Menzel, Pastor in Breslau, sagt in einer Besprechung der Schrift Gunkels: „Die Sagen der Genesis“: „Daß die Genesis ‚eine Sammlung von Sagen‘ ist, bestreitet heut unter Forschern und gebildeten Leuten zwar niemand mehr. Aber G.'s Verdienst in dieser Schrift ist es, kurz, unwiderleglich und allgemeinverständlich die durchschlagende Beweisführung hierfür erneut zu haben, und zwar in einer so pietätvollen Art und Weise, daß auch fromme Gemüther von naiverer Denkart endlich einsehen werden, daß ‚Sage nicht Lüge‘ ist, sondern ‚eine besondere Art von Dichtung‘; daß der ‚hohe Geist der alttestamentlichen Religion so mancher Dichtungsarten sich bedient hat‘, wie z. B. der Psalmen; daß ‚die poetische Erzählung besser als die prosaische im Stande ist, Trägerin religiöser Gedanken zu werden‘, und daß ‚Israels Sagen, speciell die Sagen der Genesis, vielleicht die schönsten und tiefsten sind, die es je auf Erden gegeben hat‘, wie ja überhaupt die poetischen Erzählungen das Schönste sind, was ein Volk auf seinem geschichtlichen Lebensweg mitbringt.“ Menzel und seine unsinnige Generalisation ist „a fair sample“ der modernen höheren Kritik und ihrer Forschungsmethoden. J. B.

Union in Australien. Vor etlichen Wochen haben sich die presbyterianischen Gemeinschaften in Australien vereinigt zu Einem kirchlichen Körper. Die Union wurde formell ratificirt, und die neue „Presbyterian Federal Assembly“ hielt

ihre erste enthusiastische Versammlung in Sydney. Am ersten Januar 1902 werden alle methodistischen Gemeinschaften in Australasia sich ebenfalls zusammenschließen. Noch umfangreichere Vereinigungen stehen in Aussicht. Die anglicanische Synode hat ihre Bischöfe aufgefordert, sich in Verbindung zu setzen mit den Leitern anderer Gemeinschaften zwecks Union. Die "Presbyterian Federal Assembly" hat Beschlüsse gefaßt, welche auf Föderation aller protestantischen Kirchen Australiens abzielen. Auch aus Indien kommt die Nachricht, daß die presbyterianischen Gemeinschaften daselbst, vier aus den Vereinigten Staaten, drei aus Schottland, je eine aus England, Wales, Canada und Holland, im December des kommenden Jahres über ihre organische Verbindung endgültig entscheiden werden. — Indifferentismus, Erkaltung der Liebe zur Wahrheit und Union ist die Signatur unserer Zeit.

F. B.

Die "Presbyterian and Reformed Review" veröffentlicht einen sehr interessanten Artikel über die „Los von Rom“-Bewegung in Oesterreich. Der Artikel ist von einem gewissen Ferdinand Eisar aus Klobouty, Mähren, geschrieben. Eisar faßt sein Urtheil schließlich dahin zusammen: „Viele Deutsche (in Oesterreich), die zuerst um Schönereis willen sich von Rom losmachen, sind nun Glieder der evangelischen Kirche um Christi willen. Die „Los von Rom“-Bewegung, die anfänglich deutsch-national war, wird nun allmählich eine religiöse Bewegung.“

F. P.

Römische Nahrungen und Sündenfähnen. Von Lourdes bringt ein Augenzeuge im „Journal“ vom 28. August d. J. folgende Mittheilung: „Das Wasser der Bassins, in denen die verschiedensten Kranken sich baden, wird täglich nur dreimal erneuert, um 11, um 3 und um 6 Uhr Abends. Eines Tages, als Hunderte von Lahmen, Krebs- und Lungenkranken nach einander in das wunderbare Wasser getaucht worden waren, kamen zwei Damen, die, um einen Act der ‚Demüthigung‘ zu vollziehen, begehrten, ein Glas von dem verunreinigten Wasser zu trinken. Und diejenigen, die zusahen, wie sie es thaten, hielten das als etwas Wunderbares und wahrhaft Erbauliches. Warum sollten sie es auch nicht? Hat doch die Heilige von Lourdes selbst ihrer Zeit das Wasser getrunken, worin sie Auswüchse gebadet hatte. Und wenn sie der Ekel dabei überkam, so zwang sie sich noch, die Krusten zu trinken, welche das Wasser den Kranken abgeschwemmt hatte.“

Der Eid der Bischöfe in Frankreich. Bei Gelegenheit des Vereinsgesetzes theilte die katholische Presse auch den Eid mit, den die Bischöfe in Frankreich vor ihrem Amtsantritt ablegen. Er lautet also: „Ich werde alles thun, um die Rechte, die Ehre, die Privilegien und die Autorität der heiligen römischen Kirche, des Papstes, unseres Herrn, und seiner Nachfolger zu erhalten, zu verteidigen, zu vergrößern und zu vermehren. Ich werde demüthig die Befehle des Papstes hinnehmen und sie mit der größten Pünktlichkeit ausführen. Ich verspreche und ich schwöre, mit allen Kräften zu verfolgen und bis aufs äußerste zu bekämpfen die Häretiker, die Schismatiker und alle, die dem Papste, unserem Herrn, widerstreben.“

Neue Madonnenerscheinung in Italien. „An der Grenze zwischen Latium und Toscana, in dem Dorfe Proceno, wollen einige Bauernkinder jüngst eine Madonnenerscheinung gesehen haben. Die Erscheinung soll in den Zweigen einer alten Eiche erfolgen. Natürlich finden bereits Pilgerfahrten und Processionen dorthin statt. Liebenswürdig ist es von der Erscheinung, daß sie nur des Nachts zu sehen ist, so daß die Landleute ihre Arbeit nicht zu verkümmern brauchen, wenn sie das Wunderbild sehen wollen. Der Fanatismus ist so groß, daß ganze Reihen von

Pilgern in Beitzanz und Krämpfe verfallen. „Wo ist denn eigentlich eure Madonna?“ so fragte jüngst ein Herr, der dorthin kam, einen Bauern. „Sehen Sie nicht die beiden Punkte dort? Das eine ist der heilige Antonius, das andere der heilige Joseph.“ Der Herr geht zu dem bezeichneten Busche und schneidet einen der „heiligen Punkte“ heraus. „O weh“, schreit das Bäuerlein, „Sie sind verloren, denn Sie haben den heiligen Antonius rasirt!“ — Die römische Kirche sieht vorläufig ruhig zu. Sie wartet wahrscheinlich auf den günstigen Zeitpunkt, wo es sich „verlohnt“, die Wunderkraft der Madonna als ihr „Monopol“ zu erklären.“

Was die Jesuiten vermögen, hat Prof. Raoul Allier in seinem jüngst erschienenen Buche über die Wirren in China mitgetheilt, wo er u. a. erzählt, daß im Jahre 1860, als die Chinesen von Frankreich besiegt worden waren und es sich darum handelte, die Friedensbedingungen festzustellen, der französische Gesandte Baron Gros in seiner Unkenntniß der chinesischen Sprache nach einem Dolmetscher suchte, um den Friedensschluß in das Chinesische zu übersetzen. Man wies ihn auf den Jesuitenpater Delaware, der mit größter Bereitwilligkeit die Uebersetzung übernahm, aber unter der Hand einige für die Missionare günstige Bedingungen und Vorrechte mit einfließen ließ, welche denn auch ohne Widerstreben von den Chinesen, die als Besiegte nicht zu widersprechen wagten, unterschrieben wurden. Nachträglich erzählte Delaware mit größtem Vergnügen diese Schurkerei, die er zur Ehre Gottes begangen, und als Baron Gros davon Kenntniß bekommen, wollte er die Sache nicht rückgängig machen und den Jesuitenpater nicht bloßstellen. Der Verlauf der Dinge aber hat gezeigt, welche Folgen daraus entstanden, und man darf wohl annehmen, daß der große Haß der Chinesen gegen die Missionen auch zum Theil auf diese Fälschung zurückzuführen ist, denn daß die Jesuiten die ihnen zuerkannten Privilegien auch auszunutzen verstanden haben, läßt sich denken.

Märtyrertum in China. Die „Allgemeine Missions-Zeitschrift“ berichtet: In dem Maße als die Missionare auf ihre Arbeitsgebiete zurückkehren und die zerstreuten Christen sich wieder um sie sammeln, erfährt man auch immer mehr Details aus der furchtbaren Schreckenszeit, die sie durchgemacht haben. Erschütternd sind die Berichte der schottischen Missionare aus der Mandchurie nicht nur über die ausgesuchten Märtern, mit denen vor ihrer Ermordung die christlichen Bekenner gequält worden sind, z. B. daß man sie in ölgetränkte Säcke steckte und verbrannte oder sie langsam in Stücke hieb, nachdem man ihnen Ohren und Lippen abgeschnitten und die Augen ausgestoßen hatte, sondern auch über die völlige Beraubung ihres oft beträchtlichen Besitzes, die die Ueberlebenden zu erdulden gehabt, die nun fast als Bettler der größten Noth ausgesetzt sind. Auch über die Blutscenen in Taiquensu und Paotingfu hat man jetzt authentische Berichte. Aber so Grauenhaftes sie auch melden, das ist erhebend an ihnen, daß sie bezeugen, sowohl die abendländischen Missionare wie die eingeborenen Christen seien mit einem Heldenmuth in den Tod gegangen, der selbst manchem ihrer Mörder Bewunderung abgenötigt habe; mit Ausnahme einiger weinender Kinder hätten sie sich zur Schlachtbank führen lassen wie Schafe, die ihren Mund nicht aufthun. Und nicht bloß von den genannten, sondern auch von andern Orten vernimmt man vermehrte Zeugnisse über Treue bis in den Tod, Märtyrergeschichten, welche beweisen, daß chinesischen Christen ihr Glaube das Opfer ihres Lebens werth gewesen ist. Kurz vor seinem eigenen Tode schrieb der Londoner Missionar Stonehouse: „Die Freudigkeit und der Muth der Bekehrten übertreffen die des Missionars. Väter, Mütter, Brüder, Schwestern hat man ihnen erschlagen, die Häuser ihnen verbrannt oder zerstört, ihrer Habe sie beraubt, und sie klagen nicht. Ich habe kein Murren aus ihrem Munde gehört. Sie

trauern über den Verlust ihrer Lieben, aber sie fahren fort, Gott zu dienen. Unsere Märtyrer stehen denen der alten Kirche würdig zur Seite. Sie ermangeln tieferer christlicher Erkenntnis und sind vielleicht nicht ganz orthodox in der Lehre, aber sie lieben Jesum, und kein Uebel vermag, sie von ihm wegzutreiben.“ Natürlich hat es auch an Verleugnungen nicht gefehlt, und erst wenn die zerstreuten Heerden überall wieder gesammelt sind, wird man eine Uebersicht über den Procentsatz der Gefallenen haben. Der baptistische Missionar Bruce erzählt eine ergreifende Geschichte aus Tschifu von zwei eingeborenen Pastoren, die sich im Namen ihrer Gemeinde, um diese vor dem Tode zu retten, zu der Erklärung herbeiließen, „nicht länger die fremde Religion auszuüben“, unter der von den heidnischen Chinesen gemachten und von ihnen acceptirten sophistischen Interpretation, es sei das nur eine äußerliche Form, eine „legale Fiction“. Die dann zwischen dem Missionar und diesen Pastoren geführten Verhandlungen sind beweglich zu lesen. Sie hatten eine tiefe Reue und den Entschluß der letzteren zur Folge, ihre Sünde öffentlich zu bekennen und jeder suchte sich zu unterwerfen. Ohne Zweifel werden mehr solcher Fälle vorkommen, und die zur Ruhe gekommene chinesische Kirche wird sich viel mit derselben Frage zu beschäftigen haben, die in den ersten Jahrhunderten die christliche Kirche beschäftigte: Was soll mit den reuigen Verleugnern geschehen?

Wiederannahme der Missionsarbeit in China. Dieselbe Zeitschrift berichtet: Bei ihrer immer allgemeiner werdenden Rückkehr auf ihre alten Stationen sind die Missionare von den Christen überall mit großer Freude begrüßt, von den Heiden wenigstens nicht unfreundlich, wiederholt entgegenkommend aufgenommen worden. In Paotingfu (aber auch an andern Orten) hat man feierliche Begräbnisse der Leichen oder Leichenreste der Ermordeten und solenne Gedentgottesdienste veranstaltet, ohne daß eine Störung vorgekommen ist. Immer häufiger werden die Fälle, daß heidnische Gemeinden oder Beamte aus freier Initiative für die erlittenen Verluste der Mission wie den eingeborenen Christen Entschädigung anbieten. Aber das Charakteristischste ist, daß der neue Gouverneur von Schansi, dem sich dann der von Kiangsi und Schantung angeschlossen, den Rev. Tim. Richard aufgefordert hat, ihm bei dem settlement of the late troubles helfend beizustehen. Herr Richard ist nach einer mehrstündigen Unterredung mit Li-Hung-Tschang dieser Aufforderung gefolgt und hat eine Vereinbarung zu Stande gebracht, welche der Gouverneur mit Freuden als „billig und freundschaftlich“ angenommen hat. Nach derselben sollen 1. den geschädigten eingeborenen Christen ihre Verluste ersetzt und für ihre Wittwen und Waisen möglichst gesorgt werden; 2. soll die gesammte Provinz Schansi im Laufe von zehn Jahren eine Strassumme von 1/2 Million Taels bezahlen, mit welcher Schulen für die heidnische Bevölkerung begründet werden sollen, an denen sowohl gebildete Chinesen wie Ausländer unterrichten; 3. sollen an jedem Orte, wo Massacres stattgefunden, Gedentsteine aufgerichtet, 4. alle Chinesen, bekehrte wie nicht bekehrte, nach den chinesischen Gesetzen gleich behandelt und 5. nur die Räubersführer unter den Mordbänden bestraft und selbst mit diesen in möglichster Milde verfahren werden. Die fünf in Schansi arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften haben sich mit dieser Vereinbarung einverstanden erklärt. Dieses settlement hat auch in der chinesischen Presse viel Zustimmung gefunden mit dem Ausdruck des Wunsches, daß es das Modell für die Erledigung der betreffenden Streitfragen auch in andern Provinzen werden möge.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

November 1901.

No. 11.

Das Wesen des Christenthums nach Professor Harnack.

Professor Harnack in Berlin hat im Wintersemester 1899/1900 vor etwa 600 Studirenden aller Facultäten sechzehn Vorlesungen über das Wesen des Christenthums gehalten. Diese Vorlesungen, die bald darauf auch im Druck erschienen, haben ihres Inhalts wegen eine bedeutende Aufregung in Deutschland und darüber hinaus hervorgerufen. Wie bestimmt Harnack das „Wesen“ des Christenthums?

Zunächst einige Vorbemerkungen. Harnack ist vorwiegend rhetorisch veranlagt. Er gebraucht oft ziemlich viel Worte, um seine Gedanken an den Mann zu bringen. Er will für das einfache, schlichte „Evangelium“ eintreten und eifert gegen diejenigen, welche die „Schlichtheit“ des Evangeliums verlegen. Aber was er selbst vom Evangelium sagt, ist nicht immer schlicht und klar. Man achte auf einige Harnacksche Definitionen von „Evangelium“: „Das Evangelium ist Gotteskindschaft, ausgedehnt über das ganze Leben, ein innerer Zusammenschluß mit Gottes Willen und Gottes Reich.“¹⁾ „In dem Gefüge: Gott der Vater, die Vorsehung, die Kindschaft, der unendliche Werth der Menschenseele, spricht sich das ganze Evangelium aus.“²⁾ Das Evangelium ist „eine Botschaft von dem Gottvertrauen, der Demuth, der Sündenvergebung und der Barmherzigkeit.“³⁾ „Das Evangelium ist eine sociale Botschaft von heiligem Ernst und erschütternder Kraft; es ist die Verkündigung der Solidarität und Brüderlichkeit zu Gunsten der Armen. Aber diese Botschaft ist verbunden mit der Anerkennung des unendlichen Werthes der Menschenseele, und sie ist eingebettet in die Predigt vom Reiche Gottes.“⁴⁾ Ganz abgesehen von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Beschreibungen — ist das klar gedacht und klar geredet?

Harnack vergißt auch hin und wieder, was er gesagt hat. Einerseits ist seine ganze Ausführung „über das Wesen des Christenthums“ zugleich

1) S. 42.

2) S. 44.

3) S. 56.

4) S. 65.

eine heftige Polemik gegen die, welche die Gottheit Christi bekennen und die Vergebung der Sünden auf Christi Person und Werk zurückführen. Er nennt dies eine „Verkehrung“ des Evangeliums.¹⁾ Er eifert gegen diejenigen, welche auch noch zu unserer Zeit an der „Christologie“ festhalten.²⁾ Aber dann kann er auch wieder sagen, daß die kirchlichen Gemeinschaften und Richtungen „im Tiefsten einig sind“.³⁾ Ferner: Einerseits geberdet Harnack sich, als ob er von dem, was er sagt, völlig überzeugt sei und die größte Plerophorie in ihm wohne. Er geht mit denen, die von ihm abweichen, scharf ins Gericht, daß sie nicht „den Kern der Dinge“ zu erfassen vermögen. Dann aber kann er nebenbei auch sagen: „Ich meine, nach einigen hundert Jahren wird man auch in den Gedankengebilden, die wir zurückgelassen haben, viel Widerspruchsvolles entdecken und wird sich wundern, daß wir uns dabei beruhigt haben. Man wird an dem, was wir für den Kern der Dinge hielten, noch manche harte und spröde Schale finden, man wird es nicht begreifen, daß wir so kurzsichtig sein konnten und das Wesentliche nicht rein zu erfassen und auszuscheiden vermochten.“⁴⁾ Man sieht, es geht bei Harnack etwas confus durch einander. Dennoch kann man dahinter kommen, was er für „das Wesen des Christenthums“ hält. Dazu dienen namentlich seine häufigen polemischen Digressionen.

Das Wesen des Christenthums besteht nach Harnack darin, daß man sich Gott gnädig denkt außer Christo, das heißt, ohne Christi, des Gottmenschen, Verdienst oder stellvertretende Genugthuung. Harnack kommt bei der Bestimmung des Wesens des Christenthums alles darauf an, daß man ja nicht eine Gnade um Christi willen glaube. Er will alle Aussagen der Evangelien und der Kirche gelten lassen, die von Gottes Gnade, Liebe, Barmherzigkeit u. gegen die Menschen sagen. Aber er weist als einen Mißverständnis oder als eine Fälschung des Evangeliums alle Aussagen der Schrift und der Kirche ab, in welchen die Gnade Gottes auf Christi, des Gottmenschen, Verdienst gegründet wird. Kurz, Harnack will ein Christenthum ohne Christum, den Heiland der Sünder. In diesem Sinne sagt er: „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein.“⁵⁾ Fragt man Harnack: Wer ist denn Christus? und worin bestand Christi Werk, so antwortet er: Christus ist ein Mensch — größer als Sokrates⁶⁾ —, aber ein bloßer Mensch, der — man weiß nicht wie⁷⁾ — zu der Erkenntniß gekommen ist, daß Gott der Vater sei. Und Christi Werk für die Menschen besteht nun darin, daß er seine Erkenntniß der Vaterschaft Gottes den Menschen mittheilt. Christi Werk für die Menschen besteht also nicht darin, daß er Gott gnädig gemacht hat durch Thun und Leiden, sondern darin, daß er Gott gnädig gedacht hat und die Menschen einladet, sich auch ihrer-

1) S. 93. 92.

2) S. 79.

3) Vorwort IV.

4) S. 35.

5) S. 91.

6) S. 1.

7) S. 81.

seits Gott gnädig zu denken. „Jesus Christus“ — sagt Harnack¹⁾ — „ruft jeder armen Seele, Er ruft allen, die Menschenantlitz tragen, zu: Ihr seid Kinder des lebendigen Gottes.“ Wegen dieser Erkenntniß Gottes als des Vaters heißt Christus auch „Gottes Sohn“. Christus ist nicht wesentlich Gottes Sohn, sondern der Mensch Christus heißt „Sohn Gottes“, weil er selbst zur Erkenntniß Gottes als des Vaters gekommen ist und dann „die tiefste und umfassendste Botschaft gebracht, die den Menschen an seinen Wurzeln faßt und, im Rahmen des jüdischen Volkes, sich an die ganze Menschheit richtet — die Botschaft von Gott dem Vater“.²⁾ „Evangelium“ ist daher für Harnack nicht die Botschaft von der Vergebung der Sünden, die Christus erworben hat, nicht „das Wort von der Versöhnung“, sondern neben dem Wort von dem Avater die Summe der sittlichen Belehrungen Christi. Eine ganze Menge von Dingen haben in Harnacks Evangelium Platz, wie aus den oben angeführten Definitionen hervorgeht: die Vorsehung, der unendliche Werth der Menschenseele, die Demuth, die Solidarität und die Brüderlichkeit zu Gunsten der Armen zc. Aber Einer hat nach Harnack in dem Evangelium von Christo keinen Platz — Christus selbst; Christi Person und Werk müssen vom Evangelium ausgeschlossen bleiben. Das ist die Caricatur vom Christenthum, die Harnack der Welt in seinem „Wesen des Christenthums“ darbietet!

Nach diesem Begriff vom Christenthum kritisiert nun Harnack die Evangelien, die Briefe des Paulus und die Aussagen der späteren Kirche. Von den Evangelien mißfällt ihm — natürlich wegen der „Christologie“ — durchaus das Evangelium Johannis. Diesem Evangelium ist „nur wenig, und mit Behutsamkeit, zu entnehmen“.³⁾

Was den Apostel Paulus betrifft, so ist der zwar „die hellste Persönlichkeit in der Geschichte des Urchristenthums“.⁴⁾ Gegen alle Verkleinerer des Paulus muß man festhalten, „daß er in Wahrheit derjenige gewesen sei, der den Meister verstanden und sein Werk fortgesetzt hat“.⁵⁾ Aber in einigen Stücken hat es der Apostel Paulus versehen. Er „hat die Speculation begründet, daß nicht nur Gott in Christus gewesen ist, sondern daß Christus selbst ein eigenthümliches himmlisches Wesen besessen hat“,⁶⁾ nämlich selbst Gott ist. Sodann stellt Paulus die Sache so dar, daß „die Erlösung als vollbracht“ erscheint,⁷⁾ daß es eine „objective Erlösung“ gibt, daß „die Erlösung auf die Person und das Werk Christi zurückzuführen ist“. Darin hat der Apostel Paulus falsche Bahnen gewiesen. Dieser Begriff von „Erlösung“ ist in der Kirche „zum Fallstrick geworden“. „Wer kann verkennen“ — sagt Harnack — „daß die Lehren von der ‚objectiven Erlösung‘ zu schweren Versuchungen in der Kirchengeschichte geworden sind und ganzen Generationen den Ernst der Religion verdeckt haben.“

1) S. 43.

2) S. 82.

3) S. 13.

4) S. 110.

5) A. a. D.

6) S. 118.

7) S. 114.

Und was hält Harnack von der Reformation und insonderheit von Luther? Durch die Reformation ist die christliche Religion wieder auf ihr Wesen zurückgeführt worden, nämlich auf den zuversichtlichen Glauben, einen gnädigen Gott zu haben. Harnack citirt zustimmend: ¹⁾

Run weiß und glaub ich's feste,
Ich rühm's auch ohne Scheu,
Daß Gott der Höchst und Beste,
Mein Freund und Vater sei zc.

Harnack sagt auch: ²⁾ „Luthers Verkündigung der Rechtfertigung gibt nicht nur den Gedanken des Paulus, mögen immerhin Unterschiede bestehen, in der Hauptsache wieder, sondern trifft auch in dem Ziele genau mit der Predigt Jesu zusammen. Gott als den Vater wissen, einen gnädigen Gott haben, sich seiner Vorsehung und Gnade getrösten, die Vergebung der Sünde glauben — das ist dort und hier das Entscheidende. Und noch in der trüben Zeit der lutherischen Orthodogie hat ein Paul Gerhardt diese evangelische Grundüberzeugung in seinen Liedern — ‚Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich‘ zc. — so herrlich auszudrücken vermocht.“ Aber Luther hat es doch auch wieder in mehreren Punkten versehen. „Dieser Genius“ (Luther) „hatte eine Kräftigkeit des Glaubens wie Paulus und durch sie eine ungeheure Macht über die Gemüther, aber auf der Höhe der Erkenntnisse, wie sie schon in seiner Zeit zugänglich waren, hat er nicht gestanden.“ ³⁾ Er war „unvermögend, Kern und Schale, Ursprüngliches und Fremdes zu unterscheiden“. Luther behielt unter anderem noch bei: die Lehre von einem dreieinigen Gott, von Christo als dem Gottmenschen und der Erwerbung der Gnade durch ihn, von den Gnadenmitteln; auch forderte Luther noch „peremptorisch“ „Unterwerfung unter das: ‚Es steht geschrieben‘“. Hiermit hat Luther — nach Harnack — der protestantischen Kirche ein böses Erbe hinterlassen. So kritisiert Harnack nach seinem Begriff vom Christenthum die Schrift und die Aussagen der Kirche.

Und nun die Frage: Wie ist Harnack zu seinem Begriff vom Christenthum gekommen? Er gibt sich den Anschein, als ob er aus der Geschichte geschöpft habe. Er sagt: „Die Aufgabe ist als eine rein historische gestellt und behandelt worden“, ⁴⁾ und: „Was wir sind und haben — im höheren Sinn —, haben wir aus der Geschichte und an der Geschichte“, ⁵⁾ und abermal: „Was ist Christenthum? — Lediglich im historischen Sinn wollen wir diese Frage hier zu beantworten suchen, das heißt, mit den Mitteln der geschichtlichen Wissenschaft und mit der Lebenserfahrung, die aus erlebter Geschichte erworben ist.“ ⁶⁾ Hier liegt bei Harnack eine große Täuschung vor. Thatsächlich nimmt er gar nichts aus der Geschichte — die Evangelien und die apostolischen Briefe auch als rein ge-

8) S. 189.

4) Vorwort.

2) S. 178 f.

5) S. 3.

3) S. 182.

6) S. 4.

schichtliche Documente betrachtet. Sein Begriff vom Christenthum ist vor aller Geschichte völlig fertig. Dies geht daraus hervor, daß er die Evangelien, die apostolischen Briefe und die Aussagen der späteren Kirche nach seinem Begriff vom Christenthum kritisiert. Sein Begriff vom Christenthum ist von vorneherein der Maßstab, nach dem er die Evangelien und einzelne Aussagen der Evangelien annimmt oder verwirft, resp. umdeutet. So gehört, wie wir gesehen haben, zum Harnad'schen Begriff vom Christenthum, daß Christus nicht Gott ist, nicht durch sein Leben und Leiden die Menschen mit Gott versöhnt hat und daß das Evangelium von Christo nicht Gnadenmittel, sondern „Anweisung für die rechte Lebensführung“ ist.¹⁾ Hiernach verwirft er das Evangelium Johannis als „geschichtliche Quelle“. Hiernach beschuldigt er den Apostel Paulus, daß er mit seiner Lehre von der Gottheit Christi und von einer durch Christum vollbrachten Versöhnung in die Irre geführt habe. Hiernach tabelt er Luther, daß der noch die Dreieinigkeit, die beiden Naturen in Christo, die Gnadenmittel u. gelehrt habe. Hiernach schaltet er auch souverän in den drei ersten Evangelien, die er noch als Geschichtsquellen anerkennen will. Harnad sagt zwar von den drei ersten Evangelien: „Unsere Quellen für die Verkündigung Jesu sind — einige wichtige Nachrichten bei dem Apostel abgerechnet — die drei ersten Evangelien. Alles Uebrige, was wir unabhängig von diesen Evangelien über die Geschichte und Predigt Jesu wissen, läßt sich bequem auf eine Quartseite schreiben, so gering an Umfang ist es.“²⁾ Nach diesen Worten könnte es scheinen, als ob Harnad wenigstens die drei ersten Evangelien als geschichtliche Quelle benutzen und nach dem Bericht dieser Evangelien das Wesen des Christenthums darstellen wollte. Aber auch hier ist das geschichtliche Verfahren nur Schein. Er beseitigt auch in den drei ersten Evangelien prompt alle Partien und alle einzelnen Aussagen, die Christi Gottheit und Christi Erlösungswerk bezeugen. Die „Geburtsgeschichte“ bei Matthäus und Lucas erklärt er für unglaubwürdig.³⁾ Daß Christus einen Seesturm durch ein Wort gestillt hat, „glauben wir nicht und werden es nie wieder glauben“.⁴⁾ Wenn nach Matth. 26, 63. 64. Christus auf die Frage des Hohenpriesters sich für den Sohn Gottes erklärt und sich das Sigen zur Rechten Gottes zuschreibt, so gehörte das zu den „Zeitvorstellungen“, in denen sich Christus bewegte. Wir haben bei Matthäus zwei ausführliche Katechesen Christi über seine eigene Person. Matth. 16, 13—17. katechisiert Christus selbst aus seinen Jüngern heraus, daß des Menschen Sohn nicht ein bloßer Mensch, sondern des lebendigen Gottes Sohn sei. Ebenso stellt Christus Matth. 22, 41—46. in einem Gespräch mit den Pharisäern in katechetischer Weise fest, daß Christus nicht nur Davids Sohn, sondern auch Davids Herr sei. Aber auch diese gewaltigen Stellen machen keinen Eindruck auf Harnad.⁵⁾ Harnad nimmt als vorneherein feststehend an: „Er (Christus) wollte keinen

1) S. 92.

2) S. 18.

3) S. 20.

4) S. 18.

5) S. 88.

andern Glauben an seine Person und keinen andern Anschluß an sie als den, der in dem Halten seiner Gebote beschlossen liegt.“¹⁾ Auch das Wort bei Matthäus (20, 28.), daß der Menschensohn nicht gekommen ist, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele (*δοῦναι τὴν ψυχὴν αὐτοῦ λύτρον ἀντὶ πολλῶν*), bewegt Harnack nicht, eine durch Christus erworbene Gnade in das Evangelium einzustellen. Er bleibt dabei, Christus hat den Menschen nur mit seiner Erkenntniß des Apaters gebietet und diese Erkenntniß auch im Leiden festgehalten.

So liegt für jeden, der Harnacks Verfahren einigermaßen aufmerksam beobachtet, klar zu Tage: Harnack nimmt nichts aus der Geschichte, sondern er kritisiert die Geschichte nach einem vorher fertigen Begriff. Mit geschichtlichen Berichten, auch aus den ersten drei Evangelien, ist Harnack nicht beizukommen. Sobald in den Berichten etwas vorkommt, was nicht zu seinem vorher fertigen Begriff vom Christenthum stimmt, so weist er es als unglaubwürdig zurück oder deutet es um. Angesichts dieser offenkundigen Thatsache klingt es wie ein Hohn auf sich selbst und seine Zuhörer, wenn Harnack behauptet, er habe geschichtlich oder „mit den Mitteln der geschichtlichen Wissenschaft“ Erhebungen über das Wesen des Christenthums angestellt. Harnack hat so wenig aus der „Geschichte“ geschöpft wie die Raze, die sich beim eigenen Schwanz gefaßt hat und da „Erhebungen“ anstellt. Die Quelle für die Harnackschen „geschichtlichen Erhebungen“ ist das Harnacksche Ich, Harnack selbst.

Man fühlt sich veranlaßt, die Frage aufzuwerfen: Wie ist es nur möglich, daß Harnack mit seinem „Wesen des Christenthums“ 600 Berliner Studirende und dann Tausende von Lesern so täuschen konnte, wie es offenbar geschehen ist? Darauf ist einmal zu antworten: Was Harnack vorträgt, ist die Religion des natürlichen Menschen. Wenn der natürliche Mensch noch „religiös“ ist, dann will er durch eigenes Thun, nicht durch Christus den Gekreuzigten zu Gott kommen. Nun verkündigt Harnack ein „Evangelium“, von dem Christi Person und Werk, Christus der Gekreuzigte, principiell ausgeschlossen ist. Christus soll nur „Sittlichkeit“ gelehrt haben. Man braucht nun nicht mehr Buße zu thun und als armer Sünder zum Kreuze Christi zu kriechen. Das Aergerniß des Kreuzes Christi hat aufgehört. Die Kameele brauchen nicht mehr durchs Nadelöhr zu gehen. Was Wunder, daß sie dem zujauhen, der ihnen dies erspart und ihnen dabei noch das Zeugniß ausstellt, daß sie eigentlich die allein verständigen Christen seien und — auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung stehen. Ja, der Zauber, den das Wort „Wissenschaft“ auf das Publicum, sonderlich das „gebildete“, ausübt, erklärt uns weiterhin, weshalb man Harnack in Haufen zufällt. Bismarck hat einmal im Scherz von den Franzosen gesagt, man könne bei ihnen, ohne sie zu entrüsten, die

1) S. 80.

Prügelstrafe in Anwendung bringen, wenn man ihnen dabei nur eine schöne Rede über „Menschenwürde“ und „persönliche Freiheit“ halte. So muß man nicht nur im Scherz, sondern im Ernst von dem dunkelhaften Geschlecht unserer Zeit sagen: Man kann ihm irgend eine Tollheit annehmbar machen, wenn man nur dreist und geschickt genug ist, derselben die Etikette „Wissenschaft“ aufzulegen. Der „gebildete“ Durchschnittsmensch hat solchen Respekt vor der „Wissenschaft“, daß er sofort bereit ist, ihr das sacrificium intellectus zu bringen. Nun gilt Harnack für einen Hauptvertreter der „Wissenschaft“. Er selbst versichert gleich Anfangs, daß er „mit den Mitteln der geschichtlichen Wissenschaft“ die Frage: „Was ist Christenthum?“ beantworten werde. Was Wunder, daß das Gros seiner Zuhörer aus Respekt vor der „Wissenschaft“ die Augen ihres Verstandes zuthaten und nicht merkten, daß die Raze sich beim Schwanze faßte und ihren Schwanz für „Geschichte“ ausgab.

So klagt das deutschländische Blatt „Der alte Glaube“: „Die Studenten der Berliner Hochschule strömten in Schaaren zu Harnacks ‚Vorlesungen‘. Die Vorrede spricht von sechshundert. Nach anderen Angaben stieg die Zahl manchmal bis zu tausend. Die Thatsache ist nicht sehr erfreulich. Denn sie wirft ein bedenkliches Licht auf den Stand des religiösen Lebens innerhalb der deutschen Studentenwelt. Was der deutsche Student im Elternhaus an religiöser Anregung empfängt oder was ihm der Religionsunterricht auf den Gymnasien vermittelt, scheint bei den wenigsten zu genügen, um ihnen auch nur die elementarsten Ansätze eines sicheren religiösen Urtheils zu gewähren. . . . Von den Anhängern der modernen Theologie ist nicht viel zu sagen. Sie haben ihre alte Rolle mit neuem Eifer gespielt. Wo Harnack auftritt, da dampfen die Weihrauchwolken, da tönen die Lobgefänge, da liegt die Menge der kleinen Geister anbetend im Staube. Jeder ist bereit, das Opfer des Verstandes zu Füßen des ‚großen, weltberühmten Theologen‘ niederzulegen und seine Sätze in schweigender Verzückung wie die Aussprüche eines unfehlbaren Papstes hinzunehmen. . . . So rasch entwickelt sich die moderne Theologie. Ihre Jünger sind aber stets von derselben staunenden Bewunderung erfüllt. Jede Wendung bedeutet eine neue Epoche, jede flatternde Fahne eine Standarte, um die sich alles zu sammeln hat. So ist das denkwürdige Wort gefallen: ‚Wenn unsere Kirche wäre, wie sie sein sollte, so müßte sie ein einziges großes Dankwort an Harnack auf den Lippen haben. Was that er seiner Kirche für einen Dienst!‘ Mit ihm nennen wir aber nicht einmal das Ueberschwänglichste, das zu Ehren der ‚Sechzehn Vorlesungen‘ geschrieben wurde. Die blinde Vergötterung hat noch schriller in die Saiten gegriffen. Schweigen wir von diesen peinlichen Tönen.“

Welche Beurtheilung Harnack und sein „Wesen des Christenthums“ in Deutschland gefunden hat, darüber nächstes Mal noch einige Worte.

(Schluß folgt.)

F. P.

Was lehrt der Epheserbrief von der Einen, heiligen, christlichen Kirche?

(Fortsetzung.)

Auch im dritten Capitel des Epheserbriefs wird der *una sancta* mehrfach gedacht. In dem 3. 1. beginnenden Abschnitt stellt Paulus das Amt, das ihm von Gott gegeben war, ins rechte Licht. Er war von Gott dazu ersehen und beauftragt, unter den Heiden den unaussprechbaren Reichthum Christi zu verkündigen, B. 8., und so die Heiden, die erst ferne waren, nahe herzubringen und in die *πολιτεία τοῦ Ἰσραὴλ* einzuführen. Und in diesem Zusammenhang redet er von einem „Geheimniß“, welches er auch „das Geheimniß Christi“ nennt, das da in den früheren Generationen den Menschenkindern nicht so kundgeworden, jetzt aber offenbart worden ist. B. 3—5. Es ist dasselbe Geheimniß, von dem er schon 1, 9. gesagt hat. Der Inhalt dieses Geheimnisses ist nach B. 6., daß die Heiden durch das Evangelium mit theilhaftig, mit Israel zusammen theilhaftig geworden sind der Verheißung Gottes in Christo, die jetzt erfüllt ist, also des Heils in Christo, daß sie auf diese Weise mit eingeleibt sind, *σύσσωμα*, mit den Gläubigen aus Israel Glieder sind an dem Leibe Christi, und daß sie Miterben sind der zukünftigen Welt. Es ist also das Geheimniß von der Kirche Christi, welche, wie aus Israel, so aus allen Völkern und Geschlechtern der Heiden gesammelt wird, das der Apostel im Sinne hat. Dieses Geheimniß war von Anbeginn, von Anfang der Perioden her, *ἀπὸ τῶν αἰώνων*, in Gott verborgen, jetzt aber wird durch die Predigt des Evangeliums, und insbesondere durch die Predigt Pauli Jedermann erleuchtet, wie Gott dieses Geheimniß verwaltet und verwendet, *τίς ἡ οἰκονομία τοῦ μυστηρίου*, B. 9., wie denn durch eben diese Predigt selbst der ewige Voratz Gottes (B. 11.) hinausgeführt wird.

Das Geheimniß der Kirche war von Anbeginn in Gott verborgen, und zwar, wie der Apostel B. 9. noch hinzufügt, in dem Gott, „der alle Dinge geschaffen hat“, *τῷ τὰ πάντα κτίσαντι*. Der Aufbau der Kirche, wie der Entwurf zu diesem Bau wird hier ausdrücklich Gott, dem Schöpfer, zugeschrieben. Die Kirche hat zwar nicht auf dem natürlich-creaturalichen Gebiet ihre Wurzeln und ihren Boden. Christus, der Erlöser, ist Herr und Haupt der Kirche, der hat, wie 2, 15. 16. gezeigt war, durch sein Kreuz und Blut Juden und Heiden zu Einem neuen Menschen geschaffen. Aber zur Herstellung der neuen Creatur bedurfte und bedarf es derselben Schöpferkraft, welche diese sichtbare Welt hergestellt hat. Durch die allmächtige Kraft Gottes werden die Menschen von ihrem natürlichen Zusammenhang losgelöst, dem sündigen, verderbten Geschlecht Adams entnommen und in das geistliche Gebilde, den Leib Christi, eingegliedert. St. Paulus hat schon oben, 1, 19. 20., den Glauben der Christen und die Gemeinde der

Gläubigen als Werk und Wirkung der Macht, Kraft und Stärke Gottes beschrieben. Gewiß, durch die Predigt des Evangeliums wird die Kirche aus allen Völkern der Erde gesammelt. Aber in dem Evangelium von Christo wirken schöpferische Kräfte, die Gnade Gottes, die im Evangelium offenbar wird, gibt der göttlichen Allmacht eben diese Direction, daß sie die Herzen der Menschen überwindet, umschafft, neu gebiert, mit Gott verknüpft, unter einander verkettet. Die Kirche Christi ist eine neue Schöpfung. Indeß, diese neue Schöpfung liegt nicht neben und außer der ersten Schöpfung, sie ist ein Werk des Gottes, der alle Dinge, der diese sichtbare Welt geschaffen hat. In der christlichen Kirche ist und wird der Zweck der ersten Schöpfung realisiert. Gott hat im Anfang alle Dinge für den Menschen und um des Menschen willen geschaffen, und der Mensch war nach Gottes Bild und Gleichniß geschaffen, in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, und Gottes Wohlgefallen ruhte auf ihm. Und Gottes Absehen ging dahin, daß ein Menschengeschlecht auf Erden heranwachsen sollte, das seinen Ruhm verkündigen möchte, und an dem er seine Lust und Freude haben könnte. Durch die Sünde hat der Mensch sich der Schöpferhand Gottes entzogen und den Zweck seiner Erschaffung vereitelt. Doch Christus, der Erlöser, hat die gefallene Creatur und den Zweck der Schöpfung restituiert. Und in der Kirche Jesu Christi gewahrt man nun wieder an dem Menschen, wenigstens den Anfängen nach, das Ebenbild Gottes. Die Christenheit auf Erden, die da durch Christum und seinen Geist geheiligt und erneuert ist, das ist die Menschheit nach Gottes Wohlgefallen. In der christlichen Kirche und durch dieselbe wird aber auch der letzte Endzweck der Schöpfung erfüllt. Im Anfang, da Gott alle Dinge gemacht hatte, war Alles gut, sehr gut, und gerade auch der Mensch, der König der Schöpfung, war gut und heilig aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen. Indeß, das war nur das Erste, noch nicht das Letzte und Vollkommene. „Der erste Mensch, Adam, ist gemacht ins natürliche Leben, und der letzte Adam ins geistliche Leben. Aber der geistliche Leib ist nicht der erste, sondern der natürliche, darnach der geistliche. Der erste Mensch ist von der Erde und irdisch, der andere Mensch ist der Herr vom Himmel. Welcherlei der irdische ist, solcherlei sind auch die irdischen, und welcherlei der himmlische ist, solcherlei sind auch die himmlischen.“ 1 Cor. 15, 45—48. Das geistliche, himmlische Wesen und Leben, das Leben der Verklärung ist die letzte, höchste, vollkommene Form des geschaffenen, des menschlichen Lebens. Der Mensch, mit dem Bilde Gottes geschmückt, sollte, wenn er im Guten erprobt wäre, in der anerschaffenen Gerechtigkeit und Heiligkeit bestanden hätte, nach Gottes Bestimmung schließlich nach Leib und Seele Gottes Herrlichkeit schauen und an sich widerspiegeln. Gott wollte ihn nach und nach zu dieser höheren Stufe des Lebens hinüberführen. Der Sündenfall hat diese von Gott vorgesehene Entwicklung unterbrochen, doch Christus hat Alles wieder ins Gleiche gebracht. Die Kirche Jesu Christi strebt unaufhaltsam jenem letzten

Ziel entgegen, zu dem der Mensch erschaffen war, und wird es sicher erreichen. Die Kinder Gottes haben schon jetzt die Erstlinge der zukünftigen Welt, den Geist Gottes, in ihren Herzen. Die Kirche in ihrer schließlichen Vollendung ist nichts Anderes, als die vollendete, die verklärte Menschheit, die da mit lauter Stimme und mit ihrem ganzen Dasein dem Gott die Ehre gibt, der alle Dinge geschaffen hat.

Der Apostel fährt B. 10. fort: „auf daß jetzt kund würde . . . durch die Kirche die mannigfaltige Weisheit Gottes“, *ἵνα γνωρισθῆ . . . διὰ τῆς ἐκκλησίας ἡ πολυποίκιλος σοφία τοῦ θεοῦ*. Gleichwie die Schöpfermacht Gottes, so verherrlicht sich durch die Kirche, an der Kirche auch die Weisheit dessen, der alle Dinge geschaffen hat und noch erhält und regiert. Die Weisheit Gottes wählt die Mittel, die rechten Mittel, die zum Ziele führen, und das ist eine mannigfaltige Weisheit. Und so verwendet Gott die mannigfaltigsten Mittel und Wege, um seine Kirche zu bauen und damit zugleich den Zweck der Welterschöpfung zu realisiren. In der zweiten Hälfte des ersten Capitels des ersten Corintherbriefts stellt Paulus die Weisheit dieser Welt und die Weisheit Gottes einander gegenüber. Er macht 1 Cor. 1, 26. ff. darauf aufmerksam, daß nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle berufen sind, sondern was vor der Welt thöricht und schwach, unedel und verachtet ist, das hat Gott erwählt. Das ist wunderbare göttliche Weisheit, daß Gott, um seine Kirche herzurichten, gerade in das gemeine, arme, geringe, einfältige Volk hineingreift, das unansehnlichste Material erwählt und so aus dem, was nichts ist, Gefäße macht zu seiner Ehre, in denen er Alles in Allem wirkt, indem er zugleich das, was vor der Welt etwas ist und gilt, zu Schanden macht. Die Erörterung Röm. 9—11, in welcher der Apostel die Pädagogie Gottes in den Geschichten der Juden und Heiden aufzeigt, schließt mit einem Ausruf der Bewunderung ab: „O welch eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes!“ Röm. 11, 33. ff. Der Apostel hat vorher die unbegreiflichen und unerforschlichen Wege, wie Gerichte Gottes dargelegt. Diese laufen darauf hinaus, daß das Meroma der Juden, wie das Meroma der Heiden, also das Meroma der Kirche zu Stande komme. Ja, wie mannigfaltige Mittel hat Gott zu diesem Zweck in Anwendung gebracht! Erst hat er sich aus dem verderbten Geschlechte der Menschen ein Volk erwählt und von den andern Völkern abge sondert, während er die Heiden ihre eigenen Wege gehen ließ. Das war Israel. Freilich nicht Alle, die dem Fleisch nach von Abraham abstammten, waren Kinder rechter Art. Aber innerhalb des Samens Abrahams war doch ein heiliger Same, Kinder nach Isaaks und Jakobs Art, das rechte Israel. Auch nachdem die große Masse Israels abgefallen war, auch in den Zeiten des tiefsten Verfalls, wie zur Zeit Ahab's, hat sich der Herr einen Rest, eine Wahl der Gnade, übrig behalten. Und inmitten des Volks der Juden hat Gott das Heil der Welt bereitet. Als dann die Zeit erfüllt war, hat Christus durch

sein Evangelium die Fernen, die Heiden herzugelassen und nahegebracht. Und wie wunderbar! Der Unglaube, die Verstockung und Verwerfung Israels mußte dazu dienen, die Heiden zum Glauben zu bringen und selig zu machen. Das ist, wie Chrysostomus sagt, die göttliche Weisheit, die da durch das Gegentheil das Gegentheil wirkt. Als die Juden das Wort des Heils von sich stießen, dann wandten sich die Apostel zu den Heiden. Hinwiederum reizte und reizt der Glaube der Heiden die Juden zur Nach-eiferung, zum Glauben. Das ist göttliche Weisheit, daß einander entgegengesetzte Dinge und Mittel, wie Unglaube und Glaube, dieselbe Wirkung haben, dazu ausschlagen, die Gemeinde der Gläubigen zu mehren. Und so geht es fort bis zum Ende hin, bis das Pleroma erreicht, bis die Zahl der Auserwählten erfüllt ist. Wenn ein Volk sein Contingent an die Kirche abgegeben hat und schließlich des Evangeliums satt und überdrüssig wird, dann lenken die noch übrigen Gläubigen ihren Blick nach außen und richten in fernen Heidenlanden das Banner des Kreuzes auf, um das sich dann größere oder kleinere Schaaren sammeln. Hinwiederum wo in einem Volk der Glaube recht lebendig und kräftig ist und Gottes Wort reichlich Früchte bringt, da zeigt sich auch diese Frucht, daß Ferne, Fremde herbeigezogen werden. Das Wort, das einige Mittel, die Kirche zu bauen, wird gepredigt, zur Zeit und zur Unzeit, und hat allewege, ob es nun zur Zeit oder zur Unzeit gepredigt wird, doch etliche Wirkung, richtet immer das aus, was es ausrichten soll. Wie in der Führung, in den Geschichten der Völker, so spiegelt sich die mannigfaltige Weisheit Gottes auch in den Lebensführungen der Einzelnen. Wie verschieden werden die Menschen geführt! Und Beides, das Entgegengesetzte, Glück und Unglück, Freude und Leid, Armuth und Segen Gottes, Ehre und Schande, mancherlei Kreuz- und Quersfahrten, kurz, Alles muß dazu helfen, daß das Wort an den Mann komme, daß die Menschen zu Gott und zur Erkenntniß Gottes geführt, in die Kirche Gottes eingeführt werden.

Und zwar soll durch die Kirche die mannigfaltige Weisheit Gottes kundgethan werden „den Herrschaften und den Gewalten im Himmel“, *ταῖς ἀρχαῖς καὶ ταῖς ἐξουσίαις ἐν τοῖς οὐρανοῖς*. Nichts im Text nöthigt uns, mit Hofmann an die Herrscher und Gewaltigen im Reich der Finsterniß zu denken, als denen Gott zeigen wolle, daß sie mit allen ihren Machinationen die Ausbreitung seines Reichs auf Erden nicht hindern können. Der Wortlaut und Zusammenhang führt auf die starken Helden im Reich des Lichts, auf die heiligen Engel Gottes. Die Herrschaften und Gewalten, von denen hier die Rede ist, erscheinen als Zeugen und Bewunderer der Weisheit Gottes, die durch die Kirche offenbar wird. Die Engel Gottes leisten, wie wir schon früher bemerkt haben, in ihrer Weise Handlangerdienste beim Aufbau der Kirche, fördern die Wege, die aus der Welt in die Kirche hinüberleiten. Hier aber wird hervorgekehrt, daß ihnen Gottes Werk auf Erden, das, was Gott für seine Kirche und an und in derselben thut, gleichsam vor

Augen gehalten wird. Sie schauen ihre Lust an der Kirche Gottes, welche, und zwar auf so wunderbare Weise, aus dem verlorenen, verdamnten Geschlecht der Menschen gesammelt wird, und loben den darob, zu dessen Lobe sie geschaffen sind. Im Anfang, da Gott Himmel und Erde schuf, da priesen ihn die Morgensterne, da lobten ihn alle Kinder Gottes. Ein neues Lied aber stimmten die himmlischen Heerschaaren an, als der sündigen Welt ein Retter und Erlöser erschienen, als die Kirche Jesu Christi ins Dasein getreten war, in welcher das Werk der Schöpfung zu seiner Vollendung kommt. Welche Ehre für die arme, verachtete Kirche auf Erden, daß ihre Geschichte das Augenmerk und die Verwunderung der hohen Engel und Engelfürsten auf sich ziehen und den Himmel Gottes mit Lobliedern füllen! Welche Ehre, ein Glied dieser Kirche zu sein!

Die zweite Hälfte des dritten Capitels, V. 14—21., enthält ein Gebet, eine Fürbitte, welche Paulus, der Apostel der Heiden, für die von ihm belehrten Heiden einlegt. Er richtet das Gebet an den Vater unsers Herrn Jesu Christi, „von welchem jedes Geschlecht der Kinder, *πάσα πατριά*, im Himmel und auf Erden den Namen hat“. V. 15. Paulus faßt hier wieder, wie 1, 10., die Kinder Gottes im Himmel, die heiligen Engel, mit den Kindern Gottes auf Erden in Eins zusammen. Es ist Eine Familie Gottes im Himmel und auf Erden. Und die Kinder Gottes im Himmel, die schon vollkommen und vollendet sind, haben ein Interesse daran, daß auch ihre Brüder auf Erden zu vollkommenen Männern heranwachsen.

Denn das ist es, was der Apostel den Heiden, die Christen geworden sind, überhaupt allen Christen vom Vater Jesu Christi erbittet, daß sie stark werden durch seinen Geist am inwendigen Menschen, geistliches Wachstum, V. 16., und zwar zum Ersten Wachstum des Glaubens, V. 17a., zum Andern Erstarren der Liebe, V. 17b., und zum Dritten, daß sie inne werden mit allen Heiligen, „welches da sei die Breite und die Länge und die Tiefe und die Höhe“. V. 18. Welches ist dieser Gegenstand des Innewerdens? Was ist es, von dem die Leser inne werden sollen, wie breit und lang und tief und hoch es ist? Manche Ausleger meinen, es sei die Liebe Christi, indem sie, was grammatisch ganz unstatthaft ist, aus dem folgenden Satz, V. 19., hinter den Substantiven des 18. Verses den Genitiv *ἀγάπης τοῦ Χριστοῦ* ergänzen. Andere denken, ohne allen Anhalt im Text, an die Weisheit Gottes, von welcher Hiob 11, 8. ff. ähnlich geredet werde. Nein: „Die Vorstellung eines Gebäudes“, um mit Hofmann zu reden, „erwecken diese Ausdehnungen, und zwar eines Gebäudes, welches die Leser sammt allen Christen umschließt, was den bei jeder andern Erklärung willkürlich scheinenden, bei der unsern gerade an dieser Stelle angemessenen Beisatz *ὅν πάντες τῶν ἁγίων* mit sich bringt. Welcher andere Bau könnte dies aber sein, als derjenige, von welchem 2, 19—23. gesagt worden war, daß die Leser mit allen Heiligen ihm angehören? Er ist weit ausgestreckt über die Völkervelt nach Ost und West, er dehnt sich in die Länge durch alle

Zeiten hin bis an das Ende der Dinge, er reicht in die Tiefe zu den Gläubigen, die im Tode schlafen, und in des Himmels Höhe, wo Christus lebt.“ Die Kirche, die Gemeinde aller Heiligen, ist eine begrenzte Größe, wie dies die Angabe der vier Dimensionen anzeigt, aber es ist ein großer, umfangreicher Bau. Wo unser Bekenntniß, die Apologie, die Kirche beschreibt, lehrt sie zum öftern gerade dieses Moment hervor, daß sie die Versammlung aller Gläubigen sei vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang. Die Kirche Christi ist zwar an allen Orten, zu allen Zeiten „die kleine Heerde“, gegenüber dem großen Haufen der Ungläubigen. Es ist und bleibt an dem, daß im Verhältniß zu den Millionen, die verloren gehen, nur Wenige selig werden, nur Wenige auserwählt sind. Wenn man aber alle die kleinen Häuflein auf dem Erdenrunde, alle die durch die Welt hin zerstreuten Kinder Gottes, auch die vielen Unbekannten, die der Herr allein als die Seinen kennt, an Einem Ort zusammen schauen würde, und wenn man dann alle die dahingeschiedenen Geschlechter der Frommen, die aber mit ihrem Tode nicht dem Bau der Kirche entfallen sind, sowie die Kinder, die Christo bis zum jüngsten Tag hin noch geboren werden, hinzunimmt, so würde sich ein großes, stattliches Volk unserm Blick darstellen. Und am Ende der Tage wird auch thatsächlich dieses große Volk uns vor Augen treten. Schon jetzt aber sollen die Christen es recht erwägen und bedenken, wie weit und breit, wie tief und hoch dieser Bau ist. Es gehört zum geistlichen Leben und Wachsthum, daß sie dies inne werden, daß sich ihr Herz und Blick immer mehr erweitere und die ökumenische, weltumfassende Bedeutung und Aufgabe der christlichen Kirche nach Gebühr würdige. Das ist dann für sie zugleich Impuls, die Grenzen ihres Hauses immer weiter hinauszurücken. Das vierte Stück, das der Apostel den Christen erbittet, „daß sie die alles Erkennen übersteigende Liebe Christi erkennen“, B. 19., hängt mit dem vorher genannten eng zusammen. Die unbegreifliche, unbegrenzte Liebe Christi ist es, welche die Kirche gestiftet hat, baut und erweitert, welche Baumaterial herzuführen, an das kein Mensch dachte, welche auch felsenharte, diamantene Herzen erweicht, welche auch eingefleischte Uebelthäter und Bösewichter schließlich noch in die Gemeinde der Heiligen einführt. Daß alle Heiligen dies doch recht erkennen und der Liebe nachzueifern möchten, die nichts für unmöglich hält, die da Alles glaubt, Alles hofft und Alles versucht!

Der Apostel beschließt diese seine Fürbitte B. 20. 21. mit einer Dogologie: „Dem aber, der überschwänglich thun kann über Alles, das wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirket, dem der Ruhm in der Kirche durch Christum Jesum in alle Ewigkeit. Amen.“ Daß Gott überschwänglich mehr thun kann, als wir bitten oder in Gedanken fassen mögen, das erweist er sonderlich in und an seiner Kirche auf Erden. Die erfährt die Kraft Gottes, „die da in uns wirkt“. Daß Gott schwache, ohnmächtige, verderbte Creaturen zu Gefäßen seiner Ehre macht und sie mit aller Gottesfülle erfüllet, B. 19 b., ist ein besonderer Erweis seiner Macht

und Stärke. Und die Gemeinde der Heiligen erkennt das und erkennt es an und gibt diesem großen, mächtigen, majestätischen Gott Ruhm, Preis, Ehre und Anbetung, wie sie denn zur Ehre Gottes geschaffen ist. Durch Christum Jesum, den Erlöser, welcher uns alles das vermittelt, was Gott in uns wirkt, ist auch solche Dogologie vermittelt. Und das Lob und Lied der Gemeinde klingt fort εις παντα τας γενεας του αιωνος των αιωνων, will sagen in alle Ewigkeit.

G. St.

(Fortsetzung folgt.)

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Statistik der lutherischen Kirche in America. Folgende Daten sind dem "Lutheran Church Almanac" entnommen. Zum Concil gehören 1306 Prediger, 2068 Gemeinden und 362,409 Communicirende; zur Generalsynode 1210 Prediger, 1561 Gemeinden und 198,575 Communicirende; zur Vereinigten Synode im Süden 206 Prediger, 405 Gemeinden und 37,958 Communicirende; zur Synodalconferenz 2709 Prediger, 3755 Gemeinden und 590,987 Communicirende; auf die 15 unabhängigen Synoden fallen 2113 Prediger, 4636 Gemeinden, 515,256 Communicirende. Die Zahl der Lehranstalten beläuft sich auf 23 theologische Seminare mit 88 Professoren und 954 Studenten, 48 Colleges mit 466 Professoren und 7901 Studenten, 32 Akademien mit 146 Professoren und 3109 Studenten, 11 "Ladies' Seminars" mit 118 Professoren und 1026 Studenten; im Ganzen 114 Lehranstalten mit 818 Lehrern und 12,990 Studenten. Hospitäler gibt es 18, Waisenhäuser 43, Altenheime 17, Diakonissenanstalten 8 und 11 Emigranten- und Seemannsmissionen. Zu diesen Zahlen bemerkt der "Lutheran": „Die Angabe der communicirenden Glieder ist bei etlichen der größeren Synoden, insonderheit beim Ministerium von Pennsylvania und New York und bei der Pittsburg-Synode, mangelhaft.“ Nach den Zahlen des Kalenders von 1902 hat das Concil 150 Prediger und 49 Gemeinden gewonnen und doch 8000 Communicirende verloren! Das ist freilich sehr unwahrscheinlich und stärkt nicht das Vertrauen zu der Rechnung des "Lutheran Church Almanac".

F. B.

Von der Versammlung des Generalconcils in Lima, Ohio, rühmt der „Lutherische Herold“, daß „der Geist, der diese Versammlung kennzeichnete, ein Geist der Einheit“ war, und daß „das Band der Einheit enger geschlungen wurde.“ „Schweden, Deutsche, Englische kamen einander innerlich näher.“ „Der eine Geist Gottes hat durch das Band des Friedens die Einigkeit des Glaubens gestärkt.“ — Das klingt fast, als ob das Concil um ein großes Stück in Lehre und Praxis einiger geworden sei. Sehen wir aber näher zu, so war die Einigkeit, welche in Lima gestärkt und gepflegt wurde, eine unionistische. Das zeigt die in Lima von prominenten Gliedern des Concils mit Methodistern und Reformirten gepflegte Kanzelgemeinschaft, der glaubensbrüderliche Empfang des Bischofs von Scheele aus Schweden, der Bericht Dr. Schwanks, der als "fraternal visitor" das Concil bei der letzten Generalsynode vertreten hatte, die Rede Dr. Baußlins, des officiellen Vertreters der Generalsynode beim Concil, in der gezeigt wurde, wie Concil und Generalsynode „in vielen Stücken neben einander arbeiten und auch einander näher kom-

men“; das zeigt auch der Bericht Dr. Lairds, des Vertreters des Concils auf der aus allen möglichen Geistern zusammengesetzten allgemeinen lutherischen Conferenz in Lund, Schweden, sowie auch der in Lima ausgesprochene Wunsch, daß diese pan-lutherische Conferenz auch einmal hier in America abgehalten werde. Diese Thatsachen zeugen zwar von unionistischer Einigkeit, aber nicht von Einigkeit im Geist, in der Wahrheit. — „In welchen Stücken der Lehre und Praxis stimmen wir mit einander überein?“ das ist die Frage, welche man sich in Lima hätte vorlegen sollen. Statt dessen drückt aber jeder die Augen zu und spricht mit Dr. von Scheele: „Ich fühle mich eins im Glauben mit euch!“ — In Lima waren als Vertreter von den zehn Synoden des Concils 138 Delegaten, darunter 51 Laien, erschienen. Aus dem Ministerium von Pennsylvania waren zugegen 47 Delegaten, darunter 20 Laien; aus der Augustana-Synode 29, darunter 9 Laien; aus der Pittsburg-Synode 23, darunter 11 Laien; aus dem New York-Ministerium 19, darunter 4 Laien; aus der Districtsynode von Ohio 8, darunter 4 Laien; aus der Chicago-Synode 6, darunter 3 Laien; aus der Canada-Synode und der englischen Synode des Nordwestens je 2 Pastoren; aus der Manitoba-Synode und aus der Pacific-Synode je ein Pastor.

Kanzelgemeinschaft in Lima. Dr. Bauslin, der Delegat der Generalsynode an das in Lima versammelte Concil, rühmt in der „Lutheran World“ die in Lima gepflegte Kanzelgemeinschaft. Dr. Yount habe in der generalsynodistischen Gemeinde daselbst gepredigt, Dr. Nicum in der reformirten Kirche und Dr. Kähler bei den Methodisten. Letzterem hätten die Methodisten das Lob gespendet, daß er bei ihnen Bischof werden würde, woraus hervorgeht, daß Dr. Kähler den Methodisten schwerlich gesagt hat, was er ihnen doch hätte sagen sollen. Aus dem „Lutherischen Kirchenblatt“ sehen wir, daß das Concil diese Prediger nicht zur Rechenschaft gezogen und daß der „Lutheran“, der hier die Pflicht habe, den Mund aufzumachen, die Sache todtsufschweigen suche. Jedenfalls fühlt sich die Generalsynode durch das Aergerniß in Lima in ihrer unionistischen Praxis gestärkt und gerechtfertigt. Den Totaleindruck, welchen Bauslin mit nach Hause genommen hat, bringt er also zum Ausdruck: „In effective organization it is but the truth to say we surpass them.“

J. B.

Von dem Delegatenwechsel zwischen Concil und Generalsynode sagt das „Lutherische Kirchenblatt“: „Seit mehreren Jahren besteht zwischen dem Concil und der Generalsynode wieder das Uebereinkommen, ihre gegenseitigen Versammlungen durch Delegaten zu beschicken. Wir haben gegen diesen freundschaftlichen Delegatenwechsel von Anfang an unsere Stimme erhoben. Denn einmal legt derselbe den Gedanken nahe, daß Lehrunterschiede zwischen den beiden Kirchenkörpern überhaupt nicht mehr vorhanden sind, und wenn sie noch vorhanden sein sollten, daß sie jedenfalls so insignificanter Natur sind, daß das cordiale Verhältniß zwischen ihnen nicht darunter zu leiden braucht. Und sodann dient dieser Delegatenwechsel dazu, gegenseitige halb wahre Höflichkeiten und Complimente auszutauschen, die sich mit einer klaren, kirchlich festen Position schlechterdings nicht vertragen wollen. Wir sind heute nach dem, was wir auf dem Concil erlebt haben, mehr denn je davon überzeugt, daß unsere Ansicht die richtige ist. . . . Aber eins ging aus derselben (der Rede Dr. Bauslins, des Vertreters der Generalsynode), abgesehen von den persönlichen Complimenten, die der Redner mit großer Freigebigkeit austheilte, klar hervor, daß nämlich die beiden Kirchenkörper sich in den letzten Jahren immer näher gekommen sind und kirchliche Gemeinschaft mit einander pflegen, ohne die Differenzpunkte, welche einst zu ihrer Trennung führten, ausgeglichen zu haben. Mag immerhin die Generalsynode, wie vielfach behauptet wird, in der Mehrzahl ihrer Glieder

immer positiver geworden sein, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie noch immer Elemente in sich birgt, die das lutherische Bekenntniß mit Füßen treten, und daß auch diejenigen ihrer Glieder, welche bekenntnißtreu sein wollen, mit ihrem lutherischen Standpunkt weder in der Lehre noch in der Praxis Ernst machen. Das Generalconcil schlägt seiner ganzen Vergangenheit ins Gesicht, wenn es unter diesen Umständen mit der Generalsynode wieder gemeinschaftliche Sache macht.“ — Der Delegationenwechsel zwischen Concil und Generalsynode war von Anfang an Unionismus, und die Folge ist bisher nicht die gewesen, daß die Generalsynode zur Stellung des Concils, die ja traurig genug ist, emporgezogen worden ist, sondern daß das Concil sich eher der Stellung der Generalsynode genähert hat. „Fraternal visitors“ (so werden die Delegaten an andere Synoden genannt) wurden vom Concil gewählt an die Generalsynode, die Vereinigte Synode des Südens, die Iowa-Synode, die Isländische Synode und die Dänische Synode. J. B.

Die lutherische Pacific-Synode. Diese Synode hat sich am 28. September 1901 in Portland, Oreg., organisiert und zählt zehn Pastoren und dreizehn Gemeinden. Bei der Versammlung in Portland waren sieben Pastoren und fünf Delegaten gegenwärtig. Präses der Synode ist P. Beas von Portland und Secretär P. Brenner. In Lima legte diese Synode ihr Gesuch um Aufnahme ins Concil vor. Da sie aber in ihrer Constitution das Recht über das Eigentum der ihr angehörenden Gemeinden beansprucht, so erklärte das Concil, diese Bestimmung der Constitution nicht gutheißend zu können, da eine Synode nur so viel Recht habe, als ihr von den Gemeinden übertragen werde. J. B.

Gründung englischer Gemeinden im Gebiete Deutscher. Auf der Versammlung des Concils in Lima wurde auch ein Bericht des englischen Sonntagsschulfeldsecretärs verlesen. Das „Lutherische Kirchenblatt“ berichtet hierüber also: „Dieser Field Secretary der englischen Synode des Nordwestens war besonders den Schweden der Augustana-Synode anstößig. Sie sehen ihn als den Vogel an, der die Kuckuckseier in ihre Nester legen soll, dessen Aufgabe es wäre, umherzuspioniren, wo eine schwedische oder deutsche Gemeinde blüht, um dann nebenan eine englische Sonntagsschule zu gründen. Dagegen wehrten sich die Schweden aus Leibeskraften. Es wurde beantragt, daß die englische Missionsbehörde nur in Verbindung mit der schwedischen Minnesota-Conferenz handeln dürfte. Sodann daß der ‚Feldsecretär‘ ohne Erlaubniß des schwedischen Pastors keine englische Sonntagsschule in dessen Gemeindebezirk gründen dürfe. Wenn aber Opposition vom schwedischen Pastor gemacht wird, die dem ‚Feldsecretär‘ unrecht erscheint, dann soll an die Minnesota-Conferenz appellirt werden.“ — Die beste Lösung dieser Frage, die Bildung englischer Sonntagsschulen oder Gemeinden im Gebiete deutscher oder schwedischer Gemeinden betreffend, ist ohne Zweifel die, daß die deutsche oder schwedische Gemeinde selber dafür sorgt, daß das englische Bedürfniß befriedigt wird, und nicht wartet, bis ein „Field Secretary“ oder eine andere Gemeinde oder Synode kommt, um das zu thun, was sie selber thun sollte. J. B.

Verhandlungen über Ehescheidungen. Der „Congregationalist“ berichtet: „Auf mehreren kirchlichen Versammlungen in diesem Jahre war ‚Ehe‘ und ‚Ehescheidungen‘ ein Hauptgegenstand. Die kirchlichen Körper stimmen aber in diesem Punkte nicht überein. Die römische Kirche hält dafür, daß die Ehe so lange unzertrennlich ist, als beide Theile des Ehecontractes leben. Das ‚House of Bishops‘ nahm auf der ‚Protestant Episcopal Convention‘ einen Kanon gleichen Inhaltes an. Das ‚House of Deputies‘ stimmte nicht zu; wäre das geschehen, so dürfte kein Priester dieser Gemeinschaft eine, einerlei aus welchem Grunde geschiedene Person trauen. Das lutherische Generalconcil stimmte nach langen Verhand-

lungen darin überein, daß nach Gottes Gesetz die Ehe unauflöslich ist und daß nur in dem Fall, da der Ehebund gebrochen, der unschuldige Theil frei sei, eine andere Person zu heirathen. Dies ist auch die Stellung, welche das 'National Council' der Congregationalisten eingenommen hat als die Ansicht ihrer Gemeinden. Die presbyterianische Kirche nimmt dieselbe Stellung ein, läßt aber als Auslegung der Worte Christi die Aussage Pauli gelten, daß ein Christ, wenn er von einem ungläubigen Mann oder Weib verlassen sei, nicht gebunden, sondern frei ist, sich wieder zu verheirathen. . . . Ein lutherischer Pastor sollte also die Ehe einer geschiedenen Person nur dann sanctioniren, wenn es sich um den unschuldigen Theil handelt bei einer Ehescheidung wegen Ehebruchs. Ein Presbyterianer darf eine Person trauen, welche von einem Ungläubigen geschieden ist wegen böswilliger Verlassung. Ein römisch-katholischer Priester sollte keine geschiedene Person trauen, wenn sie nicht eine päpstliche Erlaubniß eingeholt hat." — Was hier von der lutherischen Stellung gesagt wird, ist ungenügend. Die lutherische Kirche gesteht, wenn Ehebruch vorliegt, dem unschuldigen Theil die Entscheidung zu, ob er geschieden sein will oder nicht. Hat sich aber der unschuldige Theil für Ehescheidung entschieden und auch die Ehe gerichtlich auflösen lassen, so verweigert die lutherische Kirche auch dem schuldigen Theil nicht mehr die Trauung. Und was die wirklich erwiesene böswillige Verlassung betrifft, so spricht die lutherische Kirche dem unschuldigen Theil nicht das Recht ab, sich gerichtlich scheiden zu lassen, noch verbietet sie ihm die Wiederverheirathung. Hat sich aber der unschuldige Theil seines Rechtes bedient, so kann auch dem schuldigen Theil das Recht der Wiederverheirathung nach Gottes Wort nicht abgesprochen werden. Die Kirche hat eben kein Recht, Strafen aufzulegen und erst recht keine Strafen, die zu neuen Sünden führen. Will der Staat dies thun, so ist das seine Sache. — Wir haben nirgends etwas Ausführlicheres über die Verhandlungen in Lima gefunden. Möglich ist, daß der "Congregationalist" die Sache nicht richtig dargestellt, oder die Ansicht etlicher für die des Concils ausgegeben hat. Freilich schreibt auch Prof. Jacobs vom theologischen Seminar in Philadelphia im "Congregationalist" von den Verhandlungen in Lima: "With much agreement the position of the theses presented was sustained, that, according to God's law, marriage is indissoluble. A dissolution, it was maintained, is possible only where God's law has been violated. A Scriptural divorce occurs only, therefore, where, by the sin of one party or both, the marriage covenant has been broken. This entirely frees the innocent party, and gives this party alone the right to remarriage." F. D.

Luther auf der Bühne. Das „Lutherische Kirchenblatt“ berichtet: „In Philadelphia hat die englisch-lutherische St. Luke's-Gemeinde (P. Frey) eine eigenthümliche Reformationsfeier veranstaltet. Es ist das einfältige Theaterspiel von Mrs. G. E. Monroe, und zwar leitet die Lutherliga die Geschichte. Es wird am 28. und 29. October der Puritaner Oliver Cromwell gegeben und am 30. und 31. October und 1. November Luther. Zu Tausenden sind Placate in den Schaufenstern zu sehen mit dem Titel: 'German Reformation', sammt Bildern in Theatercostümen, und darunter steht: 'Luther League Reformation Festival.' So will man das Lutherthum stärken. Natürlich strömen Schaaren dorthin.“ — Es handelt sich hier um eine Sünde wider das zweite Gebot, um sündlichen, leichtfertigen Gebrauch des göttlichen Namens. Die Reformation beschäftigt sich mit dem Allerheiligsten in der Religion, mit dem göttlich geoffenbarten, ewigen Evangelium. Dazu hat Gott aber sein Evangelium und die Reformation nicht gegeben, damit es von der Luther League zum Mittel der Unterhaltung und zum Futter der Neugierde herabgewürdigt werde.

F. D.

„Wenn Luther hier wäre!“ Ein Wechselblatt wirft die Frage auf, was wohl Luther sagen würde, wenn er unter uns sein und ein Urtheil über die Kirche der Gegenwart ablegen könnte, und weist dann insonderheit auf vier Dinge hin, die Luther tabeln würde: 1. daß die Bibel, die er uns in die Hand gegeben, so wenig gebraucht werde; 2. daß man den Kleinen Katechismus, den er für Jung und Alt, für Kirche, Schule und Haus geschrieben, so wenig lehre, lerne und inne habe; 3. daß der Hausgottesdienst in so vielen Häusern dahingefallen sei; 4. daß der glühende Eifer, Gottes Reich auszubreiten, bedeutend abgenommen habe. — Es ist klar, daß hiermit etliche, aber auch nur etliche Schäden des christlichen Lebens in unserer Zeit genannt sind. Bei den bösen Früchten würde aber Luther nicht stehen bleiben, sondern sich nach der Wurzel umsehen, welche solche arge Früchte zeitigt. Vornehmlich auf drei wunde Flecke in der Theologie und Lehre würde er seine Finger legen: 1. auf den Abfall vom christlichen Erkenntnißprincip, welches ihm einzig und allein das inspirirte und daher unfehlbare Wort der Schrift war; 2. auf die von zahllosen protestantischen Kanzeln verkündigte heidnische Werkerei, deren Ausrottung Luther als seine Lebensaufgabe ansah; 3. auf den Indifferentismus, Synkretismus und Unionismus im großen Stil, der die im heißen Kampf gewonnenen Wahrheiten einem faulen Frieden zu Liebe wieder preisgibt. J. B.

Ausfittliche Zumuthung. Das „Kirchen-Blatt“ der Iowa-Synode schreibt in seiner Nummer vom 2. November: „Im Iowa-District der Missouri-Synode steht man im Begriff, eine Gesellschaft zur Versorgung verwaister Kinder zu gründen. Die Kinder sollen in christlichen Familien untergebracht werden. Wir wünschen dieser Gesellschaft Gottes Segen und etwas weniger Fanatismus, als ihre Schwester-Gesellschaft in Wisconsin besitzt, die sich weigerte, ein Waisenkind an eine der edelsten iowaschen Pfarrfamilien, die kinderlos war und das Waisenkind an Kindesstatt annehmen wollte, abzugeben. Das Heil eines Waisenkindes in einer lutherischen Pfarrfamilie gefährdet — wenn man das nicht den Gipfel des Fanatismus nennen will, so wird man doch wohl zugeben müssen, daß die betreffende Gesellschaft in den ‚höheren Kesten‘ des Fanatismus sitzt!“ — Das sind Worte, welche das erregte Gefühl, nicht der ruhige Verstand geschrieben hat. Iowasche Schreiber haben öffentlich erklärt, daß die Differenzen zwischen Missouri und Iowa kirchentrennend seien. Das „Kirchen-Blatt“ verlangt somit von Missouriern eine Handlung, die es nach eigenem iowaschen Gewissen als Sünde bezeichnen muß. Aber auch in dem Fall, daß Iowa eine unionistische Stellung Missouri gegenüber einnähme, sollte das „Kirchen-Blatt“, welches wohl weiß, daß Missouri nicht so steht, sondern die Differenzen zwischen beiden Synoden für kirchentrennend hält, überzeugungstreues, consequentes und gewissenhaftes Handeln der missourischen Kinder-Gesellschaft in Wisconsin nicht verhöhnen, sondern respectiren. Will das „Kirchen-Blatt“ etwas angreifen, so halte es sich ans Princip. Die Forderung, daß Missouriern einem iowaschen Pastor gegenüber in einem concreten Fall verleugnen sollen, was sie öffentlich lehren, ist eine ausfittliche Zumuthung, der sich hoffentlich das „Kirchen-Blatt“ jetzt schämt. J. B.

Die Scheidelinie zwischen Welt und Kirche. Der „Lutheran Observer“ bringt in der Nummer vom 22. November einen Artikel: „The dividing line.“ Der Artikel führt aus: Das größte Hinderniß für die christliche Kirche liegt darin, daß die Christen die Scheidelinie zwischen Kirche und Welt nicht scharf genug ziehen. Satan trachtet fortwährend darnach, wie er die Scheidelinie zwischen Kirche und Welt vollständig verwischen könne. Die Beispiele, die der Schreiber anführt, beziehen sich auf das Leben, das bei Christen ein ganz anderes sein muß als bei der Welt. Das ist richtig. Aber wir, zu unserer Zeit, haben alle Ursache, immer-

fort hervorzuheben, daß die Christen ja auch, und zwar zuerst, in Bezug auf den Glauben sich von der Welt scheiden. "The dividing line" ist hier der Glaube an Christum. Wer die Hoffnung seiner Seligkeit allein auf Christum gründet, ist in der Kirche und auf der Seite der Kirche. Wer durch Werke und durch moralische Besserung zu Gott kommen will, der ist in der Welt und auf der Seite der Welt. Die Werkreligion ist die Religion der Welt, des gottentfremdeten Fleisches, Röm. 4, 1. 2. Wie aber die Welt in dieser Beziehung in die äußere Christenheit eingedrungen ist, sehen wir aus der Verbreitung der Logen innerhalb der äußeren Christenheit. Und das Schlimmste ist, daß Millionen sogenannter Christen die Werkreligion nicht einmal als Weltwesen und Fleischesdienst erkennen. Hier gilt es, auf "the dividing line" Acht zu haben. J. P.

Wie der "Lutheran Observer" dem Unionismus das Wort redet, davon zeugt seine Reformationsnummer vom 1. November, in der es also heißt: „Der Denominationalismus beunruhigt manche ernste Christenseele, insonderheit jetzt, da Pastoren ihren Leuten die Geschichte von Luther und der Reformation vorträgen und unser besonderes Erbe betonen. Und doch sind die gesonderten christlichen Körper mit ihren verschiedenen christlichen Namen thatsächlich unter Ein Banner vereinigt, und unter ihren Differenzen liegt das einende Band des Glaubens an den Einen Herrn. Als Israel in der Wüste lagerte, da nahm die Stiftshütte die Ehrenstelle ein, und ringsherum waren die zwölf Stämme gelagert. Jeder Israelit mußte sich nicht nur bei seinem Stamme finden lassen, sondern bei dem Zeichen seines väterlichen Hauses. Es war ihm nicht gestattet, sein Zelt an irgend einem andern Orte aufzuschlagen. Die Stämme waren verschieden und geschieden, und doch war die Nation Eine, mit Einer Stiftshütte, Einem Gott dienend und der Einen Wolkensäule am Tage oder der Feuer Säule des Nachts folgend. Sie kämpften für Eine Sache und marschirten dem Einen gelobten Lande zu. — Oder um ein modernes Bild zu wählen: Vor Santiago lagen im Sommer von '98 Cavalleristen, Infanteristen und Artilleristen und Marinesoldaten auf der Flotte; alle campirten neben einander, und dem Ufer gegenüber patrouillirten die großen Kriegsschiffe. Da war nur Eine Flage; alle arbeiteten auf ein und dasselbe Ziel hin, und doch war jeder Zweig des Dienstes verschieden, jeder kämpfte nach seinen eigenen Ueberlieferungen und in seinen eigenen Linien, seine eigenen Flaggen hoch haltend, seine eigene Uniform tragend und seinem eigenen Beamten gehorchend. Trotzdem bildeten sie Eine Armee; und gerade die Verschiedenheiten in der Ausrüstung und Uebung waren nöthig zum endlichen Sieg. Erst als der Krieg vorüber und der Friede gekommen war, konnte man alle Verschiedenheiten fallen lassen, und aus den Reihen der Kämpfer entlassen, konnten Soldat und Seemann, Artilleristen, Cavalleristen, Infanteristen und Marinesoldaten ganz wieder ein und dasselbe werden in ihren Bürgerpflichten. — Just so verhält es sich auch mit der christlichen Kirche: da gibt es nur das Eine Banner aller, das Kreuz Jesu. Sie ist Eine große Armee, die Sünde zu besiegen; aber wie die Armeen in der Welt, so hat auch sie ihre verschiedenen Zweige, jeder mit seinen eigenen Ueberlieferungen und Methoden, jeder seine Arbeit in seiner Weise verrichtend und doch auch mit den anderen zusammenarbeitend, um die Welt für Christum zu gewinnen; jeder nöthig für einen besonderen Theil der Arbeit; jeder Leute anwerbend, welche die anderen nicht anzuziehen vermochten. Die verschiedenen Kirchen sind nicht feindliche Lager, sich in Waffen einander gegenüberstehend, sondern Bundesgenossen, mehr als Bundesgenossen, Kameraden, welche in der wirksamsten Weise dem Plane Gottes gemäß arbeiten. Nur wenn sie das Werk, welches Gott ihnen zu thun befohlen hat, vergessen und ihre Kräfte verschwenden in gegenseitigen Eifersüchteleien und Kämpfen, bringen sie

Schmach auf Christi Namen und werden sie solchen, die es sehen, ein Aergerniß.“ — So der “Observer”, um die durch das Reformationsfest etwa beunruhigten Gewissen zu beschwichtigen und im Indifferentismus zu befestigen. Diente aber jede der verschiedenen Denominationen, zu welchen ja auch das Papstthum gehört, einem bestimmten, von Gott gewollten Zwecke, so ist damit über Luther und das Werk der Reformation der Stab gebrochen.

F. B.

Die Unirten und das Reformationsfest. Der “Friedensbote“ vom 3. November schreibt: „Die Reformation ist eine solche Großthat unsers Gottes, wie sie einzig dasteht in der Geschichte und nur mit der Befreiung der Kinder Israels aus der babylonischen Gefangenschaft verglichen werden kann.“ „Der Papst, der sich als Christi Stellvertreter aufspielt, ist in der That der Empörer wider Christum.“ „Auf reformirter Seite ist es die Episkopalkirche, in der sich der römische Sauerteig in Lehre und Praxis kundgibt, und auf lutherischer findet man gerade da viel vom Geiste des Papismus, wo man am lautesten auf Luther schwört und nicht müde wird, sich seiner absolut ‘reinen Lehre’ zu rühmen.“ — Die Unirten geben sich, als ob sie die rechten Söhne der Reformation wären und vor andern das Werk Luthers zu würdigen wüßten. Damit stimmt nun aber sehr übel, wenn in derselben Nummer gesagt wird, daß eigentlich gar kein Grund zur Kirchentrennung in der Christenheit vorhanden ist. Der “Friedensbote“ schreibt: „Es gibt nur Eine Wahrheit, die sich aber allerdings in verschiedene Seiten auseinanderlegt. Aber wer eine Seite der Wahrheit zur Hauptsache und zum Grund der Spaltung macht, der sündigt wider die Wahrheit. Die Sonne bricht sich in sieben Farben im Regenbogen. Sie erscheinen uns herrlich, entzündend. Aber sie sind die Sonne nicht, sondern nur Ausstrahlungen derselben. Recht verstanden ist es ein wahres Wort: Es ist der Glaube ein schöner Regenbogen, der zwischen Erd und Himmel aufgezo-gen, ein Trost für alle, doch für jeden Wanderer, je nach der Stelle, da er steht, ein anderer. . . . Es ist ein leidiger Kunstgriff des Teufels, die Christen, die zusammengehören, weil sie im tiefsten Grunde eins sind, durch Kleinigkeiten, Außerslichkeiten, Spitzfindigkeiten auseinanderzureißen.“ Auch behauptet der “Evangelische Katechismus“, erklärt von D. Trion (S. 249), daß alle vorhandenen Kirchengemeinschaften, somit auch die römische, jetzt schon in den Lehrpunkten einig seien, welche der Apostel Eph. 4, 4—6. nennt. Trion schreibt: „Wenngleich wir sehen, daß die Kirche gegenwärtig in Parteien getheilt ist und es viele Kirchengemeinschaften gibt, so glauben wir doch, daß Gott nicht nur einmal aus den vielen Kirchen Eine machen wird, sondern auch, daß alle vorhandenen Gemeinschaften jetzt schon in ihrer Lehre gewisse Punkte haben, in welchen sie alle übereinstimmen. Diese Punkte nennt der Apostel in der Stelle Eph. 4, 4—6. Sie haben alle Einen Herrn, nämlich Christum, den Heiland, den alle bekennen, an den sie glauben, durch den sie selig werden wollen; Einen Glauben, den an Jesum Christum, den Sohn Gottes, an seinen Veröhnungstod, seine Auferstehung und Himmelfahrt; Eine Taufe, denn jede der christlichen Kirchen nimmt ihre Glieder nur durch die Taufe in ihren Verband auf, weil Christus es so geboten hat, auch wird bei allen die Taufe vollzogen im Namen des dreieinigen Gottes; Einen Gott und Vater aller, denn in allen Kirchen wird das heilige Vater-Unser gebetet und darin derselbe Gott als Vater angerufen, der Vater unsers Herrn Jesu Christi und in ihm auch unser Vater. Endlich haben alle einerlei Hoffnung ihres Berufes, nämlich die Hoffnung, durch Jesu Gnade selig zu werden. Aus diesen allen Kirchen gemeinsamen Stücken des Glaubens soll sich einmal unter der Leitung des Heiligen Geistes die äußerliche Einigkeit der Kirche entwickeln, so daß es heißt: Ein Leib und Ein Geist.“ — Die Unirten behaupten also, daß sie jetzt schon mit allen Kirchengemeinschaften, also auch mit der römischen

Kirche, einig sind in den Eph. 4, 4—6. genannten Punkten. Was steht da noch einer sofortigen Union zwischen Papisten und Unirten im Wege? Eine Kirche, die so steht, kann sich der Reformation nicht rühmen, sondern nur schämen, aber auch vice versa.

F. B.

Pierpont Morgan und Union der Christenheit. Von Pierpont Morgan, der in San Francisco insonderheit in der Ehescheidungsfrage eine nicht geringe Rolle gespielt haben soll, wird berichtet, daß er es sich nun zur Aufgabe gemacht habe, die verschiedenen Kirchengemeinschaften zu vereinigen. Das Gladstone nicht habe zu Stande bringen können, werde er, Morgan, durchsetzen. Auf sein Betreiben hin soll denn auch schon ein Schreiben nach Rom gerichtet sein, zu erkunden, welche Concessionen der Papst zu machen bereit sei. Bis zum Zusammentritt der nächsten Conventio[n] der Episcopalen in drei Jahren werde das Vereinigungswerk im besten Gang sein. So berichtet der "Presbyterian". — Mit Geld und Organisations-talent, wovon Pierpont Morgan ja genug besitzt, kann man zwar Papisten, aber keine Christen machen, kann man allerdings in Rom in der Regel alles, in der Kirche aber gar nichts erreichen. Das Wort muß es thun. Das hat Morgan wohl nicht recht bedacht.

F. B.

Protest gegen die Annäherung der Episcopalen. In San Francisco wurde von den Episcopalen auch über die Aenderung ihres Namens verhandelt. In Vorschlag kamen z. B. die Bezeichnungen "The Church in America", "The Holy Catholic Church in the United States" und andere Namen, welche zeigten, daß bei den Episcopalen die Unverschämtheit gleichen Schritt hält mit ihrer Unwissenheit, insonderheit in der Lehre von der Kirche. Gegen diese anglicanischen Annäherungen, die offenbar ihren Grund mehr in dem Naturell der Engländer als in bestimmten theologischen Ueberzeugungen haben, erhebt "The Lutheran" vom 7. November folgenden Protest: „Da wir, wenigstens zu einem gewissen Grade, die evangelisch-lutherische Kirche, die Mutterkirche der Reformation des 16. Jahrhunderts, deren Fürsten 1529 in Speier protestirten, repräsentiren, also die Nachkommen der ursprünglichen Protestanten, welche jetzt den größten protestantischen Körper in der Welt bilden, repräsentiren — so protestiren wir gegen dies arrogante Vorgeben der 'Protestant Episcopal Church', in der viele Prediger und Laien bemüht sind, den protestantischen Namen abzuschütteln. Wir protestiren gegen ihre wiederholten, unverschämten und beleidigenden Ansprüche, daß sie 'die Kirche' sei und daß wir und alle anderen bloß Secten seien. Wir protestiren gegen die beleidigende Weise, in der sie immer von sich selber reden als 'Kirchenleute' (Churchmen).“ — Statt mit Zahlen und Argumenten aus der Arithmetik zu operiren, hätte der "Lutheran" den Episcopalen aus der Schrift klar machen sollen, daß sie die unsichtbare Kirche mit ihrer kümmerlichen sichtbaren Gemeinschaft verwechseln, und daß eine sichtbare Kirche dann zur Secte wird, wenn sie in den Artikeln des Glaubens von Gottes Wort abweicht. Im "Independent" heißt es nun aber von den Episcopalen: "There is no church in America which is more comprehensive than the Episcopal Church, in that it contains within the same religious body men of the most radical differences of views, and most outspoken hostility of opinion with regard to doctrine, discipline, and worship." Immer wieder rühmen sich die stolzen "Churchmen" ihres schrankenlosen Indifferentismus und daß sie Männer wie Briggs zu den Ihrigen zählen dürfen. Damit erklären aber die Episcopalen selber, daß sie vor Gott und der Kirche nur als Secte gelten, und zwar als eine der tiefgefunkensten.

F. B.

Die Episcopalen und Schweden. Auf der Versammlung der Episcopalen in San Francisco wurde behauptet, daß 200,000 Scandinavier im Nordwesten sich

nach Gemeinschaft mit den Episcopalen sehnen. Hierzu bemerkte Dr. Kanseen aus der Augustana-Synode auf dem Concil in Lima: „Was mein Wissen und das Wissen unserer durch ganz America zerstreuten Pastoren betrifft, so ist kein wahres Wort an der Behauptung, welche bei der 'Protestant Episcopal Convention' in San Francisco gemacht wurde, daß es Tausende von Scandinaviern gebe, welche sich darnach sehnen, von den Episcopalen willkommen geheßen zu werden.“ — Thatsache ist jedenfalls, daß die Episcopalen mit gierigen Augen auf die Scandina- vier blicken und es auch an Versuchen, dieselben für sich zu gewinnen, nicht fehlen lassen werden. J. B.

Eine Antrittspredigt, die in mancher Beziehung alles übertrifft, was uns in der hysterischen Predigtliteratur der americanischen Sectenkirchen unserer Zeit zu Gesicht gekommen ist, hielt vor kurzem Rev. John Merritte Driver, D. D. und auch, nota bene, Ph. D., bei Gelegenheit seines Antritts an die Methodistengemeinde zu Red Wing, Minn. Derselbe wählte als Gegenstand seiner Predigt die Verkündung Christi und malte dementsprechend in seiner Einleitung — so berichtete am Montag die Zeitung — „in glühenden Farben die — Pracht des Vaticanus in Rom und die daselbst aufbewahrten Kunstschatze und dankte in diesem Zusammenhang Erzbischof Ireland für die Gefälligkeiten, die letzterer ihm, einem Protestanten, bei Gelegenheit seines Aufenthalts und seiner Studien in der Stadt der Cäsaren und der Apostel (?) erwiesen hatte“. Hierauf schritt der Redner zur Exegese des Textes, und zwar behandelte er zuerst den Ort der Verkündung, indem er feststellte, daß derselbe unbekannt, überhaupt ja von keiner Wichtigkeit sei; sodann die Personen und schließlich die Zeit. Im Anschluß an letzteren Punkt sprach sich P. Driver über Theater und Oper aus, und zwar, so lesen wir, „in weniger engen Ansichten, als dies gewöhnlich von der Predigerschaft geschieht. Nachdem er dem Reiz (charm) der Meister auf der lyrischen und dramatischen Bühne hohe Anerkennung (high tribute) gezollt hatte, sprach er die Ansicht aus, daß der Tag kommen werde, da alle diese gewaltigen Kräfte Gott geheiligt sein und im Wettbewerb mit der Kanzel Lehrer und Erbauer geistlichen Lebens sein werden“. ¹⁾ Hierauf behandelte der neue Seelsorger die Kunst und das Theaterleben (dramatic life) in Europa, besonders in Italien und Deutschland, und „die daraus gezogenen Lehren“. Das Blatt bemerkt hier, daß dieses „etwas Neues und Ungewohntes war von einem Methodist, auf einer methodistischen Kanzel“, aber immerhin, „It was all right, and evoked hearty Amens“. P. Driver hatte „Worte hohen Lobes für die Bewohner Oberammergau und ihr Passionspiel. Aber jeder Versuch, das Passionspiel sonstwo aufzuführen, würde anachronistisch, wenn nicht sogar gotteslästerlich (blasphemous) sein“, wohingegen es uns scheinen will, daß eine jede derartige Antrittspredigt nicht nur eine abscheuliche Verkehrung des Predigtamts, sondern geradezu ein Mißbrauch des Wortes und grobe Gotteslästerung ist, und als solche — im Wettbewerb mit Satanas und dessen Vicar im Vatican — gegen christliche Lehre und Praxis Sturm laufen heißt. Gott gnade der armen Gemeinde, die von ihrem Seelsorger schon in dessen Antrittspredigt solchermaßen statt des Brodes des Lebens Steine und Skorpione vorgefetzt bekommt. Th. Gr.

Das Ziel der Römischen in America ist, die katholische Religion zur Staatsreligion zu erheben. In Voretto, Pa., wurde kürzlich eine katholische Kirche ein-

1) Man vergleiche:

Wagner: Ich hab es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren.

Faust: Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

(Sitzb., Bauft I.)

geweiht, zu der Schwab, Präsident der "United States Steel Corporation", \$175,000 geschenkt hatte. Ireland, Ryan, Phelan und etliche Bischöfe waren zugegen. Laughlin von Philadelphia hielt die Rede, in der er auch sagte: „Es ist ein großer Vortheil, daß wir es in America nicht zu thun haben mit einer Nation, die einst erleuchtet war, aber vom Glauben abgefallen ist. Die americanische Nation hat nie formell die katholische Religion verworfen. Daß die Religion hier noch nie Gegenstand ernster Betrachtung geworden ist, hat seinen Grund in den alles in Anspruch nehmenden Lebensfragen eines jungen und strebsamen Gemeinwesens. Die unvernünftigen Vorurtheile, welche uns bisweilen entgegnetreten und uns unruhigen, haben keinen americanischen Ursprung, sind aber im Lande geblieben als mattes Echo des alten europäischen Kriegesgeschreies. Aber die Zeit ist nicht mehr fern, wann dieses große Volk, das die richtige Lösung so vieler socialen und wissenschaftlichen Fragen gefunden hat, seine Aufmerksamkeit ernstlich dieser wichtigsten aller Fragen zuwenden wird; und wir sind gewiß, daß mit der Hülfe Gottes sein starker 'common sense' es in den Stand setzen wird, das Wahre vom Falschen, das Rechte vom Gefältschten zu unterscheiden, und es seine Ruhestätte an dem mütterlichen Busen der katholischen Kirche finden werde.“ — Um dieses Ziel zu erreichen, bedienen sich die römischen Würdenträger vorläufig noch serviler Schmeicheleien; die Zähne werden sich später zeigen. F. B.

Unionismus der Papisten. Der Bischof von Manila schreibt in dem Hirtenbrief, welchen er nach der Ermordung McKinleys an seine Untergebenen gerichtet hat, unter anderm auch also: „Ihr wißt sehr wohl, geliebte Kinder, daß unsere heilige Mutter, die katholische Kirche, so fest in ihren Lehren und so streng in ihren Regeln der Disciplin und der Gebräuche ist, daß sie niemals nachgibt, auch kein Atom nachgeben kann auf dem Gebiete der Dogmen und der Moral, selbst wenn dadurch die Anmaßungen der gewaltigsten Herrscher sollten verletzt werden. Die katholische Kirche verbietet unbedingt Leichenseiern von religiösem oder öffentlichem Charakter zur Ehre oder zum Vortheil irgend einer Person, die weder in ihrem Leben noch in ihrem Tode ihrem Busen angehört, oder doch kein Verlangen an den Tag gelegt hat, ihr anzugehören.“ „Wir, als Würdenträger dieser heiligen Kirche, können nicht gestatten, daß in öffentlicher und amtlicher Weise religiöse Beerdigungsfeierlichkeiten gehalten werden für Abgeschiedene, wenn sie außerhalb der Kirche gestorben sind. Wir können keinem einzigen Priester die Vollmacht geben, die katholischen Tempel, Kapellen oder Kirchhöfe zu gebrauchen oder heilige Gegenstände des Gottesdienstes in Anwendung zu bringen, oder die Ceremonie und Gebete unsers Sterberituals zu verrichten, oder irgend etwas zu thun, das in Beziehung steht zu der öffentlichen und amtlichen Verrichtung eines katholischen Begräbnisses. Wäre der Präsident der Vereinigten Staaten innerhalb der Kirche gestorben, so würden wir Prälaten mit großer Freude sein Gedächtniß geehrt und die Gunst des Himmels herabgefleht haben mit glänzenden und prunkenden Obsequien in den Kathedralen von Havana, San Juan und Manila.“ — Wie stimmt dies mit der Handlungsweise der römischen Priester in den Vereinigten Staaten, welche sogar mit jüdischen Rabbinern, heidnischen Unitariern und christlichen Protestanten zahlreiche gemeinschaftliche Gottesdienste abgehalten haben zu Ehren McKinleys? Der "Independent", dem wir obiges Citat entnommen, meint, man könne daraus sehen, wie groß der Unterschied sei zwischen dem americanischen Katholicismus und dem ausländischen auf den Philippinen. Bekanntlich ist aber der "Independent" in solchen Dingen blind. Der Erklärungsgrund dieser Erscheinung liegt vielmehr in der Thatfache, daß die americanischen Prälaten ein Interesse hatten, sich liberal und patriotisch zu stellen, der Bischof von Manila aber nicht. Das Princip der römischen Ethik:

„Der Zweck heiligt das Mittel“, und die Geistesreinigkeit der americanischen und ausländischen Katholiken wird durch die verschiedene Handlungsweise in America und auf den Philippinen nicht verletzt, sondern bestätigt. F. B.

Unitarier. Der „Lutheran“ weist darauf hin, daß die Universalisten und Unitarier die geringsten Fortschritte machen, was die Zahl der Glieder anlangt. Das ist ohne Zweifel richtig, wenn wir die Zahlen in den statistischen Tabellen ansehen. Aber ist nicht vielleicht richtig, was kürzlich ein unitarischer Pastor uns gegenüber bemerkte: „Nach den statistischen Tabellen sind wir eine kleine Denomination. Wenn aber alle Unitarier, die sich unter den Congregationalisten, Episcopalen, Presbyterianern, Methodisten und Baptisten finden, sich uns anschließen würden, so wären wir die größte Denomination.“ F. B.

Ueber Vereinigung der Unitarier und Universalisten ist in den vergangenen drei Jahren auf öffentlichen Versammlungen und in den Blättern beider Gemeinschaften viel verhandelt worden. Die „Universalist General Convention“ hat nun auf ihrer Versammlung im October eine Committee ernannt, die mit einer Committee der unitarischen Gemeinschaft eine Commission bilden soll, um die Gründung neuer Gemeinden in Städten, wo Kirchen beider Gemeinschaften nicht erhalten werden können, zu verhindern. In solchen Fällen wollen die Unitarier und Universalisten sich gegenseitig ihre Glieder zuweisen. Zwischen beiden Gemeinschaften fehlt es also nicht etwa an der „Einigkeit im Geiste“, sondern nur noch an organischer Verbindung. McPheeters von St. Louis bestimmte neulich den Unterschied dieser beiden heidnischen Gemeinschaften also: „Universalists believe that God is too good to damn any man, and Unitarians that any man is too good for God to damn.“ F. B.

Gebet der „Christian Scientists“. In New York sprach Hazard, der Präsident der „Christian Science School“ daselbst, folgendes Gebet: „Herr, hilf, daß wir glauben, daß alles, alles Uebel gänzlich unwirklich ist; daß es kindisch (silly) ist, krank zu sein, absurd, unwohl zu sein, gottlos, zu klagen, Atheismus und Verneinung Gottes zu sagen: ‚Ich bin krank.‘ Hilf uns, daß wir, mit unserer Hand in deiner Hand, mit unseren Augen auf dich geheftet, festiglich versichern, daß wir keine Dyspepsie haben, daß wir niemals Dyspepsie hatten, daß wir niemals Dyspepsie haben werden, daß es solch ein Ding gar nicht gibt, daß es nie ein solches Ding gegeben hat, daß es nie ein solches Ding geben werde. Amen.“ — Unter Glauben verstehen die Ebdyisten nicht den göttlichen Glauben, der sich mit beiden Händen hält an ein klares Wort der Schrift und sich mit beiden Füßen stellt auf eine göttliche Verheißung. Auch verstehen sie darunter nicht den menschlichen Glauben in natürlichen Dingen, der sich stützt auf das selbst Erfahrene und Erkannte oder auf das Zeugniß glaubwürdiger Menschen. Glaube ist den Scientists der Wahn, der sich stützt auf die unsinnigen Lügen Ebdys, und das feste Ergreifen der in ihrem kranken Gehirn entstandenen fixen Ideen, das Ergreifen einer unsinnigen menschlichen Einbildung. Und wenn die Scientists, wie oben, beten, so rufen sie Gott an, daß er sie in ihrer gottlosen, wahnwitzigen Idee bestärken und bekräftigen möge. Das ist gottlästerlich. F. B.

Die in den Staatschulen in Cleveland eingeführten religiösen Uebungen betreffend schreibt die reformirte „Kirchenzeitung“: „Es war eine kurze und eitle Freude, welche der Beschluß des Schulrathes der Stadt Cleveland in christlichen Kreisen erregt hatte, daß täglich vor Beginn des Unterrichts eine kurze Andacht gehalten werde und daß dabei das Gebet des Herrn, der 23. Psalm und die zehn Gebote gebraucht werden dürfen. Dieser Beschluß wurde nämlich bereits in der näch-

sten Sitzung in Wiedererwägung gezogen und dann ‚der Einführung der Bibel in die öffentlichen Schulen‘ ein Niegel vorgeschoben. Besonders die Juden hatten gegen die Ausführung eines derartigen Beschlusses protestirt, daneben auch gewisse Kreise der Arbeiterbevölkerung, und diese kurze Agitation hatte genügt, die Glieder des Schulraths einzuschüchtern. Nur 2 stimmten für, dagegen 5 wider Einführung einer derartigen Einrichtung. Die Gründe, welche gegen Abhaltung einer täglichen Andacht in den Schulen vorgebracht wurden, enthielten nichts Neues, schienen auch der Mehrtheit der Behördenglieder in ihrer vorhergehenden Sitzung der Betrachtung nicht werth gewesen zu sein. Der Druck von außen war aber offenbar stark genug, um sie zur Zurücknahme ihres Beschlusses zu bewegen. . . . Belagenswert ist es jedenfalls, daß eine Körperschaft wie die in Rede stehende in Betreff einer so bedeutungsvollen Frage heute so und morgen anders entscheidet. Es fehlt da offenbar an einer festgemurzelten Ueberzeugung oder doch an einer Gesinnungstreue, die an dem einmal als wahr Erkannten festhält, auch wenn es den Juden ein Vergerniß und den Griechen eine Thorheit ist.“ — Den Politikern fehlt es vielfach an rechter Unterscheidung zwischen Staat und Kirche. In der Regel läßt sich aber diese Unklarheit (zumal wenn sie derselben praktische Folgen zu geben suchen) zurückführen auf den verwirrenden Einfluß und das Drängen solcher Prediger und Gemeinschaften, die Kirche und Staat mit einander vermischen. Hört dieser verderbliche Einfluß, der ja selber schon eine Vermischung von Staat und Kirche ist, auf, so findet die gesunde Vernunft, wie Cleveland zeigt, in solchen Fragen in der Regel selbst wieder das Rechte. Die Sache ist eben zu einfach. F. B.

Pastor und Politik. Wie wohl selten zuvor haben sich in den jüngsten Wahlen in New York und Philadelphia Prediger in die Politik gemischt. Mehr als tausend Prediger — so wurde wenigstens berichtet — sollen sich in Schreiben an die Leiter der „Unlon Party“ in Philadelphia gewandt, sich zu derselben bekannt und ihre Dienste angeboten haben. Von vielen Predigern wurden die politischen Fragen auf der Kanzel behandelt, von etlichen — in Philadelphia sowohl wie in New York — wurden „Stumpreden“ gehalten. Von dieser politischen Thätigkeit vieler Pastoren in New York berichtet der „Congregationalist“ vom 9. November also: „Am vorigen Sonntag drängten die meisten protestantischen Prediger ihre Gemeinden, für das ‚Anti-Tammany ticket‘ (Seth Low) zu stimmen, und Pater Ducey war der einzige katholische Priester, der für die Candidatur Shepards eintrat. Dr. Willis, Pastor der Plymouth-Kirche in Brooklyn, hat sich mit Herz und Seele in den Kampf geworfen und nicht nur gegen ‚Tammany‘ gepredigt, sondern ‚Stumpreden‘ gehalten und die Bürger angefeuert, Croker zu schlagen. Mehr als fünfzig protestantische und jüdische Prediger in Brooklyn, unter diesen Lyman, Dewey, Meredith, Ingersoll, McLeod und Willis, hatten einen Appell an alle Wähler, welche ‚Gerechtigkeit lieben und Gottlosigkeit hassen‘, gerichtet, sich Schulter an Schulter gegen ‚Tammany‘ zu stellen.“ Von den Sectenblättern werden natürlich diese Prediger gefeiert als Männer von edlem Muth und als in allen Städten nachzuahmende Vorkämpfer in Kirche und Staat. Auch der „Lutheran Observer“ bemerkt: „Das alles deutet weder hin auf eine Verweltlichung der Kirche noch auf Erniedrigung ihrer hohen Stellung.“ — Wahr ist, daß alles, was Sünde heißt, in das Reich des Predigers fällt. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß Prediger und Gemeinden von dem eigentlichen Zweck, Seelen zu retten, abgeführt werden, wenn sie Politik treiben und sich mit socialen Reformen abgeben. F. B.

Der „christliche Sabbath“. Daß die „Pan-American“ mit einem Deficit von drei Millionen Dollars geschlossen hat, haben viele Sectenblätter als eine göttliche Strafe für die Entheiligung der „christlichen Sabbathruhe“ hingestellt. So

g. B. der "Presbyterian". Ebenso urtheilt die "Lutheran World" von der "Ohio State Fair", welche am Sonntag eröffnet wurde und nun ein Deficit von zehntausend Dollars aufzuweisen hat. "This comes of defying the divine law and Christian sentiment", sagt die "World". — Ein göttliches Gebot der Sonntagsruhe gibt es nicht, und ein non ens kann nicht Ursache des finanziellen Deficits in Buffalo und Ohio sein.

Theologie in „Yale“. In der letzten Hälfte des October hat die Universität Yale ihr zweihundertjähriges Jubiläum gefeiert. Yale wurde 1701 von zehn puritanischen Predigern gegründet. Seinen Namen erhielt es 1717 nach seinem Wohlthäter Elihu Yale in London. Yale zählt jetzt 300 Lehrer und 3000 Studenten. Von den "graduates" leben noch 11,000, von welchen ungefähr 6000 an den Feierlichkeiten Theil nahmen. Wie Harvard, so wurde auch Yale vornehmlich gegründet, um der Kirche zu dienen. Hebräisch und systematische Theologie gehörten zu den wichtigsten Disciplinen. Erst im zweiten Jahrhundert seines Bestehens traten Griechisch und Latein und humanistische Cultur in den Vordergrund. Freilich gibt es immer noch, wie in Harvard, so auch in Yale eine theologische Abtheilung. Welcher Art aber die Theologie in Yale ist, geht aus der Rede hervor, die Rev. George Park Fisher, Professor der Kirchengeschichte und Decan der "Yale Divinity School", am ersten Nachmittage der Festlichkeiten hielt. Fisher sagte: „Was die Theologie dieser Universität in den letzten vierzig oder fünfzig Jahren betrifft, so ist die Periode zu kurz, um hier ausführlich besprochen zu werden. In allen erleuchteten Ländern ist dies eine Periode, in der sich das Denken und Forschen concentrirt hat auf die historischen Grundlagen des Christenthums, insonderheit das Leben, die Person und das Werk Christi. Sie hat eine neue Epoche der biblischen Kritik herbeigeführt, welche eine abermalige Untersuchung der qualvollen Frage, den Sitz der Autorität betreffend, nöthig macht, mit besondrer Berücksichtigung der Inspiration und Autorität der Bibel. Dazu hat der Stand der neuen Philosophie und die neuen Lehren und Theorien der Naturwissenschaften eine Reconstruction der Grundlagen des Theismus verursacht. Sie haben neue Befestigungswerke der Citadelle jedes religiösen Glaubens nöthig gemacht. . . . Was die Fragen der höheren Kritik betrifft, so kann man wenigstens so viel behaupten, daß Yale sie nicht umgangen und das Haupt nicht wie der Vogel Strauß im Sande versteckt hat. Im Ganzen wage ich die Behauptung, daß gewöhnlich das Streben Yales, wie in allen früheren Perioden ihrer akademischen Geschichte, dahin ging, eine echte Liberalität zu verbinden mit weisem und haltbarem Conservatismus (to unite a genuine liberality with a wise and tenable conservatism).“ — In Yale wie in Harvard herrscht die modernste Theologie, welche 1. die Wunder leugnet und somit als ihren Gegenstand und Inhalt nur natürliche Wahrheiten duldet, 2. die inspirirte Offenbarung im Worte der Schrift leugnet und nur Thatfachen als Quelle der Erkenntniß gelten läßt, 3. nicht die in dem Worte der Schrift von Gott selbst uns vorgelegten Lehren glauben, sondern mit der Vernunft die Lehren selbst gewinnen, ableiten, bilden und fortbilden will, 4. die alte Methode: oratio, meditatio und tentatio, beseitigt und die Methoden der Wissenschaften und der Philosophie: Induction, Deduction und Hypothese, an ihre Stelle setzt und endlich 5. nicht etwa Sünder zu retten und selig zu machen bezweckt, sondern das „wissenschaftliche Bedürfniß“ befriedigen will. Yale und Harvard vertreten ursprünglich den Calvinismus, zu dem sich der extreme moderne Rationalismus Yales verhält wie die Blüthe zur reifen Frucht.

Yale und Erzbischof Ireland. Bei der Feier in Yale erhielt auch John Ireland, Erzbischof von St. Paul, den Titel "LL. D." Präsident Hadley überreichte

ihm das Diplom mit folgenden Worten: "In recognition of that disinterested breadth of vision and that understanding of the possibilities of liberty which reflects the spirit of a Hildebrand." — Daß John Ireland ein schlauer "LL. D." ist, bezweifelt wohl niemand. Daß aber der Präsident des puritanischen Yale Ireland als den Vorkämpfer der Freiheit rühmt und dem „Geist Hildebrands“ seine Bewunderung zollt, zeugt von unwürdigem Phrasenthum oder von grober Unwissenheit und Blindheit in Yale.

II. Ausland.

Bayerische Generalsynode und moderne Theologie. Die Generalsynode der bayerischen evangelisch-lutherischen Landeskirche war vom 11. bis 27. September in Ansbach versammelt. Der „Freimund“ beklagt an dieser Versammlung den „Mangel an kirchlicher Initiative, an Drang und Wagemuth, auf entschieden lutherischer Grundlage fortzubauen“. Besonders sei dies hervorgetreten in den Aussprachen und Berathungen über Harnacks Schrift: „Wesen des Christenthums“. Von neun Diöcesansynoden waren Anträge gestellt worden, die auf einen Protest gegen Harnack abzielten. Die Synode habe sich aber mit der Erklärung zufrieden gegeben, daß sie nach wie vor auf dem Grunde der heiligen Schrift und des Bekenntnisses unserer theuren evangelisch-lutherischen Kirche stehe und auf diesem Grunde mit Gottes Hülfe allezeit zu verharren gedenke. Daß es zu keinem Protest gegen Harnack kam, habe seinen Grund gehabt in der Befürchtung, daß eine nicht geringe Minorität in der Synode eine derartige Kundgebung gegen Harnack offen bekämpfen würde. Der „Freimund“ schreibt: „Daß die nun beendete Generalsynode eine klare und offene Stellungnahme gegen die moderne Theologie mit dieser allgemein gehaltenen Erklärung umging, ist zu bedauern. Die Posaune hätte hier einen deutlichen Ton geben sollen durch Bekämpfung der schrift- und bekennnißwidrigen Irrlehre, die auch in unsere Landeskirche eindringt. Wer mit dem lutherischen Bekenntniß Ernst macht, muß auch die Verwerfung der Gegenlehre, die in den Bekenntnißschriften ausdrücklich und namentlich geübt ist, aufnehmen. Es wäre eine That gewesen, wenn die Vertretung der bayerischen lutherischen Landeskirche vor aller Welt ein entschiedenes Zeugniß gegen die Theologie des Abfalles abgelegt hätte, unbekümmert darum, ob dies Zeugniß als ein Kezengericht verlästert worden wäre. Ein Berichterstatter meint zwar, es sei diese Angelegenheit in würdiger Weise zu einem befriedigenden Ziel geführt worden, die bei ungeschicktem Angreifen einen großen Riß in die Synode und in die Landeskirche hätte bringen können. Wir können nicht glauben, daß in der Generalsynode eine erhebliche Minderheit eine Erklärung gegen Harnack grundsätzlich bekämpft oder gar sich für die moderne Theologie erklärt hätte. Aber ein offener Kampf ist besser als ein fauler Friede. Wenn nicht ernstlich Lehrzucht geübt wird, so dringt das Gift der Irrlehre immer weiter, und der Kirchenkörper wird allmählich ganz unfähig, dagegen zu reagieren. Es ist nicht genug, wenn bloß dann eingeschritten wird, wenn etwa ein Pfarrer sich offen gegen christliche Grundlehren erklärt und damit den Stuhl selber vor die Thür setzt, ähnlich wie der Fall Weingart. Es ist nöthig, daß die Irrlehre, auch wo sie vorsichtiger und gemäßigter auftritt, entlarvt wird, und daß ihren Winkelzügen unerbittlich nachgegangen wird, ähnlich wie einst der Präsident von Roth den alten Rationalismus aus dem Busch heraustrieb, und wie die Väter unserer Kirche, die das Bekenntniß aufstellten, gegen falsche Lehren zeugten und handelten.“ — Entschiedene Annahme einer Wahrheit gibt es nicht ohne entschiedene Verwerfung der entsprechenden Irrlehre. Und wer von letzterer nichts wissen will, sollte sich nicht beschweren, wenn erstere in Frage gezogen wird. Auch ist es ein überaus trauriger

Anblick, wenn christliche Prediger schwanken und mit dem Bekenntniß zurückhalten, weil sie die Entschlossenheit der Irrlehrer fürchten! Das sieht aus wie feige Flucht vor dem Angriff. J. B.

Harnack steht nicht allein. In einem Artikel über das Buch P. Wernle's: „Die Anfänge unserer Religion“, sagt die „A. E. Z.“: „Die Welt ist gegenwärtig so voll von Harnack's ‚Wesen des Christenthums‘, im kirchlichen Lager ist die Unterstützung darüber so groß und so allgemein, daß man für andere Kundgebungen des gleichen grundstürzenden Geistes fast kein Auge mehr hat. Und doch steht Harnack keineswegs allein, und nicht etwa nur Unbedeutende, sondern Begabte und mit glänzender Rede Wohlvertraute stehen ihm zur Seite. Und es sind gleichfalls Theologen, Männer mit der Heranbildung der Diener der Kirche beauftragt, die mit vollen Posaunen verkündigen, daß Jesus Christus nicht unser Herr und Gott sei, wie die gesammte Kirche auf Erden seit den Tagen der Apostel geglaubt hat, daß das Christenthum nicht auf einer übernatürlichen Offenbarung aus jener Welt, die kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, beruhe, daß wir im Irrthum sind, zu den Füßen der Apostel zu sitzen und sie als Führer zum ewigen Leben zu gebrauchen. Wir sagen nicht, daß alle diese Zerstörer des alten Christenglaubens in äußerlichem Connet stehen, daß sie etwa alle Schüler oder Trabanten Harnack's wären. Dazu ist schon der äußerliche Unterschied zu groß. Harnack ist und bleibt der feine, kluge Forscher, der nicht ohne Noth die gläubige Gemeinde vor den Kopf stößt, sondern immer so viel Schönes und Frommes zu sagen weiß, daß auch gläubige Laien sich von ihm einnehmen ließen; nicht als ob er täuschen wollte, sondern es ist in der That in den Kranz seiner religiösen Anschauungen manche Blume des Christenthums eingeflochten. Im Gegensatz zu ihm gehen andere scharfer und derber vor und reißen mit kräftiger Hand die alten Mauern ein und zeigen uns den wüsten Haufen der Ruinen.“ — Zu diesen offenen Feinden des Christenthums gehört auch Wernle, Professor an der Universität in Basel, der in dem genannten Buche J. B. also schreibt: „Das Christenthum entstand dadurch, daß ein Laie, Jesus von Nazareth, mit einem mehr als prophetischen Selbstbewußtsein auftrat und Menschen so an sich fesselte, daß sie über seinen schmachvollen Tod hinaus für ihn zu leben und zu sterben im Stande waren. Jesus hat neue Worte geprägt, neue Gedanken in die Welt hinausgeworfen; aber einzig seine Person gab diesen Worten und Gedanken die Siegeskraft, mit der sie die Welt umgestalteten. Männer machen die Geschichte und prägen den großen geistigen Bewegungen ihren persönlichen Charakter auf.“ — Wie schmachvoll ist doch die Knechtschaft einer Kirche, die sich mit Protesten begnügt, wenn ihren künftigen Dienern von Professoren wie Harnack und Wernle der größte Unglaube eingimpft wird! J. B.

Die freireligiösen Gemeinden hielten vom 13. bis 16. Juni ihre Bundesversammlung ab in Rüdeshcim. Ihr Blatt ist die Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort“, welches eintreten will „für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens“. In demselben sollen „hervorragende Gelehrte und Staatsmänner Afriens, und zwar sowohl des islamischen als auch des brahminischen und buddhistischen Kulturkreises ihre Weltanschauung vertreten“. Die freireligiösen Gemeinden sind — wie die „E. Z.“ nach dem „Freien Wort“ berichtet — entstanden durch Vereinigung der durch den Trierer Kod von der römischen Kirche zurückgestoßenen Deutschkatholiken und der „in Folge der in der protestantischen Kirche vielfach geübten Gewissensbedrückung“ von dieser Kirche abgesprengten freien evangelischen Gemeinden, welche bestanden „aus überzeugungstreuen Anhängern des protestantischen Princips der Gewissensfreiheit“. Und daß sie, an diesem Princip festhaltend, alle geplanten „Programme“ oder „Grundsätze“ abgelehnt haben und nur „die An-

erkennung des Rechts der Persönlichkeit auf religiöse Freiheit“ fordern „der Autorität der Kirche gegenüber“, darin „besteht ihre Bedeutung für die Gegenwart“. Sie sind „Pflegestätten der Freiheit und Wahrhaftigkeit auf dem Gebiet des religiösen Lebens“ und „die Vorposten in dem in Zukunft unausbleiblichen Kampf zwischen Autorität und Freiheit, zwischen erzwungener Heuchelei und Wahrhaftigkeit“. — Was sie in ihrer Entwicklung seiner Zeit hemmte, lag außerhalb, es war der „reactionäre Sturm der 50er Jahre“; und wenn sie heute noch schwer zur Geltung kommen, so liegt das auch nicht an ihnen, sondern einerseits an der „Unterwürfung der geistigen Befreiung des Volks“ auf Seiten der Arbeiter, und andererseits an der „Furcht vor der geistigen Befreiung des Volks“ auf Seiten der besser Situirten, wodurch „die Religion zu einem Werkzeug im wirtschaftlichen und politischen Kampf erniedrigt ist und auf religiösem Gebiet die Unwahrhaftigkeit und Heuchelei salonfähig geworden sind“.

F. B.

„Der Heide.“ So nennt sich eine neue in Deutschland erscheinende Wochenschrift. Das Blatt möchte gerne die christliche Religion aufheben und das Volk zum Heidenthum zurückführen, weshalb es auch den Nebentitel: „Blätter für religiöse Renaissance“ führt. Gleich in der ersten Nummer sagt „Der Heide“ in einem Artikel: „Vestigia Christi“, vom Christenthum: „Wann endlich, schrecklicher Wahn, wird die Zeit dich vernichten? Wann wird deine letzte Spur verwischt sein von dem wieder heiteren Antlitz der Erde? Wann wird in einem reineren Glauben die Menschheit wieder sich einen, der Erde und dem Leben dienend, ungeschreckt von den graufigen Zeichen der gespenstischen Macht, die zwei Jahrtausende schon die Wahrheit gefälscht, das Schöne befudelt, das Leben beseindet?“ Besonders darüber beklagt sich das Blatt, daß das Christenthum der „freien Liebe“ ein Ende gemacht habe. Die „N. C. L. R.“ bemerkt: „Das ganze Unternehmen erweckt mehr pathologisches als culturelles Interesse. Wir wären versucht, das Erscheinen des ‚Heiden‘ unter die ernststen Zeichen der Zeit zu zählen, wenn er mehr Geist verriethe. So aber registriren wir es bloß als das Curiosum eines nicht normalen Kopfes.“ — „Der Heide“ ist insofern ein Zeichen der Zeit, als er verräth, was man mitten in der sogenannten Christenheit dem Volk zu bieten wagt.

F. B.

Katholicismus und Protestantismus. Die „Kölnische Volkszeitung“ schreibt: „Orthodoxe wie liberale protestantische Theologen urtheilen über den Katholicismus in all und jeder Beziehung kaum anders mehr als mit fanatischem Hass und absolut absprechend; darum hat es auch ein so ungemeines Aufsehen erregt, als Harnack, der hervorragendste der liberalen protestantischen Theologen, neulich den Versuch einer unbefangeneren Beurtheilung machte. Im Allgemeinen aber — das muß man festhalten — ist die Stimmung in der protestantischen Theologenwelt gegen die katholische Kirche eine so feindselige, wie sie seit dem 16. Jahrhundert zu keiner Zeit mehr gewesen ist. Die Ursache liegt in dem inneren Verfall des protestantischen Kirchenthums, der auch alles früher Dagewesene übertrifft und in den ‚sterbenden Fächern‘ den Gedanken erweckt hat, es einmal wieder mit dem alten lutherischen Recept, dem ‚Deus vos impleat odio Papae‘ zu versuchen. Das ist die ultima ratio; ‚wenn das nicht hilft, hilft gar nichts mehr‘, denkt der Evangelische Bund.“ — Die „Köl. Blz.“ ist offenbar ein schlechter Beobachter der Thatsachen. Diese weisen nämlich unverkennbar auf eine in allen Ländern beständig zunehmende Gleichgültigkeit der Protestanten gegen das Papstthum hin. Von dem heiligen Haß und göttlichen Zorn, der Luther bis an seinen Tod erfüllte wider das Lügengewebe des Antichrists, spürt man jetzt selbst bei Lutheranern wenig genug. Gibt es doch Lutheraner, welche es nicht vertragen können, wenn man das Papstthum als das Antichristenthum bezeichnet. Je verzagter und kleinlauter aber die Protestanten

werden, desto unverfämter und ausgelassener geberdet sich Rom. Die „A. E. L. R.“ führt hierfür folgende Proben an: „Müssen wir denn erst sagen, daß es die katholische Kirche ist, die gerade in den letzten Jahren mit besonderer Brutalität gegen alles protestantische Wesen zu Felde zieht? Ihre Priester beschimpfen die protestantische Taufe, indem sie bei Uebertritten von Kindern die Wiedertaufe verlangen. Ihre Bischöfe beschimpfen die eheliche Segnung der Protestanten und erkennen ein evangelisch getrautes Paar nicht an. Ihre Mönche und Nonnen haben Auftrag, sterbenden Protestanten den letzten Sterbetrost zu versagen, den sie von einem evangelischen Seelsorger empfangen möchten. Protestantischen Städten nöthigt man die Fronleichnamsprozession auf, die officiell als feindselige Demonstration gegen die „Ketz“ eingesezt ist. Ja, das oberste Haupt der römischen Kirche, der Pabst in Rom, nennt den Protestantismus ein Gift und vergleicht die evangelischen Schulen und Kirchen mit Häusern der Schande. Wir gehen nicht auf die zahllosen einzelnen Kränkungen der Protestanten durch die Katholiken ein, wie die Verweigerung der Kirchengloden bei protestantischen Begräbnissen, die Nahrung des confessionellen Hasses schon im Jugendunterrichte zc. Das sind Einzelheiten, und man könnte die Schuld hierfür auf die einzelnen Priester schieben. Aber jene anderen Kränkungen sind allgemeiner Art und werden vom gesammten deutschen Katholicismus gebilligt und vertheidigt. Damit ist aber die tiefe Kluft geschaffen, welche kaum ein Friedenswort herüber- oder hinüberkommen läßt. Wir Protestanten werden heute von den Katholiken fast den Heiden gleich geachtet, wie die Behandlung der evangelischen Taufe zeigt; und jene grausamen Grundsätze gegen evangelische Kranke unter katholischen Krankenpflegerinnen werden wir nie vergessen.“ — Selbst aus dieser Anklage geht hervor, daß die Protestanten nur mit halbem Herzen wider Rom kämpfen.

F. B.

Dr. Abraham Kuyper, Gründer einer freien Kirche und einer freikirchlichen Universität in Holland, ist durch die letzten Wahlen an die Spitze der Regierung gestellt worden. Kuyper war der Reihe nach Pfarrer in Breesst, Utrecht und Amsterdam. Später redigirte er politische und religiöse Zeitungen. An der von ihm in Amsterdam gegründeten freien Universität war er seit 1879 Rector und theologischer Lehrer. Im Jahre 1887 gründete er die holländische Freikirche. Er wurde der anerkannte Führer der strengen Calvinisten. Kuyper will die Rechte der Familienväter, Gemeinden und Provinzen auf Kosten des Staates erweitern und den freien Schulen die Gleichberechtigung mit den staatlichen erkämpfen. Seit 1848 waren die liberalen Demokraten am Ruder. Kuypers Partei, die antirevolutionäre genannt, hat den Kampf gegen den kirchlichen Liberalismus auf ihre Fahne geschrieben. Man hat ihm vorgeworfen, daß er den Sieg des strengen Calvinismus durch eine unwürdige Allianz mit der römisch-katholischen Partei erkämpft habe.

F. B.

The United Congregational Church. Dr. Parker von London hat sich das Ziel gesetzt, die Gemeinden der Congregationalisten in England und Wales, welche bisher grundsätzlich ohne synodale Organisation waren, zu vereinigen als „United Congregational Church“. Den letzten Berichten zufolge scheint er damit auch auf bestem Wege zu sein. Parkers Vorschläge zielen besonders dahin, daß alle Anstalten unter Eine centrale Leitung gestellt und die Prediger beaufichtigt und geistlich und leiblich unterstützt werden. Der „Congregationalist“ meint, daß die amerikanischen Congregationalisten den anglicanischen doch weit voraus seien „in der Lösung des Problems der Vereinigung selbstregierender Gemeinden zu einem repräsentativ regierten Körper“. Von dem Probleme selber sagt er: „Es kann nur gelöst werden dadurch, daß die Ortsgemeinde freiwillig Verzicht leistet auf ein gewisses Maß von Unabhängigkeit, welches aber jederzeit zurückgenommen werden kann. . . .“

Für Gemeinden mit unseren Ansichten von Unabhängigkeit ist es schwierig, sich diesen neuen Methoden anzubequemen.“ — Daß eine organische Verbindung von Gemeinden nur so zu Stande kommen könne, daß jede einzelne Gemeinde auf gewisse Rechte und Freiheiten verzichte, ist falsch. In der Missouri-Synode sind nun schon länger als fünfzig Jahre Hunderte von Gemeinden vereinigt, ohne daß irgend eine Gemeinde ihre Rechte in Mitteldingen abgetreten hätte. Die Synode ist ein beratender Körper und verlangt für ihre Beschlüsse keinen Gehorsam, auch nicht in der Weise, daß sie, wie z. B. die Synode von Pennsylvania, ihren Gemeinden und Predigern die Alternative stellt: Gehorchen oder austreten! F. B.

Rückgang der anglicanischen Kirche in England. Farrar, Decan von Canterbury, legte vor Kurzem die Erklärung ab: die anglicanische Kirche müsse wesentliche Reformen einführen, wenn sie die Massen des englischen Volkes nicht ganz verlieren wolle. Ceremonien, Rituale und theologische Spitzfindigkeiten müßten beseitigt und den Formen der Staatsreligion ein lebendiger Geist eingehaucht werden. Die Arbeiter wendeten sich in Schaaren von der Kirche ab. Weniger als 5 Procent besuchten die Staatskirche. Das „Book of Common Prayer“ ziehe das Volk nicht mehr an. Die Sprache desselben sei zwar würdevoll und schön, aber nicht die Sprache des Volks. Die Gottesdienste seien den Armen viel zu lang und ermüdend. Schenke und Spielhölle werde höher geschätzt als das Heiligthum. Solle dies anders werden, so müsse sich die Kirche bald zur That aufraffen zc. — Wollte und könnte Farrar der Sache auf den Grund gehen, so würde er finden, daß nicht mehr Buße und Vergebung der Sünden gepredigt wird, wie das geschehen sollte, und daß dies der Grundschaden in der anglicanischen Kirche ist. F. B.

Christliche Mission im Sudan. England erlaubt im Sudan keine christliche Mission. Ein Muhammedaner kann seine Ansichten Christen vorlegen, der Christ aber muß von seinem Glauben schweigen, wenn Muhammedaner gegenwärtig sind. Alle Proteste gegen diese Stellung der Regierung waren bisher vergeblich. Der Titel Eduards VII.: „Defensor fidel“, den das englische Parlament mit 188 gegen 60 Stimmen beizubehalten beschloß, bedeutet also im Sudan so viel als „Verteidiger des Muhammedanismus“. F. B.

Undogmatisches Christenthum. Die Behauptung, daß es bei der Frage: „Wie werde ich selig?“ gar nicht darauf ankomme, was man glaube, sondern immer nur, was man thue und wie man lebe, nennt man jetzt „undogmatisches Christenthum“. Im Auge hat man dabei insonderheit die Lehren von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi und der stellvertretenden Genugthuung Christi. Die Vertreter des „undogmatischen Christenthums“ stellen sich zwar, als ob sie überhaupt von Lehren nichts wissen wollen, während sie doch thatsächlich an die Stelle der christlichen Dogmen Lügen des Teufels, Sata n s l e h r e n, setzen. Auffallend ist es, welche Anstrengungen hüben wie drüben gemacht werden, um den alten Rationalismus in diesem Kleide des „undogmatischen Christenthums“ unter dem Volke zu verbreiten durch populäre Artikel, Schriften und Erzählungen. So erschien vor Kurzem in Bremen eine Sammlung von „Kinder- und Jugendpredigten“ unter dem Titel „Junger Glaube“. Der Herausgeber, R. Emde, will in diesen Predigten zeigen, wie das „undogmatische“, das heißt, das christuslose Christenthum der Jugend nahe gebracht werden müsse. Emde schreibt: „Wir wollen vor der größeren Oeffentlichkeit Rechenschaft darüber ablegen, wie undogmatisches Christenthum in unserer Zeit von der Kanzel aus jungen Herzen nahe gebracht wird. Endlich hoffen wir, daß das Büchlein zum Fest-, bezw. als Confirmationsgeschenk sich als geeignet erweisen und den einen oder anderen auch noch eine Strecke auf dem gefährvollen

Wege durch die Jugend beratend begleiten möge.“ Die „E. R. Z.“ sagt von diesen Reden: „Was eine christliche Predigt von den Reden eines frommen Rabbiners oder eines edleren Heiden unterscheiden soll, das fehlt.“ F. B.

Wie wird der Schein der Weisheit in den heidnischen Religionen überwunden? Das Leipziger „Missionsblatt“ berichtet: „Sehr betrübend ist die Kunde aus Indien, daß die dortigen Anhänger der Theosophie immer wieder Engländer und Amerikaner dazu verleiten, zum Aergerniß aller Christen und zur großen Freude der Heiden offen ihre Hinneigung zum Hinduismus, hinter dessen götzendienerischen Gebräuchen sie eine große Weisheit vermuten, kund zu thun. Eine indische Zeitung berichtet: „Bei einer jüngst abgehaltenen Versammlung der Theosophen in Benares sahen indische Studenten das erbauliche Schauspiel, wie eine Gesellschaft von den zu dieser Versammlung Abgeordneten aus Australien und Europa ihre Füße entblößten, das Gangeswasser einschlürften und der heiligen Fluggöttin das übliche „Puja“ (Opfer) darbrachten.“ Frau Besant, jetzt die Seele dieser theosophischen Vereinigung, hat durch ihre Vorträge in den Städten Indiens viele Hindus für ihren Plan, in Benares ein neues Hindu-Central-College zu gründen, gewonnen und zur Fundirung desselben von den Rabhas u. a. reiche Spenden erlangt. In diesem College wird den heidnischen Jünglingen Religionsunterricht nach den alten indischen Religionschriften erteilt und der Versuch gemacht, die europäische Wissenschaft mit der indischen Religion zu verschmelzen. Der alte fadenscheinige Rock der Hindureligion soll also mit den neuen Lappen einer englischen Schulbildung geflickt werden. Mag dieser Versuch auch eine Zeitlang die Menge der Hindus täuschen, uns kann der Ausgang dieser unnatürlichen Verbindung nicht fraglich sein.“ Man kann die Verbindung zwischen „europäischer Wissenschaft“ und Hinduismus kaum „unnatürlich“ nennen. Beide sind von demselben Kaliber. Auch die „europäische Wissenschaft“, insofern sie die christliche Religion corrigiren will, leidet an eingebildeter Weisheit. Sie ist mit dem Hinduismus und allen falschen Religionen principieel eins, nämlich darin eins, daß die Menschen mit eigenen Gedanken, Speculationen und Werken zu Gott kommen können. Dieser Betrug hört nur dann auf, nur dann verlieren alle heidnischen Religionen für einen Menschen den Schein der Weisheit, wenn er Christus, den einigen Heiland der Menschen, erkannt hat. Die Erkenntniß Christi ist die einzige Weisheit in religiösen Dingen, wie der Apostel Paulus sonderlich Col. 2, 8—23. und 1 Cor. 1 und 2 ausführt. In wem dieses Licht nicht ist, der kann je nach den Umständen Jude, Türke, Buddhist, Papist oder irgend etwas werden. F. P.

Die Großloge der Freimaurer in Deutschland ist in die Brüche gegangen. Die drei alten preussischen Großlogen in Berlin haben die Verbindung mit der Großloge in Hamburg abgebrochen. Mit der Hamburger halten es die Großlogen in Bayreuth und Frankfurt. Es soll sich in dem Streite um die Principien der Freimaurer gehandelt haben. Die Logen in Berlin wollen nämlich in Zukunft nur solche Glieder aufnehmen, die getauft sind und einer christlichen Gemeinschaft angehören. Der Zweck ist aber dabei nicht etwa der, christlichgesinnte Logenglieder zu gewinnen, sondern die Juden durch ein wirksames Mittel von den Logen, zu denen sie sich in Schaaren drängten, auszuschließen. Also nicht um einen eigentlichen Principienkampf handelt es sich, sondern um einen gemeinen Rassenkampf. Die Religion der Juden ist den Freimaurern schon recht, aber nicht die Juden selber. Die Freimaurer in Hamburg, wo wahrscheinlich die Juden schon die erste Violine spielen, schreien nun über „religiöse Unduldsamkeit“. F. B.

Lehre und Wehre.

Jahrgang 47.

December 1901.

No. 12.

Das Wesen des Christenthums nach Professor Harnack.

(Schluß.)

Wir theilen schließlich noch einige deutschländische Aussprachen über Harnacks „Wesen des Christenthums“ mit. Wir stellen die Aussprachen in drei Gruppen zusammen.

Zunächst die Bemerkungen solcher Leute, die auch äußerlich mit der Kirche und dem Christenthum gänzlich gebrochen haben. Diese überschütteten Harnack mit Spott und Hohn, weil Harnack sich noch als Christ und als ein Vertreter der Kirche und der kirchlichen Wissenschaft aufspielt. Und man muß sagen: Harnack gegenüber haben diese ausgesprochenen Ungläubigen recht. Eduard von Hartmann urtheilt von Harnacks Verfahren: Harnack „nimmt aus der Weltanschauung Jesu nur einen Bruchtheil heraus, der ihm auch für unsere Zeit noch zu passen scheint, und läßt den Rest stillschweigend bei Seite“. Harnack drückt das „Wesen des Christenthums“ auf ein paar „dumme, dürftige und banale Trivialitäten“ herab. Daß er dennoch „mit aufrichtiger Gefühlswärme“ vom Christenthum spreche, komme daher, daß seine frühere religiöse Erziehung „ihn an intensive Gefühlsreactionen auf einem weit positiveren religiösen Gehalt gewöhnt hat“. Ein gewisser Franz Mehring (Socialdemokrat?) verspottet Harnack wegen der Behauptung, daß die neuere wissenschaftliche Evangelienkritik die Kritik von Strauß und Bauer überwunden habe. Bei Strauß und Bauer finde sich mehr Klarheit und Folgerichtigkeit als bei Harnack. Letzterer führe einen „Eiertanz“ auf. Er „baut sich nach seinen subjectiven Gelüsten eine Dogmatik und Ethik aus Jesu Reden auf, wie von jeher Tausende und Abertausende von Theologen und Nichttheologen je nach ihren subjectiven Gelüsten gethan haben“. Harnack macht aus dem Evangelium „das Evangelium eines modischen Socialliberalismus, der an Verwaschenheit ungefähr auf gleicher Linie mit dem Nationalliberalismus rangirt“. Harnacks Ausführungen sind ein „Gerede, wo jeder Satz den vorhergehenden aufißt, um dann von dem nachfolgenden Satz aufgeessen zu werden“. Aber Mehring

will es der Kritik Harnacks doch nicht als „mildernden Umstand“ anrechnen, daß sie sich gleich selbst abthut. Harnacks Gebaren sei ein zu verächtliches. „Was ein Orthodoxer, der den Glauben an seinen Buchstaben noch hat und ihn mit heiligem Eifer verfißt, noch sein kann, nämlich ein Gegenstand des Respects, das kann eine Evangelienkritik nicht sein, die auf dem letzten theologischen Winkel, den Strauß offen gelassen hat, mit echt theologischen Winkelzügen gegen Bruno Bauer kämpft und dabei laut prahlt, sowohl Strauß wie Bauer überwunden zu haben. Inzwischen findet sich ein groß Publicum.“

Volle sachliche Zustimmung und zum Theil begeisterte Lobpreisung findet Harnack bei „Freireligiösen“, „Protestanten“, Ritschlianern zc. Die Ausstellungen, welche man in Bezug auf Einzelheiten macht, betreffen Nebensächliches. Der „freireligiöse Prediger“ Georg Schneider äußert sich im „Freien Wort“ über Harnacks Wesen des Christenthums also: „Mit diesem Zugeständniß aus dem liberalen Lager des Protestantismus darf man sich immerhin zufrieden geben. Sie bezeugen, daß der kirchliche Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Gott vor den Augen der Wissenschaft (!) „abgewirthschafet hat, und daß der Mensch Jesus mit seiner Verkündigung des Himmelreichs auf Erden, das auf Herzensreinheit und Gesinnungstüchtigkeit gegründet ist, wieder zu Ehren kommen und die Zeit anheben soll, wo sittlich edles Menschenthum mit Christenthum, ja, mit Religion überhaupt sich decken werden. Möge diese Religion nicht nur unserm, sondern allen Völkern und dauernd erhalten bleiben! Harnacks Verdienste darum sollen unvergessen sein.“ Man merkt, Schneider ist ordentlich feierlich zu Muthe. Er sieht in Harnack die Sonne des alten Rationalismus wieder aufgehen. Dietrich Graue gesteht im „Deutschen Protestantenblatt“ zu, daß Harnack im Grunde nichts aus der Geschichte, sondern alles aus sich selbst genommen hat. Aber gerade das gefällt Graue. Das sei das Privilegium der „auserlesenen Geister“. Er sagt in Bezug auf Harnack: „Es sind eben nur auserlesene Geister, die die Geschichte und ihr eigenes Dasein so intensiv erleben, daß sie aus der Geschichte genommen zu haben glauben, was sie an ihr hatten, was die Geschichte in ihnen nur entband. Sie schöpften es vielmehr aus den Tiefen ihrer Seele.“ Graue nennt daher das Resultat der Harnackschen „Entbindung“ ein allgemein menschliches „Glaubensbekenntniß“, das Glaubensbekenntniß des freien „Protestantismus“. In der „Christlichen Welt“ meinte jemand: „Wenn unsere Kirche wäre, was sie sein sollte“ (nach der Meinung der Ritschlianer), „so müßte sie ein einziges großes Dankwort an Harnack auf den Lippen haben. Was thut er seiner Kirche für einen Dienst! Denn wirkt er auch nur als Historiker, so wird sein ganzes Werk vom ersten bis zum letzten Wort eine starke, wirkungsvolle Apologie des Christenthums.“ Es ist daher ganz berechtigt, wenn die „Evangelische Kirchenzeitung“ den Ritschlianern vorhielt, sie machten Harnacks sechzehn

Vorlesungen zum „kanonischen Buch“ der Ritschlschen Partei. Um die Bibel, deren Autorität sie abgethan hätten, könnten sie sich nicht sammeln, so sammelten sie sich um das Harnack'sche Jch.

Näher geht uns an und interessanter ist für uns, wie die sogenannten „positiven“ Kreise sich zu den Harnack'schen Vorlesungen gestellt haben. Und da heben wir zunächst hervor, wie Harnack's offene Verleugnung aller Grundwahrheiten des Christenthums mehr oder minder deutliche Bekenntnisse zu dem Heil in Christo veranlaßt hat. Die „Allgemeine Ev.-Luth. Kirchenzeitung“ schrieb unter dem 26. October 1900 u. a. Folgendes über Harnack's „Wesen des Christenthums“: „Es ist jedenfalls ein völlig anderes als das der Gemeinde Christi zu allen Zeiten und an allen Orten, nicht bloß eine neue Form für die alte Wahrheit, eine einseitige Betonung des einen oder anderen Momentes, eine eigenthümliche Auffassung seines wahren Wesens, sondern überhaupt ein anderes Christenthum, dem gerade das Alles fehlt, was unseres Glaubens Kern und Stern, Wurzel und Krone ist, ein Christenthum, das sich nicht auf Thatfachen gründet, sondern auf menschliche Gedanken und Empfindungen. Es ist ein Christenthum, das sich an Jesum nur anlehnt und von ihm das annimmt, was ihm behagt und paßt, das nicht einmal dem synoptischen Selbstzeugniß Jesu gerecht zu werden vermag, das von seinem Zeugniß wider die Sünde, von seinem Kampf mit dem Teufel ebensowenig weiß, wie von seiner Ehrfurcht vor dem Alten Testament, von seiner Anerkennung des göttlichen Gesetzes, von seinem heiligen ‚Muß‘ des Todes und seiner Auferstehung am dritten Tage; es ist ein Christenthum, das mit der Geschichte der Kirche bricht, für das ihre ältesten Bekenntnisse schon Verirrungen und die Worte ihrer Apostel Speculationen sind, das auch die Reformation als Halbheit hinter sich läßt und ihre Lehre zum großen und wichtigsten Theil als verhängnißvolle Hinterlassenschaft ansieht, ein Christenthum, das in der Kirchengeschichte nur an eine Erscheinung lebhaft erinnert, an den Rationalismus, der auch in Jesu nur einen menschlichen Lehrer und im Halten seiner Gebote die Bedingung zur Seligkeit sah. — Der Verfasser spricht im Vorwort davon, daß seine Veröffentlichung der Erkenntniß dienen soll und dem Frieden. Im tiefsten Grund und auf die entscheidende Hauptsache gesehen, können wir beides nicht finden. Gewiß, seine Vorträge sind an einzelnen tiefen christlichen Erkenntnissen reich“ (?) „und wohl geeignet, in einem Kreise von Studierenden aller Facultäten manches Vorurtheil zu zerstreuen, manches bessere Verständniß zu ermöglichen“ (?). „Aber eine wahrhaft heilsame Erkenntniß vermitteln sie dem Zuhörer nicht, und das Wesen des Christenthums bleibt ihnen hier verborgen. Es mag wohl sein, daß ihm mancher dadurch wieder näher gebracht und mit neuem Interesse für diese Frage erfüllt wurde“ (?) — „wir könnten uns dessen nur freuen —, aber einen nachhaltigen und ewigen Gewinn können wir von einer Beschreibung des Christenthums nicht erwarten, die sich als Entleerung des Kreuzes Christi, als

Product eines schrankenlosen Subjectivismus, der sich selbst zum Maß aller Dinge macht, und eines spiritualistischen Radicalismus ausweist und den Hörer und Leser, statt auf einen festen Grund und Boden, nur auf das Gutdünken des eigenen Geistes und auf die eigene Empfindung stellt. Was soll es nützen, wenn hier vor einem Kreise von Jünglingen, unter denen nur die wenigsten zu einem controlirenden Urtheil befähigt waren, die Ergebnisse der modernen Theologie in einer Weise vorgetragen werden, als verstünde sich das alles für jeden Gebildeten und Denkenden von selbst? Was kann daraus für ein Segen erwachsen, wenn jungen Gemüthern alles, zu dem sie bisher vielleicht doch immerhin noch mit einer gewissen Ehrfurcht aufblickten, Schrift und Kirche, Apostel und Reformatoren, verdächtigt und mit bestrickender Dialektik zwischen Kern und Schale geschieden und als das Bleibende ein Moralismus dargeboten wird, für den das Christenthum nicht einmal unerläßliche Voraussetzung ist? Wir fürchten, die Erkenntniß, die diese Vorträge bringen, ist zu theuer erkauft, und bei aller ihrer positiven Tendenz und religiösen Wärme wird den Zuhörern im letzten Grunde doch viel mehr genommen als gegeben. Und eben deshalb können wir in diesem Zeugniß auch nicht ein Friedenswerk sehen, sondern müssen dagegen mit aller Entschiedenheit protestiren. Der Verfasser weiß ja selbst zu gut, daß es sich hier nicht bloß um verschiedene Formulierungen Einer Wahrheit handelt, und wenn er auch sagt, daß die mancherlei kirchlichen Richtungen empfinden müßten, daß sie im tiefsten Grunde einig sind, so wollen wir das gern gelten lassen von denen, die sich auf den Boden der Schrift und des Thatfachenchristenthums“ (?) „stellen; aber ebenso gewiß sind wir mit ihnen allen im tiefsten Grunde geschieden und getrennt von denen, die das Christenthum in eine Moral auflösen, bei der man mühsam noch den Punkt finden muß, an dem sie mit der Religion zusammenhängt, für die Christus selbst aus dem Evangelium als sein Mittelpunkt und höchster Inhalt ausscheidet. Und diese sechzehn Vorträge sind am wenigsten geeignet, diese Kluft zu überbrücken und über das Trennende zu täuschen. Sie zeigen vielmehr mit erschreckender Deutlichkeit, wie hier im letzten Grunde ein ganz anderes Evangelium, ein anderer Christus gilt, wie alle objectiven Thatfachen hier in innere subjective Vorgänge umgesetzt und das Göttliche überhaupt in ganz anderer Weise erlebt wird. Wir können deshalb auch nicht in die dargereichte Friedenshand einschlagen und wollen es lieber über uns ergehen lassen, daß man uns als intolerant und engherzig schmäht und verspottet, als daß wir wider unser Gewissen etwas noch Christenthum nennen, was nicht mehr Christenthum ist, und arme Seelen, die nach der Wahrheit verlangen, noch vollends verwirren und im Trug erhalten. Es wird ja auch hier wieder eine Zeit der Ernüchterung kommen, und Gott wird Gnade geben, daß vielen die Augen aufgehen und sie von ihren Höhen eines selbsterdachten Christenthums und Evangeliums zu den lauterer Quellen herabsteigen, aus denen ihnen allein das Wasser des Lebens kommt. Es wird

auch hier nach den Worten Harnacks gehen: „Die Versuche, eine alte Religion durch Umdeutung zu beseitigen, sind meist umsonst“, und zwar sind wir dessen um so gewisser, als es sich hier eben nicht um Veraltetes und Ueberlebtes handelt, sondern um die ewige Wahrheit selbst!“

Den entschiedensten Ton wider Harnack hat unter den deutschländischen Zeitschriften, die uns zu Gesicht gekommen sind, „Der alte Glaube“ angeschlagen. Der Redacteur, P. W. G u ß m a n n, leitet eine ausführliche, durch drei Nummern gehende Besprechung der Vorlesungen Harnacks mit den Worten ein: „In unseren Tagen gehört oft ein hoher Glaubensmuth dazu, um an der Zukunft des Evangeliums in Deutschland nicht zu verzagen. Daß es bezweifelt und bekämpft, verlacht und gelästert wird, ist noch das Geringste. Wie ein Strom, der plötzlich in Felsklüften versinkt, droht es uns unter den Händen zu entswinden. Trotzdem aber ist nirgends ein rechtes Bewußtsein der tödlichen Gefahr, nirgends ein ernster, brennender Eifer, die Schlafenden aufzurütteln und sie zur Vertheidigung ihres höchsten Lebensgutes anzufeuern. Man hat sich an so vieles gewöhnt, daß selbst die größten Verirrungen keinen tieferen Eindruck mehr hervorzubringen vermögen. Und erst allmählich ringt sich mit einer Langsamkeit und Schwerfälligkeit, die sehr seltsam von dem kühnen Vordringen der kritischen Geister absticht, ein ernstes Zeugniß für das unverfälschte biblische Evangelium aus der Mitte der Gläubigen los. Wir reden von Harnack und seinen sechzehn Vorlesungen über ‚das Wesen des Christenthums‘.“ Nachdem Gußmann die Hauptgedanken der Harnackschen Vorlesungen herausgestellt hat, fährt er fort: „Es bedarf keiner großen Einbildungskraft, um sich an der Hand dieser Grundlinien vorzustellen, wie ‚das Wesen des Christenthums‘ im Kopfe des berühmten Theologen sich ungefähr abmalt. . . . Er entblättert das Christenthum so gründlich, daß von seiner ganzen ewigen Fülle, dem unausforschlichen Reichthum der Gnade und Wahrheit, des Lichtes, der Kraft und des Trostes kaum noch einige dürre Fasern übrig bleiben. Das ist kein einseitiges, durch irgend welche Abneigung gegen Harnack hervorgerufenes Urtheil. Sieht man von seinen Freunden und Schülern ab, so herrscht vielmehr unter allen Kritikern von der äußersten Linken bis zu der äußersten Rechten nur Eine Stimme. Harnack hat den Boden der christlichen Kirche verlassen. Weder die weltliche Geschichtswissenschaft noch die kirchliche Theologie, weder die Religionsphilosophie noch die gläubige Gemeinde vermag in seinem ‚Wesen des Christenthums‘ den wirklichen Kern der christlichen Religion zu erkennen. Gerade das Wesentlichste des Christenthums, sein innerster Herzschlag, sein eigentlichstes Lebensmark wird ausgeschieden. Und was zurückbleibt, ist ein sittlich gerichteter Gottesglaube, der das Christenthum nicht über die Linie des Judenthums hinaushebt. Harnack hält wohl eine Menge volltönender Worte, geistreicher Bemerkungen und warmer, erbaulicher Redensarten bereit, um die gährende Kluft, die ihn von dem gemeinsamen Glaubens-

bekennniß aller christlichen Kirchen trennt, mit liebenswürdigem Geschick zu verdecken. Wer aber nur ein klein wenig in den Geist des Christenthums eingedrungen ist, kann sich durch das blühende Rankenwerk unmöglich täuschen lassen. Der berühmte Theologe hat seine Stellung im Kreise des modernen Gnosticismus genommen. Er ist religiös, aber nicht mehr christlich, ein Gottesgläubiger, aber kein Christusgläubiger. Die Unitarier der alten und neuen Welt haben ihn mit Freuden als ihren Bruder begrüßt. . . . Hat Harnack ‚das Wesen des Christenthums‘ richtig bestimmt, so sind die Folgen unabsehbar. Unser ganzes kirchliches Christenthum ist eine ungeheure Lüge und verdient noch heute in Trümmer geschlagen zu werden. Die Kirche tauft auf den Namen des dreieinigen Gottes. Und doch gibt es weder eine Dreieinigkeit, noch hat Christus zu taufen befohlen. Die Kirche feiert das heilige Abendmahl als das Sacrament des Leibes und Blutes Jesu Christi. Und doch ist von einer Stiftung des Abendmahles durch Christus geschichtlich ebensowenig etwas als von besonderen Gnadengaben, die an die kirchliche Sitte geknüpft wären, nachzuweisen. Die Kirche verehrt in der Schrift das untrügliche Gotteswort. Und doch enthält die Schrift so viel Falsches und Irriges, so viel zeitgeschichtlich Beschränktes und nachträglich Unterschobenes, daß der Kern des Evangeliums erst mühsam aus spröden Hüllen herausgeschält werden muß. Die Kirche betet in Christus den einigen Heiland und Erlöser der sündigen Menschheit an. Und doch ist er als bloßer Mensch weder der Anbetung würdig noch als bloßer Genius der religiösen Erkenntniß ein Mittler zwischen Gott und den Menschen. So könnten wir Punkt an Punkt, Satz an Satz fügen. . . . Das kirchliche Christenthum ist ‚autoritativ‘. Die neue Religion beruht auf eigenem Wollen und eigenem Empfinden. Jeder hat das Evangelium in seiner dreifachen Gestalt, als die Forderung einer reinen Gesinnung, den Glauben an Gottes Vaterherz und das Gebot der brüderlichen Liebe, in sich selber nachzuerleben. Was über diese Linie hinausgreift, ist unnützer Ballast, der ohne Bedenken über Bord geworfen werden muß.“

Gußmann sieht sich schließlich noch zu dieser Klage genöthigt: „Wie viele Gesinnungsgenossen zählt aber Harnack in unsern evangelischen Landeskirchen! Auf der Kanzel, im Kirchenregimente, auf dem Lehrstuhl zeigt sich überall dasselbe schleichende Uebel. Man steht im Dienste der Kirche und hat sich durch einen gewichtigen Eid verbunden, an ihrer Auferbauung nach dem Richtmaße der reinen biblischen Wahrheit zu arbeiten. In Wirklichkeit aber setzt man seine Person nicht für, sondern gegen die Kirche ein. Ein anderer Glaube, ein anderes Leben, ein anderes Christenthum soll in die Seelen gepflanzt werden. Wie man sich selbst von einigen Bruchstücken der vollen, unverkürzten Schriftlehre nährt, so werden auch die Gemeinden nicht in den ganzen Rathschluß Gottes zur Erlösung der sündigen Menschewelt eingeführt. Das eine wird unterschlagen, das andere umgedeutet, das

eine still bekämpft, das andere offen geleugnet. Das Kind in der Schule bekommt den ganzen Christus so wenig zu hören als der Angefochtene in seiner Gewissensnoth oder der Sterbende in seiner Todesangst. Nicht die beseligende Wahrheit, welche die Christenheit im Laufe der Jahrhunderte unter unbeschreiblich viel Arbeit, Kampf und Blut aus den Schätzen des ewigen Gotteswortes hervorgebracht hat, das kleine Ich mit seinem dürftigen Empfinden und Erleben bildet das Maß aller Dinge. Statt sich der Kirche und mit der Kirche dem erhöhten Gottesohne zu einem dienstbereiten Werkzeuge darzubieten, beugt man die Kirche unter die Willkür eines zügellosen Subjectivismus und scheut sich sogar nicht, Christi Wort und Bild zu meistern. Mit dieser bewußten oder unbewußten Lüge — denn anders können wir es leider nicht nennen — muß ausgeräumt werden.“

Wir haben im Vorstehenden so ziemlich das Beste herausgehoben, das von „positiver“ Seite gegen Harnack gesagt worden ist, und wir fügen hinzu, daß wir uns über jedes Wort des christlichen Bekenntnisses freuen, das Harnacks grobem Unglauben gegenüber laut geworden ist. Aber daneben tritt in der Bekämpfung Harnacks auch die ganze Schwäche der modernen Theologie, die sich positive Theologie nennt, deutlich erkennbar hervor. Die positive Theologie hat ein gutes Stück vom „Harnackschen Ich“ in sich. Das muß sie aus ihrem Fleische ausschneiden, wenn sie Harnack recht bekämpfen will. Doch dies gedenken wir in einem späteren Artikel der americanisch-lutherischen Kirche zur Warnung weiter auszuführen. F. B.

Die Chronologie der babylonischen Gefangenschaft.

Das religiöse Leben des Volkes der Wahl erreichte seinen Höhepunkt ohne Zweifel unter David, dem Mann nach dem Herzen Gottes. Von da an ging es abwärts. Deutlich zu sehen war dies an dem Reiche, dessen erster König ein grober Gözendiener war und dessen Nachfolger in der Regierung auch Erben seiner Gefinnung waren. „Jerobeam aber gedachte in seinem Herzen: Das Königreich wird nun wieder zum Hause David fallen, so dies Volk soll hinaufgehen, Opfer zu thun in des Herrn Hause zu Jerusalem. . . . Und der König hielt einen Rath, und machte zwei güldene Kälber, und sprach zu ihnen: Es ist euch zu viel, hinauf gen Jerusalem zu gehen; siehe, da sind deine Götter, Israel, die dich aus Egyptenland geführt haben. Und setzte eins zu Bethel, und das andere that er gen Dan“, 1 Kön. 12, 26—30. „Aber nach diesen Geschichten lehrete sich Jerobeam nicht von seinem bösen Wege; sondern verkehrte sich, und machte Priester der Höhen von den Geringsten des Volks. Zu wem er Lust hatte, des Hand füllete er, und der ward Priester der Höhe“, 1 Kön. 13, 33. Baesa „that, das dem Herrn übel gefiel, und wandelte in dem Wege Jerobeams

und in seiner Sünde, damit er Israel hatte sündigen gemacht“, 1 Kön. 15, 34. „Und Amri that, das dem HErrn übel gefiel, und war ärger, denn alle, die vor ihm gewesen waren. Und wandelte in allen Wegen Jerobeams, des Sohns Nebat, und in seinen Sünden, damit er Israel sündigen machte, daß sie den HErrn, den Gott Israel, erzürneten in ihrer Abgötterei“, 1 Kön. 16, 25. 26.

Das traurige Vorbild Jerobeams wurde also von seinen Nachfolgern getreu nachgeahmt, und wie die Könige, so das Volk. Da schien auch die Arbeit eines Elias vergeblich zu sein, wiewohl sie nicht ganz vergeblich war; da konnte es geschehen, daß selbst ein Elias ausrief: „Es ist genug, so nimm nun, HErr, meine Seele; ich bin nicht besser, denn meine Väter“, 1 Kön. 19, 4.

Aber im Reich Juda stand es nicht viel besser. Die Propheten entwerfen uns ein trauriges Bild von dem geistlichen Zustand des Volks im letzten Jahrhundert vor dem Exil. „Die ihr Zion mit Blut bauet, und Jerusalem mit Unrecht. Ihre Häupter richten um Geschenke, ihre Priester lehren um Lohn, und ihre Propheten wahr sagen um Geld“, Micha 3, 10. 11. „Die frommen Leute sind weg in diesem Lande; und die Gerechten sind nicht mehr unter den Leuten. Sie lauern alle aufs Blut; ein jeglicher jagt den andern, daß er ihn verderbe; und meinen, sie thun wohl daran, wenn sie Böses thun. Was der Fürst will, das spricht der Richter, daß er ihm wieder einen Dienst thun soll“, Micha 7, 2. 3. „Wenn ich ein Irrgeist wäre, und ein Lügenprediger, und predigte, wie sie saufen und schwelgen sollten; das wäre ein Prediger für dies Volk“, Micha 2, 11. Beweglich sind die Klagen der Propheten über das erwählte Volk. „Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren; denn der HErr redet: Ich habe Kinder auferzogen, und erhöhet, und sie sind von mir abgefallen. Ein Ochse kennet seinen Herrn, und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht, und mein Volk vernimmt es nicht“, Jes. 1, 2. 3. „Eure Untugenden scheiden euch und euren Gott von einander; und eure Sünden verbergen das Angesicht von euch, daß ihr nicht gehöret werdet“, Jes. 59, 2. „Ich rede meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist. Ein Volk, das mich entrüstet, ist immer vor meinem Angesicht“, Jes. 65, 2. 3. „Mein Volk thut eine zwiefache Sünde: mich, die lebendige Quelle, verlassen sie; und machen ihnen hie und da ausgehauene Brunnen, die doch löchericht sind und kein Wasser geben“, Jer. 2, 13. „Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit; eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wiederkommen sollen; aber mein Volk will das Recht des HErrn nicht wissen“, Jer. 8, 7. Sie machten den HErrn müde mit ihrem bösen Wesen, so daß er sprach: „Und wenn gleich Mose und Samuel vor mir stünden, so hab ich doch kein Herz zu diesem Volk; treibe sie weg von mir, und laß sie hinfahren“, Jer. 15, 1.

So mußten ihnen denn die Propheten im Namen des HErrn zeitliche Strafen androhen. „Siehe, der HErr macht das Land leer und wüste, und wirft um, was drinnen ist, und zerstreuet seine Einwohner“, Jer. 24, 1. „Von Mitternacht wird das Unglück ausbrechen über alle, die im Lande wohnen. Denn siehe, ich will rufen alle Fürsten in den Königreichen gegen Mitternacht, spricht der HErr, daß sie kommen sollen und ihre Stühle setzen vor die Thore zu Jerusalem, und rings um die Mauern her, und vor alle Städte Juda“, Jer. 1, 14. 15. Aber auch an Verheißungen ließ es der HErr nicht fehlen, denn er ist barmherzig und es reuet ihn bald der Strafe: „Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen, laffet ab vom Bösen. . . . So kommt dann, und laßt uns mit einander rechten, spricht der HErr. Wenn eure Sünde gleich blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden. Wollt ihr mir gehorchen, so sollt ihr des Landes Gut genießen“, Jer. 1, 16. 18. 19. „Bessert euer Leben und Wesen, so will ich bei euch wohnen an diesem Ort“, Jer. 7, 3. Zwar kamen Zeiten, wo König und Volk wieder umwandten zum HErrn, wie zu den Zeiten Hiskias und Josias, aber diese Zeiten waren kurz. Im Allgemeinen ging es abwärts, die Drohung schreckte sie nicht, die Verheißung lockte sie nicht, so daß Jeremias klagen und bezeugen mußte: „HErr, deine Augen sehen nach dem Glauben. Du schlägest sie, aber sie fühlen's nicht; du plagest sie, aber sie bessern sich nicht. Sie haben ein härter Angesicht denn ein Fels, und wollen sich nicht bekehren“, Jer. 5, 3. „Es ist von dem dreizehnten Jahr an Josia, des Sohns Amons, des Königs Juda, des HErrn Wort zu mir geschehen bis auf diesen Tag; und hab euch nun drei und zwanzig Jahr mit Fleiß geprediget, aber ihr habt nie hören wollen“, Jer. 25, 3.

Da drohte Gott endlich, das Volk aus dem Lande wegzunehmen, in welchem Abraham, Isaaak und Jakob gewohnt und dem HErrn Altäre gebaut hatten; wohin die Kinder Israel nach vierhundertjährigem Dienst mit großer Mühe gezogen waren; worin ihnen der HErr Milch und Honig und so manches Heil gegen ihre Feinde, den herrlichen Tempel und die schönen Gottesdienste gegeben hatte; an das sich so große Erinnerungen knüpften: sie wegzunehmen aus diesem Lande, den Gottlosen zur Strafe, den wenigen Frommen zur Prüfung und Züchtigung. Siebzig Jahre sollte die Läuterung dauern, darnach sollte ihr Gefängniß sich wenden. „Siehe, so will ich ausschiden und kommen lassen. . . , spricht der HErr, meinen Knecht Nebucadnezar, den König zu Babel. . . . Und will heraus nehmen allen frühlichen Gesang, die Stimme des Bräutigams und der Braut, die Stimme der Mühlen, und Licht der Laterne; daß dies ganze Land wüste und zerstöret liegen soll. Und sollen diese Völker dem Könige zu Babel dienen siebenzig Jahr. Wenn aber die siebenzig Jahr um sind, will ich den König zu Babel heimsuchen und all dies Volk“, Jer. 25, 9—12. Der HErr aber, von dessen Worten nicht eins auf die Erde fällt, hat beides wahr gemacht,

das erste und das letzte. „Daß erfüllet würde das Wort des HErrn durch den Mund Jeremia, bis das Land an seinen Sabbathen genug hätte. Denn die ganze Zeit über der Verftörung war Sabbath, bis daß siebenzig Jahr voll wurden. Aber im ersten Jahr Kores, des Königs in Persien, daß erfüllet würde das Wort des HErrn durch den Mund Jeremia geredet, erweckte der HErr den Geist Kores, des Königs in Persien, daß er ließ ausschreiben durch sein ganzes Königreich, auch durch Schrift, und sagen: So spricht Kores, der König in Persien: Der HErr, der Gott vom Himmel, hat mir alle Königreiche in Landen gegeben, und hat mir befohlen, ihm ein Haus zu bauen zu Jerusalem in Juda. Wer nun unter euch seines Volks ist, mit dem sei der HErr, sein Gott, und ziehe hinauf“, 2 Chron. 36, 21—23. Fast gleichlautend Esra 1, 1. ff. —

Das Chronologische, den Anfang der babylonischen Gefangenschaft betreffend, ist uns in der Schrift sehr reichhaltig gegeben. Allerlei Hypothesen und Schlüsse, die man vielleicht den Profanscribenten zu Liebe aufgestellt und gemacht hat, haben die Sache sehr verdunkelt; allein wenn man bei den einfachen Worten der Schrift bleibt und nichts in dieselben hineinliest, was nicht drin steht, so wird die Sache bedeutend klarer, obwohl ich von vorneherein zugesteh, daß ich nicht alle Schwierigkeiten gelöst habe.

Zunächst nun die relative Feststellung der Regierungsjahre Nebucadnezars und der der jüdischen Könige. Zojakim hat 11 Jahre regiert, 2 Kön. 23, 36. 2 Chron. 36, 5. Zojachin hat drei Monate regiert, 2 Kön. 24, 8. Zedekia hat 11 Jahre regiert, 2 Kön. 24, 18. Das 19. Jahr Nebucadnezars ist das 11. Zedekias, 2 Kön. 25, 2. 8., die Jahre nach jüdischer Weise berechnet. Das 8. Jahr Nebucadnezars ist das 11. Jahr Zojakims, plus die drei Monate des Zojachin, 2 Kön. 24, 12. Das 4. Jahr Zojakims ist das 1. Nebucadnezars, nach jüdischer Weise gerechnet, Jer. 25, 1. Nach babylonischer Weise gerechnet ist das betreffende Jahr Zojakims drittes, Dan. 1, 1.; Nebucadnezars 7.¹⁾ das 11.²⁾ Zojakims, Jer. 52, 28.; Nebucadnezars 18.¹⁾ das 11.²⁾ Zedekias, Jer. 52, 29. Man beachte, daß Dan. 1, 1. keine vergleichenden Angaben gemacht werden, obwohl Nebucadnezar genannt wird.

Rev. W. T. Moore in “People’s Bible History”, S. 442: „Da die Zeitangaben hier einander zu widersprechen scheinen, so ist es wohl das Beste, die Sache sogleich klar zu machen. Bei der Vergleichung von 2 Könige und Jeremias finden wir, daß Gefangene gemacht wurden im achten und neunzehnten Jahr des Königs Nebucadnezar. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese Angaben der jüdischen Weise zu rechnen gemäß sind; nach der babylonischen Weise zu rechnen wurden Gefangene weggeführt im siebenten und achtzehnten Jahr der Regierung Nebucadnezars. Es findet daher durchaus kein Widerspruch statt, wenn man die verschiedene Art zu

1) babylonisch.

2) jüdisch.

rechnen in Betracht zieht. Es ist hier jedoch noch eine weitere Schwierigkeit vorhanden in Bezug auf 2 Könige und Jeremias. Wir wissen nicht, wer die Bücher der Könige geschrieben hat, da sie den Namen ihres Verfassers nicht angeben. Es scheint jedoch, daß sie in Juda vor dem Exil geschrieben sind. Sogar Canon Driver gibt dies zu. Das Buch Jeremiä gehört demselben Ort und derselben Zeit an. Aber im letzten Capitel von 2 Könige und im letzten des Jeremias gehören in beiden Fällen die Schlußverse offenbar einer späteren Zeit an als irgend eines der beiden Bücher, und sie sind wahrscheinlich von derselben Hand geschrieben, da die Urkunden wesentlich dieselben sind. Diese Verse geben an, was viele Jahre nach der Zerstörung Jerusalems in Babel geschehen ist, und es ist daher wahrscheinlich, daß sie einen babylonischen Ursprung haben. Dies gilt sonderlich von den vier letzten Versen von 2 Könige und von den sieben letzten des Jeremias. Wenn wir dies im Auge behalten, so ist durchaus keine Schwierigkeit in Bezug auf die Daten vorhanden. Es wird einem sofort klar, daß die Stellen, welche die Wegführungen in das achte und neunzehnte Jahr Nebucadnezars setzen, einen jüdischen Ursprung vor dem Exil haben und daher die jüdische Art zu rechnen gebrauchen, während die (Stellen), welche vom siebenten und achtzehnten Jahr reden, einen babylonischen Ursprung haben und daher der Rechnungsweise sich bedienen, welche in jenem Lande in Gebrauch war. Kurz: das achte und neunzehnte Jahr nach jüdischem Stil sind ganz genau dieselben wie das siebente und achtzehnte Jahr nach der babylonischen Rechnungsweise.“

Jeremias war noch jung, Jer. 1, 2. 6., als des Herrn Wort zu ihm geschah im dreizehnten Jahr des Josia, sagen wir zwanzig Jahre alt. Beim Regierungsantritt des Exil Nerobach wäre er dann etwa 87 Jahre alt gewesen. Warum sollte denn Jer. 25 nach der Zerstörung Jerusalems Nebucadnezars Jahre nicht nach babylonischer Weise rechnen? — Uebrigens läßt sich aus den letzten Worten von Jer. 51, 64. nicht beweisen, daß das 52. Capitel nicht von Jeremias sei.

„Es ist interessant zu erfahren, wie es sich mit diesen beiden Arten zu rechnen verhält. Die Juden rechneten die Regierung eines Königs vom Tage seiner Thronbesteigung an bis zum Tage seines Todes und schlossen jedes Jahr ein, in welchem irgend ein Theil der Regierung mit Recht untergebracht werden konnte. Nehmen wir beispielsweise an, daß noch ein Monat des Jahres ablaufen mußte, wenn ein König seine Regierung antrat; und angenommen, daß er das ganze nächste Jahr hindurch regierte, aber nur einen Monat des dritten Jahres auf dem Throne blieb, so würden ihm in diesem Fall drei Jahre angerechnet werden, obwohl er nur vierzehn Monate König gewesen wäre. Aber die Keilschriften belehren uns, daß die Babylonier in einer gänzlich verschiedenen Weise rechneten. In dem angedeuteten Fall würden sie den Monat des ersten Jahres dem Könige gar nicht angerechnet haben. Er würde seinem Vorgänger angerechnet worden

sein, während das erste Jahr des neuen Königs angefangen haben würde am Neujahrstag nach seiner Thronbesteigung, und das folgende Jahr würde ihm als ein ganzes Jahr angerechnet worden sein, obwohl er in dem Jahre nur einen Monat im Amt gewesen wäre. Wer auf dem Thron war am Eingang des Jahres, dem wurde es angerechnet, ob er nun bis zum Schluß des Jahres blieb oder nicht. Man hat daher nicht die geringste Ursache, einen Widerspruch zwischen der Bibel und den Steininschriften anzunehmen in Bezug auf die Zeit, wann die verschiedenen Wegführungen der Gefangenen geschehen sind. Auch ist der scheinbare Widerspruch der Daten von Daniel, Jeremias und 2 Könige ohne die geringste Schwierigkeit zu lösen. Jeremias und 2 Könige gebrauchen die jüdische Rechnungsweise, außer in den schon erklärten Versen, während Daniel die babylonische Rechnungsweise gebraucht.“¹⁾

Jozakim, eingesetzt von dem ägyptischen König Necho, war diesem tributpflichtig drei Jahre. Hierauf überwand ihn Nebucadnezar, Dan. 1, 1., machte ihn tributpflichtig und führte etliche Gefäße aus dem Tempel, Dan. 1, 2., und einige vornehme Jünglinge (Geiseln) gen Babel, Dan. 1, 1. ff. Von diesem Zeitpunkt datirt die babylonische Gefangenschaft. Starcks Synopsis sagt in der Anmerkung zu 2 Rön. 24, 1.: „Da Nebucadnezar damals mit Hinwegführung einiger vornehmen Juden und etlicher Gefäße des Tempels den Anfang gemacht . . ., so ist der terminus a quo oder der Anfang der siebzig Jahre das vierte Jahr der Regierung Jozakims und das erste des Nebucadnezar. Der terminus ad quem aber oder das Ende dieser Jahre das erste Jahr des persischen Monarchen Cyri.“ Will man dagegen einwenden, wie es merkwürdiger Weise in demselben „Starck“ geschieht, daß Pharaon Necho erst im vierten Jahr der Regierung Jozakims geschlagen worden sei, Jer. 46, 2.; daß man im fünften Jahr Jozakims noch eine außerordentliche Fasten gehalten habe, Jer. 36, 9., und zwar zur Abwendung der drohenden Gefahr: so ist zu erwidern, daß Nebucadnezar jedenfalls nach Ueberwindung des Necho bei Circesium am Euphrat sofort an alle bisherigen Vasallen des Necho die Aufforderung ergoß, sich zu unterwerfen, auch seine Forderung mit Truppen unterstützte. Und es wird so gesehen sein, daß Jozakim, weil er keine Aussicht auf erfolgreichen Widerstand hatte, sich unterwarf und Geiseln stellte, Dan. 1, 2a—4. Will man ferner einwenden, Jozakim sei etwa im fünften Jahr seiner Regierung unterworfen worden, hierauf dem Necho drei Jahre unterthänig gewesen, 2 Rön. 24, 1., darnach abgefallen; will man also die Worte: „im dritten Jahr Jozakims“ so fassen: „im dritten Jahr seiner selbständigen Regierung“, so ist zu erwidern: Die Schrift macht keinen solchen Unter-

1) Mit dieser Ausführung stimmt Josephus, B. X, Cap. 6: Ἐρος δ' αὐτοῦ τῆς βασιλείας τέταρτον ἦδη ἔχοντας, τὴν Βαβυλωνίαν ἀρχὴν παραλαμβάνει τις Ναβουχοδονόσορος ὄνομα . . . τέσσαρα δὲ ἐτὴ βασιλεύοντος ἦδη Ναβουχοδονοσόρου ὑδοοῦν ἦν τῷ Ἰωακίμῳ τῷ τῶν Ἑβραίων ἔχοντι τὴν ἀρχήν. . .

dazwischen noch einige Könige, deren Regierung nach Monaten zu zählen ist. Es wird hier wohl keine Uebereinstimmung zu erzielen sein. Genug, daß vom ersten Jahr des Nebucadnezar bis zum ersten des Cyrus siebenzig Jahre verfloßen waren.

Der letzte König von Babylon war Belsazer, jedenfalls ein Nachkomme des Nebucadnezar, Dan. 5, 1. 2. 18. 22. Josephus sagt, daß dieser von den Babyloniern auch Naboned genannt worden sei. Andere fassen die Namen nicht als derselben Person zugehörig, sondern meinen, der eigentliche Regent von Babylon sei Naboned gewesen, der seinen Sohn zum Mitregenten gemacht habe. Damit würde vortrefflich stimmen Dan. 5, 29. (Vgl. 1 Mos. 41, 43. Esther 10, 3. Die Einsetzung der drei Fürsten über das Land geschah erst hernach unter Darius.) Naboned sei dem Cyrus entgegengesogen, aber geschlagen und ins Exil gefandt worden. Belsazer habe die Aufgabe gehabt, die Stadt zu vertheidigen. Gewiß ist, daß die babylonische Gefangenschaft mit dem ersten Jahr des Cyrus ihr Ende erreichte, Esra 1, 1.

Cyrus, von dessen Abstammung wir hier absehen dürfen, erhob sich gegen den medischen König Astyages, der damals Persien beherrschte, machte sich durch List zum Haupt aller persischen Stämme, schlug den Astyages und nahm ihn gefangen. Später schloß er mit dem Sohne desselben, Kyaxares II. oder Darius dem Meder, einen Vergleich und nahm dessen Schwester zur Gattin. Josephus nennt den Darius einen „συρρευς“ des Cyrus. Wie aber auch die Verwandtschaft gewesen sein mag, Cyrus überließ seinem συρρευς die Regierung Mediens, während er selbst das persische Reich beherrschte. Dies geschah im Jahre 558. Die nächsten Jahre gingen hin mit der Unterwerfung Kleinasiens. Nachdem Cyrus unter anderen den Erösus von Lybien besiegt hatte, zog er in Verbindung mit Darius gegen das babylonische Reich und eroberte schließlich Babylon, im Jahre 538. Cyrus ließ Babylon regieren von Darius, damals 62 Jahre alt, Dan. 5, 31., der Daniel in seinem Amte beließ, ja, durch ihn dem lebendigen Gott die Ehre geben lernte. Darius starb nach zwei Jahren ohne Kinder. Cyrus trat nun die Regierung des ganzen Reiches an, des medisch-babylonisch-persischen, im Jahre 536. Die Bibel nennt nun offenbar das erste Jahr des Cyrus dasjenige, da er die Regierung des ganzen großen Perserreiches allein antrat.

Hiermit stimmen überein die Forschungen von Fr. Lenormant in „People's Bible History“, S. 479: „Ich habe eine Andeutung davon gefunden in der bezeichnenden Thatsache, daß in den babylonischen und chaldäischen Contracten in Keilschrift Cyrus als König von Babylon, König der Völker nur bezeichnet wird von dem dritten Jahr an, nach der Einnahme der Stadt gerechnet. In den Contracten des ersten und zweiten Jahrs nach der Einnahme wird er nur genannt ‚König der Völker‘.“

Josephus sagt über die Rückkehr der Juden und das Edict des Cyrus: „Gott erbarmte sich ihrer Gefangenschaft und ihrer Mühsale, die

sie trugen, wie er ihnen durch den Propheten Jeremias vor dem Untergang der Stadt vorausgesagt hatte, daß er sie, nachdem sie Nebucadnezar und dessen Nachfolgern gedient und diese Knechtschaft siebenzig Jahre erduldet hätten, wieder in ihr Vaterland versetzen werde, und es werde geschehen, daß sie den Tempel bauen und die alte Glückseligkeit wieder gewinnen würden. Das verließ er ihnen. Denn als er den Geist des Cyrus angetrieben hatte, machte er, daß jener durch ganz Asien schrieb: Weil mich der höchste Gott zum Regenten des Erdkreises gesetzt hat, so glaube ich, daß es der sei, den das Volk Israel verehrt. Er hat nämlich meinen Namen durch die Propheten vorhergesagt, und daß ich seinen Tempel zu Jerusalem im Lande Juda wiederherstellen soll. Das hatte Cyrus erkannt aus dem Lesen des Buchs der Weissagung, welches Jesaias vor 210 Jahren hinterlassen hatte. Dieser nämlich sagte, daß Gott im Geheimen dies gesagt hatte. (Er führt nun an Jes. 44, 28.) Dies sagte Jesaias voraus 140 Jahre vor der Zerstörung des Tempels. Als Cyrus dies nun las und das Göttliche bewunderte, überkam ihn eine Begierde (*ὄρμη*) und ein brünstiger Eifer, das Geschriebene auszuführen. Jes. 14, 3—7. 34, 16.“ E. S.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Neue englische Synode in New York. Dem Präsidenten des New Yorker Ministeriums, P. G. Haas, wurde — wie die Wechselblätter aus dem Council berichten — ein Schriftstück mit 24 Unterschriften von der englischen New York-Conferenz zugesandt, in dem sie Entlassung aus dem Synodalverband begehren, um eine englische Synode zu gründen. Falls den Petenten dies nicht gewährt werden könne, so bitten sie um ein „Zeugniß“. Präses Haas hat ihnen beides verweigert.

F. S.

Philadelphia-Conferenz. Das „Kirchen-Blatt“ der Canada-Synode, die zum Concil gehört, schreibt: „Vor drei Jahren fand in Philadelphia eine Conferenz von Vertretern des Generalconcils, der Generalsynode und der Vereinigten Synode des Südens statt. Man nannte die Conferenz allgemeine Conferenz von Lutheranern, obwohl sich an derselben außer den Ebengenannten niemand beteiligte. Reden wurden gehalten und Aufsätze verlesen, nicht über die bestehenden Differenzpunkte, sondern über Gegenstände, bei denen man keinen Zusammenstoß zu befürchten brauchte. Die zweite Conferenz dieser Art soll in der ersten Woche nach Ostern kommenden Jahres stattfinden, und zwar wieder in Philadelphia. Eine Committee, bestehend aus Dr. Jacobs, Dr. Hanna und P. Smith, ist bereits mit der Ausarbeitung eines Programms beschäftigt.“ Von verschiedenen Seiten hat man die Frage aufgeworfen: ob wohl die Philadelphia-Conferenz diesmal sich an die Differenzpunkte machen werde. Diese Frage ist berechtigt, denn es handelt sich dabei um die christliche Pflicht des Bekenntnisses. Wollen die genannten Synoden in einer Conferenz mit einander verhandeln, so können die Differenzpunkte nur umgangen und bei Seite geschoben werden mit Verleugnung der Wahrheit.

F. S.

Die Bischofspropaganda im Concil. Dem „Lutherischen Herold“ zufolge verbreitet man wieder im Concil das Pamphlet Dr. Remensnyders: „What advantages will our Church derive from the Introduction of the Episcopate?“ Der Besuch von Scheeles scheint der erstorbenen Bischofsidee wieder neues Leben verliehen zu haben. Das Motiv dieser Propaganda beschreibt der „Herold“ also: „Man will etwas gelten vor anderen Leuten! Man will doch nicht so klein und gering erscheinen! Man möchte mit sich selbst etwas ‚Staat‘ treiben! Man sieht da auf den äußeren Glanz, das Ansehen; man möchte auch etwa die ‚vornehme‘ Welt an sich ziehen — die ‚arme Magd‘ des Herrn gefällt vielen nicht mehr. Man will sie äußerlich schmücken und zieren, damit sie die Augen der Welt auf sich ziehen soll. Aber, Gott Lob, die Braut Christi ist keine Bühlerin! Und wer sie dazu machen will, offenbart nur sein eigenes Herz!“ — Ob hiermit die Beweggründe richtig angegeben sind, lassen wir dahingestellt sein. Gewiß ist aber, daß das Concil alle Ursache hat, sich weniger um Bischofstitel, weiße Chorhemden, stramme Organisation und gleichförmige Gottesdienstordnung zu bekümmern als um Reinheit der Lehre, wirkliche Einigkeit im Geist und lutherische Praxis und Gemeindefschulen.

J. B.

Bischof von Scheele war in den Vereinigten Staaten, um die schwedisch-lutherischen Kirchen zu besuchen und ihnen den Gruß des Königs und der Kirche Schwedens zu überbringen, ferner um die Universität Upsala bei Dales zweihundert-jähriger Jubelfeier zu repräsentiren, endlich um unserm Präsidenten Roosevelt ein Glückwunschschreiben des Königs Oscar zu übermitteln. Am 17. October konnte von Scheele den Brief dem Präsidenten übergeben. Hierzu bemerkt nun „The Lutheran“: „Man hat uns gesagt, daß die Zeitungen in Washington diese Audienz gebracht haben, wir aber haben uns vergeblich in den New Yorker Zeitungen darnach umgesehen. Man sollte nun meinen, daß ein Ereigniß dieser Art von genügender Wichtigkeit gewesen wäre, um in der Presse der Metropole genannt zu werden, und wir sind überzeugt, wenn irgend ein englischer Bischof gekommen wäre mit einem Schreiben von König Eduard VII., oder wenn Cardinal Gibbons oder Erzbischof Ireland und Corrigan, oder Bischof Potter vor dem Präsidenten erschienen wäre mit einem ähnlichen Auftrage, so wäre das laut gemeldet worden in allen Blättern des folgenden Tages.“ — Ist das nicht derselbe Nativismus, dem der „Lutheran“ ab und zu so warm das Wort redet, wenn er z. B. die Gemeindefschulen als „foreign importation“ bezeichnet? Sua quisque exempla debet aequo animo pati.

J. B.

Von der Größe Luthers schreibt das „Lutheran Quarterly“ in einem Artikel über das „Predigtamt“ (S. 462 f.) also: „Jeder, der viel in Luthers Schriften gelesen hat, weiß sehr wohl, wie wenig ihm (Luther) lag an präciser und sorgfältiger Uebereinstimmung mit sich selber (precise and careful consistency), die ein Characteristicum kleiner Geister und insonderheit beschränkter Menschen ist, so daß es kaum Eine von den bedeutenden Lehren, die er vorträgt, gibt, in Beziehung auf welche Luther nicht ein- über das anderemal citirt worden ist, um sehr verschiedene, ja, sogar entgegengesetzte Ansichten zu stützen. . . . Es ist ein Unglück, daß nicht alle, welche sich Lutheraner nennen, hieran immer gedacht haben, wenn sie sich auf seinen Namen und seine Schriften bezogen, um ihre eigenen besonderen Ansichten zu stützen. Wäre das geschehen, so hätten sie sich unter einander weniger gestritten, und die lutherische Kirche brauchte heute nicht in so viele Theile gespalten zu sein, welche nur zu oft ihre Zeit und Kraft verzehren im Kampf gegen einander, statt gegen den gemeinsamen Feind, wider den Luther so tapfer kämpfte.“ Was darum das Geschrei: „Zurück zu Luther“ betreffe, welches man so oft seit 1888 gehört habe, so

dürfe man nicht vergessen, „wie schwer es in vielen Fällen sei, zu erkennen, wann wir „zu Luther zurück“, oder zu welchem „Luther“ wir zurückgelangt sind“. (S. 471.) — Hiernach besteht die Größe Luthers darin, daß er von derselben Sache bald so, bald anders geredet habe, so daß sich jeder für seine Lehre auf ihn berufen könne! Dies Bildniß Luthers hat aber der Schreiber im „Quarterly“ nicht etwa aus genauer Bekanntschaft mit Luther und seinen Schriften gewonnen. Der Generalsynodist kennt einen Weg, der schneller und sicherer zum Ziele führt. Wenn er Luther rühmen will, so sieht er zuvor sich selber an, und was er da findet, bewundert er dann an Luther. Statt sich nach Luther und seinen Schriften zu bilden, malen diese Unionisten Luther nach ihrem eigenen Bild und Gleichniß. F. B.

Von Harnad schreibt das „Quarterly“ der Generalsynode: „Harnad sagt nicht alles, was ein gesunder Lutheraner sagen sollte. In diesen Vorlesungen weist er aber Christo und seinen Lehren eine Stelle an, die einen tiefen Eindruck auf seine Hörer gemacht haben muß. Der intellektuellen Welt, die keinen Gebrauch mehr für den Mann von Nazareth hatte, muß es eine Offenbarung gewesen sein, zu hören, was dieser Führer des Liberalismus von ihm zu sagen hatte.“ Ferner: „Diese sechzehn Vorlesungen müssen einen tiefen Eindruck auf das gegenwärtige Denken ausüben. Der allgemeine Werth dieses Eindrucks wird — wie ich glaube — ein guter sein. Er wird gar manchen mit Jesu bekannt machen, wo er dann mehr vom Meister lernen wird als von Harnad.“ Harnads Buch — meint das „Quarterly“ — könne mit den Reden Schleiermachers verglichen werden, der zwar auch nicht „orthodox“ gewesen sei, wohl aber „ein Prophet, der Christo den Weg bereitet habe“. — Wer die „Reden“ Schleiermachers liest, wird finden, daß sich Schleiermacher in denselben besondere Mühe gibt, den Gebildeten unter den Verächtern auch der christlichen Religion zu zeigen, daß sie mehr von wahrer Religion haben, als sie selber glauben, und im Grunde die rechten Vertreter und Inhaber dieser Religion seien. Schleiermacher hat den gebildeten, aber unbußfertigen Verächtern des Christenthums den Trost gespendet, daß sie ja im Grunde gute Christen, viel bessere Christen seien, als sie selber wüßten. Heißt das aber Christo den Weg bereiten, wenn man die Sünder lehrt, wie sie um das Ding, das ihnen so schwer wird und so sehr zuwider ist, die Buße, herumkommen können? Schleiermacher hat die gebildeten Verächter der christlichen Religion in ihren Sünden bestärkt und eben deshalb von Christo weggetrieben; denn nur die Predigt der Buße führt zu Christo hin und bereitet ihm den Weg, nicht aber die Lüge, daß sich der Unbußfertige im Grunde schon bei Christo befinde. Auch das Buch Harnads hat und kann seiner Natur nach keine andere Wirkung haben, als schwache Christen von Christo wegzulocken und unbußfertige Verächter von Christo wegzutreiben. Wenn Juden und Heiden, Buddhisten, Unitarier und Freiprotestanten das Buch Harnads lesen, so werden sie nicht etwa erschrecken über die greulichen Irrlehren und Irrwege, auf welchen sie sich befinden, sondern sich vergnügt die Hände reiben, weil der „berühmteste Professor“ der protestantischen Theologie an der berühmtesten Universität in der Christenheit ihr Gewissen beruhigt und „sonnenklar bewiesen“ habe, daß man nicht an den „Gekreuzigten und Auferstandenen“ zu glauben brauche, um selig zu werden. Christen, welche eine klare Erkenntniß haben, wird Harnads Buch schwerlich irre machen. Gebildete Verächter des Christenthums aber wird es in ihrer blinden Feindschaft wider das Kreuz Christi bestärken und somit nicht zu Christo hin-, sondern von ihm wegtreiben. Es sind kümmerliche Theologen, die das nicht zu erkennen vermögen. F. B.

Evolutionstheorie in der Generalsynode. Im „Lutheran Quarterly“ heißt es S. 559: „Die Welt ist historisch und zeitlich verändert worden. Die Weltperiode

von sechstausend Jahren seit der Erschaffung des Menschen ist nicht mehr haltbar. Die Archäologie in Babylon und Egypten hat offenbart, daß daselbst der Mensch historisch vorhanden war ungefähr fünf- bis zehntausend Jahre vor Christo, und daß dahinter noch ein unhistorisches Zeitalter liegt. Die Geologie hat durch ihre Entdeckungen von den ungeheuren Zeitperioden unsere Anschauung von der Vergangenheit verändert. Noch wichtiger ist es aber für das Denken, daß sie gezeigt hat, wie dieselben Kräfte, welche die Erde aufgebaut haben, immer noch an der Arbeit sind. Es ist dies eine andere Welt und erfordert ein Denken verschieden von dem der alten Welt unserer Väter. . . . Ferner treten uns die Entdeckungen der Biologie entgegen. Biologie ist die Wissenschaft von den Phänomenen des Lebens. Sie hat alles Leben zurückgeführt auf das Protoplasma, die Zelle. Hiermit beginnend verfolgt der Biologe die Spuren, die Structur, die Physiologie und das Wachstum des menschlichen Nervensystems. Er hat es zu thun mit Thatfachen. Die Folge war, daß auch die Psychologie studirt wurde auf physiologischer Grundlage. Die Sociologie muß sie in ihren Untersuchungen berücksichtigen. Die Ethik, die Moral als Wissenschaft, ist tief von ihren Entdeckungen afficirt worden. Und doch wurde die Biologie erst 1860 als Wissenschaft geboren. Eine wenigstens in wissenschaftlicher Beziehung neue Theorie hat sich in den verflossenen fünfzig Jahren eingebürgert (has come to stay), die Theorie der Evolution, welche in vielen Zweigen des Wissens alles beherrscht und alle afficirt. Sie hat Modificationen und Veränderungen gebracht. Wir geben vielleicht die Ansprüche ihrer fortgeschrittenen Vertreter nicht zu, können uns aber nicht verhehlen, daß sie unsere Anschauungen von der Schöpfung, von der Geschichte, von der Religion, von der Bibel und von der Kirche afficirt hat.“ — Obige Worte finden sich im „Lutheran Quarterly“ ohne jegliche Bemerkung von Seiten der verantwortlichen Herausgeber. Sie zeigen, daß die Generalsynode auch in diesem Stück hinter den modernen Secten herläuft, und daß theologische Vertreter derselben sich bereits auf der schiefen Ebene befinden, die zum radicalen Unglauben führt. F. B.

Die Unirten und die Gemeindefchule. Der „Friedensbote“ schreibt: „Die höchste und beste Erziehung ist und bleibt eben diejenige, welche den Menschen zum ‚Höchsten und Besten‘ zieht und erzieht, das heißt, zu Gott und seiner Liebe. Solches kann jedoch keine Philosophie unserer Jugend in die Herzen träufeln, selbst nicht eine im Reichthum adressirte Moral. Dazu gehört das reine, lautere Wort des Herrn und die Vertiefung des geistigen Menschen in dasselbe hinein. Wir sind dankbar, daß wir Sonntagsschule, Jugendvereine und Confirmationenunterricht haben, weil es denn doch unleugbar ist, daß die Gemeindefchulen mehr und mehr im Abnehmen begriffen sind. Es naht jedoch die Zeit mit Riesenschritten, da der Staat selbst, um der Selbsterhaltung willen, der inneren Verwilderung der heranwachsenden Generation Einhalt gebieten muß. Ob dies durch einen Religionsunterricht auf allgemeiner Grundlage geschehen kann, wissen wir nicht. Gott in seinem Erbarmen wird die rechten Mittel an die Hand geben, wenn es Zeit ist und wenn die Leute — nach vielen Heimsuchungen — die Nothwendigkeit dazu einsehen lernten.“ — Das ist die Sprache der kirchlichen Atrophie und des geistlichen Marasmus, wenn man, die Nothwendigkeit der christlichen Gemeindefchule wohl einsehend, statt kräftig die Hand ans Werk zu legen, die Hände faltet und spricht: „Gott in seinem Erbarmen wird die rechten Mittel an die Hand geben.“ Uebrigens ist die Behauptung, „daß die Gemeindefchulen mehr und mehr im Abnehmen begriffen sind“, zu allgemein. In unserer Synode wenigstens ist der Lehrmangel immer noch ebenso groß als der Mangel an Predigern.

F. B.

“For the Elect Only.” So lautet die Ueberschrift eines Artikels von W. S. Hodge im “Presbyterian”, in welchem es unter anderem auch also heißt: „Es ist der Ruhm und die Wahrheit unseres Bekenntnisses, daß es ‚den Erwählten allein‘ gilt.“ „Es wird die Forderung gestellt, daß die Liebe Gottes zu allen Menschen in das Bekenntniß eingeführt werde, und zwar in solcher Weise, daß es nicht mehr lehrt, daß die Seligkeit, die Versicherungen, Versprechungen und Hoffnungen des Evangeliums, die Liebe Gottes den Erwählten allein gelten. Unser Bekenntniß also revidiren hieße es aber nicht in die Gleichförmigkeit, sondern von der Bibelwahrheit wegrevidiren.“ „Die unendliche Liebe Gottes ruht auf der ganzen Gemeinschaft der Erlösten allein, das ist, auf den Erwählten, denn jeder Erlöste ist ein Auserwählter Gottes. . . Nichts ist nach der göttlichen Offenbarung gewisser, als daß diese unendliche Liebe Gottes sich nicht über den Rest der Menschheit erstreckt, das ist, über die, welche unbußfertig leben und sterben. Auch für diese gibt es allerdings eine Liebe Gottes, aber es ist eine Liebe ganz anderer Art, und sie wird geübt gegen sie in einer ganz verschiedenen Weise.“ — Das ist radicaler Calvinismus, welcher aus dem schönsten Spruch der Bibel: „Also hat Gott die Welt geliebet“ das Wort „Welt“ streicht und dafür einsetzt: „wenige Erwählte“. In demselben Artikel heißt es weiter: „Das große und einfache Princip, welches durch die ganze Bibel läuft, lautet: ‚Ich liebe die, welche mich lieben.‘ Wie die Liebe Gottes nur bedingter Weise allen Menschen gilt, so können wir jedem einzelnen Sünder, einerlei wie verderbt er sei, die Versicherung geben, nicht daß er schon ist, sondern daß er werden kann und werden wird ein Gegenstand der Liebe Gottes, wenn er will, wenn er Christum annimmt, wenn er sich bekehrt und an ihn glaubt. Es ist buchstäblich, absolut wahr, daß jeder kommen darf, der will. Aber die erforderliche Bedingung ist das ‚Will‘ und das ‚Kommen.‘ — Das ist grober Arminianismus und Papiismus, welcher Gottes Liebe und Gnade abhängig macht von einer Leistung des Menschen. Hodge sucht den calvinistischen Particularismus der Gnade zu vereinigen mit den klaren Sprüchen der Schrift von der allgemeinen Gnade und Liebe Gottes. Was dabei herauskommt, zeigen obige Sätze: aus Einem Munde fließt beides, Calvinismus und Arminianismus! So werden Gelehrte zu Narren, wenn sie eine böse Sache haben.

J. B.

Ist ein gemeinsames Glaubensbekenntniß möglich? Die Committee der Presbyterianer war Anfangs December in Washington versammelt, um die Sätze aufzustellen, welche die Presbyterianer glauben. Dies ist eine ganz überflüssige Arbeit, wenn sie bloß feststellen soll, was die Presbyterianer ihrem Bekenntniß gemäß glauben sollten, denn das Westminster-Bekenntniß läßt an Deutlichkeit wenig zu wünschen übrig. Soll die Committee aber die Sätze formuliren, welche alle, die sich jetzt Presbyterianer nennen, annehmen, so wird sie nicht viel zu Papier bringen, denn das “General Assembly” birgt die verschiedensten Geister. Dem “Independent” ist dies eine Veranlassung zu der Behauptung, daß überhaupt kein gemeinsames Bekenntniß möglich sei. Er schreibt: „Die Aufgabe“ — der Committee in Washington — „ist offenbar unmöglich, denn heut zu Tage lassen sich die Leute nicht so leiten und führen, daß man ihnen vorschreiben könnte, was sie glauben müssen. Sie werden das glauben, wofür sie Beweise gefunden haben; sie können nicht aufs Commando glauben. Ist aber der Zweck nur eine einfältige Darlegung der Lehren, welche die Presbyterianer glauben, so ist das nicht weniger unmöglich.“ Was Warfield und DeWitt befriedige, würden Merrick Johnson und Nicolls verwerfen, und umgekehrt. Daraus zieht nun der “Independent” den leichtfertigen Schluß, daß überhaupt ein gemeinsames Bekenntniß weder möglich noch nöthig noch wünschenswerth sei — und daß jeder denkende Mensch wie in der Politik, so

auch in der Religion sein eigenes Credo haben sollte. "But" — spricht er — "let it be remembered that the word creed comes from credo, the first word in the Apostles' Creed. It means, I believe. It is in the indicative mood, a definite statement of fact; present tense, what is believed now, to-day, not yesterday, not to-morrow; first person, singular, what the speaker himself believes, not what anybody else believes. It is credo, I believe; not credendum, the gerund, what must be believed, by me or by anyone else, but my own personal statement of faith. So each person can make, and should make, his own creed, and it is an impertinence for anyone to assume to make a creed for his neighbor." — Im Bekenntniß sagt jeder einzelne, was er glaubt. Ein gemeinsames Bekenntniß kann es nur da geben, wo mehrere dasselbe glauben. Fehlt der gemeinsame Glaube, so kann auch nicht ohne Heuchelei gemeinsam bekant werden. Die politischen platforms und "text-books" in den Schulen beweisen zur Genüge, daß in irdischen Dingen viele Menschen in vielen Fragen übereinstimmen und gemeinsam bekennen. Was wollte auch aus dem Verkehr der Menschen mit einander werden, wenn es keinerlei gemeinsame Bekenntnisse gäbe und geben könnte! Was sodann das geistliche Gebiet betrifft, so ist Einigkeit des Glaubens und gemeinsames Bekenntniß nicht nur möglich, sondern geradezu nothwendig: heilige Pflicht. Alle Christen können und sollen ein und dasselbe glauben und bekennen. Freilich, wenn es so stände, wie der "Independent" sagt, daß jeder sich sein Credo selber zurecht machen müßte, so wäre es Unverschämtheit, von andern zu fordern, daß sie sich auch dazu bekennen. Nun ist es aber der große Gott selber, welcher in der klaren Schrift allen Christen sagt, was sie glauben und bekennen sollen. Daß einheitliche Bekenntniß aller Christen ist möglich, denn was sie bekennen sollen, liegt klar und deutlich in der Schrift vor. Nöthig aber ist es, denn Gott selber fordert es und verlangt von der Kirche, daß sie es in seinem Namen von jedem einzelnen Christen fordere und jeden von sich hinausthue, der die Lehren der Schrift nicht glauben und mitbekennen will. Müßten die Christen ihre Glaubenslehren selber erarbeiten, aus subjectiven oder objectiven, aus natürlichen oder übernatürlichen, aus gegenwärtigen oder vergangenen Thatfachen ableiten und entwickeln, oder aus allgemeinen Sätzen schließen und folgern, so dürften wir uns freilich nicht wundern, wenn auch hier der Satz gälte: Viele Köpfe, viele Sinne. Da dies aber in der Kirche nicht der Fall ist, Gott selber vielmehr alle Lehren in unfehlbaren und klaren Wort der Schrift vorgelegt hat, so muß man sich vielmehr über das Gegentheil wundern, wundern darüber, daß mitten in der Christenheit so viele Leute Christen sein wollen und sich doch weigern, die klare göttliche Wahrheit zu bekennen. Kurz, die Einigkeit des Glaubens und Bekennens ist in der Kirche nicht nur möglich, sondern auch sittliche Pflicht.

J. B.

United Presbyterians. James Jackson von Cambridge, Mass., wurde — wie der „Herold“ mittheilt — von der Gliedschaft der zweiten reformirten presbyterianischen Gemeinde ausgeschlossen, weil er americanischer Bürger wurde und sich somit eidlich verpflichtete, die Constitution der Vereinigten Staaten aufrecht zu erhalten. Die reformirte presbyterianische Denomination betrachtet eben die Constitution der Vereinigten Staaten als ein unmoralisches Document, weil es Gott nicht nenne und die Oberhoheit für das Volk in Anspruch nehme, die doch Gott allein gehöre.

Die Episcopalen und Bischof von Scheele. Von den Episcopalen ist in den verfloßnen Jahren wiederholt behauptet worden, daß die nationale Kirche Schwedens die anglicanische Lehre von der „bischöflichen Succession“ und dem „historischen Episcopat“ führe und daß deshalb die Schweden in America erst dann sich glücklich

fühlen könnten, wenn sie von den Episcopalen unter die Flügel genommen wären. In diesem Wahn wurden die Episcopalen bestärkt durch P. Flodin aus Schweden, der im Frühjahr in America war, mit den Episcopalen anband und ihnen weismachte, daß die Kirche Schwedens im Grunde nicht lutherisch, sondern „episcopal“ sei. Da hat nun Bischof von Scheele den Episcopalen den Staaß gestochen und ihnen einen guten, wenngleich nicht angenehmen Dienst erwiesen. Dies bekennt ein Episcopale, der in „Living Church“ also schreibt: „Bischof von Scheele, welcher nach den Berichten der Presse eine prominente Stelle einnimmt in der nationalen Kirche Schwedens, befindet sich in diesem Lande, um die lutherischen Kirchen und Anstalten zu besuchen. Auch ist er der Verfasser der Schriften: ‚Stimmen aus dem Vaterlande‘ und ‚Grüße von Mutter Seva an ihre Töchter, die Lutheraner in America‘, veröffentlicht 1894. Hieraus geht hervor, daß die Kirche in Schweden die lutherische Kirche anerkennt und somit auch das Amt der lutherischen Kirche in diesem Lande.“ Auf dem Concil in Lima sagte von Scheele: „Wir in Schweden legen geringes Gewicht auf die äußeren Formen des Kirchenregiments. Für uns liegt die wahre apostolische Nachfolge nicht in den Fingerspitzen einer Klasse von Männern in der Kirche, sondern in der Wahrheit des Gotteswortes und in dem Festhalten der Kirche an dieser Wahrheit.“ Auch Vertretern unserer Landespresse gegenüber hat von Scheele betont, daß die Staatskirche Schwedens die schwedische Episcopalkirche in America nicht anerkenne, wohl aber die Augustana-Synode. F. B.

Die naturalistische Anschauung der Bibel stellt der „Churchman“ ganz richtig also dar: „Man sagt uns, daß die Bibel ein Buch sei wie jedes andere auch und vom Forscher in derselben Weise behandelt werden müsse; daß der Anspruch, mit dem sie auftrete, daß ihre Schreiber unter besonderer göttlicher Leitung gestanden hätten, nichtig sei; daß die Geschichtsschreiber des Neuen Testaments in ihren Berichten von der Geschichte, welche sie von den Vorgängen ihrer Zeit gehört, nur das Verständniß und den Fleiß angewandt hätten, welche jeder Berichterstatter großer Begebenheiten anwenden würde; daß die Apostel Paulus, Petrus und Johannes aus diesen Thatfachen Schlüsse gezogen hätten, wie jeder von uns das thun könnte und wie jeder von uns zu thun gleicherweise berechtigt wäre.“ — Die Bibel besteht diesen „Forschern“ aus bloß menschlich verbürgten Thatfachen und rein subjectiven menschlichen Reflexionen. Was von beiden haltbar sei, entscheide die Kritik. Wenn die Kirche — wie das in unserer Zeit in so großem Maße geschehen ist — die doppelte Wahrheit fahren läßt, daß die heilige Schrift das inspirirte, unfehlbare Wort Gottes ist und daß die einzige letzte lautere Quelle und Norm der christlichen und theologischen Erkenntniß die Schrift, das inspirirte Wort der Schrift, ist, so verliert ihr Glauben und Hoffen den göttlichen Grund und steht überall nur auf trügerischen menschlichen Ansichten. Der göttliche Glaube will nicht natürliche, sondern göttliche Thatfachen und nicht menschliche Deutungen und Auslegungen, sondern göttliche Worte unter den Füßen haben. Hat er das nicht, ruht er auf Thatfachen, die Menschen feststellen, und Lehren, die Menschen ableiten, so sinkt er zur trügerischen menschlichen Meinung herab.

„Creed of Deeds.“ Unter dieser Ueberschrift sagt Dr. Beach im „Congregationalist“: „Das weitaus am meisten gelesene Buch im gegenwärtigen Decennium, Sheldons ‚In His Steps‘, hat seinen Mittelpunkt in der Frage: ‚Was würde Jesus thun?‘ Herr Sheldon sagt, daß das Christenthum nach seiner Auffassung in zwei Worte zusammengefaßt wird: ‚Thue das‘, und es gibt wenig religiöse Führer, die so großen Anhang haben als Sheldon. Das sind typische Thatfachen für die Beurtheilung des gegenwärtigen Christenthums. Die ‚Christian Endeavor‘-Bewegung dreht sich in ähnlicher Weise um das Versprechen: ‚Ich will darnach stre-

ben, das zu thun, was Jesus von mir gethan haben will.' Der thätige, praktische Halt, den die Kirche im Großen an dem Werk der Wohlthätigkeit und Philanthropie nimmt; ihre zahlreichen sozialen Bemühungen; ihr Eifer für gute Regierung und ihre bescheidene tägliche Hülfeleistung — das alles deutet in dieselbe Richtung.“ — Dr. Beach hat recht. Der Zug der Zeit geht dahin, an die Stelle der Glaubenslehre die Werklehre zu setzen. Wenn aber Beach daraus einen Schluß auf Fortschritt und gesündere Auffassung des Christenthums in unserer Zeit macht, so ist er auf dem Holzwege. Ob etwas in der Kirche wahr, gesund oder Fortschritt ist, entscheidet weder Zeitgeist noch "success", weder der Beifall großer Männer noch großer Mengen, sondern allein die Schrift. Die Schrift aber lehrt uns das "Creded of Deeds" bekämpfen als das Bekenntniß des Heidenthums. F. B.

Lehrpredigten unter den Secten. Dr. Bradlay sagte auf dem Concil der Congregationalisten in Portland, Me.: „Ohne Lehre gibt es kein wirksames Predigen. Wie der Mensch in seinem Herzen denkt, so ist er; und der Mensch denkt in seinem Herzen ungefähr so, wie der Prediger ihn überzeugt oder zu überzeugen versteht. Die großen Prediger Paulus, Luther, Wesley, Finney, Moody sind Lehrprediger gewesen, und was mehr ist, jeder große Prediger hat seine eigene besondere Lehre betont.“ — Ähnlich sprach sich auch Dr. Bartlett aus: „Die Leute verlangen Lehrprediger. Die Seminarien müssen Leute zu Predigern autoritativer Wahrheiten erziehen. Jede Predigt in der Bibel von Moses bis Stephanus und Paulus tritt mit dem Anspruch auf, daß sie absolut gewisse Wahrheit lehre, und macht keinen Compromiß in ihren Behauptungen und Gewißheiten. Ist die Wahrheit heute weniger positiv? Wir haben ernste Prediger nöthig, welche den ganzen Rath Gottes verkündigen. Laßt uns die Hölle predigen und alles Herumreden um dieselbe beseitigen.“ — Aus diesen und ähnlichen Stimmen hat man den Schluß gezogen, daß die sensationellen Predigten bald allgemein den doctrinellen Platz machen würden, und sich davon großen Gewinn für die Kirche versprochen. Was werden aber Lehrpredigten nützen, wenn sie nicht das Evangelium von der Vergebung der Sünden in Christo bringen, sondern eigene Ansichten und heidnische Werklehre verkündigen? Da wird der letzte Betrug ärger sein als der erste, denn Irlehrern sind schlimmer als gar keine Lehren. F. B.

Andover Theological Seminary in Massachusetts entschied sich vor etlichen Jahren für absolute Lehrfreiheit und hob die Bestimmungen ihres Charters, welche den Liberalismus noch etwas in Schranken hielten, auf. Nun wird berichtet, daß in Andover die Zahl der Professoren fast ebenso groß ist als die der Schüler. Ein Wechselblatt schreibt: „Vor vierzig Jahren war Andover eine der populärsten (wenn nicht die populärste) theologischen Schulen im Lande. Die Schule hat einen schlechtesten Namen bekommen. Sie hat das Vertrauen der besten Leute eingebüßt. Sie hat aufgehört, das evangelische Christenthum zu repräsentiren. Die Studenten derselben wurden gefättigt mit ‚neuer Theologie‘, und deutscher Rationalismus nahm die Stelle des Wortes Gottes. Nun soll sie zusammengeschmolzen sein auf elf Studenten mit sieben oder acht Professoren, welche große Gehälter aus den 'endowment funds' ziehen. Viele Congregationalisten trauern, aber sie trauern an einem Grabe, das sie selber gegraben, oder doch zu graben geholfen haben.“ — Der Unitarianismus und Universalismus als *Gemeinschaft* lebt nur vom Gegensatz. Der Rückgang dieser heidnischen Secten und ihrer Anstalten hat seinen Grund aber nicht etwa — wie auch lutherische Blätter geschrieben haben — darin, daß der Unitarianismus als *Theologie* im Aussterben begriffen wäre, sondern vielmehr darin, daß er weiten Eingang gefunden hat bei Baptisten, Methodisten, Presbyterianern, Episcopalen und andern Secten und somit der Gegensatz geschwunden ist, der den Unitariern bisher die Recruten lieferte. F. B.

Die Quäker und die weltliche Obrigkeit. Vor etlichen Wochen hatte der "Independent" darauf hingewiesen, daß die Quäker insofern auch Anarchisten seien, als sie die weltliche Obrigkeit verwerfen. Dies veranlaßte die Quäker, dem obigen Blatte folgende Stelle aus der "Richmond Declaration" vom Jahre 1887 mitzutheilen: „Die weltliche Obrigkeit ist eine göttliche Ordnung, eingesetzt, um die Wohlfahrt des Menschen zu befördern; darum müssen obrigkeitliche Beamte angesehen werden als Gottes Diener, die den Uebelthätern Schrecken und den Frommen Lob sein sollen. Uns ist es darum Gewissenssache, ihnen Achtung und Gehorsam zu zollen in der Ausübung der ihnen zustehenden Functionen (their proper functions).“ Von diesen dem Staate „zustehenden Functionen“ schließen die Quäker aber ausdrücklich aus das Kriegführen und das Auflegen von Kriegssteuern. Damit gestehen die Quäker der Obrigkeit zwar das Existenzrecht zu, aber nicht das Selbst-erhaltungsrecht. Das ist ein Widerspruch und macht jeden Staat thatsächlich unmöglich. Ein Staat, der sich nicht vertheidigen darf, kann nicht bestehen.

F. B.

Vom Mormonenthum theilt das in Chicago erscheinende Missionsblatt "Tidings" Folgendes mit: „1. Die Mormonen haben ihren Tempel in Salt Lake City vollendet und eingeweiht, wodurch viele vom Mormonenthum abwendig Gewordene wieder zurückgewonnen wurden. 2. Große Landstriche in Mexico sind von Mormonen angekauft und werden von ihnen immer stärker bezogen, wo sie ihrer Religion gemäß Vielweiberei ungestört üben können. 3. Sie errichten Colonien in den umliegenden Staaten und Territorien, so daß sie bei Wahlen die ausschlaggebende Gewalt besitzen, wie es bereits der Fall ist in Idaho, Wyoming, Colorado, Nevada, Arizona und New Mexico. Sie besitzen starke Colonien in Oregon, Washington, California und Montana und Zweige von 'Neubekehrten' in vielen Staaten der Union östlich und südlich. 4. Sie haben durch ihre 'Manifeste' über Vielweiberei die Regierung in Washington und die Bürgerschaft im Allgemeinen betrogen. 5. Sie haben Utah zum Staat erhoben unter den loyalsten und frömlichsten Versprechungen, deren jede seither gebrochen wurde. 6. Sie verstehen es, Touristen und berühmte Besucher in Salt Lake City derart zu unterhalten, daß sie völlig getäuscht werden bezüglich der wahren Absichten der Mormonen. 7. Sie führen ein vollständiges System der Proselytenmacherei in den Vereinigten Staaten aus. Zweitausend 'Aelteste', die auf ihre eigenen Kosten zwei Jahre dienen müssen, durchziehen das Land und werben Anhänger. 8. Sie haben ihre Politik dahin verändert, daß sie, anstatt der 'Sammlung der Heiligen der letzten Tage' an Einem Ort, nun darauf aus sind, dieselben in solcher Weise zu 'verstreuen', daß sie die ausschlaggebende Stimmenzahl in einem vierten Theil der Staaten erhalten, um also ein Amendment zur Constitution gegen die Vielweiberei zu verhindern und die Controle über die nationale Regierung mit den Jahren zu erlangen.“ — Den Aussprachen vieler kirchlichen Blätter zufolge erblicken die Secten im Mormonismus die größte gegenwärtige Gefahr nicht nur für den Staat, sondern auch für die Kirche: ein Beweis dafür, daß die Secten je länger desto kurzfristiger werden und meist nur noch ein Auge für Grobteufliches haben.

F. B.

Die Hegemonie im Denken der Völker. Ein Wechselblatt schreibt: „Während viele deutsche Familien in unserem Lande die deutsche Sprache vernachlässigen, ja, leider ganz vergessen, nimmt die Zahl der amerikanischen Familien, die sich des Deutschen als Umgangssprache befleißigen, beständig zu. In den höheren Schulen ist eine beständige Zunahme der deutschen Klassen bemerkbar. Gebildete Amerikaner staunen über die Gleichgültigkeit, welche so viele deutsche Eltern an den Tag legen, indem sie es ihren Kindern gestatten, ausschließlich englisch zu sprechen. Das

dürften nachlässige Abkömmlinge germanischer Vorfahren ernstlich bedenken. Die Kinder deutscher Eltern in America sollten beide Sprachen fließend führen können. Wir schicken diese Bemerkungen einer Erklärung voraus, welche Dr. Edward Joyneß, Professor der modernen Sprachen an der Universität von South Carolina, in öffentlicher Rede wie folgt abgab: „Als ich noch das College besuchte, das heißt, vor einigen vierzig Jahren, wurde das Deutsche von unseren Studenten fast völlig vernachlässigt. Und jetzt! — nicht durch Zufall, sondern durch tiefer liegende Ursachen, welche wir mit Nutzen studiren können, steht das vereinigte Deutschland als erste unter den europäischen Nationen da, und deutsches Denken ist der mächtigste Einfluß in der modernen Kultur und Erziehung. Wir wollen uns nicht aufs Prophezeien verlegen; Griechenland, Rom, Italien, Spanien, Frankreich, England haben der Reihe nach an der Spitze der Civilisation marschirt. Es sieht ganz danach aus, als ob eine Periode deutscher Hegemonie angebrochen sei. Es ist möglich, daß unser eigenes Land, welches von der See umgürtet und durch den Genius demokratischer Institutionen geschützt ist, sich diesem dominirenden Einfluß entziehen kann. Die Zeichen der Zeit lassen sich aber nicht anders deuten: den kommenden Geschlechtern wird das kostbarste und mächtigste geistige Besitztum — nächst der Kenntniß und Liebe zu unserer eigenen Sprache und Literatur — die Kenntniß und Liebe der deutschen Sprache sein.“ — Daß in Deutschland auf geistigem Gebiete alles wirklich Große und Wahre in Luther und der lutherischen Reformation seinen Ursprung oder Anstoß hat, kann man bestreiten. Gewiß ist aber, daß den Wahrheiten des Christenthums, welche Luther wieder ans Licht gefördert hat, von Rechts wegen die Hegemonie im Denken der Völker gebührt. Den americanischen Importeuren deutscher Gedanken geht aber das Urtheil ab. Wer am lautesten Wissenschaft kräht, gewinnt ihre Aufmerksamkeit. So kommt es, daß sie statt Luther — der freilich in Deutschland schlecht mehr zu haben ist — Harnack und Hädel beziehen.

F. B.

Wie die Astronomen phantasiren, dafür ist Professor G. W. Ritchey am Yerkes-Observatorium der neueste Beleg. Der „Congregationalist“ und zahlreiche weltliche Blätter brachten im November die Nachricht, daß Ritchey die Kant-Laplace'sche Nebelhypothese, nach der die Nebelmassen die Matrizen der Sonnensysteme sind, als Thatsache erwiesen habe und daß mit seiner Entdeckung eine neue Epoche in der Astronomie angebrochen sei. Der „Record-Herald“ aus Chicago bezeichnet die That Ritchey's als „discovery of startling significance and tremendous importance in the history of the evolution of the universe“, als „work of absolutely great magnitude, which will insure to Prof. Ritchey a foremost place among the world-renowned men of science.“ Ritchey habe nicht bloß bewiesen, „daß unser Sonnensystem und ganze Sterngruppen gebildet worden sind durch millionen-jährige langsame Evolution aus großen Massen gasförmiger Materie, die in den unergründlichen Tiefen des Raumes schweben“, sondern auch „die Wahrheit der Theorie Herbert Spencers, daß das ganze Universum durch einen Fluß der Evolution und Dissolution geht, daß Nebelgas sich selber bildet durch gewaltige Veränderung in den Sternen, daß Sterne durch Explosion plötzlich ausgedehnt werden zu enormen Massen feinen Gases, und daß dieses Gas sich wieder zusammenzieht und verwandelt in Sonnen wie die unsrigen, mit einem etwaigen Gefolge von Planeten.“ — Worin besteht nun aber die astronomische Großthat Ritchey's? Darin, daß er zwei Photographien genommen hat von dem Stern Nova in Perseus, von welchen die zweite etwas von der ersten abweichen soll. Nova in Perseus wurde von den Astronomen zuerst bemerkt im Februar 1900. Das Licht des Sternes nahm rasch zu bis zur ersten Größe. Dann aber erblaßte er ganz allmählich, so daß er jetzt

schon dem bloßen Auge nicht mehr sichtbar ist. Nach Ritchey's Berechnung ist der Stern wenigstens 117,313,920,000 Meilen von der Erde entfernt, da seine Parallaxe entdeckt worden sei. Die merkwürdigen Vorgänge in Nova Perseus müßten sich deshalb wenigstens vor zwanzig Jahren ereignet haben, denn das Licht lege nicht mehr als 186,000 Meilen in der Secunde zurück. Die Astronomen haben nun allerlei Theorien (Collision, Reibung, Explosion u.) aufgestellt, um das rasche Erscheinen und Verschwinden des Sternes zu erklären. Schließlich griffen sie zu ihrer Lieblingshypothese, daß nämlich eine ungeheure Explosion vorliege. Diese Hypothese behauptet nun Ritchey durch seine beiden photographischen Platten verificirt zu haben. Das erste Bild wurde am 20. September genommen, das zweite am 18. November. Von dem ersten sagt der "Record-Herald": "On the plate were two fairly dense wisps of nebulosity toward the west with a curve to the north, merging into the convolutions of the nebula." Von dem zweiten: "The spots of density in the west field of the nebula had moved!" Eine kleine Verschiedenheit der beiden Platten — das ist die Thatsache, welche Ritchey angibt, und aus derselben zieht er ohne viel Federlesens die obigen fabelhaften Folgerungen. — Dieser Fall zeigt wieder, wie leicht die Vernunft und Phantasie der Astronomen trunken und hysterisch wird. Ritchey erinnert stark an Tesla, der auch in diesem Jahre der Welt feierlich ankündigte, daß er von den Bewohnern des Mars eine Depesche erhalten habe. Die begeistertste Aufnahme, welche Teslas Ankündigung in der Landespresse gefunden hat, dürfte am Ende nicht wenig dazu beigetragen haben, Ritchey Lust und Muth zu machen, auch einmal etwas Großes zu entdecken und sich als "brilliant astronomer" feiern zu lassen. F. B.

II. Ausland.

Der Unionsstandpunkt der Leipziger Mission. Dem „Hannoverschen Missionsblatt“ zufolge unterscheidet sich Breslau von Leipzig in der gegenwärtigen „Frankfurter“ Streitfrage also: Breslau „sieht innerhalb einer Kirche, die unter einem Kirchenregiment verschiedene Bekenntnisse in sich schließt, kein lutherisches Kirchengebiet mehr“, Leipzig dagegen behauptet „nicht, daß da, wo es an solchem Kirchenregiment leider fehlt, keine wirklich lutherische Kirche mehr sei. Seine Auffassung ist: Lutherisches Kirchengebiet = Kirche mit lutherischem Bekenntniß, wenn auch durch gemeinsames Regiment mit einer reformirten Kirche verbunden“, obwohl es vorzuziehen sei, „daß das Kirchenregiment in der rechten Lehre und Sacramentsverwaltung mit der von ihm regierten Kirche übereinstimme“.

Ein neues Organ der Ritsch'schen Partei ist am 1. October erschienen, das den Titel führt: „Kirchliche Gegenwart, Gemeindeblatt für Hannover.“ Seinen Hauptzweck gibt das Blatt also an: „Die Arbeit der ‚Neueren Theologie‘ hat außerordentlich werthvolle Ergebnisse geliefert. Es ist nicht Annahmung, sondern lediglich schuldiger Dank, wenn wir behaupten: Bibel und Christenglauben, die Entwicklung des Christenthums im Ganzen und besonders in seiner evangelischen Gestalt haben wir besser kennen gelernt, als vordem möglich war. Es gilt, diese werthvollen Ergebnisse weiteren Kreisen zugänglich zu machen und sie ausgiebiger zu nutzen. Die Gleichgültigkeit oder der Gegensatz gegen das kirchliche Leben wird bei manchen wenigstens dadurch zu heben sein. Unser Gegner ist hier der Traditionalismus.“ — Popularisirung des Ritsch'schen Unglaubens und Verbreitung desselben unter dem Volke in Hannover, das ist Zweck des obigen Blattes. Die „E. R. Z.“ bemerkt: „Was die ‚werthvollen Ergebnisse‘ betrifft, welche die moderne Theologie geliefert hat, so wissen wir, daß sie darin bestehen, daß sie an Stelle des Evangeliums eine neue Religion setzen, die von Lemme sogenannte ‚Professorenreligion‘.“

Vom „Beruf“ der Ritschlschen Professoren. Die „E. R. Z.“ theilt aus der „Christlichen Welt“ folgende gottlose Aussprüche des Biegener Professors Krüger mit: „Vorerst ein unumwundenes Bekenntniß dazu, daß ich persönlich die von mir als akademischer Lehrer verrichtete Arbeit als unkirchlich empfinde. Unkirchlich ist diese Arbeit, sofern sie schlechterdings und überall mit Maßstäben arbeitet, die gänzlich außerhalb der kirchlichen Sphäre gewonnen sind. Unkirchlich auch in dem Sinne, daß ich nirgends bei meiner Arbeit nach der Kirche frage: ob ihr meine Ergebnisse behagen oder nicht, ob sie durch eines dieser Ergebnisse, vielleicht auch durch meine ganze Arbeitsmethode sich geschädigt glaubt. Ich will nicht sagen, daß es mich kalt läßt, aber ich verstatte dieser etwa auftauchenden Erwägung keinerlei Einfluß auf meine Arbeit. Ich möchte aber noch weiter gehen, und das ist mir sogar die Hauptsache: ich suche die eigentliche Aufgabe des akademischen Lehrers in etwas, das die Kirche zunächst erschrecken muß. Unsere Aufgabe besteht in erster Linie in dem Berufe, Seelen zu gefährden. Diesen Beruf hat unter allen nur der Professor, und das ist sein Ehrentitel. Die theologische Wissenschaft soll ihren Jüngern den Dienst des Giftes leisten, das gegen schwere Ansteckung immun macht. Und denen, die gesund sind, leistet sie auch diesen Dienst. Ich kann nicht nur versichern, daß ich an diejenigen unter meinen Schülern am liebsten zurückdenke, bei denen das Gift am kräftigsten gewirkt hat, sondern auch, daß gerade sie es in seiner Wirkung als segensreich empfinden und daß gerade sie sich zu besonders tüchtigen Dienern des Evangeliums entwickeln. Gewiß, wir haben auch kränklige und schwächliche Jüglinge. Aber ich kann es nicht leugnen, daß sie mein Interesse nicht in dem Maße in Anspruch nehmen. Rousseau meint, der Erzieher sei kein Krankenwärter und dürfe seine Zeit nicht verlieren, ein unnützes Leben zu pflegen. Ganz so hart braucht man sich nicht auszudrücken, nicht einmal zu empfinden, aber etwas Wahres ist sicher daran.“ — Krüger hätte recht in dem, was er von seinem Berufe sagt, wenn Satan einen Beruf ausstellen könnte. Das kann er aber nicht; das kann nur Gott und der, dem Gott dazu Zug und Recht gibt. Einen „Beruf, Seelen zu gefährden“ und zu vergiften, gibt es ebensowenig als einen Beruf zum Lügen, Stehlen, Huren und Morden. Die „E. R. Z.“ bemerkt zu den Worten Krügers: „Wir müssen dagegen protestiren, daß von den Professoren der modernen Theologie die Studenten als Versuchsobjecte für die Wirkung ihres Giftes angesehen werden. Wir weisen es mit Entrüstung zurück, daß die angehenden Diener der Kirche von Professoren der Ritschlschen Partei als Versuchskaninchen behandelt werden. Wir verlangen von diesen Herren mehr Achtung vor den Seelen unserer Söhne.“ — Was helfen aber Proteste, wenn ihnen nicht die That auf dem Fuße folgt? F. B.

Die Anstalten in Kropf. St. Brünjes, Leiter des ev.-luth. Predigerseminars in Kropf, der im Interesse dieser Anstalt in America gereist hat, schreibt von den seit 25 Jahren bestehenden, im vergangenen Sommer aber für bankrott erklärten Anstalten im „Lutherischen Herald“: „Die Kropfer Anstalten zerfallen in zwei große Gruppen. Zu der ersten und ältesten Gruppe gehören alle die Anstalten, die ausschließlich Wohlthätigkeitsanstalten sein wollen und darum auch auf die Gaben brüderlicher Liebe angewiesen sind, nämlich das Predigerseminar, das Waisenhauß, das Kinder-, bezw. Findelheim und das Altenheim. Zu der zweiten Gruppe gehören vor allen die großen Irrenanstalten, die zwar auch in gewissem Sinne Wohlthätigkeitsanstalten sind, indem sie unbemittelten Kranken für ein Geringes oder auch unentgeltlich eine christliche Verpflegung und Heimstätte gewähren, aber doch im Stande sind, sich selber zu unterhalten durch die von den Kranken der ersten und zweiten Klasse eingezahlten Pensionen und Pflegegelder, und sogar noch einen kleinen Ueberschuß liefern. Der Gedante P. Paulsens bei der Begründung dieser An-

stalten, zu denen außerdem die Abtheilung für Nervenranke, Morphiumsüchtige und Alkoholiker hinzukommen, war der, einmal solchen Kranken eine wirklich christliche Pflegestätte zu bieten, in der nicht bloß ihr kranker Leib, sondern auch die oft noch schwerer vermundete Seele Heilung finden konnte. Der Herr, der rechte Arzt und Helfer, sollte nicht ausgeschlossen sein, wie das von der modernen Heilwissenschaft so oft geschieht, sondern ihm, der gerade die Mühseligen und Belabenen erquicken will, sollten die Kranken zugeführt werden. Der andere Gedanke war der, durch die etwaigen Ueberflüsse dieser zweiten Gruppe die Anstalten der ersten Gruppe zu stützen und zu tragen und eventuell den Umfang ihrer Liebesarbeit auszuwehnen.“ Insonderheit das Predigerseminar betreffend sagt Brünjes, daß dasselbe von den übrigen Anstalten jetzt durch Landesgerichtsbeschluß völlig geschieden sei und sich selbst zu unterhalten habe. Dieser Beschluß sei die Folge eines Protestes gegen die Einmischung der früheren Zwangsverwaltung in die Seminarangelegenheit. An der Spitze des Seminars stehe nun ein Curatorium, gebildet von einer Reihe bewährter Geistlichen der schleswig-holsteinischen Kirche, zu denen auch P. Paulsen gehöre. Dies Curatorium allein und niemand sonst berufe die Lehrkräfte und übe die Controle aus, ernenne die Examinationscommittee und bilde in allen Stücken die höchste Instanz über dem Director, bezw. dem Lehrercollegium. Brünjes selber wie seine Collegen hätten ihren Beruf bereits vom Curatorium empfangen. „Selbstverständlich“ — sagt Brünjes wörtlich — „sind die Wirren in Kropf nicht ohne Einfluß geblieben auf das Seminar, obwohl dasselbe jetzt völlig selbständig da steht. Einige unserer Studenten mußten aus Mangel an Mitteln, da wir selber nicht in der Lage waren, Unterstützung zu gewähren, uns verlassen. Das ist um so bedauerlicher, als sich gerade in jüngster Zeit ein neues Arbeitsfeld uns erschlossen hat, Brasilien, wohin wir in diesem Herbst einen unserer Brüder abordnen durften, und ebenso aus Australien sich die Anfragen nach lutherischen Pastoren mehren, denen wir bisher leider aus Mangel an geeigneten Kräften nicht entsprechen konnten.“

J. B.

Bibelkritik in Schweden. Der Hofprediger Heumann hat in einem längeren Artikel in der Zeitung „Vaart Land“ Professor Schued, der sich in einem Referate günstig über die moderne Bibelkritik ausgesprochen hatte, angegriffen. Heumann weist alle Bibelkritik entschieden ab und macht darauf aufmerksam, daß an Stelle der Universitäten theologische Seminare eingerichtet werden müßten, wenn die theologischen Professoren an den Universitäten ihrer Aufgabe nicht gerecht würden. Die angehenden Prediger dürften nicht durch ungläubige Docenten ausgebildet werden. An diesen Artikel schloß sich eine bittere persönliche Fehde, nicht bloß in kirchlichen, sondern auch in politischen Blättern. Die Mehrzahl der schwedischen Prediger soll auf Seiten Heumanns stehen. Bemerkt sei hier auch, daß P. Klavenes aus Christiania, der in Lund den radicalsten Ritschlianismus vortrug, in Norwegen nicht ohne Anhänger ist. So hat sich z. B. P. Fries für ihn öffentlich ins Geschirr geworfen und die nordischen Lutheraner vor Anschluß an die „Allgemeine lutherische Conferenz“ gewarnt, weil sie in Lund einen Beschluß gegen Klavenes angenommen habe.

J. B.

Die lutherische Kirche in Frankreich. Die beiden Provinzialsynoden der lutherischen Kirche haben in Paris und in Mömpelgard zu Anfang November ihre jährliche Sitzung abgehalten. In beiden besprach man u. a. die Frage der Recrutirung der Geistlichkeit, welche in diesem Lande wohl auch wegen des sehr geringen Gehaltes der Pfarrer besondere Schwierigkeiten bietet. In Mömpelgard regte ein Mitglied die Erhebung einer Kirchensteuer an, die aber als unmöglich abgewiesen wurde; leichter wäre, meinte man, die Gründung einer Centralcasse, die durch wohlhabende

Laien gespeist würde und durch welche Gehaltszulagen gewährt werden könnten. Was daraus wird, muß die Zukunft lehren. Jüngst ging durch die Zeitungen die Nachricht, ein Pfarrer habe seinem Amtsbruder gestanden, er esse im Jahr nur einmal Fleisch, um seiner Frau und seinen Kindern es mehrere Male im Jahre bieten zu können! Von Seiten der Regierung ist bei der jetzigen Lage der Dinge eine Aufbesserung der Gehälter nicht zu erhoffen. (A. E. L. K.)

Religiöse Uebungen auf der französischen Flotte waren bisher officiell und obligatorisch. Nun sind sie aber vom Marineminister frei gegeben. Wer an der Messe nicht Theil nehmen will, wird dazu nicht mehr gezwungen. Von den Clericalen wird natürlich dieser ministerielle Act bitter verurtheilt und als ein Eingriff in die Gewissensfreiheit verschrieen. Das Blatt „Gaulois“ schreibt: „Diese Unter-
L
sagung der Gewissensfreiheit unter dem Vorwande, eben diese Freiheit zu gewähren, ist ein ebenso unlauteres als obdüsses Geschäft.“ — Es zeigt sich hier wieder, was die Römischen verstehen unter Religions- und Gewissensfreiheit, nämlich die unbeschränkte Freiheit der Priester, andern ihre Religion mit Hülfe der Staatsgewalt aufzuzwingen. F. B.

Bibelverbot im Papstthum. Die „E. K. Z.“ theilt aus dem ultramontanen „Märkischen Kirchenblatt“ das Folgende mit: „Man hat der katholischen Kirche vorgeworfen, sie entziehe das Wort Gottes den Gläubigen, sie wache und Sorge mit Furcht und Angestlichkeit, daß ja niemand, besonders nicht ihre eigenen Angehörigen, die Bibel in die Hände bekommen, um nicht durch Lesen in derselben den Widerspruch zu entdecken, in dem die Lehre der Kirche zur heiligen Schrift stehe. Demgemäß spricht man von Bibelverboten in der katholischen Kirche.“ Wahr ist, daß die Kirche den Laien das Lesen der heiligen Schrift in der Volkssprache nicht unbedingt gestattet, sondern nur unter gewissen, von ihr festgesetzten Bedingungen. Diese Anordnung ist Ergebnis einer im Laufe der Jahrhunderte gesammelten Erfahrung, die allmählich zu einer bestimmten Disciplin geführt hat. So ist nach der neuen Constitution Leo's XIII. (vom 25. Januar 1897) unter Strafe, die vom Bischof zu bestimmen ist, und unter schwerer Sünde verboten die Lectüre und Aufbewahrung aller Ausgaben der heiligen Schrift in der Volkssprache, auch wenn sie von Katholiken besorgt wurden, außer sie seien vom heiligen Stuhl eigens gutgeheißen oder mit geeigneten Anmerkungen versehen und zugleich von dem zur Ertheilung der Druckerlaubnis zuständigen Bischof genehmigt. Damit also eine deutsche Bibelausgabe erlaubt sei, ist nothwendig, daß sie entweder vom apostolischen Stuhle gutgeheißen ist, was immer dann gefordert wird, wenn es eine Uebersetzung ohne Anmerkungen ist, oder daß sie vom Bischof gutgeheißen sei, was nur dann genügt, wenn entsprechende Anmerkungen beigelegt sind, die mit der kirchlichen Schrifterklärung übereinstimmen. Auf gleiche Weise sind verboten alle von Nichtkatholiken besorgten Uebersetzungen der heiligen Schrift in der Volkssprache, besonders jene der sogenannten Bibelgesellschaften, deren Ausgaben unter allen Umständen als verboten anzusehen sind. Nur solchen, die sich mit theologischen und biblischen Studien beschäftigen, ist der Gebrauch dieser Uebersetzungen und anderer Bibelausgaben erlaubt, vorausgesetzt, daß diese weder in den Vorreden noch in den Anmerkungen die Dogmen des katholischen Glaubens angreifen. Die Laien dürfen demnach, wie schon bemerkt, nur jene Bibelübersetzungen in der Muttersprache lesen, die von Katholiken veröffentlicht und vom heiligen Stuhle gutgeheißen sind oder unter Ueberwachung der Bischöfe mit Anmerkungen aus den Werken der Kirchenväter und gelehrter katholischer Schriftsteller herausgegeben sind. Für gewöhnlich sollte außerdem ein Katholik, bevor er an die unterschiedlose Lesung der biblischen Bücher herantritt, sich mit seinem Beichtvater ins Einverneh-

men setzen, der darüber zu entscheiden hat, ob die betreffende Lectüre für ihn nützlich, weniger gut oder gar gefährlich sei. Jedenfalls aber hat ein Seelsorger oder Reichthümer, wenn für ihn die Annahme begründet ist, daß einem Katholiken das Bibellefen zum Schaden gereichen könne, dasselbe einzuschränken oder zu verbieten. Ganz anders ist die Anschauung der Protestanten, die das unterschiedlose Bibellefen als eines der ersten Christenrechte bezeichnen und sagen, jeder einzelne Gläubige sei für sich verpflichtet, in der Schrift zu lesen und zu forschen; aber sehr mit Unrecht. Denn die heilige Schrift als das Wort Gottes ist zu wichtig, die Ehrfurcht, die die Kirche gegen dieselbe hegt, zu groß, auch sind die Gefahren und Uebel, die aus dem Mißbrauch derselben entstehen, dem Zeugnisse der Geschichte zufolge zu schrecklich, als daß die katholische Kirche nicht mit aller Sorgfalt und Behutsamkeit über das Lesen der heiligen Schrift wachen sollte.“ — Was Christus Joh. 5, 39. allen geboten hat, ist in der römischen Kirche nur dem gestattet, der sich dazu die dreifache Erlaubniß vom Pabst, Bischof und Priester geholt hat. J. B.

Los von Rom. Der österreichische Episcopat sagt in einem Hirten schreiben vom 15. November: „Der Ruf ‚Los von Rom‘ ist nämlich ausgegeben worden und hat Wiederhall gefunden. Jeder katholische Christ weiß es bestimmt, daß diese verwegene Einladung zum Abfalle von Rom, dem Mittelpunkte christlicher Einheit, sein ewiges Seelenheil gefährdet. Das ‚Los von Rom‘ heißt los von Petrus; es heißt los von der katholischen Kirche, die Christus der Herr auf den Felsenmann Petrus gegründet und gebaut hat; es heißt los von Jesus Christus, der den heiligen Petrus zu seinem Statthalter oder Stellvertreter auf Erden eingesetzt hat; es heißt los von Gott, weil Jesus Christus der menschgewordene Sohn Gottes ist, wie der gefeierte Märtyrerbischof von Carthago, der heilige Cyprian († 258), das denkwürdige Wort ausgesprochen hat: ‚Der kann Gott nicht zum Vater haben, der die Kirche nicht zur Mutter hat.‘“ — Rom und der Pabst von Rom treten ein für die heidnische Lehre, daß nicht Christus allein unser Heiland sei, sondern daß der Mensch selber sich mit seinen Werken die Seligkeit verdienen müsse. Wer darum wirklich „los von Rom“ ist, los nicht bloß äußerlich, sondern innerlich, los von der heidnischen Irrlehre Roms, der ist los vom Satan und los vom Antichrist, aber fest verbunden mit Christo, denn er hat im Glauben Jesum als seinen alleinigen Heiland ergriffen, und eng vereinigt ist er auch mit der Kirche, denn sie besteht eben bloß aus solchen Leuten, die sich allein auf Jesum verlassen. J. B.

Verbrüderung der Unitarier und Neu-Buddhisten. Aus Japan bringen deutschländische Kirchenblätter folgende Nachricht: „Am Geburtstage Buddhas, dem 8. April, hat sich in der den Unitariern gehörigen Unity Hall zwischen Neu-Buddhisten (die sich selbst buddhistische Puritaner nennen) und Unitariern eine Annäherung vollzogen, über die das Organ der letzteren, der ‚Risugosasshi‘, folgendermaßen berichtet: ‚Wir sind froh, uns gefunden zu haben. Wir, die christlichen Buddhisten und die buddhistischen Christen, gehören zusammen. In vielen wichtigen Fragen stimmen unsere Ansichten überein. Wir werden uns zu gemeinsamer Thätigkeit verbinden, und in der ferneren religiösen Entwicklung Japans wird unsere Unity Hall die Mutterkirche sein, von der die neue wahre Religion ausgeht.‘“ — Schon vor zehn Jahren gründeten die Unitarier in Japan einen Verein, der die Geburtstage von Christus, Buddha, Confutse und Sokrates feierte. Die Unitarier gehen eben von dem Sage aus, daß in allen Religionen Wahrheits-elemente zu finden seien. Diese Stücke der Wahrheit seien die Lehren, in welchen alle Religionen übereinstimmen. Wer sich nun an diese allen Religionen gemeinsamen Wahrheiten halte, der habe den Kern der Religion und somit auch den Kern des Christenthums. Unser Bekenntniß sagt von den Unitariern, daß sie „abgöttisch,

Gotteslästerer und außerhalb der Kirchen Christi“ seien. Daß dieses Urtheil nicht, wie man oft behauptet hat, übertrieben ist, sondern sachgemäß, davon sollten obige Thatfachen auch den Blödesten überzeugen. F. B.

Bemühungen um vermehrten Kindersegen in Frankreich. In Frankreich hat man sich entschlossen, eine besondere parlamentarische Commission zu ernennen, die sich mit dem Problem beschäftigen soll, wie die Zahl der Geburten, welche schon lange Zeit hinter der Zahl der Sterbefälle zurückbleibt, erhöht werden könne. Piot, Roussel und Labbé haben bis jetzt keinen andern Plan zu entdecken vermocht als das „finanzielle Remedium“. Von allerlei Vergünstigungen, die man Vätern mit großen Familien gewähren will, und von schwerer Besteuerung lediger Männer versprechen sie sich viel. Strauß schlägt noch vor, daß man solchen Frauen, welche Kinder gebären außerhalb der Ehe, eine bessere sociale Stellung und finanzielle Unterstützung gewähre, um auch so dem gewünschten Ziele näher zu kommen. — Ein Volk jedoch, das an solchen Wunden blutet und dabei zu solchen Heilmitteln greift, ist offenbar bankrott. Frankreich ist aber nicht das einzige Land, das an diesen „Franzosen“ leidet. Durfte doch die „New York Times“ vor etlichen Monaten ungestrukt schreiben: „Dester als je zuvor geht die junge Braut zum Altar mit dem bestimmten Vorsatz, niemals eine Mutter werden zu wollen, sondern sich einem Leben der Lust und des Vergnügens hinzugeben.“ F. B.

Hädels Unlauterkeit und Unzuverlässigkeit. Hädels Schrift „Welträtselfel“, in dem er seinen bekannten Atheismus und materialistischen Monismus, nach dem die Seele nur eine Wirkung der Materie und Denken eine Function des Gehirnes ist, vorträgt, wird viel gelesen und von Ungläubigen herausgestrichen als das Werk eines klaren Denkers und ehrlichen, offenen Vertreters der Wahrheit. Zur rechten Würdigung dieser Behauptung legt die „E. R. Z.“ unter anderm auch folgende Thatfachen vor: „Hädel veröffentlichte 1868 seine populäre ‚Natürliche Schöpfungsgeschichte‘. In ihr finden sich je drei Bilder, einmal die Eier von Mensch, Affe und Hund und sodann die Keime von Hund, Huhn und Schildkröte, um zu zeigen, daß sie nicht von einander zu unterscheiden seien. Kütimeyer, Hiss und von Bischoff, berühmte Professoren der Anatomie in Basel, bezw. Leipzig und München, wiesen dann nach, daß diese drei Bilder jedesmal mit demselben Holzstich gemacht worden waren. Hiss wies ferner nach, daß zahlreiche Bilder in Hädels späterem populären Werk ‚Anthropogonie‘, theils höchst ungetreu, theils geradezu erfunden sind, daß er Bilder von anderen Naturforschern für seine Zwecke veränderte und daß er Bilder von Dingen zeichnete, die noch kein Mensch gesehen hatte. In Folge dessen erklärte Hiss: ‚Hädel hat durch die Art seiner Kampfführung selbst auf das Recht verzichtet, im Kreise ernsthafter Forscher mitzuzählen.‘ Sehr scharf wurde Hädel auch (1876) von Semper, Professor der Zoologie und Anatomie in Würzburg, wegen allerhand ‚Fälschungen‘ angegriffen. Der Zoologe Kosmann wies ihm 1875 nach, daß er Worte von Göthe mißverstand oder entstellte, um darzutun, daß dieser seiner Meinung sei. Die Kieler Professoren Hensen (Physiologe) und Brandt (Zoologe) wiesen Hädel (1891) nach, daß er bei einer Beurtheilung ihrer ‚Plankton-Expedition‘ zur Untersuchung des Thierlebens im Atlantischen Ocean ebenso leichtfertig wie unwahr vorging. Hensen sagt z. B.: ‚Man kann Hädel nie trauen‘, und Brandt: ‚Es ist für Hädels Kampfweise charakteristisch, daß er in erster Linie bestrebt ist, den Gegner lächerlich zu machen oder ihn als recht dumm hinzustellen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist ihm jedes Mittel recht. Eine möglichst flüchtige Lectüre und Verdrehen dieses oder jenes Satzes führt zuweilen schon zu einem solchen Ergebniss; wenn nicht, so wird etwas untergeschoben.‘ Von einer ganz eigenartigen Seite zeigte sich Hädel seinem früheren Schüler, dem Zoologen Prof. Dr. Hamann,

gegenüber. Dieser hatte bei Besetzung einer Professur in Jena bei Hädel angefragt, ob er für dieselbe Aussicht habe. Hädel antwortete, er habe, in erster Linie an ihn gedacht, er gehöre zu den drei am geeignetsten zu bezeichnenden Candidaten, Hädels „persönlicher Wunsch“ sei, ihn an erster Stelle vorzuschlagen, bei Besprechung seiner Candidatur habe er seinen „Eifer und Fleiß, tüchtige Vorbildung und reichen Kenntnisse, den Werth seiner umfangreichen Arbeiten gebührend hervorgehoben“, man habe ihm aber entgegnet, seiner Berufung ständen „persönliche Bedenken“ entgegen. Hamann reiste darauf nach Jena und erfuhr, daß derartige Besprechungen überhaupt nicht stattgefunden hatten; die Professur wurde später an einen anderen vergeben, und Hamann hörte, daß dieser allein von Hädel vorgeschlagen worden war, ja, ein anderer Name war in der Facultät überhaupt nicht genannt worden, also auch Hamanns Name nicht. War Hädel also Hamann gegenüber direct unwahr, so kommt die Sache noch besser. Hamann veröffentlichte später (1892) ein Buch gegen den Darwinismus, in dem er auch die von Hiss zc. nachgewiesenen Fälschungen Hädels, nicht aber seine Sache mit ihm anführte. Daraufhin nannte ihn Hädel in einem Buch „einen gewissenlosen Renegaten“, sein Buch sei „eine große Lüge“. Hamann habe sich einst um jene Professur in Jena beworben, weil er aber der „untüchtigste“ der Candidaten und „sein unzuverlässiger Charakter allgemein bekannt“ war, sei seine Bewerbung fehlgeschlagen. Ferner schreibt er ihm an jener Stelle, wenig Geist“ und „ungenügende Kenntnisse“ zu. Der berühmte Berliner Ethnologe Prof. Bastian hatte sich erlaubt, gegen den Darwinismus aufzutreten; darauf fiel Hädel in seiner bekanntem Art über ihn her, von „seichstem bekanntem Geschwätz“, „grenzenlos confus“, „hochtrabendster Phraseologie“, „albern“, „kindisch“ zc. hagelte es nur so. Darauf wies ihm Bastian in einem „Offenen Briefe“, „Unredlichkeit“, „directe Unwahrheit“ und „bedenkliche Unwissenheit“ nach und schließt: „So ist wohl schließlich doch der mir bisher widerstrebenden Ansicht beizupflichten, daß nichts an Ihnen sei als Wind und Windbeutelerei.“ Seine Gegner hat Hädel stets so behandelt, wie das Wort von Prof. Brandt es beschreibt. So beschimpfte er nachfolgende Professoren und Naturforscher, weil sie sich gegen seine Phantasien wandten: Rüttimeyer, Hiss, Bastian, Agassiz, Ludwig, Wigand, Sachs, Semper, Kockmann, Hensen, Brandt, Du Bois Reymond, Hamann, Virchow, Metschnikoff, Götte, K. E. v. Baer, Wundt, Reinde, Bunge, Rindfleisch, Fleischmann, Barrande, Mirart, Lucae, Ranke. Bei solchen Berühmtheiten wie Virchow, v. Baer und Wundt erklärte er die Gegnerschaft durch Gehirnentartung des Alters, bei andern griff er zu den schmächtigsten Verdächtigungen (Hamann, Fleischmann). Außer den Genannten äußerten sich noch mehr oder weniger scharf über diese und jene Lehren von Hädel folgende Naturforscher: Claus, Driesch, Dohrn, K. Voigt, B. Schmidt, Balfour, Ihering, Foll, Kölliker, Polajeff, Selenka, Leuckart, Lieberkühn, Roquin-London, Kowalewsky, Braem, E. Schwarze, Chun, Heymons, Steinmann, Oppel, Reibel, Beard, Emery, Nagel, Klaatsch.“ — Hiernach ist Hädel ein durchaus unlauterer und in allen seinen Angaben unzuverlässiger Mensch. Nicht bloß in seinen Schlussfolgerungen und geistigen Operationen mit den Daten der Erfahrung, sondern auch in der Angabe der Thatfachen selber darf man Hädel nur so weit trauen, als man ihm mit eigenen Augen folgen kann. Verlogenheit ist der Charakter seiner „Wissenschaft“. Die treibende, alles bestimmende, gestaltende und findende Kraft bei Hädel ist offenbar nicht, wie er vorgibt, Liebe zur Wissenschaft und Wahrheit, sondern schlechtverhüllte Feindschaft wider Gott und alles Göttliche. Ehe Hädel an die Arbeit geht, bindet er sich ein Brett vor die Augen, damit er ja nichts mehr und nichts anderes sieht, als er sehen will. Wo das nicht ausreicht, hebt er an zu dichten und zu lügen. Und Hädel steht nicht allein.

6959-59

F. B.